UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Deutsche Rundschau

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg

Band CLVIII

(Januar — Februar — März 1914)

Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

1345-31
8/10/14

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — **Athen**, Eleftheroudakis & Barth. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — **Boston**, Caftor & Co. — **Budapest**, Grills Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — **Buenos-Aires**, J. Peuser. van Woerden & Cia. — **Bukarest**, Socec & Co. — **Chicago**, A. Kroch & Co. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. K. Paul, Trench, Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Prell & Eberle. Räber & Co. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, U. Hoepli. — **Moskau**, J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoffsche Buchh. — **Neapel**, Detken & Rocholl. F. Furchheims Nachf. (Emil Praff). — **New-York**, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndts Buchh. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmels Buchh. W. Mellin & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — **Schanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritzesche Hofbuchh. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Beckſche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manzſche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich**, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 158

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertachtundfünfzigsten Bande (Januar — März 1914).

		Seite
I.	Rohr im Winde. Roman von **Grazia Deledda.** (Fortsetzung.) X/XII	1
II.	Richard Wagners religiöse Botschaft in seinem Parsifal. Von **Hermann Freiherr von Soden**	24
III.	Zu Eduard Zellers hundertstem Geburtstag. Von **Hermann Diels**	45
IV.	Der Panamakanal. Von Vizeadmiral a. D. **P. G. Hoffmann.** I	70
V.	E. T. A. Hoffmann in Plock. Von **Hans von Müller.** V/VI. (Schluß)	92
VI.	Der Stand des Militärluftfahrwesens bei den Armeen des Dreibundes und des Dreiverbandes. IV/VI. (Schluß)	118
VII.	Friedrich von Motz. Von **W.**	132
VIII.	Der Hackbrettler. Erzählung von **Johannes Jegerlehner**	144
IX.	Deussens Philosophie der Bibel. Von **M. S.**	155
X.	Literarische Notizen	158
XI.	Literarische Neuigkeiten	160
XII.	Rohr im Winde. Roman von **Grazia Deledda.** (Fortsetzung.) XIII/XV	161
XIII.	Über den Ursprung des Humanismus. Von **Konrad Burdach.** I/IV	191
XIV.	Der Panamakanal. Von Vizeadmiral a. D. **P. G. Hoffmann.** II. (Schluß)	214
XV.	Gedanken über den Sprung in der Entwicklung. Von **Julius von Wiesner**	237
XVI.	Der Pietismus nach seiner geschichtlichen Notwendigkeit und seinen Gefahren. Von **Friedrich Wiegand**	248
XVII.	Das Viktorianische England. II. Einblicke in seine Geselligkeit. Von **Charlotte Lady Blennerhassett**	269
XVIII.	Der Raub der Monna Lisa. Von **W. von Seidlitz**	294
XIX.	Dreißig Jahre deutscher Kolonialpolitik. Von **Alfred Zimmermann**	309

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XX.	Nietzsche. Von **Rudolf Unger**	313
XXI.	Literarische Notizen	316
XXII.	Literarische Neuigkeiten	319
XXIII.	Über den modernen Monismus. Von **Benno Erdmann**	321
XXIV.	Rohr im Winde. Roman von **Grazia Deledda.** XVI/XVII. (Schluß)	341
XXV.	Deutsche Charakterköpfe in englischer Beleuchtung. Von **Alois Brandl**	359
XXVI.	Über den Ursprung des Humanismus. Von **Konrad Burdach.** V/VII	369
XXVII.	Die Eroberung des Südpols. Von **Otto Baschin**	386
XXVIII.	Unser gegenwärtiges Verhältnis zu den skandinavischen Nationen. Von **Franz Fromme**	403
XXIX.	Mexiko. Von **Graf Vay von Vaya und zu Luskod.** E. A. S. M. — A. P.	416
XXX.	Heine, Detmold, Christiani. (Mit ungedruckten Briefen und einem Heineschen Brouillon.) Von **Friedrich Hirth**	432
XXXI.	Wally von Meier. Ein Gedächtniswort von **Wolf Wilhelm Grafen Baudissin**	442
XXXII.	Der Wettermacher. Von **Georg Hirschfeld**	452
XXXIII.	Neues Leben auf dem Palatin. Von **Ernst Steinmann**	459
XXXIV.	Impressionismus. Von **Georg Gronau**	462
XXXV.	Segantini. Von **R. W.**	468
XXXVI.	Neue Briefe von Jakob Burckhardt. Von **Adolf Frey**	469
XXXVII.	Ein neuer Schweizer Roman. Von **Vernon Lee**	471
XXXVIII.	Bernhard Suphan und das Goethe-Schiller-Archiv in Weimar. Von **Wanda von Puttkamer**	473
XXXIX.	Literarische Notizen	478
XL.	Literarische Neuigkeiten	479

Rohr im Winde.

Roman

von

Grazia Deledda.

(Fortsetzung.)

X.

Donna Ruth war dahingegangen, das Haus wieder umgeben von Schatten und Schweigen.

Efix saß auf der Schwelle, eine Jasminblüte in der Hand und den Kopf an die Mauer gelehnt; er wartete auf Giacintos Rückkehr, eine unbestimmte Angst im Herzen.

Giacinto kam nicht. Ohne Zweifel hatte er von dem Unglücke gehört und fürchtete sich nun, zurückzukehren. Wohin war er gegangen? War er noch in Oliena, war er in Nuoro, oder noch weiter fort?

Efix suchte seine Gedanken, seine Erinnerungen, seine Eindrücke aus diesen drei Tagen des Schreckens zu sammeln. Ihm war, als säße er noch immer vor seiner Hütte, um der Nachtigall zu lauschen, die dort unten unter den Erlen sang. Es schien die Stimme des Flusses zu sein, diese Welle der Harmonie, die sich erfrischend über das nächtliche Gefilde ausgoß, und sie klang so wohllautend und so hinreißend, daß sich sogar die Geister der Nacht unter den Rand des Berges flüchteten, um dort regungslos hingestreckt ihr zuzuhören. Efix fühlte sich von dieser Stimme fortgetragen wie von einem Windhauch: Erinnerungen und Hoffnungen schwellten sein Herz. Er wartete auf Giacinto, und Giacinto kam herauf mit fabelhaften Neuigkeiten — er hatte eine Stellung gefunden, er hatte sein Versprechen, Stab und Stütze der alten Tanten zu sein, eingelöst. Und Don Predu hatte um Noemis Hand angehalten.

Aber an Giacintos Stelle erschien Juanantoni, mit einem schwärzlichen Gegenstand, der wie ein toter Geier aussah, auf der Brust. Von diesem Augenblick an war es Efix zumute, als ob er unter einem Anfall von Fieberdelirium zusammengebrochen sei. Welch ein Alp — die weißliche Straße im Dämmer der Nacht, der Klang der Harmonika, der vom Hügel herabkam und den Gesang der Nachtigall verstummen ließ! Alle Kobolde und Ungeheuer waren losgelassen und tanzten im Schatten, verfolgten und umringten ihn. Und das Rohr am Grabenrand hörte nicht auf zu murmeln: „Efix, komm! Efix, komm!"

Und er war gegangen. Nun saß er da und wartete aufs neue: aber auch Giacinto hatte in seiner erregten Phantasie ein ungeheuerliches Aussehen gewonnen, als hätten ihn die Geister der Nacht in ihr geheimnisvolles Reich getragen und er sei von dort schrecklich entstellt zurückgekehrt.

Es wäre besser, er kehrte nie wieder.

Von der Küche ging ein gelber Schein aus, der einen Teil des Hofes erhellte; man hörte von hier und dort einen Schritt, ein leises Geräusch. Noemi und Esther bewegten sich drinnen, aber es schien, als hätten auch sie Furcht — Furcht davor, ein Zeichen des Lebens zu geben.

Aber jemand klopfte an die Pforte, und alle drei, die beiden Schwestern und der Diener, sprangen auf, als erwachten sie aus diesem Traum des Todes.

Es war wieder die alte Pottoi; sie näherte sich wie ein Schatten, aber offenbar hatte sie draußen noch jemanden zurückgelassen, denn sie wandte sich um, als Efix das Tor wieder schloß. Sie kam, um Nachrichten über Giacinto zu holen.

Als die Damen sie sahen, hatten sie sich zurückgezogen; sie blieb im Hofe mit Efix allein.

„Seit fünf Tagen ist er verschwunden, und niemand weiß, wo er sein mag! Sag du's mir, mein Herz!"

„Wie kann ich dir's sagen, wenn ich es selber nicht weiß," erwiderte Efix.

„Sage mir's, sage mir's," drang sie in ihn, wobei sie sich über ihn beugte und mit ihrer Halskette spielte, als wollte sie sie abnehmen und ihm anbieten. „Ihr habt ihn fortgeschickt, Donna Noemi hat ihn fortgeschickt . . . Sag es mir, du weißt es. Grixenda, meine Grixenda stirbt mir ja . . ."

Sie beugte sich, beugte sich, und über ihrem schwarzen Profil, wie über dem des Berges, sah Efix einen Stern funkeln.

„Was kann ich dir geben, mein Herz?"

„Aber nichts, Alte!" — sagte er mit erhobener Stimme. — „Ich schwöre dir, daß ich es nicht weiß. Aber sobald ich's erfahre, will ich dich benachrichtigen . . ."

„Du bist gut, Efix! Gott wird dir's lohnen. Komm nach draußen — tröste sie."

Sie ergriff ihn bei der Hand und zog ihn hinaus. Grixenda stand an die Mauer gelehnt und weinte wie gegen ein Gefängnis, das all ihr Glück einschloß und in das sie nicht eindringen konnte.

„Nun was hast du? Er kommt zurück, ganz sicher."

„Hörst du, mein Herz?" rief die Alte und zog das Mädchen von der Mauer fort. — „Er wird zurückkommen! Er ist nicht für immer fortgegangen, gewiß nicht!"

„Ja, Mädchen, er wird zurückkommen."

Grixenda nahm die Hand des Alten und küßte sie schluchzend. Er fühlte ihre von Tränen nassen Lippen auf seiner Hand wie die Spur einer taugetränkten Blume. Er stand auf, und der Alp, der seit drei Tagen auf ihm gelastet hatte, begann sich allmählich zu lösen.

„Er wird zurückkommen," wiederholte er, „und alles wird gut gehen. Er

wird Vernunft annehmen, er wird in sich gehen, ihr werdet miteinander glücklich sein, und alles wird gut gehen."

Die beiden Frauen gingen getröstet von dannen. Efix kehrte ins Haus zurück und sah sich hier Noemi wie einem greifbaren Schatten gegenüber.

„Efix, ich habe alles gehört. Efix, laß es dir nicht einfallen, auch uns den Tod zu bringen. Giacinto darf dieses Haus nicht wieder betreten."

Efix hielt noch den Jasmin in der Hand, und die kleine Blüte zitterte in der Dunkelheit, wie unter einem eignen Schmerz.

„Euch den Tod bringen . . . ich? Weshalb?"

„Efix, ich habe es gehört!" wiederholte Noemi mit eintöniger Stimme; aber plötzlich erhob sich ihre Gestalt, der Schatten ward groß, wuchs ins Riesenhafte. Efix fühlte sie über sich wie eine Tigerin.

„Efix, hast du gehört? Er darf nicht wieder ins Haus und nicht einmal ins Dorf zurückkommen! Du, du bist an allem Schuld. Du hast ihn kommen lassen, du gelobtest, du wolltest uns vor ihm schützen . . . Du . . ."

Er nahm die Mütze ab wie ein Büßer.

„Donna Noemi, vergebt mir! Ich glaubte alles zum Besten zu kehren . . . Ich dachte: wenn ich nicht mehr wäre, so hättet ihr doch wenigstens einen Menschen zu eurem Schutze . . ."

„Du? Du? du bist ein Knecht, und damit genug! Du kannst es uns nicht vergessen, daß wir adligen Geschlechtes sind, und du möchtest es gern erleben, daß wir mit deinem Quersack betteln gehen. Aber eher werden dir die Raben die Augen aushacken. Zwei von uns hast du schon gehen sehen — aber die beiden anderen nicht. Und du wirst immer der Knecht sein und wir die Herrinnen . . ."

Efix schlug das Zeichen des Kreuzes wie vor einer Besessenen. Er nahm seinen Sack auf, und ihm war, als müsse er bis ans Ende der Welt fliehen. Aber Donna Esther faßte ihn bei der Hand, und Noemi, die ihm gefolgt war, fiel auf die Bank zurück, wie Donna Ruth, mit geschlossenen Augen und totenbleichem Antlitze.

Der Alte ging nach draußen und setzte sich auf die Stufe nieder. Dort blieb er unbeweglich die ganze Nacht, das Haupt in die Hände gestützt.

Vor Tagesanbruch machte er sich auf, um Giacinto zu suchen. Aufwärts, aufwärts ging er auf der Straße, die zuerst grau war, dann weiß, dann rosig ward. Die Morgenröte stieg aus dem Tal empor und überflutete die phantastischen Berggipfel am Horizonte. Monte Corrasi, Monte Lddé, Bella Vista, Santa Bardia, Santu Inaune, Monte Nou erhoben sich aus der leuchtenden Muschel wie die Blätter einer ungeheuren Blume, die sich am Morgen öffnet; und selbst der Himmel schien sich ergriffen und bewegt über soviel Schönheit zu wölben.

Aber mit Sonnenaufgang entschwand der Zauber; die Falken flogen kreischend mit ihren wie Messer funkelnden Flügeln vorüber, der Orthobene streckte sein, einer magischen Stadt gleichendes Profil den weißen Wällen von Oliena entgegen, und zwischen beiden erschien am Horizonte die Kathedrale von Nuoro.

Efix wanderte, den Schleier gegen das Fieber vor den Augen. Ihm war, als wäre er gestorben, als ginge er wie eine verdammte Seele, seiner ewigen Bestimmung entgegen. Aber hin und wieder brach eine dumpfe Empörung in ihm aus; dann machte er halt, setzte sich am Rande der aufwärts steigenden Straße nieder, zwischen dem Tal und dem Gebirge, zwischen den Felsen und den verstreut stehenden blassen Oliven und den Gruppen steingrauer Feigenbäume. Es schien ihm, dies wäre sein Kreuzesweg, aber zugleich ein Weg, der ihn über die Strafe seiner Sünden hinausführte. Seine Gedanken irrten hin und her. Siehe, ein Mensch, der keiner Schuld sich bewußt, friedvoll dahinschreiten kann, der erblickt, wenn er während einer Rast die Augen erhebt, in jedem fernen Punkt ein Felsenschloß, eine granitene Stadt, wo er sein Leben in voller Freiheit leben kann. Dann springt er auf und wandert weiter, von einem Sturm seiner Sehnsucht nach Freiheit getrieben. Wenn er jemandem begegnet, der ihn an seine Knechtschaft erinnert, den schlägt er nieder. So wird er zum Banditen . . .

Er erhob sich und setzte seinen Weg fort, das Haupt gesenkt, voll Scham über seine Träumereien.

Giacinto war in Oliena. Er wußte von der Protestierung des Wechsels und von Tante Ruths Tode, und er scheute sich, dahinunter zu gehen. Er wußte nicht, was er tun sollte. Den für Rechnung des Milesers aufgekauften Wein hatte er bereits befördert und besaß nur noch die paar Lire, die ihm als Maklerlohn zugefallen waren.

Er wohnte bei einer Bauersfrau, der Witwe eines Mannes vom Festland, die das Italienische gut sprach und sich bei ihm nach den Zuständen der Dörfer erkundigte, die sie aus den Erzählungen ihres verstorbenen Mannes kannte.

Es war Giacinto eine Art seelischer Erleichterung, da oben zu leben, in einem ebenerdigen Zimmerchen, das auf einen abschüssigen Hof hinausging, aus dessen Fenstern man den großen Talgrund von Isporosile und zwischen zwei Erhebungen, wie zwischen zwei Schildwachen der fernen Welt, die Kathedrale von Nuoro erblickte.

Er fühlte sich wie in einem Zufluchtsort während einer Periode des Sturmes. Er ging aus, kam zurück, ging wieder aus. Das weiße Dorf brannte wie ein Kalkofen, aber von Zeit zu Zeit wehte ein frischer, würziger Wind wie Ebbe und Flut darüber hin, und dann erhoben sich die Berge über dem Dorfe, weiß und blau, traurig und fröhlich, wie aus Marmor und Luft gemacht.

In eine Art Rausch von der Sonne versetzt, ging Giacinto mit irgend einem Gelegenheitsfreunde nach dem Platz vor der Kirche, in die die Frauen eintraten, kleine hölzerne Gestalten, das Haupt mit großen geblümten Tüchern bedeckt und die nackten Knöchel aus den orientalischen Schuhen hervorschauend.

Es war Fest, und wenn man durch die geöffnete Tür die Schar der auf dem Pflaster hingekauerten Weiber mit ihren roten Miedern und buntfarbig gestickten Tüchern erblickte, konnte man glauben, ein Blumenfeld zu sehen.

Ein reich vergoldeter heiliger Michael mit gezücktem Schwerte glänzte auf dem Altare, tausend byzantinische Bänder flatterten um die Madonna von Mezzagosto; andere kleine Heilige, mit Perlen als Augen in ihren schwarzen Gesichtern, standen steif in ihren hölzernen Nischen und erinnerten an die bronzenen Götzenbilder, die man auf den umliegenden Feldern gefunden hatte. Noch andere, groß und unförmlich, glichen halb Götzenbildern, halb sagenhaften Ungetümen.

Nach Beendigung der gottesdienstlichen Handlung begaben sich die Männer zum Trinken, und Giacinto machte sich bekümmerten Herzens auf den Heimweg zu seinem Schlupfwinkel. Er kam bei einer verfallenen Kirche und einem alten Friedhof vorbei, der ihn an den in ihrem Dorfe erinnerte.

Schwalbennester, die im Laufe der Zeit die Farbe des Gesteins angenommen hatten, liefen wie eine Verzierung um den rötlichen Fries des der Witwe gehörenden Häuschens. Die Schwalben flatterten mit ihren perlmutterartig leuchtenden Köpfchen gegen die Nester und huschten dann wieder fort, trunken von der schwermütigen Wonne des Daseins.

Giacinto saß auf der hohen Schwelle seiner Tür und sah gerade dem Fluge der Schwalben zu, während seine Wirtin an die Mauer gelehnt spann, als plötzlich Efix eintrat.

Giacinto begriff sofort alles. Er erhob sich nicht, aber er schlug die Augen auf, dem Kommenden entgegen, und dieser angstvolle und flehende Blick durchschnitt Efixens Herz wie ein Schrei des Schmerzes.

Aber der alte Mann war entschlossen, seine Pflicht bis aufs letzte zu erfüllen. Er sprach nicht, er vermochte kaum den Mund zu öffnen; er zeigte nur mit dem Kopfe zur Straße hin und winkte Giacinto, ihm zu folgen, und Giacinto folgte.

Sie gingen hinter der Kirche herum zu der verfallenen Mauer, und zu ihren Füßen ausgebreitet lag die große, von Licht übergossene Landschaft.

„Nun?“ fragte Efix mit bebender Stimme.

Dieses Wort brachte Giacinto zum Lachen; er wußte nicht, warum, aber gegenüber dem hilflosen Elend des Dieners fühlte er sich mit einem Male stark und von Grund aus verderbt.

„Du fragst mich, was nun? Das frage ich dich. Was gibt es Neues, das dich hierherauf treibt? Bist du gekommen, um den Wein für Tante Noemis Hochzeit einzukaufen?“

„Hab Ehrfurcht vor deinen Tanten! Du wirst sie nicht wiedersehen. Donna Ruth ist tot.“

Giacinto antwortete nicht, er neigte das Haupt und betrachtete seine Hände.

„Siehst du? Siehst du? Nicht ein einziges Wort des Schmerzes! Nicht einmal eine Träne! Und sie ist um deinetwillen gestorben, du Elender! Sie ist gestorben aus Schmerz um dich!“

Giacintos Schulter begann zu zittern, auch seine Unterlippe zuckte, aber er biß sich wütend darauf, er ballte die Fäuste und öffnete sie wieder, als wollte er irgend einen Gegenstand ergreifen und von sich schleudern.

„Was habe ich getan?“ fragte er frech.

Efix betrachtete ihn von oben bis unten mit schmerzlicher Verachtung.

„Und du fragst noch? Und warum bist du noch hier, wenn du nicht weißt, was du getan hast? Ich sage dir nichts, ich bitte dich um nichts, denn du hast nichts. Nicht einmal ein Herz hast du! Ich bin nur gekommen, um dir zu sagen, daß du niemals mehr einen Fuß in das Haus deiner Tanten setzen darfst!"

Giacinto schwieg. Sein Schweigen begann den Alten zu erregen.

„Nicht einmal antworten kannst du? Sag doch wenigstens, was du jetzt beginnen willst? Du hast sie an den Bettelstab gebracht, deine unglücklichen Tanten! Was denkst du zu tun?"

„Ich werde alles bezahlen, ich!"

„Du? Mit Versprechungen! Ah, jetzt aber ist es genug, bei Gott! Jetzt betrügst du niemanden mehr, hörst du! Es ist Zeit, ein Ende zu machen! Gib die Verstellung auf, denn wir haben nichts mehr, was wir dir geben könnten. Hast du verstanden, Schurke?"

Da richtete Giacinto seinen Blick auf Efix und musterte ihn, überrascht und boshaft, von oben bis unten. Dann erhob er aufs neue die Arme, sprang vom Boden auf und schien sich auf Efix stürzen zu wollen, wie ein Geier, der über seiner Beute schwebt.

Seine Augen und seine Zähne funkelten im Lichte der sinkenden Sonne, und sein Antlitz hatte etwas von einem Raubvogel.

„Sag, schämst du dich nicht?" fragte er mit halblauter Stimme, indem er Efix am Arme packte und sein Auge fest in das des Alten heftete.

Efix hatte ein Gefühl, als versengte dieser Blick ihm die Pupillen; ein Sausen dröhnte ihm in den Ohren.

„Schämst du dich nicht? Schurke, du selbst! Ich kann geirrt haben, aber ich bin jung und kann es wieder gut machen. Aber du? Aber du? Antwortest du jetzt nicht? Ah, zittre jetzt, du Mörder! Fort, ich schäme mich, dich berührt zu haben."

Er gab ihm einen Stoß und wandte sich zum Gehen. Efix lief ihm nach und ergriff seine Hand.

„Warte, warte!"

Sie standen einen Augenblick schweigend da, als lauschten sie einer fernen Stimme.

„Giacinto! Sag mir nur eins, Giacinto! Ich spreche zu dir als ein Sterbender, Giacinto! Sag mir, bei der Seele deiner Mutter! Wie hast du's erfahren?"

„Was kann dich das kümmern?"

„Sag mir's, sag mir's, Giacinto, bei der Seele deiner Mutter!"

Giacinto vergaß niemals die Augen des alten Efix in diesem Momente — Augen, die aus der Tiefe eines Abgrundes herauf zu flehen schienen — und niemals vergaß er die Hand, die den Alten zur Erde herabzog, während sein Körper sich krümmte, krümmte und langsam niederglitt.

Giacinto glaubte, er stürbe. Er hob ihn vom Boden, lehnte ihn mit den Schultern an die Mauer, richtete sich selbst zu voller Höhe auf und sah auf ihn herab.

„Sag es mir, sag es mir!" stöhnte Efix. „Ist es deine Mutter gewesen? Sag mir wenigstens, daß sie es nicht war."

Giacinto gab ihm ein Zeichen, sie sei es nicht gewesen.

Da schien Efix sich ein wenig zu beruhigen.

„Es ist wahr —" sagte er mit leiser Stimme. „Ich habe ihn getötet, deinen Großvater. Schon tausendmal wollte ich mein Verbrechen bekennen, auf der Straße, in der Kirche beichten, aber ich tat es um ihretwillen nicht. Wenn ich gefehlt hätte, wer würde ihnen beigestanden haben? Aber es ist ein Unglück gewesen, Giacinto, das schwöre ich dir. Ich wußte, daß deine Mutter fliehen wollte, und ich hatte Mitleid mit ihr. Warum? weil — weil ich sie liebte. Das ist mein erstes Verbrechen gewesen. Ich habe die Augen zu ihr erhoben, ich Wurm, ich Elender. Dann hat sie sich meine Liebe zu Nutzen gemacht, hat sich meiner bedient, um zu fliehen . . . Und er, der Vater, erriet alles. Und eines Abends wollte er mich töten. Ich wehrte mich; mit einem Steine habe ich ihm den Kopf zerschmettert . . . Er drehte sich noch einen Augenblick um sich selbst wie ein Kreisel, die Hand am Hinterkopfe, und dann fiel er, weit von der Stelle, wo er mich angegriffen hatte . . . Ich glaubte, er täte es mit Absicht . . . Ich wartete . . . wartete . . . daß er wieder aufstände . . . Dann ward mir heiß vor Angst . . . aber ich konnte mich nicht rühren . . . Ich glaubte noch immer, es wäre Verstellung . . . Und ich blickte hin . . . blickte immer wieder hin . . . So verging viel Zeit. Endlich schlich ich mich heran . . . Giacinto! Giacinto!" wiederholte Efix zweimal mit tiefer und keuchender Stimme, als riefe er noch sein Opfer — „ich rief ihn . . . Er antwortete nicht. Und ich habe es nicht über mich gebracht, ihn zu berühren . . . und bin geflohen und dann wieder umgekehrt . . . So habe ich es dreimal gemacht, aber ich konnte ihn nicht berühren. Ich hatte Furcht."

Giacinto hörte zu. Seine Schulter zitterte, und Efix, der scheu von unten emporblickte, glaubte den ganzen Horizont zittern zu sehen. Aber plötzlich war Giacinto verschwunden, und Efix sah vor sich den leeren Raum, das rötliche, von Schatten durchfurchte Tal, unten, weit unten, bis zu den Hügeln von Nuoro, die dunkel in den Sonnenuntergang hineinragten.

Ein unendliches Schweigen herrschte. Nur das Zirpen einer Schwalbe kam aus dem verfallenen Gemäuer hervor, und von weitem hörte man den Hufschlag eines Pferdes, der sich immer mehr in der Ferne verlor.

„Es ist Giacinto," dachte Efix, „nun hat er ein Pferd genommen und reitet hinunter, und dann entdeckt er den Tanten alles und quält sie . . ."

Er lauschte. Ihm war, als hörte er den Hufschlag auf der Mauer, über sich, dann tiefer, über seinem Körper, über seinem Herzen.

„Davongegangen ist er, ohne mir ein Wort zu sagen!" dachte der Alte. „Aber ich habe es nicht so gemacht, als er mir die Geschichte mit dem Kapitän erzählte."

Plötzlich sprang er auf, als wenn ihn etwas stäche. Er schüttelte den Staub von seinen Kleidern und rannte fort, hinter die Kirche, die Straße hinunter, gejagt von dem Gedanken, Giacinto möchte heimkehren und den

Damen etwas zu Leide tun. Aber als er ankam, war das Haus wieder in seinen Todesschlummer gesunken.

Donna Esther war dabei, Korn auszuwaschen, bevor sie es zwischen die Mühlsteine brachte, denn, als das letzte im Sacke, der ihnen noch blieb, war es sehr staubig und mit kleinen Steinen durchsetzt.

Aber was auf Efix am meisten Eindruck machte, war, daß Donna Noemi zum Zeichen der Trauer Donna Ruths weißes Tuch um den Kopf gewunden trug.

Sie war gealtert, ihr Gesicht war weiß wie das vielfach geflickte Laken, das sie jetzt noch einmal flickte.

Efix setzte sich auf die Bank seinen Herrinnen gegenüber. Alle drei schienen ruhig, als wenn nichts vorgefallen wäre. Er berichtete, wie er Giacinto gefunden hätte.

„Geht er jetzt fort oder nicht?"

„Er geht," versprach Efix.

Noemi sah ihn fest an; er schien ihr so grau und abgemagert, daß sie Mitleid mit ihm empfand und nichts mehr sagte.

Acht Tage lang lebten sie alle drei in der Angst und Hoffnung, daß Giacinto zurückkehren und sein Vergehen wieder gut machen möchte, daß er fortgehen und sich nie wieder sehen lassen möge.

XI.

Eines Tages im Herbste ging Efix zu Don Predu ins Haus. Es waren nur die Mägde anwesend, eine ältliche und beleibte Person, die es in Haltung und Benehmen offenbar den Schwestern des Pfarrers nachtun wollte, und eine jüngere, die elegant war wie eine Dame. Efix mußte in einem zu ebener Erde gelegenen Zimmer warten, durch dessen geöffnete Tür man auf den geräumigen Hof hinaussah. Auf Rohrgeflechten waren die grünen und schwarzen Feigen, die dunkelblauen Weintrauben und die roten mit Salz bestreuten Tomaten in der Sonne ausgelegt. Auf den hellen Mauern des Hauses zitterte der Schatten der Granatbäume, deren goldige Blätter und gespaltene Früchte ihre weißen Kerne wie Kinderzähne zeigten.

„Wie bist du mager geworden! —" sagte die ältere Magd zu Efix — „hast du das Fieber?"

„Es nagt mir an den Knochen, es frißt mir am Leben," seufzte Efix und betrachtete seine zitternden Hände. „Nun, wie Gott will!"

„Deinen Herrinnen geht es doch gut? Man sieht sie nicht einmal mehr in der Kirche."

„Nicht einmal in die Kirche gehen sie, nach dem Unglück."

„Und Don Giacinto kommt nicht mehr zurück?"

„Nein, er kommt nicht. Er hat eine Stelle in Nuoro."

„Ja, unser Herr hat ihn dort kürzlich gesehen. Aber es scheint nicht gerade eine Stellung voll Üppigkeit zu sein."

„Es genügt, zu leben, Stefana!" mahnte Efix, ohne den Kopf zu erheben. „Es genügt, zu leben, ohne zu sündigen."

„Ja, da liegt die Schwierigkeit, mein Herz! Wie willst du über den Fluß kommen, ohne naß zu werden?"

„Indem du über die Brücke gehst," sagte die andere Magd, die mit dem Aushülsen von Mandeln beschäftigt war. Dann fragte sie: „Und Grixenda? Auch sie trägt Trauer und geht nicht mehr aus."

Efix gab keine Antwort.

„Und Don Predu? Kommt er zuweilen zu euch?"

„Ich weiß es nicht. Ich bin immer oben auf dem Gut."

Die Frauen brannten vor Neugier, denn seit einiger Zeit sandte ihr Herr seinen Basen Geschenke, und wenn er sich auch selbst über sie lustig machte, so litt er es nicht, daß andere in seiner Gegenwart schlecht von ihnen sprachen. Aber Efix war nicht zu vertraulichen Mitteilungen aufgelegt. Don Predu hatte ihn holen lassen, und er war hier, um ihn zu erwarten, nicht um zu schwatzen. Das Fieber oder vielmehr eine große Schwäche verursachte ihm ein seltsames Sausen in den Ohren, als hörte er das Murmeln des Flusses in der Nacht und das Geräusch ferner Stimmen; in seinem Kopfe war eine ganze eigene Welt, in der er lebte, von der wirklichen weit getrennt.

Ihm lag an nichts mehr, nicht an Giacinto, nicht an Grixenda und nicht einmal an seinen Herrinnen. Alles schien ihm so fern und immer ferner, als ob er auf einem Schiffe sei und vom grauen, stürmischen Meere aus das Land am Horizonte entschwinden sähe.

Endlich kam Don Predu zurück; er war nicht mehr völlig so wohlbeleibt wie früher. Die goldene Kette hing ein wenig lose herab.

Efix erhob sich und wollte nicht wieder Platz nehmen.

„Ich muß fort," murmelte er.

Und er deutete hinaus, wie einer, der einen weiten Weg vor sich hat.

„So viel hast du zu tun? Oder willst du zu irgendeiner Festlichkeit?"

Der Spott des vornehmen Herrn kränkte Efix nicht mehr; aber die Anspielung auf das Fest erschütterte ihn.

„Ja," antwortete er, „ich will zum Fest des heiligen Cosimo und Damiano."

„Nun gut, so geh! Aber du wirst noch einen Augenblick Zeit haben. Setz dich. Ich habe eine Frage an dich."

Er ließ Wein bringen, aber Efix stieß das Glas mit einer Gebärde des Abscheus zurück. Nur nicht mehr trinken, nur keine lasterhaften Gewohnheiten mehr! Seit zwei Monaten hielt er die vorgeschriebenen Fasten, und bisweilen versagte er sich, wenn er Durst hatte, sogar den Trunk Wassers, um der Buße willen.

Er setzte sich müde hin, und Don Predu, während er nach dem Hofe sah, ob auch die Mädchen nicht lauschten, fragte ihn mit gedämpfter Stimme: „Sag mir, wie steht es mit meinen Cousinen?"

Efix hob die Augen und senkte sie sogleich wieder. Eine dunkle Röte färbte ihm das abgehärmte Gesicht.

„Meine Herrinnen haben kein Vertrauen mehr zu mir und sagen mir nichts mehr von ihren Angelegenheiten. Wozu auch? Ich bin ja der Diener!"

„Da schlag doch gleich das Wetter drein! Sie bezahlen dich nicht! Über diese Angelegenheit müßten sie sich doch wenigstens mit dir ins Einvernehmen setzen! Wieviel schulden sie dir?"

„Sprechen wir nicht davon, mein lieber Don Predu! Quält mich nicht!"

„Du quälst dich selbst, Tor, der du bist. Nun also, höre. Ich gehe zuweilen auch zu deinen Damen, aber es ist nichts aus ihnen herauszubringen. Esther würde vielleicht sprechen, aber Noemi, die ist hart wie Stein. Am ersten Abend, als das Unglück mit Ruth sich ereignete und ich zufällig vorbeikam, nur an diesem Abend hat sie sich mir anvertraut. Zum Teufel auch, das war die Stunde der Verzweiflung. Aber hernach brach die alte Feindseligkeit wieder durch. Wenn ich komme, so werde ich gut empfangen, aber von Zeit zu Zeit sieht sie mich gehässig an, als wäre ich an ihrem Mißgeschick schuld. Und wenn Esther einmal den Mund öffnet, um zu sprechen, wirft ihr Noemi einen schrecklichen Blick zu, so daß ihr das Wort in der Kehle stecken bleibt."

„So ist es mit mir," sagte Efix. „Genau so."

Und er empfand fast eine Erleichterung; denn die Erinnerung an Noemis Augen verfolgte ihn mehr als sein böses Gewissen.

„Nun gut, höre mir zu. Da ich sehe, daß man von ihnen nichts herauskriegt, habe ich Kallina gefragt. Aber gehängt soll sie werden, auch sie schweigt. Sie weiß ihre Geschäfte zu machen, das verfluchte Weibsbild; sie stellt sich, als glaubte sie, daß Esther die Wechsel Giacintos wirklich unterzeichnet habe, und sagt nur, daß es ihr leid um sie tue. Ich weiß, daß du und Esther zu Kallina gegangen seid, um die Sache vorläufig in Ordnung zu bringen, und daß sie den Wechsel auf drei Monate erneuert hat, mit hohen Protestkosten und noch höheren Zinsen, und daß sie sich eine Hypothek auf das Grundstück und das Haus hat eintragen lassen; so hat sie einen Strick in der Hand, um sie zu erdrosseln. Nun gut — aber jetzt im Oktober, wie werdet ihr es da machen?"

„Ich weiß es nicht; sie sagen mir nichts."

„Ich weiß," fuhr Don Predu fort, „Esther läuft überall herum und sucht Geld aufzutreiben. Da kann sie lange laufen, die letzten Zähne werden ihr ausgefallen sein, und sie wird nichts gefunden haben. Ich weiß auch, daß sie sich entschlossen haben, zu verkaufen, aber nicht an mich."

Efix starrte auf seine Hände und schwieg. Don Predu, den diese Gleichgültigkeit in Harnisch brachte, schlug ihn auf die Knie.

„Was denkst du, Heiliger von Holz! Heraus mit der Sprache!"

„Wohlan, ich will Euch die Wahrheit sagen. Ich hoffe, daß es Giacinto gelingen wird, zu zahlen."

Don Predu schüttelte sich vor Lachen auf seinem Sitz, seine Brust blähte sich auf, und sogar seine Finger, die die goldene Kette auf seiner Brust umklammert hielten, schienen zu lachen.

Efix sah ihn erschrocken an, und in seinen Augen lag die Angst eines wunden Tieres.

„Aber der stirbt ja vor Hunger! Ich habe ihn erst vor ein paar Tagen gesehen. Er ist ein Bettler mit zerrissenen Schuhen. Auch sein Rad hat er verkauft, weiter sage ich dir nichts."

„Nein, ich glaube es! Hat er vielleicht auch gestohlen?"

„Gestohlen? Bist du toll? Jetzt verleumdest du ihn auch noch, dieses Blümchen, diesen gemalten Engel! Was soll er stehlen? Nein, er ist nicht einmal dazu gut."

„Und — was sagt er? Wird er wiederkommen?"

„Wenn er sich so etwas einfallen läßt, so zerbreche ich ihm die Kniekehlen," sagte Don Predu, und sein Gesicht verfinsterte sich dabei. Und Efix war es plötzlich, als hätten seine unglücklichen Herrinnen hier eine Stütze gefunden, einen Verteidiger, stärker, als er es war. Gelobt sei Gott! Er verläßt seine Geschöpfe nicht.

Seine alten Hoffnungen blühten mit einem Male wieder auf und erhellten seine Seele, daß Don Predu Noemi heiraten, daß das Haus seiner Herrinnen aus seinen Trümmern wieder erstehen würde. Aber seine Freude erlosch so bald, wie sie aufgeflammt war, und wieder fand er sich in seiner Wüste, auf seinem Meere, auf seinem geheimnisvollen und schrecklichen Wege der göttlichen Strafe entgegen. Mochte ihm alle irdische Größe zufallen, mochte er König, mochte er der mächtigste Mann der Welt werden, der alle Menschen zu beglücken vermag: nichts war genug, um sein Verbrechen auszulöschen, um ihn von der Hölle zu befreien.

Wie konnte er sich da noch über irgend etwas freuen? Und er begann aufs neue seine Hände zu betrachten, um den Gedanken, der fest in seinen Augen brannte, zu verbergen. Don Predu nahm den Faden wieder auf.

„Giacinto wird nicht wiederkommen, und noch weniger wird er bezahlen, dafür bürge ich dir. Aber erinnere dich an das, was ich dir tausendmal gesagt habe: das Gut will ich haben. Ich bezahle alles, auch wenn der Wert geringer ist. So bleibt euch das Haus. Suche du sie zu überreden, diese harten Köpfe. Dich behalte ich in meinem Dienste."

„Warum sprechen Euer Gnaden nicht selbst mit ihnen? Mir geben sie kein Gehör."

„Und vielleicht mir? Ich habe versucht, mit ihnen zu sprechen, aber wie mit einer Mauer. Du mußt es ihnen beibringen, du. Wenn du wirklich ihr Bestes willst, so ist dies der einzige Ausweg. Du *mußt*, es ist deine Pflicht, ihnen die Augen zu öffnen, wenn sie blind sind. Du *mußt*! Hörst du oder nicht? Sind deine Ohren verstopft?"

In der Tat hatte Efixens Gesicht einen verschlossenen Ausdruck angenommen, als wenn er taub wäre. Er *mußte*? Wollte Don Predu ihm drohen? Wußte er etwas? Ihm war alles gleichviel, Furcht empfand er nur vor der Hölle. Immerhin dachte er, daß Don Predu vielleicht recht habe.

„Wie soll ich es denn anfangen?" fragte er.

„Du mußt dich als Mann zeigen, dieses eine Mal nur. Du mußt ihnen sagen, daß sie dich, wenn sie dich nicht in Geld bezahlen wollen, wenigstens in Dank bezahlen. Wenn das Gut in die Hände eines anderen

Herrn kommt, so wirst du fortgejagt wie ein Hund. Und wenn du dann zum Feste gehst, so wirst du — so wahr mir Gott helfe! — deinen Platz bei den Bettlern haben, darauf kannst du dich verlassen!"

Efix sprang auf. „Ich will alles tun. Aber unter einer Bedingung . . ."

„Unter einer Bedingung?" fragte Don Predu und faßte ihn am Ärmel. „Setz dich, zum Teufel, und trink. Was ist denn diese eine Bedingung?"

Efix ließ sich wieder auf den Sitz fallen; er zitterte, der Schweiß rann ihm von der Stirn, und ihm war, als müsse er ohnmächtig werden.

„Sie würde sein, daß Euer Gnaden Donna Noemi heirate."

Und Don Predu fing von neuem an zu lachen. Er lachte, aber er hielt Efix mit beiden Händen fest, als ob er ihn verhindern wolle, davonzugehen.

„Wie spaßhaft du bist, zum Teufel! Dich behalte ich mein Leben lang bei mir, so wirst du mich erheitern, wenn ich schlechter Laune bin. Ich werde dich mit Stefana verheiraten. Sie ist vielleicht ein bißchen zu dick für dich, aber das ist nicht gefährlich, denn sie ist schon etwas über die Dreißig hinaus. — Stefana, Stefana!" — rief er, während er noch immer Efix festhielt und sein lachendes Gesicht der Hoftür zuwandte —, „hörst du, hier ist ein Freier!"

Das Mädchen kam heran, eine ziemlich korpulente Gestalt, aber mit ernstem Gesicht, wie das einer Dame. Efix sah sie einen Augenblick wie um Hilfe flehend an.

„Don Predu hat Lust zu lachen."

„Das ist eine böse Nummer, wenn er Lust hat zu lachen, dann müssen andere weinen," versetzte das Mädchen und warf ihrem Herrn einen trotzigen Blick zu.

„Ich sage dir, Stefana," wiederholte dieser, „du wirst Efix heiraten. Jetzt sagst du nein, aber hernach wirst du ja sagen; was ist dabei zu lachen?"

„Ein verfluchtes Lachen," sagte mit leiser Stimme Pacciana, die Mitmagd Stefanas, ein blasses Geschöpf von wunderlichem Aussehen. Sie stieß Stefana von hinten an, um sie zu veranlassen, dem Herrn eine derbe Antwort zu geben. Aber das Mädchen war zu würdevoll, um im Scherze fortzufahren. Sie setzte sich wieder unter den Granatbaum, und als Efix und Don Predu zusammen fortgegangen waren, rückte die jüngere Magd zu ihr heran und begann, die Basen des Herrn schlecht zu machen.

„Wenn ich zu ihnen komme, das Geschenk im Körbchen, dann empfangen sie mich, als käme ich, sie um ein Almosen zu bitten. Und statt dessen bringe ich ihnen doch eins! Siehst du nicht, was für ein verhungertes Gesicht Efix hat! Seit zwanzig Jahren bezahlen sie ihn nicht, und jetzt geben sie ihm nicht einmal zu essen. Und doch, hast du nicht bemerkt, wie unser Herr zornig wird, wenn man auf seine Basen anspielt?"

„Die Zeiten ändern sich; auch die Füllen werden alt," erklärte Stefana. Aber beide Mädchen fühlten, daß etwas Neues, Ernstes ihrer Stellung als Mägde ohne Hausfrau drohe.

Inzwischen begleitete Don Predu Efix höher und höher auf dem Sträßchen, das der letzte Regen gewaschen hatte. Erfrischt grünte das Gras längs der Mauern der verlassenen Häuser. Ein süßes, tiefes Schweigen umhüllte alles;

gelbe Wolken schwebten um den Gipfel des noch feuchten Berges, und von der Höhe des Dorfes, vor dem Hause der Damen, sah man die Ebene von goldschimmernden Binsen bedeckt und den grünlichen Fluß zwischen den weißen Sandinseln. Das Schweigen war so tief, daß man die Frauen ihr Zeug klopfen hörte unter der Pinie, die sich einsam am Ufer des Flusses erhob. Tante Pottoi stand auf ihrer Schwelle, die eine Hand auf die Mauer gestützt, die andere über die Augen gebreitet, und spähte hinaus. Ihre Hände zitterten; in wenigen Wochen war sie hinfällig geworden, klein, und ihr Geschmeide nahm sich auf ihrem zum Gerippe gewordenen Körper um so trauriger aus.

„Nun, wie geht's?" grüßte Don Predu.

„Ich warte auf meine Grixenda, die zum Flusse gegangen ist. Ich wollte es, um die Wahrheit zu sagen, nicht; der junge Herr, Euer Gnaden Neffe, hat es ihr verboten, und wenn er kommt und es erfährt, ärgert es ihn. Aber meine Grixenda handelt immer nach ihrem Kopf."

„Wie, hat Euch Giacinto geschrieben?"

„An wen? Geschrieben? Niemals hat er geschrieben. Wir wissen nichts von ihm, aber zurückkommen wird er sicher; denn er hat es versprochen."

„Ja, auch die Toten kommen wieder, sagt Ihr."

Aber die Alte wandte sich zu Efix, der gesenkten Hauptes dastand und auf das Straßenpflaster starrte.

„Hat er es dir nicht gesagt, daß er sie heiraten will? Sprich, hat er es gesagt oder nicht?"

Efix sah sie einen Augenblick an, ganz wie er Stefana angesehen hatte, und gab keine Antwort.

„Was mir mißfällt, ist der Menschenhaß der Damen," sagte die Alte und warf wieder einen Blick nach unten. „Uns jagen sie fort, und nur Juanantoni darf zuweilen ins Haus, das strenger abgesperrt ist als das Schloß zu den Zeiten der Barone. Sie haben sogar Kallina, die Pest treffe sie, verziehen und uns nicht; unsere wundertätige Jungfrau sei ihnen gnädig. Aber wenn der Junge zurückkommt, wird alles gut werden."

Die beiden Männer entfernten sich; aber die Alte rief Don Predu zurück und flüsterte ihm zu: „Könnt Ihr mir nicht eine Liebe tun und Grixenda sagen, daß sie nicht mehr an den Fluß geht? Es schickt sich nicht für sie, die einen vornehmen Herrn heiraten soll."

Don Predu öffnete seine Lippen, um eine seiner gewohnten Grobheiten von sich zu geben; aber sein Auge fiel auf die zitternde Alte, auf den flimmernden Halsschmuck und die glitzernden Ohrringe, und auch er nestelte an seiner goldenen Kette, und ein Schatten flog über sein Antlitz, wie an jenem Abend, da Giacinto mit zuckender Schulter vor ihm gestanden hatte.

Er holte Efix wieder ein, und sie machten erst vor der geschlossenen Tür der Damen halt. Die Nesseln wucherten auf den Stufen. Don Predu sah jedesmal Noemi vor sich, wie sie dort in der Dunkelheit hoch und düster stand und wartete, und dann war ihm, als hindere ihn ein geheimnisvolles Etwas daran, die Schwelle zu überschreiten.

„Also gut, wir sind uns einig? Du mußt es machen, wie ich dir sage, verstehst du?"

„Ich habe verstanden, ich werde alles tun," erwiderte Efix.

Er pochte, aber niemand öffnete. Don Predu stand dabei, spielte mit der Kette und blickte zum Flusse hinunter, als erwarte auch er jemanden.

„O, sind auch die beiden tot?"

„Donna Esther wird in der Kirche sein, und Donna Noemi wird sich hingelegt haben."

„Warum? Ist sie krank?"

„Ja, so oft ich seit einiger Zeit komme, habe ich sie so gefunden. Sie leidet an Kopfschmerz."

„So, so; man müßte sie ins Freie bringen, damit sie ein wenig frische Luft schöpfe."

„Das denke ich auch. Aber wo?"

Don Predu blickte wieder nach unten zum Flusse. Sein Gesicht hatte sich verändert; es war fast schön geworden, traurig und träumerisch, wie das des Neffen.

„Nun, ich meine, da sind doch genug Orte; da ist mein Gut am Meer, Badde Saliche; da gibt es auch noch weiße Trauben . . ."

Efixens Antlitz leuchtete auf, er wollte etwas sagen, schwieg aber, da er den Torweg von innen öffnen hörte. Und Don Predu eilte davon, ohne sich umzuwenden, wobei er sich längs der Mauer zu verbergen suchte.

XII.

Zu Efixens großem Erstaunen ging Donna Esther auf das Gebot ihres Vetters ein. So ward das Gut verkauft und der Wechsel bezahlt. Aber da ereignete sich etwas, was das Gerede des ganzen Dörfchens weckte. Efix blieb zwar im Dienste Donna Esthers und Donna Noemis, aber Don Predu überwies ihm das Gut zur Bestellung auf Halbpacht[1]). So trug er in das Haus seiner Herrinnen den ihm zukommenden Teil des Erträgnisses. Kurz, er war, wie die bösen Zungen sagten, vom Diener zum Range eines Verwandten, ja eines Beschützers der Damen Pintor aufgestiegen.

Was am meisten in Erstaunen setzte, war das herablassende Wesen Don Predus. Seit einiger Zeit schien der ganze Mensch ein anderer; er war mager geworden, und ein seltsames Gerücht ging um: er sollte „vom Buch betroffen", d. h. krank geworden sein durch irgendeinen, mittels heiliger Bücher ausgeübten Zauber.

Wer mochte nur ein Interesse haben, das zu tun? Man wußte es nicht. Solche Sachen weiß man niemals klar und bestimmt, und wüßte man sie, würden sie nicht mehr so groß und geheimnisvoll sein. Die Tatsache vor allem blieb, daß Don Predu nicht mehr so viele Unverschämtheiten über seinen Nächsten sprach, und endlich, was das Ernsteste war, daß er die Torheit be-

[1]) Das System, nach welchem der Bauer dem Grundherrn einen Teil, meist die Hälfte des Ertrages des Landes als Pacht abgibt.

ging, ein Gut zu kaufen und mit dem Gut den Diener, und diesem Diener alle Freiheit zu lassen.

Die Mägde sagten: „Es ist ein Almosen, das er seinen unglücklichen Verwandten geben will." — Aber unter sich, im vertraulichen Gespräche, waren sie geneigt, dem Geschwätze der Leute zu glauben, da der Herr fortfuhr, den Damen Geschenke über Geschenke zu senden. Und von Efix sprachen sie mit gedämpfter Stimme: in der Welt ist alles möglich, denn auch er hatte etwas so Geheimnisvolles an sich, daß man ihm die Verhexung zutrauen konnte.

Während des Winters sprachen die Damen nicht, wie sie in anderen Jahren zu tun pflegten, davon, zum Feste der wundertätigen Jungfrau zu gehen; aber als die Tage allmählich länger wurden und das Gras auf dem Friedhofe zu sprießen begann, kam auch über Donna Esther ein Gefühl der Müdigkeit, einer Schwäche, wie sie in jedem Frühjahr Noemi bleich machte. Sie ging nicht mehr zur Kirche; sie schleppte sich im Hause hierhin und dorthin; aber alle Augenblicke mußte sie sich setzen, die Hände im Schoße, und sie sagte, die Füße machten ihr viel Beschwerden. Im Hause war die Not nicht größer als in vergangenen Jahren, denn Efix hatte immer für die notwendigsten Dinge im voraus gesorgt; aber etwas noch Traurigeres lag in der Luft, die die beiden Frauen atmeten.

In der Fastenzeit gingen sie zur Beichte. Es war ein schöner, klarer Morgen, man hörte das Geschrei der Kinder, das Geläute der Herden zwischen dem Binsengebüsch der Ebene, und laut, immer lauter die Stimme des Flusses, die zu drohen schien, aber im Scherz. Der Himmel war dunkelblau, ohne ein Wölkchen, und die Luft so durchsichtig, daß man auf den Trümmern des Schlosses das Gestein flimmern und aus der Ruine, zwischen dem Efeu, der es umkränzte, ein leeres Fenster blicken sah, durch das der Azur des Himmels hindurchschien.

Der Pfarrer Pascale saß in seinem Beichtstuhl und beabsichtigte nicht, herauszugehen, obwohl ihn Natolia in der Sakristei mit Kaffee und einem Körbchen frischen Gebäcks erwartete.

Als das Mädchen die beiden neuen Beichtkinder kommen sah, machte sie eine Gebärde der Verzweiflung und dachte, es wäre das beste, den Kaffee bei ihrer Freundin Grixenda wärmen zu lassen. So eilte sie, das Körbchen auf dem Kopfe, aus der kleinen Tür hinter der Apsis hinaus und stieg den schmalen Pfad zwischen dem vom Tau schimmernden Brombeergesträuch empor.

Auch Grixenda war dabei, für die Großmutter, die krank zu Bett lag, Kaffee zu kochen. Über das Feuer gebeugt, blaß und abgehärmt, schien auch sie eine andere. Sie hatte die Herbheit ihrer Erscheinung behalten, aber sie war wie ausgetrocknet, und gewisse Bewegungen ihres Halses und ihres gelblichen Gesichtes erinnerten an die Großmutter. Nur die Zähne und die Augen glänzten groß und klar und voll eines schwermütigen Lichtes, das zugleich tückisch war, wie das Wasser des Flusses, das dort unten zwischen den Binsen und dem Sande stockte.

„Der Kaffee wird mir kalt, eben sind deine Tanten gekommen, und nun

wird er mir zu Eis —," sagte Natolia und zog die Kaffeekanne aus dem Körbchen hervor. „Da will auch ich ein wenig davon trinken."

„Meine Tanten? Mögen sie gepeitscht werden! Und du mit ihnen! Wenn die ihren ganzen Sack voll Sünden ausleeren, dann wirst du deinen Herrn vom Schlage gerührt im Beichtstuhl finden."

„Was für ein Gerede!" sagte Natolia. „Man sieht, dich hat die Viper gebissen. Nimm einen Zwieback, hier, nimm ihn als ein Kraut gegen Herzweh!"

Aber Grixendas Herz war voll Bitterkeit, und sie war nicht aufgelegt zum Scherzen.

„Wenn du gekommen bist, um mich zu kränken, so bist du auf dem Holzwege, Natolia. Dornen hast du nicht, denn du bist Wolfsmilch und keine Rose. Ich habe keine Schmerzen, ich habe keinen Kummer: ich bin stark wie die Pinie da unten am Flusse. Und ein Tag wird kommen, an dem du mich bittest, meine Magd zu werden."

„Wen willst du denn heiraten? Den Baron vom Schlosse?"

„Ich werde einen Lebenden heiraten, keinen Toten! Die Toten heften sich dir an die Fersen."

„Mir scheint, daß du es gewesen bist, die Don Predu verhext hat."

„Wenn ich will, heirate ich auch Don Predu" — sagte Grixenda und erhob stolz ihr Gesicht, dessen Ausdruck tragisch und kindlich zugleich war —, „aber ich habe ganz andere Gedanken im Kopf."

Natolia sah sie an und empfand Mitleid mit ihr. Sie schien ihr ein wenig von Sinnen zu sein, die Unglückliche, und so ließ sie ab, sie zu quälen. Sie nahm einen anderen Zwieback und ging, ihn der alten Pottoi in dem Kämmerchen daneben anzubieten.

Es war ein Kämmerchen zu ebener Erde, feucht und beinahe dunkel. Durch eine Öffnung des Daches fiel ein wenig Licht herein und beleuchtete das Bett, auf dem die Alte angekleidet mit ihrem Halsschmuck und ihren Ohrringen lag.

Natolia glaubte, sie schliefe, und berührte leicht ihre heiße Hand; aber die Alte öffnete die Augen und erkannte sie auf der Stelle.

„Höre," — sagte sie mit gedämpfter Stimme und zog Natolia zu sich heran — „du mußt mir einen Gefallen tun: geh zu Efix Maronzu und sag ihm, daß ich ihn sprechen möchte, doch so, daß Grixenda nichts davon merkt. Wenn Juanantoni da wäre, so könnte ich den schicken, aber der Junge kommt erst später. Geh, kleine Taube, geh."

„Und wo finde ich Efix? Ist er im Dorfe?"

„Er kommt vom Gut: ich sehe ihn herunterkommen," sagte die Alte und legte einen Finger auf die Lippen, ohne die Augen wieder zu öffnen, während Grixenda mit dem Kaffee eintrat.

„Sieh, Natolia, sie wollte heute morgen aufstehen und hat hohes Fieber. Großmutter, Großmutter, kriecht hübsch unter die Decke."

„Ja, ja, ich krieche unter die Decke, wir alle kriechen einmal unter die Decke," sagte die Alte, und Natolia ging, eine Last auf dem Herzen.

Seltsamerweise sah sie, als sie wieder am Pintorschen Hause vorbei kam,

Efix auf der einsamen Straße emporsteigen. Er ging unter seinem Quersack so gebückt, daß es aussah, als suche er etwas auf der Erde.

„Die Alte muß sterben und sieht schon Gesichte," dachte Natolia, während sie auf Efix wartete. Er sah sie mit seinen Augen an, die so stumpf waren wie die eines Tieres, und sagte kein Wort, ob er zu der Alten gehen wolle oder nicht. Er zeigte nicht einmal dafür Interesse, daß seine Herrinnen im Begriff waren, zur Beichte zu gehen. Er nahm den Quersack ab, legte ihn auf die Stufen nieder und setzte sich, um zu warten; die Nesseln stachen ihm dabei die Hände, ohne daß er es beachtete.

Natolia eilte zur Kirche zurück und hielt Umschau, ob sie den Damen nicht Bescheid sagen könnte, daß der Diener gekommen sei; so würden sie den Pfarrer freigegeben haben. Aber auf der einen Seite des Beichtstuhles stand Donna Esther bereits und auf der anderen Donna Noemi.

Die übrigen Beichtkinder beteten hier und dort in der Kirche. Ein tiefes Schweigen, ein bläuliches Licht, ein Geruch von frischem Gras erfüllte die Kirche, die feucht und traurig war wie eine Grotte. Die Magdalena blickte von dem Gesims herab, als lausche sie den Stimmen des Frühlings, die mit der würzigen Luft hereinströmten, und auch Noemi empfand bis in die Stille der Kirche, bis zu dem Gitter des Beichtstuhles hin ein Zittern von Leben, eine Sehnsucht nach Tod, ein heftiges Verlangen der Leidenschaft, ein Zerfließen in Demut — alle Leiden, alle Schmerzen, den Haß und die Angst der Sünderin aus Liebe.

An diesem Tage fiel es ihr zum erstenmal auf, daß Efix sich verändert hatte, daß er zum Greis geworden. Die Kleider waren ihm zu weit, und wenn sie ihn, die Hand auf die Steine der Treppe gestützt, sich mühsam erheben sah, dachte sie an die Möglichkeit, daß er sterben könne und sie, die armen Frauenzimmer, dann völlig allein zurückbleiben würden. Aber es war nicht nur das, nein, es war auch ein Gefühl des Mitleids, das wie eine unsichtbare Hand sie antrieb, sich zu bücken und Efix beim Aufstehen zu helfen.

„Efix," sagte sie, „mir scheint, dir geht es nicht allzu gut. Du müßtest irgendetwas nehmen oder dich ein paar Tage ausruhen."

„Ach nein, Donna Noemi. Ich will mich im Gegenteil auf die Beine machen!"

„Ich sage dir, du bist krank! Scherze nicht. Was hast du?"

Er betrachtete sie mit lebhaften, leuchtenden Augen, und seine freudige Überraschung war so groß, daß die Runzeln auf seiner Stirn wie Strahlen erschienen.

„Ich werde alt —" sagte er, die Hände übereinanderschlagend, und rasch war die Freude verflogen, wie sie gekommen war.

Er hatte sich ins Dorf begeben, weil Don Predu ihn hatte rufen lassen; sonst hätte er sich nicht mehr vom Gute bewegt. Was vermochte Donna Noemis Mitleid gegen seine Leiden? Es wurde nur schlimmer davon . . .

So ging er zu seinem neuen Herrn und fand ihn auf eine Leiter geklettert, wie er den Weinstock beschnitt, über den die Zweige des Granatbaums wie ein mit goldenen Blättern durchwobenes Netz sich breiteten.

Auf dem weißlichen Grunde des Himmels kreuzten die Schwalben. Im Hause hörte man die Mädchen die Zimmer reinigen und alles für das bevorstehende Osterfest in Ordnung bringen, und ringsum herrschte ein tiefer Friede.

Efix vergaß diese Augenblicke niemals mehr. Er war vom Gute in der Gewißheit gekommen, daß irgend etwas für sein Leben Wichtiges bevorstände. Nun sah er empor zu den Sprossen der Leiter, und es schien ihm, als wäre auch Don Predu ernst und nachdenklich, beinahe als wäre er krank. Er zögerte, herunter zu steigen, das Rebmesser in der einen Hand und in der anderen den abgeschnittenen Schößling.

„Warte einen Augenblick, bis ich fertig bin; oder hast du's eilig, wieder fortzukommen?" sagte Don Predu. Aber plötzlich besann er sich, stieg schwerfällig herab und ließ Efix die Leiter beiseite stellen.

Sie gingen in das Zimmer zu ebener Erde, in das die Sonne schien und die Schatten der Schwalben vorüberhuschten.

„Ich habe dir etwas zu sagen" — begann Don Predu, indem er seine Nägel betrachtete, — „ich will Noemi heiraten."

Efix fing heftig an zu zittern, und als Don Predu das sah, schlug er das böse Lachen der früheren Zeiten an.

„Du wirst sie doch nicht heiraten wollen, denke ich? Für dich hebe ich Stefana auf."

Aber Efix schwieg; er schwieg und sah ihn an, und seine Augen waren so voll von Leid, von Schrecken und von Freude, daß Don Predu wieder ernst wurde.

„Warum regst du dich so auf? Meinst du etwa, ich würde dir bezahlen, was sie dir noch schulden? Nein, das mußt du mit Esther abmachen; ich kümmere mich nur um das, was uns angeht. Aber da ist noch ein Haken dabei . . . Wird sie mich wollen?"

„Ja so!" stammelte Efix. „Was sagt sie denn?"

„Laß uns nur nicht zu sicher sein! Ich habe mir die Sache wohl überlegt, bevor ich mich entschloß. Ich tue es, glaube mir, mehr aus Pflicht als aus Laune. Was erwarte ich? Wohin gehe ich? In meinem Alter würde mir ein junges Ding nicht anstehen. Aber das ist Nebensache; kurz und gut: ich bin entschlossen. Im übrigen will ich's dir gestehen: Noemi ist schön und gefällt mir; sie hat mir immer gefallen, um dir die Wahrheit zu sagen. Bah! Was willst du? Das Leben geht vorüber, und wir lassen es vorübergehen wie das Wasser des Flusses und merken erst zu spät, wenn wir es nicht genutzt haben. Bah, lassen wir das —" fügte er hinzu. Er schlug sich aufs Knie, stand auf und setzte sich wieder. „Jetzt kommt es darauf an, zu wissen, ob sie annimmt. Ich werde den Antrag machen, wie es sich ziemt, und Pfarrer Pascale oder den Doktor oder sonst irgend jemanden zu ihr schicken. Aber ich will mir keinen Korb holen, nein, so wahr mir Gott helfe, das will ich nicht! Du verstehst, Efix?"

Efix verstand sehr gut, und er nickte ja, ja, ja mit dem Kopfe, mit den leuchtenden Augen. „Soll ich mit Donna Noemi sprechen?"

Don Predu beugte sich nach vorn. „Bravo!“ rief er. „Das ist es! Je eher, je besser, Efix! Solche Sachen darf man nicht auf die lange Bank schieben.“

Efix dachte nach, während Don Predu fortfuhr:

„Du mußt ihr sagen, Efix: ‚Wen soll er schicken, um den förmlichen Antrag zu machen? Pfarrer Pascale, die Schwester, oder wen sonst?‘ Sagt sie, daß es dessen nicht bedürfe, desto besser, so wahr ich ein Christ bin, desto besser! Dann wollen wir die Sache schnell und ohne viel Aufhebens betreiben, wir sind keine zwei Kinder mehr. Was meinst du? Ich werde im September achtundvierzig Jahre alt, und sie wird ihre sechsunddreißig sein, nicht wahr? Weißt du genau, wie alt sie ist? Und dann sag ihr, daß sie sich über nichts Gedanken zu machen braucht: das Haus ist in Ordnung, Mägde sind da — Klatschweiber, ja, aber sie sind da und gut bezahlt. Wäsche ist da, alles ist da. An Vorräten fehlt es nicht, Gott behüte sie. Genug; von diesen Dingen werden wir mit Esther sprechen. Nur eins macht mich traurig . . . Nun, dir kann ich's ja sagen: daß Ruth so gestorben ist . . . Vielleicht würde auch sie sich gefreut haben . . .“

Efix erhob sich. Es gab ihm einen Stich ins Herz und drängte ihn, zu gehen, um das Schicksal zu beschleunigen.

„Zum Teufel, warte noch einen Augenblick, ich werde dir zu trinken geben. Branntwein oder Anis? Stefana, Gottes Zorn, dein Freier ist da, Stefana! Oh, diese Weiber! Haben sie wieder den Schrank verschlossen!“

Man hörte, wie die Mägde die Möbel ärgerlich hin und her warfen. Endlich erschien die ältliche Magd, mit einer Serviette auf dem Kopfe und einer anderen in der Hand. Sie öffnete den Schrank, goß den Anis ein und betrachtete Efix von der Seite. Der saß demütig, geängstigt und verschüchtert da, mit dem einzigen Verlangen, zu entkommen. Er fürchtete, zu ersticken, noch ehe er in die freie Luft zurückkehrte, in die wilde Freiheit seines Schmerzes.

Don Predu begleitete ihn bis zum Tor. Er seufzte auf, und als er allein war, blickte er um sich. Alles war verändert, die Welt weitete sich wie das Tal nach dem Orkan, wenn der Nebel flieht und der blaue Himmel wieder erscheint.

Er stieg empor; empor; ringsum war Schweigen, aber die Wege, die Ebene da unten mit dem Flusse und den Binsen, das Schloß oben im Blauen, die Trümmer, auf denen das Gras unter Tauperlen zitterte — alles hatte den Zauber von Kindheitserinnerungen, von Dingen, die lange verloren, lange beweint, lange ersehnt und endlich vergessen, nun, da selbst die Erinnerung, selbst die Klage verstummt ist, mit einem Male wiederkehren.

Alles war lieblich, friedevoll und gut — dort die Brombeersträucher vor der Basilika und die Fäden des Spinngewebes, die vom Tau des Morgens glitzerten; dort die graue Kirche mit der verrosteten Pforte; dort der alte Friedhof mit dem Hafer und den Nesseln, und die buntfarbigen Schmetterlinge und die Käfer, die kleinen Blumen glichen — alles ist frisch, unberührt, alles ist schön, wie wenn wir noch Kinder wären und uns vom Hause fortgestohlen hätten, um in die wunderbare Welt zu laufen.

Die Basilika war in diesen Tagen der Fastenzeit vor Ostern geöffnet, und Efix ging hinein, um an seinem gewohnten Platze unter der Kanzel niederzuknien.

Die Magdalena, auch sie blickte heute freundlich herab wie eine spanische Dame, die, bei den Baronen zu Gast, sich von einem Balkon des Schlosses niederbeugte. Wie war sie glücklich, an diesem Tage, die Magdalena! Auch sie empfand den Frühling, auch sie war fröhlich, obwohl es die Tage der Passion unseres Heilandes waren. Irgendein reicher Lehnsherr hatte sie zur Gattin begehrt, und sie lächelte von ihrem Balkon herab den Vorübergehenden zu, sie lächelte auch Efix zu, der unter der Kanzel niedergekniet war.

„Herr, ich danke dir, Herr, nimm heute meine Seele hinweg; ich bin beglückt, daß ich gelitten, daß ich gesündigt habe, Herr, mein Gott, denn ich erfahre jetzt dein göttliches Erbarmen, deine Verzeihung, deine Hilfe, deine Größe, die keine Grenzen kennt. Nimm meine Seele hinweg, wie der Vogel das Weizenkorn nimmt, zerstreue mich in die vier Winde, und ich will dich preisen, daß du mein Herz erhört hast . . ."

Und dennoch, als er sich mühsam mit abgestorbenen Knien erhob, hatte er eine schmerzhafte Empfindung, als wenn der Schatten einer Wolke durch die Kirche gleite und das Antlitz der Magdalena verschleiere.

Auch das Antlitz Donna Noemis, die im Hofe über ihre Arbeit gebeugt saß, war von einem Schatten verhüllt.

Efix pflückte, während er am Brunnen vorbeiging, ein Vergißmeinnicht ab und bot es ihr. Aber sie hob die Augen verwundert auf und nahm die Blume nicht.

„Ratet Ihr, wer Euch diese Blume sendet? Nehmt sie."

Er setzte sich vor ihr auf die Erde wie ein Sklave und wußte nicht, wie beginnen; aber er wußte, daß Donna Noemi erriet. Die Blume war in eine weiße Falte der Leinwand geglitten. Ihr schlug das Herz. Ja, sie erriet . . .

„Wo ist Donna Esther?" sagte Efix. „Wie glücklich wird sie sein, wenn sie erfährt! Don Predu hatte mich wegen dieser Sache ins Dorf kommen lassen . . ."

„Aber wovon sprichst du, Unglücklicher?"

„Nein, nennt mich nicht so! Ich bin so glücklich, als stürbe ich in diesem Augenblick in der Gnade Gottes und sähe den Himmel offen. Ich bin, ehe ich hierher kam, in der Kirche gewesen, um dem Herrn zu danken. Auf mein Gewissen, es ist so . . ."

„Aber warum, Efix?" sagte Noemi mit unsicherer Stimme und stach mit der Nadel nach der Blume. „Ich verstehe dich nicht."

Er hob den Blick empor. Ihr Gesicht war blaß, ihre Lippen zitterten, ihre Augenlider senkten sich wie die einer Toten. Es ist die Freude, die sie entfärbt, gewiß, dachte Efix, und er empfand ein Beben und ein Verlangen, vor ihr niederzuknien und ihr zu sagen: Ja, ja, es ist eine große Freude, Donna Noemi; laßt uns zusammen weinen.

„Ihr nehmt an, Donna Noemi, meine Herrin? Und seid wirklich glücklich? Soll ich ihm sagen, daß er komme?"

Sie tat sich selbst Gewalt an. Sie biß sich auf die Lippen, öffnete die Augen, und das Blut kehrte zurück; langsam, langsam gewannen ihr Antlitz, ihre Lider, ihre Lippen wieder Farbe. Sie blickte Efix an, und ihre Augen waren wieder wie in den schrecklichen Tagen voll Groll und Hochmut. Der Schatten kam wieder über ihn.

„Seid nicht ungehalten, daß ich Euch zuerst davon spreche, Donna Noemi! Ich bin ein armer Knecht, ja, aber ich bin verschlossen wie ein Brief. Wenn Ihr annehmt, wird Don Predu den Pfarrer schicken, um den Antrag zu machen, oder wen wollt Ihr, einen anderen? . . ."

Noemi warf die zerstochene Blume fort und nahm mit scheinbarer Ruhe ihre Arbeit wieder auf.

„Wenn Predu Lust hat, zu lachen, so mag er lachen; mich kümmert es nicht."

„Donna Noemi!"

„Ja, ja! Ich will nicht sagen, daß es ihm nicht Ernst ist. Sonst wärest du nicht hier. Aber jetzt tue mir den Gefallen — steh auf und geh."

„— Donna Noemi!"

„Nun, was hast du noch? Steh auf, knie nicht länger mit gefalteten Händen. Du bist albern."

„Aber Donna Noemi, was habt Ihr? Ihr weist ihn zurück? Weist ihn zurück? Aber warum denn, Donna Noemi, geliebte Herrin?"

„Warum? Hast du es vergessen? Ich bin alt, Efix, und alte Leute scherzen nicht gern. Sprechen wir nicht mehr davon."

„Nur das — weiter nichts — habt Ihr mir zu sagen?"

„Nur das, weiter nichts."

Sie schwiegen. Noemi fuhr in ihrer Arbeit fort; Efix hatte sich aufgerichtet. Er begriff nicht; er meinte zu träumen. Endlich schlug er die Augen auf und blickte um sich. Nein, es war kein Traum, es war Wirklichkeit. Den Hof erfüllten Sonne und Schatten, kleine Stücke brüchigen Holzes fielen vom Balkon herab, wie im Herbst die Blätter von den Pinien fallen; jenseits der Mauer sah man die sanften Linien des Berges, und alles umher war lieblich und mild wie an diesem Morgen, an dem er aus Don Predus Hause gegangen war. Er glaubte noch die Mägde die Möbel klopfen zu hören, und er fühlte die Schläge, als träfen sie ihn selbst. Ja, irgend etwas durchschütterte ihn bis in die Knöchel der Finger. Und Donna Noemi war da, bleich, mit ihrer Arbeit, und sie stieß ihm die Nadel ins Herz, und die Schwalben kreisten ihnen beiden unablässig ums Haupt wie ein beweglicher Kranz von schwarzen Blumen, von kleinen schwarzen Kreuzen. Ihre Schatten liefen über den Boden wie vom Winde verstreute Blätter. Und er dachte wieder an den Schmerz, den er empfand, als er sich unter der Kanzel aufrichtete, und an den dunklen Schatten auf dem Gesicht der Magdalena. Er seufzte tief. Er begriff: es war die Strafe Gottes, die auf ihm lastete.

Dann begann er leise, leise zu sprechen, indem er den Saum von Donna

Noemis Kleid erfaßte. Er verstand selbst nicht recht, was er sagte, aber es mußte wenig überzeugend sein, denn Noemi fuhr fort zu nähen, wieder ganz ruhig und mit einem zweideutigen Lächeln um die Lippen.

Erst nachdem er alles gesagt, alles Elend der Vergangenheit, allen Glanz der Zukunft beschrieben hatte, da begann Noemi zu sprechen; aber den Blick langsam, ein wenig erhebend, war es, als ob sie gleichsam nur mit den Augen spreche.

„Mach dir nicht so viele Gedanken, Efix, mische dich nicht weiter in unsere Angelegenheiten. Und dann weißt du ja: wir haben bisher gelebt; sind wir nicht gesund gewesen bis auf den heutigen Tag? Was hat uns gemangelt? Und wir werden auch weiter kommen mit Gottes Hilfe: das Brot wird uns nicht fehlen. In Don Predus Hause sind zu viele Sachen, als daß ich sie überwachen könnte."

Verzweifelt dachte Efix nach. Was tun, wenn nicht zu irgendeiner Lüge seine Zuflucht nehmen?

Er ergriff wieder den Saum von Donna Noemis Gewand. „Dann muß ich Euch ernste Dinge sagen, liebe Donna Noemi. Ich wollte es nicht, aber mit Eurer Hartnäckigkeit zwingt Ihr mich dazu. Don Predu ist so sehr in Euch verliebt, daß er sterben wird, wenn Ihr ihn nicht nehmt. Ja, er ist wie verhext, er schläft nicht mehr — —. Ihr wißt nicht, was die Liebe ist: sie tötet. Und es ist wenig gewissenhaft, einen Menschen zu töten."

Da lachte Noemi, und ihre weißen Zähne leuchteten wie die eines ausgelassen lustigen Kindes. Dieses Gesicht tat Efix weh, und er ward fast drohend.

„Nun, dann eine noch ernstere Sache, Donna Noemi! Ja, Ihr zwingt mich, es zu sagen. Don Giacinto droht, wiederzukommen — versteht Ihr?"

Sie hörte auf zu nähen, richtete sich auf, und es war, als wolle sie hintenüberfallen, das Antlitz nach oben gerichtet, wie um freier zu atmen; ihre Hände hielten das Leinen umklammert.

Efix sprang erschreckt zu; er glaubte, daß sie einer Ohnmacht nahe wäre.

Aber es war nur ein Augenblick. Sie sah ihn wieder mit ihren bösen Augen an und sagte gelassen: „Auch wenn er kommt, ist nichts mehr zu verlieren. Und wir brauchen keinen, um uns zu beschützen."

Efix nahm das Vergißmeinnicht vom Boden auf und ging davon. Er setzte sich auf die Treppe wie in der Nacht nach dem Tode Donna Ruths. Er fragte sich nicht mehr, warum Noemi auf die Zukunft verzichten wolle, er begriff. Es war die von Gott über ihn verhängte Strafe, die Strafe, die auf dem ganzen Hause lastete. Und er war der Wurm in der Frucht, er war der Wurm, der an dem Geschick des Hauses nagte. Wie der Wurm hatte er im geheimen gearbeitet, hatte genagt, genagt, und jetzt wunderte er sich, wenn alles um ihn her zerbröckelt war? Er mußte gehen, das allein begriff er. Aber ein Faden von Hoffnung hielt ihn noch, wie der noch frische Stiel die bleiche, verwundete Blume hielt, die er in der Hand trug. Gott würde die unglücklichen Frauen nicht verlassen. Wenn er gegangen, würde Donna Noemi, von der Art der Brautwerbung vielleicht beleidigt, sich über-

winden, und dann würde alles gut werden. Jedenfalls können zwei Frauen nicht allein leben.

Er mußte gehen. Wie war es möglich, daß er das noch nicht begriffen hatte? Ihm war, als riefe ihn eine Stimme, und eine Stimme rief ihn wirklich von jenseits der Mauer im Schweigen der Straße.

Er stand auf und ging; aber er kehrte noch einmal zurück, um seinen Rucksack zu holen, der an dem Pfahl unter der Loggia hing. Der Pfahl, der dort seit Jahrhunderten befestigt war, löste sich und schwankte zwischen den Kieselsteinen des Hofes wie ein großer schwarzer Finger. Efix schauderte. Ja, er mußte gehen; auch der Pfahl löste sich, um nicht mehr den Sack zu tragen. Und zur Überraschung Noemis, die mit dem Augenwinkel allen seinen Bewegungen gefolgt war, befestigte er den Pfahl nicht wieder und ging.

„Efix, du gehst?"

Er blieb stehen, gesenkten Hauptes.

„Du willst Esther nicht erwarten? Kommst du auf Ostern zurück?"

Er machte ein verneinendes Zeichen.

„Efix, du bist beleidigt. Hab ich dir etwas Böses gesagt?"

„Nichts Böses, meine Herrin. Nur, daß ich gehen muß, es ist Zeit."

„Dann geh und Glück auf den Weg!"

Er dachte einen Augenblick nach; es war ihm, als vergäße er etwas, wie jemand, der eine Reise anzutreten im Begriff ist, sich fragt, ob er auch alles bei sich habe.

„Donna Noemi, habt Ihr mir nichts mehr aufzutragen?"

„Nichts. Nur scheint mir, daß es dir schlecht geht, bist du krank? Bleib hier, wir wollen den Arzt holen, dir zittern die Beine."

„Ich muß gehen."

„Efix, höre: Deute nicht böse, was ich dir gesagt habe. Es ist so, glaube mir, ich kann nicht. Ich weiß, daß es dich schmerzt, aber ich kann nicht. Sag Esther nichts. Und geh, wenn du gehen willst. Aber wenn du dich schlecht fühlst, komm zurück; denke daran, daß dies hier dein Haus ist."

Er schob sich den Sack auf der Schulter zurecht und ging hinaus. Auf den Stufen der Tür schüttelte er die Füße, einen nach dem anderen, um nicht einmal den Staub des Hauses, das er verließ, mit sich zu tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Richard Wagners religiöse Botschaft in seinem Parsifal.

Von

Hermann Freiherr von Soden.

Daß heute die religiöse Welle im Steigen ist, daß wieder drängender in unseren Tagen der Geist nach einer Antwort auf die letzten Fragen, das Leben nach Weihe, die Seele nach Gott verlangt, weiß heute jedermann. Wer diesem Fragen und Suchen Befriedigung verheißt, der findet seine Hörer. Als vor mehr als einem halben Jahrhundert Richard Wagner sich mit seinem Parsifal zu beschäftigen begann, da war es der seiner Zeit vorauseilende Genius, der witterte, was noch fast unter der Schwelle des Bewußtseins in ihr sich zu regen begann, der des kommenden Geschlechtes Sehnen und Ringen in sich vorauserlebte und nicht ruhte, bis er für sich die Lösung gefunden. Und als er sie gefunden, da trieb es ihn, wie jeden Propheten, sie den Suchenden zu verkünden, unter den bald Allzuvielen der ersten einer, der mit einer neuen religiösen Botschaft vor seine Zeit trat. Er tat es in seiner Sprache: er schuf ein Musikdrama. Doch die Form, die er wählte, indem er es zu einem „Bühnenweihfestspiel" gestaltete, zeigt, daß er mehr wollte, als verkünden, was sich ihm bewährt hat. Er wollte bei denen, die er lud, ein Erleben dessen erzielen, was er erlebt hatte. Gleich den alten Mysterienspielen sollte sein Weihefestspiel zum Gottesdienst werden.

Aber eben diese Form, das Spiel, lenkt leicht die Gedanken von dem, um was es Wagner zu tun ist, auf die Mittel ab, die er dazu verwendet, zumal er sie meisterhaft, oder jedenfalls so eigenartig und eindrucksvoll behandelt, daß sie zum Beifall oder zur Kritik herausfordern. Und das begegnet um so leichter, als Wagner durch die Umsetzung seiner Botschaft in ein Spiel es nicht ganz leicht macht, sie sicher und scharf zu erfassen und ungestört auf sich wirken zu lassen.

Erwehren wir uns in dieser Stunde einmal dieser Ablenkung unserer Gedanken. Sehen wir ab von jeder Würdigung der Wagnerschen Kunstformen und ihrer Durchführung in seinem „Parsifal", von seiner Behandlung der Sprache, der Musik, der Bühne, der Legendenstoffe, die er verwendet. Lassen wir ebenso seine Persönlichkeit ganz aus dem Spiel. Auch die symbolische Einkleidung seiner Botschaft, dazu die Wahl der Symbole und deren Gestaltung soll zu recht bestehen. Wir ehren seine Überzeugung: „Nicht kann der höchsten Kunst die Kraft zu ihren Offenbarungen erwachsen, wenn

sie der Grundlage des religiösen Symbols einer vollkommensten sittlichen Weltordnung entbehrt, durch welches sie dem Volk erst wahrhaft verständlich zu werden vermag", und bei seiner Absicht, „die Symbole ihrem sinnbildlichen Werte nach aufzufassen, um durch ideale Darstellung derselben die in ihnen verborgene tiefe Wahrheit zu erkennen zu geben". Es liegt ja auch zu Tage, daß gerade diese halb durchsichtige Symbolik, der Dichtung Schleier in der Hand der Wahrheit, der Raum, der damit dem eigenen Denken frei bleibt, die Möglichkeit, mehr mit dem Gefühl als mit dem Verstand die Sache zu erfassen, der Botschaft ein gut Teil ihrer Anziehungskraft und ihrer Wirkung verleiht.

Aber mag der Aufbau und die Spannung der Handlung, die Fülle und Farbenpracht und anmutende Sinnigkeit der Szenen, der Zauber der Klänge und Motive der Musik, der Reiz der Charaktere, Kundrys unbändige, dämonische, leidende Leidenschaft neben der stillen, schlichten Treue des Gurnemanz, des todwunden Amfortas Seelenqual und Hilflosigkeit neben der sieghaften, reinen und naiven Heldengestalt des Parsifal noch so mächtig fesseln und ergreifen, was dem Festspiel seine eigenste Kraft gibt, das ist doch die durch das Ganze wehende Feierstimmung, der Lichtschimmer von Andacht und Frömmigkeit, das spürbare Walten der geheimnisvollen höheren Mächte und Gesetze, die religiösen Probleme, denen die Vorgänge Lösung verheißen, und über dem allen, daß, was da zum Ausdruck kommt, in noch höherem Maß als in den anderen Schöpfungen des Künstlers die Unmittelbarkeit des Selbsterlebten, die gehaltene Spannung von Selbstdurchkämpftem und das edle Pathos von dem Künstler Heiligernstem an sich trägt, daß in Wort und Klang des Dichters Herzblut hörbar pulsiert.

Dieser religiösen Botschaft in der Form der Kunst zu lauschen, ihren Sinn zu verstehen, ihn den symbolischen Gestalten und Vorgängen und Rätselworten, in die sie Wagner hineingeheimnißt, abzugewinnen, dazu möchte ich die Leser dieser Blätter einladen. Keine Kritik soll das Bild, das wir gewinnen, in irgendwelche mehr oder weniger subjektive oder von Dritten wenigstens als solche angesprochene Beleuchtung rücken. In strengster Objektivität, so sind wir es diesem Vermächtnis des abgeklärten Alters eines nach dem Höchsten ringenden Künstlerlebens schuldig, nie dem Wunsch Raum gebend, etwas Bestimmtes hören zu wollen, soll es, allem Streit der Meinungen entrückt, in geschlossenem Zusammenhang vor uns aus dem Helldunkel des Spiels erstehen. —

Den Ausgangspunkt für seine religiöse Botschaft bildet das im Parsifal besonders ergreifend gezeichnete Weltbild des Künstlers, wie es, vor allem seit Schopenhauer Einfluß auf ihn gewonnen hat, seine Seele füllte.

Leben ist Kummer und Schmerz. Amfortas ist die Personifikation des innerlich gebrochenen, elenden Daseins. Aber auch Gurnemanz, sein treuer Diener, verzehrt sich rat- und hilflos. Die ganze hohe Ritterschaft „versiecht, bleich und elend wankt sie umher", sie, „die in grausen Nöten den Leib sich quälen und ertöten". Titurel, der Vater des Amfortas, schmachtet vergebens nach dem durch des Sohnes Schuld ihm versagten Heilgut und muß ent-

kräftet sterben. Auch Klingsor, der böse Geist, der keine Seele zu haben scheint, ist in der tiefsten Seele unglücklich und klagt über „furchtbare Not". Und die genialste Schöpfung, Kundry, ist durch und durch zerrissen, unselig, hin und her geworfen von den verschiedensten Stimmungen, in Leidenschaften sich verzehrend, in Selbstanklagen sich zerwühlend, und dann wieder in heiligem Sehnen fast verschmachtend. Leiden in allerlei Gestalt zieht in langem Zug vor uns vorüber. Gleich zu Anfang der leidende Amfortas, auf der Tragbahre Seufzer ausstoßend. Dann der Schwan, tödlich getroffen zu Boden sinkend. Die ganze Kreatur, mitten im Karfreitagszauber bedrückt von dem Gesetz des Vergehens, dem sie nur an diesem heiligen Tage einen Augenblick entrückt ist. Die Blumenmädchen, Bilder blühenden, übermütigen Lebens, rufen zu Beginn und zum Schluß voll ungestillten Sehnens „O weh der Pein": sie müssen welken und sterben. Einerlei, ob das die richtige Einschätzung des Lebens ist, ein Teilrecht hat sie jedenfalls. Und vor allem, sie ergreift und findet in jedem ein geheimes Echo.

Aber Wagner bleibt nicht etwa bei diesen mehr oder weniger sentimentalen und unfruchtbaren Betrachtungen stehen. Nicht Weltschmerz ist sein letztes Wort. Er dringt tiefer ein und zeigt, daß der verborgene Quell all dieses Weltleids, dieses Leidens alles Lebendigen, die Sünde sei. Er stellt sie dar in ihrer sinnenfälligsten, aber auch für ihn nicht einzigen Form, dem heißen, wilden, wüsten Verlangen nach sinnlichem Genuß. In Klingsor ist es so übermächtig gewesen, daß er „ohnmächtig, in sich selbst die Sünde zu ertöten", den Quell der Sünde, gegen sich selbst wütend, auszutilgen versucht hat. Und Kundry jammert in ergreifenden Tönen eines verwundeten und gehetzten Gewissens:

Oh!
kenntest du den Fluch,
der mich durch Schlaf und Wachen,
durch Tod und Leben,
Pein und Lachen,
zu neuem Leiden neu gestählt,
endlos durch das Dasein quält!

Und woher kommt dieser Fluch?

Ich sah — Ihn — Ihn — (den Heiland)
und lachte . . .
da traf mich sein Blick. —
Nun such' ich ihn von Welt zu Welt,

— das ewige Sehnen der Seele nach Heil ausdrückend —

ihm wieder zu begegnen:
in höchster Not —
wähn' ich sein Auge schon nah',
den Blick schon auf mir ruhn: —
Da kehrt mir das verfluchte Lachen wieder, —
ein Sünder sinkt mir in die Arme! —

So ist sie allmählich ganz zerrüttet.

Irre! Irre, —
mir so vertraut

ruft sie in die Nacht um sich hinein.

Mitleid! Mitleid mit mir!

— so fleht sie Parsifal an —

Fühlst du im Herzen
nur anderer Schmerzen,
so fühle jetzt auch die meinen!

Tiefer greift dieser Zusammenhang bei Amfortas. Die Sünde, der er verfiel, hat sein Blut vergiftet, sein Herz ist verwundet, und das giftige Blut quillt unabläßig aus der Wunde, die sich nicht schließen will, ihn entkräftend. Jede Berührung mit dem Heiligtum, das sonst Heil bringt, vergrößert nur den Schmerz. Sobald er das Gralsblut sieht, ihm

das heiße Sündenblut entquillt,
ewig erneut aus des Sehnens Quelle,
das, ach! keine Büßung je mir stillt! —

Aber trotz dieser düsteren Zeichnung verkündet Wagner keinen Pessimismus, weder in dem Sinn, daß der Mensch von Natur ein verdorbenes Wesen, noch in dem, daß er wegen der Sünde rettungslos verloren sei. Ein Klingsor selbst wollte in den heiligen Orden treten und, dies zu erreichen, seiner Sünden Quell austilgen. Auch Kundry, dem unheimlichen Naturkind, verwachsen mit der Wildnis, dann wieder aufwuchernd in Frühlingsüppigkeit, dann wieder „erstarrt, leblos wie tot" in „winterlich rauhem Gedörn", auch ihr ziehen gute Regungen durch ihre ungezügelten Triebe. Sie hilft, wo sie kann, sie jagt nach Arabien, atemlos, um dem durch ihre Verführung in Sünde und Jammer Gesunkenen lindernden Balsam zu holen. Sie hat Mitleid mit allem, was da leidet, und begehrt keinen Dank für das, was sie tut. Sie sträubt sich innerlich dagegen, ihre häßliche Aufgabe als Verführerin zu vollbringen. Der innere Widerstreit entnervt sie und stürzt sie dann von einem Extrem ins andere.

Nicht anders Parsifal! Doch er ist ja, wie wir später sehen werden, nach Wagners Auffassung eine außerordentliche Gestalt. —

Ist so das Weltleid nicht ein Verhängnis, sondern eine Verschuldung, also die Weltanschauung, die Wagner hier vertritt, eine sittliche, nicht eine fatalistische, so ergibt sich ihm daraus die Erkenntnis, daß der tiefste Laut in der Menschenbrust das Sehnen nach Erlösung ist. Damit nimmt er den Zusammenklang der beiden tiefsten und wirksamsten Weltreligionen auf, des Buddhismus und des Christentums. In ergreifenden Worten hören wir Amfortas immer wieder nach Erlösung rufen, und Kundry fleht Parsifal in Klingsors Zaubergarten herzbrechend an, daß er sie erlöse. Selbst die Natur durchzieht, ein unverkennbarer Anklang an den Apostel Paulus (Römerbrief Kap. 8), ein Sehnen nach Erlösung.

Schon in den fünfziger Jahren hat in Wagner dieses Lied von der Erlösung aufgeklungen, hat er es als letztes, höchstes Ziel seines künstlerischen Strebens bezeichnet, „den Menschen den Weg ihrer Erlösung zu zeigen".

Im Parsifal hat er's versucht. Es ist also eine Erlösungsreligion, die er verkündet. Das heißt wirklich eine Religion. Denn der Nerv jeder echten Religion ist Erlösung. —

Aber welches ist der von ihm gewiesene Weg zur Erlösung? Nicht der, nach dem er in jüngeren Jahren tastete, der Weg der Entsagung. Es existiert ein Schluß zu einem früheren analogen Entwurf, „der Sieger" hat ihn Wagner genannt, mit den Worten: „Groß ist der Zauber des Begehrens" — das ist die Kundry im Parsifal —; „größer ist die Kunst des Entsagens". Nur die Ritter üben sie in gewissem Maße. Darum versagen sie, siechen sie hin. Parsifal selbst übt sie nicht.

Ebenso deutlich macht es der Dichter, daß er über den Gedanken hinausgewachsen ist, als ob das buddhistische Nirwana das Sehnen nach Erlösung stillen könnte. Ergreifend schildert er diesen Zug in Kundry. Sie weist mit den Worten: „Nie tue ich Gutes" jede Anerkennung ab.

Nur Ruhe will ich!
nur Ruhe, ach der Müden!
Schlafen! — Oh, daß mich keiner wecke!
Nein! Nicht schlafen! — Grausen faßt mich!

Sie hat selbst vor dem Schlafen Angst. Von Klingsor gerufen, ihr Verführungswerk an Parsifal zu erproben, ruft sie:

Schlaf — Schlaf —
tiefer Schlaf! — Tod!

Und als Klingsor sagt: „Da weckte dich ein andrer?" — erwidert sie:

Ja! — Mein Fluch! —
Oh! — Sehnen — Sehnen! —

und später ruft sie aus:

Oh, ewiger Schlaf,
einziges Heil,
wie, — wie dich gewinnen?

Auch Amfortas ist Träger dieser buddhistischen Stimmung. Als der Klang durch seine Träume geht, den er einmal in heiliger Stunde vernahm:

Durch Mitleid wissend
der reine Tor,

fährt er fort:

mich dünkt, ihn zu erkennen: —
dürft' ich den Tod ihn nennen!
Tod! — Sterben!
Einzige Gnade!
Mein Vater, leb und laß mich sterben!
Könnt' ich der Sünde
mildeste Sühne schmecken, den Tod!

Er hofft, daß der Gral, der seinem Leben neues Leben bringen müßte, nie aufgetan wird und er so den Tod sich erzwingen könne. Und wie er genötigt ist, den Gral zu erschließen, da fleht er: „Wenn er euch das Leben bringt, oh! daß er mir den Tod, das Ende meiner Qual brächte. Er fleht seinen Vater an, er möge für ihn beten:

Erlöser, gib meinem Sohne Ruh!

Ja, in dem stärksten Anfall ruft er seinen Rittern zu:

Tötet den Sünder mit seiner Qual!

Sein Seufzen gipfelt in dem Gebet:

Erbarmen! Erbarmen!
Du Allerbarmer, ach, Erbarmen!
Nimm mir mein Erbe,
schließe die Wunde,
daß heilig ich sterbe,
rein dir gesunde!

Aber sein Gebet wird ihm nicht erfüllt, denn es ist ein falsches Gebet. Der Buddhismus, dessen Stimmungen in all diesen Klagen laut werden, wird damit abgelehnt. Der Tod ist keine Erlösung. Das allerletzte Wort des Amfortas „rein dir gesunde" läßt auch ihn darüber hinaus den hoffenden Blick richten.

Die dritte sich als erlösend anbietende Macht ist die Sinneslust, die an den Sinnen sich nährende Lebensbejahung. Auch sie ist in Kundry, trotz ihres inneren Widerstreites, verkörpert. Wie sie im Zaubergarten Parsifal umbuhlt, sagt sie:

Laß mich dich Göttlichen lieben,

— sie meint die sinnliche Liebe —

Erlösung gibst du dann auch mir.
Den ich ersehnt in Todesschmachten,
den ich erkannt, den blöd' Verlachten,
laß mich an seinem Busen weinen,
nur eine Stunde mich dir vereinen,
und, ob mich Gott und Welt verstößt,
in dir entsündigt sein und erlöst!

Sie meint zweifellos, daß dieser Naturtrieb so berechtigt sei, daß sie sich damit selbst entsündigt.

Bist du Erlöser,

— ruft sie Parsifal weiter zu —

was bannt dich, Böser,
nicht mir auch zum Heil dich zu einen?

Also der Gedanke: Sinnesbefriedigung, Liebesrausch erlöst. Parsifal widerlegt sie:

Die Labung, die dein Leiden endet,
beut nicht der Quell, aus dem es fließt.
Das Heil wird nimmer dir gespendet,
eh' jener Quell sich dir nicht schließt.

Wie er nahe daran ist, ihren Verführungskünsten zum Opfer zu fallen, und dann sich auf sich selbst besinnt, da ruft er aus:

Oh, Elend! Aller Rettung Flucht!
Oh, Weltenwahns Umnachten:
in höchsten Heiles heißer Sucht
nach der Verdammnis Quell zu schmachten!

Ein Wort, das zugleich andeutet, daß das ernste Heilsverlangen nicht nur unvereinbar ist mit Sinnesverlangen, sondern dagegen widerstandsfähig macht.

Weiter wird kurz gezeigt, daß auch durch die geheimen Kräfte und Zaubermittel der Natur eine Erlösung nie zu erwarten ist. Das Bad im heiligen See kann Amfortas nicht einmal Linderung schaffen, Arabiens Balsamschätze versagen völlig. Es gibt hier überhaupt keine Linderung, sondern nur Heilung. Das ist der radikale Gedanke gegen das radikal aufgefaßte Böse.

Selbst Taten, wenn sie auch den Tag füllen und das Selbstgefühl für den Augenblick berauschen, erlösen nicht. Am Parsifal selbst wird das gezeigt. Seine Taten gehen immer in die Irre; seine natürliche Kraft verpufft. Ob auch alle, „die Schächer wie die Riesen," sich vor ihm fürchten, ob er sich auch sieghaft mit der ganzen Welt herumschlägt, gegen Wilde und große Männer kämpft, des Klingsor Ritter niederschlägt, er klagt zuletzt nur:

Zu wilden Knabentaten floh ich hin,

und schilt sich selbst:

Und ich? der Tor, der Feige!

Er schafft mit all seinem Lebensdrang und seiner Tatenlust weder sich selbst noch andern Erlösung.

Wie kräftig warnt in dem allen Wagner vor Irrungen, die dem Menschen aller Zeiten, nicht zuletzt der Gegenwart sich nahelegen.

Aber auch tiefere Kräfte, die in der eigenen Menschenbrust wohnen, Bußpein, vermögen nicht Erlösung zu bringen. Wiederum nimmt Wagner damit Stellung gegen den Buddhismus mit seinem Evangelium von der Selbsterlösung! Er schildert gleich im Anfang diesen Weg der Bußübung durch gute Werke an Kundry, deren mühevolles Liebeswerk für Amfortas, indem sie ihm den Balsam aus Arabien geholt hat, Gurnemanz mit den Worten deutet:

hier lebt sie heut
vielleicht erneut,
zu büßen Schuld aus früherm Leben,
die dorten ihr noch nicht vergeben.
Übt sie nun Buß' in solchen Taten,
dient sie uns und hilft auch sich.

Aber das ist nicht Wagners Meinung. Sie hilft sich nicht. Denn im zweiten Akt ist sie wieder rettungslos in Klingsors Händen und muß die Verführerin spielen. Auch Parsifal ruft:

Erlöser, Heiland, Herr der Huld!
Wie büß ich Sünder meine Schuld?

und findet keine Rettung durch Buße. Auch dem Amfortas ruft Titurel zu:

Du, büß im Dienste deine Schuld!

Aber die Buße hilft ihm nichts; seine Schuld brennt nur doppelt heiß, und Amfortas sagt:

Nach ihm, nach seinem Weihegruße

— den Erlöser Christus meint er, der durch das aufleuchtende Blut im Gral grüßt —

muß sehnlich michs verlangen;
aus tiefster Seele Heilesbuße
zu ihm muß ich gelangen.

Und er ist immer wieder enttäuscht. Wohl ist er, wenn das Blut aufleuchtet, durchglüht „von seligsten Genusses Schmerz“,

des heiligsten Blutes Quell
fühl' ich sich gießen in mein Herz.

Doch regt das nur das eigne sündige Blut auf. Die Wunde öffnet sich neu,

aus der nun mir, an heiligster Stelle,
dem Pfleger göttlichster Güter,
des Erlösungsbalsams Hüter,
das heiße Sündenblut entquillt,
ewig erneut aus des Sehnens Quelle,
das, ach! keine Büßung je mir stillt.

Immerhin Gutes kann so gewirkt werden; aber in bescheidenem Maße. Klingsor wagt einmal den Satz zu Kundry, und Wagner macht ihn sichtlich zu dem seinen:

Ha wer dir trotzte,

— nämlich deinen teuflischen Verführungskünsten —

löste dich frei.

Und ein andermal sagt Gurnemanz zu Kundry:

Das Böse bannt, wer es mit Gutem vergilt.

Aber das sind Fremdkörper in seinem Gedankensystem.

Vielmehr steht es ihm ganz fest, daß nur eine objektive, außerhalb des Menschen liegende Erlösungstat erlösende Macht hat und dem Sündenjammer und Weltenleid ein Ende bereiten kann. Allerdings, merkwürdig kurz ist er darüber. Entweder liegt ihm der Gedanke nicht so recht, oder er setzt es als anerkannt voraus und deutet es darum nur je und je an, daß diese Erlösung vollzogen sei durch Jesus Christus. Freilich nennt er auch diesen Namen nicht. Scheut er vielleicht unbewußt davor zurück, an etwas rein Historisches die Erlösung zu ketten? Jedenfalls redet er nur von dem „Erlöser“, dem „Heiland“. Er nennt ihn auch Gott, natürlich ohne deutlich zu machen, daß und wie er ihn von dem Schöpfergott, dem „Allerbarmer“, unterscheidet. Dieser Gott-Heiland vollzog die Erlösung in seinem Tod. Ihn selbst am Kreuze muß man schauen, belehrt Gurnemanz am Karfreitag den Parsifal,

der heut sein heilig Blut
der sünd'gen Welt zur Sühne bot.

Und die Kreatur beklagt er, die „auf des Erlösers holder Spur“ ihm ihr Gebet weiht, daß sie „ihn selbst am Kreuze nicht erschauen kann“. Von ihm erzählt Gurnemanz dem Parsifal,

wie Gott mit himmlischer Geduld
sich sein erbarmt und für ihn litt.

Und

durch Gottes Liebesopfer rein und heil,
frei von Sündenlast und Grauen

ist der „erlöste Mensch“.

In diesen Versen ist auch schon die Frage beantwortet, was denn diesem Tod die erlösende Kraft gibt? Auf den Wegen des Johannesevangeliums

wandelt da Wagner. Es ist die Liebe, die sich opfert, es ist das Erbarmen, das für den andern leidet. So wird von dem Speer gesagt:

der dort dem Erlöser die Wunden stach,
aus der mit blutigen Tränen
der Göttliche weint' ob der Menschheit Schmach
in Mitleids heiligem Sehnen.

Durch dieses „Mitleids Liebesmacht" hat der Erlöser auch bei seinem Liebesmahl in der letzten Nacht Wein und Brot gewandelt in sein Blut und seinen Leib, das heißt der Erlösung dauernde Wirkung verliehen. Das ist aber auch alles, was wir über diesen Punkt erfahren. Manche Äußerungen Wagners bezeugen, daß dieses Zurückführen der Erlösung auf Jesu Opfertod nicht nur Gedanken der Gralsritter und des Mittelalters wiedergeben will, sondern des Dichters eigenste innerste Überzeugung ist. Nur das Eine bleibt eine offene Frage, ob für ihn selbst auch dieser „Gekreuzigte" im Grunde eine symbolische Figur ist, oder ob er ganz konkret an die historische Persönlichkeit und ihre geschichtliche Opfertat dabei sich hält und darin die Erlösung bewirkt glaubt. Jedenfalls ist das Geheimnis der Wirkung dieses göttlichen Liebesopfers eben im Unterschied von den meisten kirchlichen Lehrversuchen nichts anderes als die Liebe, „des Mitleids heilige Liebesmacht". —

So kurz und die geschichtliche Beziehung, vielleicht absichtlich, in der Schwebe haltend von dem objektiven Erlösungswerk geredet wird, um so ausführlicher verbreitet sich die Dichtung darüber, wie dem Menschen diese Erlösung persönlich zugeeignet wird. Das ist sichtlich das Problem, das den Dichter ernstlich beschäftigt.

Zunächst hören wir echt urchristlich, echt reformatorisch: „Glaub an den Erlöser!" So ruft Parsifal der Kundry zu, als er sie tauft. Und die Gralsfeier gipfelt in dem Gesang aus den alleroberſten Höhen: „Selig im Glauben!" mit dem Wechselgesang: „Selig in Liebe!" Der bekannte christliche Doppelklang, das paulinische „Glaube sich auswirkend in Liebe" aus dem Galaterbrief. Wie diese Liebe gemeint ist, wird nicht ganz deutlich. Ob es die Liebe des Erlösers ist, oder die Liebe zum Erlöser, oder in diesem Bruderverein, der gemeinschaftlich feiert, die Bruderliebe. Vielleicht treffen wir das Richtige, wenn wir vermuten: alles in einem. Auch von der Kundry, wie sie getauft ist, hören wir das Wort: „Nur dienen — dienen!"

Dieser Glaube aber erwächst aus Reueempfindungen. Das ist etwas anderes als Buße.

Des Sünders Reuetränen sind es,
die heut' mit heil'gem Tau
beträufet Flur und Au',

heißt es im Karfreitagszauber. Diese Reue scheint gedacht als Wirkung der am Karfreitag vollbrachten Erlösung. Deutlich aber ist auch dies nicht. Zu Kundry sagt Parsifal:

Auch dir bin ich zum Heil gesandt,
bleibst du dem Sehnen abgewandt,

nämlich jenem sündigen Sinnessehnen. Das wäre die Sinnesumkehr in der Botschaft Jesu. Bei Kundry selbst ist nicht deutlich, wodurch sie eigentlich

bekehrt worden ist. Wohl doch, nach dem Zusammenhang des Ganzen, durch die Tatsache, daß Parsifal ihr getrotzt hat, als sie ihn zur Sünde verlocken wollte. Damit war bei ihr die Macht der Sünde und der Hang zu ihr gebrochen. Aber auch sie bedarf erst noch der Taufe und jenes „Glaub an den Erlöser."

Diese Erlösung dehnt sich dann vom Menschen in irgendwelchem Maße aus über die ganze leidende, seufzende Kreatur, das ist die Wunderbotschaft des Karfreitagszaubers.

Des Sünders Reuetränen sind es,
die heut' mit heil'gem Tau
beträufet Flur und Au':
der ließ sie so gedeihen.
Nun freut sich alle Kreatur
auf des Erlösers holder Spur,
will ihr Gebet ihm weihen.

Sehr merkwürdig ist hier der Zug, daß, da „sie selbst den am Kreuze nicht erschauen kann", ihr diese Erlösung, allerdings auf Zeit, aber doch eine Erlösung, zuteil wird, wenn sie „aufblickt zum erlösten Menschen". An dessen sanfter, milder Art, wie er kein Hälmlein knicken will, erlebt sie den Hauch der Erlösung.

Das dankt dann alle Kreatur,
was all' da blüht und bald erstirbt,
da die entsündigte Natur
heut ihren Unschuldstag erwirbt. —

Die eigentliche Kraft, die diese am Kreuz erfolgte Erlösung dem Einzelnen vermittelt, und die er glaubend ergreift, faßt nun Wagner in eines jener Symbole, die er dem Mittelalter entnimmt, das aber mit seinen Wurzeln zurückgeht bis in den vorchristlichen Orient, den heiligen Gral. So heißt die Kristallschale, das „Weihgefäß",

aus dem der Heiland trank
beim letzten Liebesmahle,
darin am Kreuz sein heilig Blut auch floß,

und in dem es noch immer eingeschlossen ist. „Des Heilands heilige Boten" haben ihn den Rittern vom heiligen Gral anvertraut. Dieser heilige Gral mit dem Blute des Erlösers vergegenwärtigt den erlösenden Kreuzestod, ja den Heiland-Gott selbst, der sein Blut vergoß. So erzählt Gurnemanz, vielleicht ist es absichtlich ihm in den Mund gelegt, weil es naiv klingt: Gott selbst habe sich einst Titurel zur Pflege gegeben. Der Gralsritter Meister ist es, der, selbst „in Gottes Hut, Gott selbst beschirmt". Des Heilands Klage vernahm darum, wie er später berichtet, Parsifal bei jener ersten Gralsfeier, der er anwohnte, aus dem Klageruf des todwunden, schuldbefleckten Amfortas:

Erlöse, rette mich
aus schuldbefleckten Händen!
So rief die Gottesklage
furchtbar laut mir in die Seele.

Dieser heilige Gral ist für gewöhnlich in einem Schrank verschlossen. Beim Liebesmahl der Ritter aber wird er feierlich geöffnet, und wenn der Gral dann hochgehoben wird, dann flammt zum Zeichen, daß Gottes Gnade da ist, das rote Blut darin wallend auf. Neben den Gral tritt noch ein zweites Heiligtum, der heilige Speer, „der des Heilands Blut vergoß". Auch seine Spitze ist noch immer von diesem Blut getränkt. Und auch an ihr leuchtet es je und je auf. „O wunden-wundervoller Speer," so wird er gepriesen. In welchem Verhältnis die Heilskraft dieser beiden Heiligtümer zueinander steht, wird nirgends erläutert. Eine Andeutung kann man in dem Worte finden, daß das heilige Blut ihm „entfließt":

in Sehnsucht nach dem verwandten Quelle,
der dort fließt in des Grales Welle.

Jedenfalls aber sind weder Gral noch Speer als Zaubermittel gedacht. „Der Zeugengüter" — das sind sie — „höchstes Wundergut" ist vielmehr das Blut, in dem der lebendige Heiland gegenwärtig ist. Nicht das Gefäß oder der Speer, der Heiland selbst erlöst mit seinem Tod. Aber

die Wunde (des Amfortas) schließt der Speer nur, der sie schlug.

Und noch ehe der Gral eröffnet wird, verkündet Parsifal, mit dem Speer seine Wunde berührend:

Sei heil, entsündigt und gesühnt.

Dieser Speer gibt auch dem Parsifal selbst den Mut, das hohe Amt zu übernehmen und den heiligen Gral zu enthüllen. Dieser Speer war es auch, der Klingsors Zauber- und Sündenreich vernichtet hat, sobald er in die reine Hand gekommen war, wie er, von unreiner Hand geführt, dem Amfortas die nie heilende Wunde geschlagen hatte. Aber auch in dem allen ist er doch nur gedacht als Träger des heiligen Blutes. Dies d. h. der Erlösertod hat die Kraft.

Aber wie kommt denn nun diese Gegenwartsverkörperung des welterlösenden Heilands in seinem Blute zur Wirkung? Dadurch, daß er in feiernder reiner Gemeinde gezeigt und andächtig anbetend betrachtet wird. Da wird das Herzblut Jesu lebendig, diese Liebe, diese erlösende Mitleidsmacht wirksam. Nur Andacht, Sammlung, Glaube erlebt sie, ja, so scheint es, erweckt sie. Aber zuteil wird sie dem Einzelnen erst in dem Gralsmahl. Freilich ist da das Weihgefäß selbst schon wieder verschlossen, und bei diesem Mahl wird Brot und Wein genossen, nicht Leib und Blut. Hier schwimmt doch alles in einander.

Aber nun ist die Erlösung nicht nur Vergebung der Schuld. Sondern sie wird ganz realistisch aufgefaßt: sie befreit die gebundene, ermattete physische Kraft. Die Feier erquickt Leib und Seele und spendet Müden, Sterbenden neue Kraft und neues Leben. Kraft, feuriger Heldenmut, Bruderliebe, Treue im Werke wird dadurch geweckt.

Kraft, zu wirken des Heilands Werke,
zu kämpfen mit seligem Mute.
Der Gral wird dich tränken und speisen

klingt die Verheißung. Und Titurel ist nur darum gestorben, weil sein Sohn Amfortas, dem er das Amt übertragen hatte, in seinem Sündengefühl nicht mehr gewagt hatte, den Gral zu enthüllen. Alles ist diesseitig, innerweltlich orientiert. Mögen die bewegenden Kräfte jenseitig sein und auf moralisch-religiösem Weg im Menschen wirksam werden, was sie wirken, was ihnen höchsten Wert verleiht, das ist die Erhöhung der Lebenskraft. —

Wodurch wirkt der Gral denn aber nun? Offenbar doch durch sich selbst. Hier geht das sittlich-religiös durch Glauben, Reue und Umkehr Motivierte doch unvermerkt über in eine Art Zauberwirkung. Man genießt Brot und Wein im feierlichen Mahl. Aber während beim wirklichen Abendmahl

wandelt' einst der Herr des Grales,
Wein und Brot des letzten Mahles
durch des Mitleids Liebesmacht
in sein Blut, das er vergoß,
in den Leib, den dar er bracht'

wird hier dagegen, bei diesem Gralsmahl, ausdrücklich betont:

Blut und Leib der heil'gen Gabe
wandelt heut' zu eurer Labe
sel'ger Tröstung Liebesgeist
in den Wein, der euch nun floß,
in das Brot, das heut' euch speist.

Dennoch aber werden die Einsetzungsworte verkündigt:

Nehmet hin meinen Leib,
nehmet hin mein Blut,
um unsrer Liebe willen!

„unsrer", also der gegenseitigen Liebe zwischen dem Herrn der Gemeinde und seiner feiernden Gemeinde. Und die Antiphonie:

Nehmet hin mein Blut,
nehmet hin meinen Leib,
auf daß ihr mein gedenkt!

will doch wohl mit diesem „auf daß" sagen, daß dadurch eine rein geistige Gemeinschaft, vermittelt durch das Gedenken an ihn, erzielt werden soll. Oder auch, daß dieses tiefinnere bewegte Gedenken dem Brot und Wein erst die Kraft verleiht, als Leib und Blut zu wirken? —

Aber dennoch fehlt nicht eine subjektive Bedingung für diese Wirkung des Grals und des Gralsmahls. Schon darin kommt es zum Ausdruck, daß nur die reinen Ritter daran teilnehmen dürfen. Gurnemanz sagt zum Parsifal, als er ihn zur ersten Gralsfeier führt:

denn bist du rein, wird nun der Gral dich tränken und speisen.

Hier klafft aber doch wieder ein Zwiespalt. Der Gral soll Erlösung wirken, und dennoch soll er nur Reinen Kraft bringen. Das muß wirklich Wagners Meinung sein. Darum eben genügt ihm eine Vermittlung lediglich durch die im Gral wirksamen objektiven Heilstatsachen nicht. Durch Menschen muß den Menschen diese Erlösung vermittelt werden. Zunächst sind dazu die Gralsritter, also die Besitzer des Heils, berufen. Aber da sie durch des Amfortas Irrung und den Verlust des Speeres zu diesem Beruf unfähig

geworden sind, bedürfen auch sie eines Retters, der die ihnen vorenthaltene Heilkraft des Grals ihnen wieder erschließt. Und diese menschliche Mittlerpersönlichkeit ist Parsifal. Er ist nicht der Heiland. Das ist der Gekreuzigte. In der großen objektiven Erlösungstat ruht das Heil. Aber Parsifal vermittelt sie den Menschen. Ihm ist also die Aufgabe zugewiesen, die die katholische Auffassung der „Kirche", dem „Priester" zuweist, die evangelische den lebendigen Christen, der christlichen Gemeinde. Im Reiche der Natur kennt Wagner dasselbe Gesetz. Im Karfreitagszauber vollzieht es sich: die Kreatur, die den Gekreuzigten selbst nicht schauen kann, wird erlöst, indem sie zum erlösten Menschen aufschaut. Kein Zweifel, diese Parsifalidee ist wieder ein tiefer religiöser Gedanke. Er ist begründet in den Gesetzen des Seelenlebens, bestätigt in der Geschichte der Frömmigkeit. Nur anderer Menschen Erleben und Erfahren, nur die Kraft, die von ihnen ausgeht, kann dem Einzelnen die Erlösung zudienen, sie vermitteln.

Wie muß nun aber nach Wagners Darstellung dieser die Erlösung vermittelnde Retter beschaffen sein? Und wodurch bringt er sein vermittelndes Werk zustande?

Wieder gehen Wagners Gedanken zurück bis auf den letzten Grund. Und er faßt ihn religiös: Es ist Bestimmung, Berufung durch die höchste Macht. Als Parsifal plötzlich im Gralshain auftaucht, da folgert daraus Gurnemanz, unbeirrt dadurch, daß er sich als Schwanentöter eingeführt hat:

Mich dünkt, daß ich dich recht erkannt:
kein Weg führt zu ihm (dem Gral) durch das Land,
und niemand könnte ihn beschreiten,
den er nicht selber möcht' geleiten.

Und dem Prädestinierten geht, sobald er in die Nähe seiner Aufgabe gerückt ist, die Ahnung von seiner Sendung auf:

Sollt' ich vergessen meiner Sendung
in deines Arms Umfangen?

Damit erwehrt er sich der Verführungskunst Kundrys. Ja, mitten im Ringen mit der Versuchung verkündet er sieghaft der Versucherin selbst:

Erlösung, Frevlerin, biet' ich auch dir.

Und als er dann in den Besitz des „wundervollen" (lies Wunder-vollen) Speers gekommen ist, da ist es ihm ganz gewiß, daß er zur Rettung des Amfortas und damit der Gralsritter auserkoren ist:

dem nun ich Heil zu bringen
mich auserlesen wähnen darf.

Aber dieser Auserkorene muß, auch nachdem er in den Besitz des Speers gelangt ist, noch durch die ganze Welt Irrfahrten machen. Von Klingsors Zaubergarten findet er nicht den Weg zurück zum Heiligtum des Gral, von dem er kam. Er ist nicht selbst daran schuld. Ein Fluch, den Kundry dem Sieger nachsendet, hindert ihn daran:

Irre! Irre, —
mir so vertraut —
dich weih' ich ihm zum Geleit'!

Daß er so nun ein Irrender sein muß, das entspricht freilich auch seiner Natur. Er war der Mutter davongegangen, er war durch die Welt gejagt, als er endlich in den Gralshain gelangte. Von dort treibt es ihn hinüber in Klingsors Garten. So jagt er jetzt wieder hinaus in die weite Welt. Veranlaßt Wagner dazu nur die Parsifalsage? Schwerlich. Wenn er es auch nicht ganz deutlich zum Ausdruck bringt, was der Sage diese Gestalt gab, das scheint auch sein Gedanke: Der menschliche Mittler der Erlösung muß die Welt kennen und mit ihr kämpfen und in diesem Kampfe sich bewähren, ehe er sie retten kann.

Der Irrnis und der Leiden Pfade kam ich.
Doch — ach! —
den Weg des Heiles nie zu finden,
in pfadlosen Irren
jagt' ein wilder Fluch mich umher:
zahllose Nöte,
Kämpfe und Streite
zwangen mich ab vom Pfade,
wähnt' ich ihn recht schon erkannt.
Da mußte mich Verzweiflung fassen,
das Heiltum heil mir zu bergen,
um das zu hüten, das zu wahren
ich Wunden jeder Wehr mir gewann.
Denn nicht ihn selber
durft' ich führen im Streite;
unentweiht führt' ich ihn mir zur Seite,
den ich nun heimgeleite,
der dort dir schimmert heil und hehr, —
des Grales heil'gen Speer.

Im zweiten Teil dieses Berichtes kommt ein neuer Gedanke hinzu. Er muß kämpfen, aber er darf das Heilige nicht mit in den Kampf ziehen, es nicht mißbrauchen als Machtmittel, es nicht entweihen durch Gewalttat oder Blutvergießen. Oder will Wagner mehr sagen? Will er die Religion ganz loslösen von den Erdenkämpfen, ganz außerhalb derselben stellen? Die Kämpfe muß jeder für sich allein sieghaft durchkämpfen, Religion ist nur da für des Lebens Feierstunden, darüber ihre Weihe zu verbreiten, das aber ist der Lohn der Kämpfe? Ein Nachklang von der buddhistischen Idee der Selbsterlösung? Jedenfalls, weil er den heiligen Speer in allen seinen Kämpfen unentweiht führt sich zur Seite, so daß er noch schimmert heil und hehr, darum hat er zuletzt den Weg zurückgefunden zum heiligen Gral.

Aber undeutlich bleibt, warum ihn der Fluch traf. Er hat doch Kundry gegenüber obgesiegt, und doch, wie er zurückkommt von seinen Irrfahrten, klagt er:

Ha! Welcher Sünden,
welches Frevels Schuld
muß dieses Toren-Haupt
seit Ewigkeit belasten,
da keine Buße, keine Sühne
der Blindheit mich entwindet,

zur Rettung selbst ich auserkoren,
in Irrnis wild verloren
der Rettung letzter Pfad mir schwindet!

Ist dies vielleicht, da er doch, wie wir sehen werden, der reine Tor ist, so gedacht, daß er der Menschheit Sünden tragen muß? Jedenfalls, wie er nun in den Gralsgarten mit dem unversehrten Speer sich zurückgefunden, kann ihm Gurnemanz sagen:

War es ein Fluch,
der dich vom rechten Pfad vertrieb,
so glaub', er ist gewichen. —

Aber das alles ist nur Erprobung, Vorbereitung des erkorenen Retters für die Ausführung der Rettung. Was befähigt ihn nun zu dem Rettungswerk? Warum ist er der Auserkorene? Damit kommen wir auf Wagners Hauptgedanken, den er mit dem eindrucksvollsten und durch das ganze Werk durchklingenden musikalischen Motiv ausstattet. Es ist ihm so sehr der Hauptgegenstand seiner Botschaft, daß ihn die vielen unausgeglichenen Momente, durch die seine Auffassung der Erlösungsvorgänge unklar wird, nicht beunruhigten. Schon Amfortas hat es einmal, noch ehe Parsifal in Sicht war, in seinem Jammer als Verheißung im Traumgesicht vom Heiligtum her vernommen:

Durch Mitleid wissend
der reine Tor,
harre sein',
den ich erkor!

Es ist ganz unwesentlich, daß Wagner irrtümlich den Namen selbst, der in Wahrheit französischen Ursprungs ist und Springinsfeld bedeutet, ihn aus dem Persischen herleitend, so übersetzen zu dürfen glaubte, und darum Kundry, die den Namen allein einmal nennt, worüber staunend Parsifal ausruft:

So nannte träumend mich einst meine Mutter,

ihn deuten läßt:

Dich nannt ich thör'ger Reiner „Fal parsi",
Dich reinen Toren: „Parsifal."

Der Gedanke ist zwar an den Namen geknüpft, steht aber für Wagner unabhängig davon fest. Was versteht er nun darunter? Das Wort Tor erscheint mehrfach als Tadel. Wie die Blumenmädchen nichts über ihn vermögen, gehen sie davon mit den Worten „Auf, weichet dem Toren!", weil er kein Verständnis hat für ihr Sehnen und ihre Reize. Immerhin ist hier seine Torheit Unschuld. Aber er nennt auch sich selbst tadelnd einen Toren. So, als er den Tod seiner Mutter erfahren, ruft er:

Mutter! Süße, holde Mutter!
Dein Sohn, dein Sohn mußte dich morden?
O Tor! Blöder, taumelnder Tor!
Wo irrtest du hin, ihrer vergessend?
Deiner, deiner vergessend,
traute, teuerste Mutter?

Und gleich darauf:

Die Mutter, die Mutter konnt' ich vergessen!
Ha! Was alles vergaß ich wohl noch?
Weß war ich je noch eingedenk?
Nur dumpfe Torheit lebt in mir!

Dennoch ist es in Wagners Sinn kein Tadel, sondern ein Vorzug. Dieser Parsifal hängt nicht am Geschehenen, Vergangenen; er hängt überhaupt an keinen Einzelheiten, nicht an dem zeitlichen Weltwesen, an der Erscheinungen Flucht. Auch sein Eindringen in Klingsors Garten ist die Leistung, wie er selbst sagt, eines Toren:

Und ich? der Tor, der Feige!
Zu wilden Knabentaten floh ich hin.

Und später:

Ha! Welcher Sünden,
welches Frevels Schuld
muß dieses Toren-Haupt
seit Ewigkeit belasten.

Er weiß es ja nicht, wie es in Wahrheit zusammenhängt. Deutlicher wird es gleich im Anfang, wo Kundry erzählt: Fremd ist er von der Mutter in den Öden aufgezogen worden, weil sie Furcht hatte, ihr einziger Sohn könnte ihr sonst wie der schon vor seiner Geburt im Kampf gefallene Vater einen frühen Heldentod finden und ihr so entrissen werden. Wie Gurnemanz ihm die Schuld vorhält, den unschuldigen Schwan getötet zu haben:

Erkennst du deine große Schuld?
Wie konntest du sie begehn?

da erwidert er: „Ich wußte sie nicht." Und auf all seine Fragen:

Wer ist dein Vater? wo bist du her?
Wer sandte dich dieses Weges?
Wie heißest du?

ist stets seine Antwort: „Das weiß ich nicht — das weiß ich nicht."

Also: losgelöst von aller Erdenwirklichkeit, frei von allen Erdenbanden, frei wohl auch von jeder Reflexion, ohne das Bedürfnis des ewigen Fragens, naiv, unmittelbar, fast im Zustand des Unbewußten, einfältig, ein Naturkind, in seliger Öde — das wird wohl das Wesen des „Toren" in Wagners Sinn sein.

Auch sein Tatendrang ist für Wagner wirklich eine Torheit. Wieder ein buddhistischer Einschlag. Und eine Schopenhauersche Formulierung: „Der Wille ist, objektiv betrachtet, ein Tor, subjektiv ein Wahn." Auch das weiß Parsifal nicht, daß er durch seine Taten gar nichts erreicht, sondern nur Tod und Verderben verbreitet. Den Schwan, die Ritter, die Riesen tötet er und weiß nicht, was er tut. Wir hörten es ja soeben:

Erkennst du deine große Schuld?
Wie konntest du sie begehn?

fragt Gurnemanz nach dem Schwanenschuß. „Ich wußte sie nicht," antwortet Parsifal. Parsifal weiß überhaupt nichts von Gut und Böse. Eine Reminiszenz an das biblische Paradies mag dies sein. Auch das gehört zu seiner

Torheit. Es ist zweifellos Wagners Gegnerschaft gegen alles Metaphysische, wohl auch gegen alles historisch Vermittelte, wie gegen alles deduktive Denken, alles Begriffliche, was ihn auf diese Idee gebracht hat. Solche Torheit ist eine Stärke: „ihn schirmt der Torheit Schild," klagt Klingsor.

Aber freilich: der Tor muß ein reiner Tor sein. Und das ist Parsifal. Diese Reinheit hat bei Parsifal verschiedene Entwicklungsstadien. Er ist von Natur rein, weil er eben von nichts weiß, etwa, was man harmlos nennt. Er kennt auch Liebe nicht. Aber dann: er bewahrt seine Reinheit gegenüber den Versuchungen des Lebens, wie sie in Kundry verkörpert sind. Wagners Reinheitsideal ist aber nicht mönchische Enthaltsamkeit. Titurel, Amfortas Vater, der heilige Held, hat einen Sohn, und Parsifal hat, wie Wagner in einem früheren Drama gezeigt hat, auch einen Sohn, den Lohengrin. Sondern die Reinheit, das ist wieder antibuddhistisch, besteht in der inneren Freiheit des Herzens von niederen Trieben, von sinnlicher Begier, darin, daß Versuchung für ihn keine Versuchung ist. Nur „als Mutterseegens letzten Gruß" nimmt diese Reinheit „der Liebe ersten Kuß" an. Aber es ist bezeichnend, daß diese Reinheit nicht entfernt so eingehend gezeichnet wird, wie die Torheit. Sie ist auch nicht ganz fleckenlos. Als er sich Kundrys Kuß entwindet, klagt er sich an:

Erlöser, Heiland, Herr der Huld,
Wie büß' ich Sünder meine Schuld.

Und nach seinen Irrfahrten muß er gereinigt werden, ehe er Gralskönig werden kann. „Und langer Irrfahrt Staub soll nun von ihm gewaschen sein," sagt Gurnemanz, als Kundry ihm die Füße wäscht. Also auch er kann nicht fehllos durch die Welt gehen. Der Gedanke „der reine Tor" ist also nicht durchgeführt. Und diese Inkonsequenz ist ein köstliches Zugeständnis an die Wirklichkeit gegenüber der Theorie.

Wodurch aber hat er diese Reinheit bewahrt und immer höher und reicher entfaltet? Durch dasselbe, wodurch er im Grunde über seine Torheit hinausgehoben wird:

durch Mitleid wissend
der reine Tor.

Mitleid ist die „höchste Kraft", in Mitleid besteht die sittliche Leistung. Das ist nun wieder buddhistisch und schopenhauerisch. Schon der Erlöser hat ja durch die Kraft des Mitleids die Erlösung am Kreuz vollbracht, und

durch des Mitleids Liebesmacht
wandelte der Herr des Grales
Wein und Brot des letzten Mahles
in das Blut, das er vergoß,
in den Leib, den dar er bracht'.

Parsifal ist nun nicht von Natur mitleidig. Ob Wagner damit sagen will, daß der natürliche Mensch nicht mitleidig sei? Jedenfalls Parsifal kennt nur Taten, Krieg, Jagd, Freude an der Kraft und Geschicklichkeit des Körpers. „Im Fluge treff' ich, was fliegt" — ist sein erstes Wort. Stolz rühmt er sich: ich habe den Schwan erjagt, Pfeil und Bogen habe ich mir

selbst gemacht. Er empfindet kein Rühren, wie der tote Vogel vor ihm liegt, sondern nur Stolz, daß er ihn getroffen. Auch Kundry würgt er mitleidslos unter der Naturgewalt seines Schmerzes, als sie ihm der Mutter Tod verkündet hat.

Aber nun kommt er in eine Schule des Mitleids. Zuerst weckt Gurnemanz in ihm das Mitleid angesichts des gemordeten Tieres, das ihm doch nichts getan, das über dem See kreiste, sein Weibchen zu suchen. Da kommt es über ihn, das Mitleid, er zerbricht den Bogen und schleudert die Pfeile von sich. Dann wird er in den Gralstempel geführt. Dort erlebt er des Amfortas Klagerufe und Schmerzgestöhn. Es krampft ihm das Herz, ja er spürt dessen Schmerz am eigenen Leib, und ist von dem Mitleidsgefühl so erfüllt, daß er die tieferen Gedanken der Feier, deren Zeuge er ist, gar nicht aufnimmt. Sie wirkt nicht auf ihn. Das heißt wohl: für die sittlichen Zusammenhänge und die religiösen Heilsgüter ist er noch nicht empfänglich. Auf Gurnemanz' Frage: „weißt du, was du sahst?" schüttelt er leise den Kopf. Er steht eben erst auf der Elementarstufe, er erlebt Mitleid. Nun muß sich das Mitleid vertiefen. Nicht nur körperliche Qualen muß es mit empfinden, sondern auch seelische.

Unter dem Kusse der Kundry, die den leidenden Amfortas verführt hat und jetzt auch ihn verführen will, erwacht in ihm dieses tiefer gehende Mitleid.

Nicht die Wunde ist es:

— geht ihm jetzt auf —

fließe ihr Blut in Strömen dahin!
Hier! hier im Herzen der Brand!

Er erlebt im Geist seinen Fall, wie

das Heil der Seele
entküßte ihm der Mund.

Und das rettet ihn vor demselben Weg.

Die letzte Steigerung dieses Mitleids ist das Mitleid mit dem Erlöser selbst, der in unheiligen Händen ist.

Des Heilands Klage da vernehm' ich,
die Klage, ach die Klage um das entweihte Heiligtum:
erlöse mich aus schuldbefleckten Händen! —
so ruft die Gottesklage furchtbar laut mir durch die Seele.

Und dieses höchste, heiligste Mitleid, das Mitleid mit Gott, möchte man, wohl ohne von Wagners Gedanken sich zu entfernen, sagen, das befreit ihn, da

alles schauert, bebt und zuckt
in sündigem Verlangen.

Und als nun Kundry ihre Zerrissenheit, ihre Verzweiflung, ihr Sehnen nach Erlösung ihm entgegenschreit, da faßt ihn auch Mitleid mit ihr, der Frevlerin:

Auch dir bin ich zum Heil gesandt,
bleibst du dem Sehnen abgewandt.

Dieses Mitleid kann auch falsche Wege gehen. Die Kundry will ihn dazu verführen:

Fühlst du im Herzen
nur anderer Schmerzen,
so fühle jetzt auch die meinen.

und später:

Mitleid! Mitleid mit mir!
Nur eine Stunde mein, —
nur eine Stunde dein
— — — — — — — —
Laß mich dich Göttlichen lieben,
Erlösung gabst du dann auch mir.

Aber der reine Tor fühlt: das ist nicht mitleidswert.

Dann will sie das Mitleid mit Amfortas aus seiner Seele reißen.

Den Verfallenen, laß ihn verderben,
den Un-sel'gen,
Schmach-lüsternen! —
Gegen dich selbst ruf' ich die Wehr,

(den Speer, der Amfortas traf) — droht sie Parsifal —

gibst du dem Sünder des Mitleids Ehr'!"

Dieser ganze Gedanke stammt von Buddha-Schopenhauer. Was hier Wagner in dichterischer Einkleidung darstellt, das hat er einmal so ausgeführt: Nur eine dem Mitleid entkeimende und das Mitleid bis zur vollen Brechung des eigenen Willens betätigende Liebe ist die erlösende christliche Liebe, in welcher Glaube und Hoffnung ganz von selbst eingeschlossen sind, der Glaube als das untrügliche und durch das göttliche Vorbild bestätigte Bewußtsein, von jener moralischen Bedeutung der Welt, die Hoffnung als das beseligende Wissen von der Unmöglichkeit einer Täuschung dieses Bewußtseins."

Dieses Wort gibt nun auch den Schlüssel für die Begriffsverbindung:

Durch Mitleid wissend.

Was weiß denn nun der reine Tor kraft seines Mitleids, nur kraft Mitleids? Er weiß erstens, daß Leben Leiden ist. Zweitens, daß des Leidens tiefster Grund Sünde ist und Schuld, entstanden aus dem Brand des sündigen Verlangens. „So war es mein Kuß," frägt Kundry, „der welthellsichtig dich machte?"

Bekenntnis
wird Schuld und Reue enden,
Erkenntnis (dieser Zusammenhänge)
in Sinn die Torheit wenden.
Die Liebe lerne kennen!

sagt Kundry, allerdings in Falschwahrheit, ihn zu verführen, das Wort anders-deutend, aber doch ihm bei richtiger Deutung damit den Weg weisend zum Quell des Heils. Zuletzt weist sie ihn auf die Kraft des aus Mitleid geborenen Trostes:

War dir fremd noch der Schmerz,
des Trostes Süße labte auch nie dein Herz.

Mehr ist nicht gesagt. Das bezeichnet Wagner nun als reinstes Wissen, wohl im Gegensatz zu allem Weltwissen, allem theoretischen Welterkennen, allem metaphysischen Wissen.

Aber nun das Rätsel: Inwiefern verleiht dieses durch Mitleid geweckte Wissen Kraft zum Retten? Wissen ist Macht. Auch das ist ein Gedanke Schopenhauers. Wagner erklärt es nur in dem Schlußwort, das Parsifal dem Amfortas zuruft:

„Gesegnet sei dein Leiden,
Das Mitleids höchste Kraft
Und reinsten Wissens Macht
Dem zagen Toren gab."

Aber wie wird das nun psychologisch vermittelt? Darauf erhalten wir keine Antwort.

Auch darauf nicht, wie das Mitleid mit der Reinheit zusammenhängt? Ist vielleicht die Reinheit, ja, ist zuletzt die Torheit die ungebrochene Kraft, die wirkt? Nein. „Durch Mitleid wissend." Immerhin spielt Wagner einmal die Sache dort hinüber in dem Wort, mit dem Gurnemanz den Parsifal zum König krönt:

Du — Reiner —
mitleidvoll Duldender,
heiltatvoll Wissender!
Wie des Erlösten Leiden du gelitten,
die letzte Last entnimm nun seinem (nämlich des Erlösers) Haupt. —

Und nun zieht Parsifal mit seinem Speer in den Gralstempel ein, heilt den Amfortas und übernimmt das heilige Amt. Der Gral, dem Schrein von ihm entnommen, erglüht, wie der Speer. Und die ganze Versammlung singt anbetend:

Höchsten Heiles Wunder!
Erlösung dem Erlöser!

Ein Rätselwort. Aber sein Sinn kann nicht zweifelhaft sein nach allem bisher Dargelegten. Es bezieht sich wirklich auf den im Gral wirksamen Erlöser. Von unheiligen Händen umgeben und zurückgehalten war er gebunden, konnte nicht wirken. Der reine Tor, durch Mitleid wissend, muß ihn erst erlösen. Das ist ein wundersamer Kreislauf. Der Gott-Erlöser hat nicht die Kraft, gegen hemmende Gewalten obzusiegen. Er selbst bedarf erst einer Erlösung, damit er zu seiner Wirkung kommen kann. Erklärt sich das daraus, daß dieser Erlöser keine freiwirkende Kraft ist, wie der heilige Geist in der gemeinchristlichen Anschauung, sondern gebunden an den Gral, also in gewissem Sinne doch materialisiert erscheint?

Doch vielleicht darf man das Wort nicht so zuspitzen. Diese Erlösung des Erlösers erfolgt zuletzt doch durch die Kräfte, die von ihm selbst ausgehen. Ob etwa Wagner zu diesem überkühnen Schlußwort durch einen Blick nach der Kirche sich drängen ließ, deren entschiedener Gegner er war? Dort ist der Erlöser gebunden in Formen und Formeln; die erlösende Kraft, die Wagner in Jesus Christus findet, muß erst wieder freigemacht werden

von der Umklammerung durch menschliches Formenwesen, menschliche Wahngedanken, menschliches Irren und Fehlen. Nur da, wo seine Torheit durch Mitleid wissend wird, wo sie das heilige Erbe hütet und enthüllt, kann der Erlöser erlösen, nicht wo kluge Priester walten und tiefsinnige Lehren verkünden und wo man das Menschliche nicht mitleidvoll zu verstehen vermag.

Ist dies der Sinn des Worts, in dem das Ganze gipfelt und ausklingt, dann ist es zugleich eine Weisung, wie Wagner seine religiöse Botschaft eingestellt wissen will. Er will keine neue Religion verkünden. Es soll die christliche Erlösungsreligion sein, aber befreit von allem, was sie hemmt in ihrer vollen Auswirkung. Fehlt es auch nicht an leisen buddhistischen Einschlägen, vielleicht glaubt er dadurch das Christentum zu vertiefen, als seine Religion verkündet er das Christentum. Aber nicht in einer der geschichtlich gewachsenen Formen, die es nach seiner Überzeugung einengen, unwirksam machen, sondern in seinem wahren Kern, so wie er ihn sieht. Worin besteht diese geläuterte christliche Religion? Ihren Kern bildet die Erlösung durch des Erlösers Mitleidstat, den Kreuzestod. Diese Erlösung ist einerseits Erlösung von Schuld und Sünde, zugleich aber Erlösung der gehemmten Lebenskraft zu voller freudiger Entfaltung. Dem Einzelnen wird die Erlösung zuteil durch das Erleben dieses Todes des Erlösers nicht im Mitsterben, sondern in andächtiger Versenkung in ihn in hehrer Gedenkfeier, angeeignet durch Glauben an ihn, sich auswirkend in Bruderliebe. Vermittelt aber wird es ihm durch Erlöste, durch reiner Menschen verständnisvolles Mitleid.

Es soll keine Kritik sein, sondern Feststellung einer vielleicht Wagner selbst kaum bewußten, aber sehr interessanten Tatsache: In dieser Religion fehlt alles Überweltliche. Sie ist ganz diesseitig, innerweltlich. Eine Überwelt spielt nur herein in der Bezeichnung des „Erlösers" als Gott, wenn nicht auch dies eine innerweltliche Würdigung sein will, und ganz vag etwa noch in der Vorherbestimmung des Parsifal. Das Blutwunder ist nicht hierher zu rechnen. Es ist die stets sich erneuernde Liebestat des Erlösers, die sich darin kund tut. So kann man sagen, die Religion, die hier verkündet wird, ist eine Religion ohne Gott, ohne Jenseits, ohne ewiges Leben. Sie ist auch ein Christentum ohne Jesus als persönlichen, geschichtlich-wirklichen Quell- und Mittelpunkt. Es ist eine Religion ohne Lehre. Und die Lebenserweise der Frömmigkeit treten mindestens völlig zurück in dem Gesamtbild. „Gefühl ist alles", Andacht, inneres Erlebnis, alles vermittelt durch innermenschliche Vorgänge.

An der Geschichte des Christentums gemessen ist doch eine neue Religion, wenn auch herausgewachsen aus dem Christentum, fast alles, worin sie besteht, ihm entnehmend. Aber man wird, was eben als ihr fehlend aufgezählt ist, doch zu den wesentlichen Stücken des Christentums rechnen müssen. Immerhin — es ist Religion, innerliche Religion, Erlösungsreligion, die Wagner hier verkündet und von der er bezeugt, daß sie das Höchste, das Unentbehrliche, das allein das Leben lebenswert Machende ist:

Selig im Glauben,
Selig in Liebe!

Zu Eduard Zellers hundertstem Geburtstag.

Von

Hermann Diels.

Am 22. Januar 1914 ist ein Jahrhundert verflossen, seit der Philosoph von Klein-Bottwar Eduard Zeller das Licht der Welt erblickte. Wenn seine Freunde und Schüler diesen Tag mit dem Ausdruck herzlicher Dankbarkeit begrüßen, so dürfen bei der Bedeutung dieses Mannes auch weitere Kreise nicht schweigend an ihm vorübergehen. Freilich, es gilt nicht, wie so oft bei solchen Säkularfeiern, einen Vergessenen dem lebenden Geschlechte wieder vor Augen zu führen. Das Grab hat sich ja kaum über dem hochbetagten und fast bis zuletzt schriftstellerisch tätigen Manne geschlossen, und die nach seinem Tode herausgegebenen „Kleinen Schriften“ [1]) haben das Bild des unermüdlichen Forschers und Kämpfers auch den Gebildeten unserer Generation wieder nahe gebracht. Aber wer Eduard Zeller nur aus seinen Schriften kennt, kennt ihn nur halb. Er würdigt die ausgebreitete Gelehrsamkeit, den eindringenden Scharfsinn seiner Forschung, den kristallklaren Strom seiner Beweisführung und Darstellung. Aber er lernt nur selten die intimen Reize seiner liebenswürdigen, humorvollen Persönlichkeit kennen, wie sie sich in vertrauten Gesprächen und in seinen Freundesbriefen so herzgewinnend darstellte. Es schien daher nicht unpassend, den Gedenktag Zellers durch Mitteilung von documents humains zu feiern, die einige Stadien seines langen, reichgesegneten Lebens in deutlicherem Lichte zu erblicken gestatten. Das Material dazu verdanke ich größtenteils dem Sohne des Verstorbenen, Herrn Professor Dr. Albert Zeller in Stuttgart, der auch an der Gestaltung und Durchführung des Plans dieser Veröffentlichung entscheidenden Anteil genommen hat.

Für die Bildung des jungen Philosophen ist der Aufenthalt im Seminar zu Maulbronn (1827—1831) nicht minder wichtig gewesen, als der im Tübinger Stift (1831—1835). Als Beweis, wie der Sechzehnjährige bereits die Aufgabe der Wissenschaft, der er sein Leben weihte, begreift, sei hier der Anfang des Schulaufsatzes mitgeteilt, an dem nichts geändert ist. Die ruhige Klarheit des Mannes ist hier bereits deutlich ausgebildet. Ob wohl heute noch in den deutschen Gymnasien solche Themata gestellt und so beantwortet werden?

[1]) Eduard Zellers Kleine Schriften, herausgegeben von Dr. O. Lenze. Drei Bände. Berlin, G. Reimer. 1910. 1911.

Die Wissenschaft eine Wohlthat für das Menschengeschlecht.

(7. Juni bis 7. Juli 1830.)

Häufig machen bloße Empiriker oder, wie sie sich gerne nennen, praktisch gebildete Leute der Wissenschaft den Vorwurf, daß ihre ganze Wirksamkeit sich auf unfruchtbare Speculationen ohne Bekanntschaft mit dem Leben und ohne Brauchbarkeit für das Leben beschränke, daß die Wissenschaft daher wohl ein unschuldiger Zeitvertreib müßiger Köpfe, aber ohne allen wirklichen Werth sey. Diese unrichtige Ansicht über die Wissenschaft hat ihren Grund vorzüglich in einer falschen Meinung über die Bestimmung des Menschen überhaupt, sowie in einer unrichtigen Vorstellung von dem Wesen der Wissenschaft. In der Bestimmung des Menschen heben sie das Praktische einseitig hervor, statt dieselbe in allseitiger Ausbildung seiner Anlagen zu suchen; die Wissenschaft halten sie für ein todtes Formelwesen, dessen einzige Frucht in spitzfindigen Grübeleien bestehe; sie bleiben also an einer einseitigen Auffassung ihrer Form hängen, statt in ihr Wesen einzudringen.

Unter Wissenschaft versteht man nämlich eine in ein System verbundene Summe von Erkenntnissen, und eben dadurch, daß sie ein System ist, unterscheidet sich die Wissenschaft von einem bloß zufälligen Apparat von Vorstellungen und Urtheilen. Eben durch diesen Charakter hat die Wissenschaft einen doppelten Vorzug vor jeder fragmentarischen Untersuchung der Wahrheit sowohl objectiv, hinsichtlich der durch sie erworbenen Kenntnisse, als auch subjectiv, durch ihren Einfluß auf den Erkennenden selbst.

Da die wirkliche Welt ein Ganzes ist, dessen Theile sich gegenseitig auf einander beziehen, so muß auch die Welt unsrer Vorstellung, wenn sie wahr seyn soll, ein solches Ganze seyn; denn unsre Vorstellung von der Welt ist ja nichts Andres, als ein Bild derselben in unserm Innern. Indem also die Wissenschaft Erkenntnisse in ein Ganzes zusammenfaßt, giebt sie ihnen mehr Wahrheit, und, was auch schon darin begriffen ist, mehr Allseitigkeit. Sie zeigt uns die Gegenstände sowohl an und für sich, als in ihren Beziehungen auf einander mit mehr Treue, Gründlichkeit und Deutlichkeit. Sie giebt aber nicht allein dem, was wir erkennen, mehr Wahrheit, sondern erleichtert auch die logische Gewißheit unserer Überzeugung. Denn während die wenigsten Wahrheiten sich als richtig erkennen lassen, ist es bei einer Zusammenstellung von vielen nicht schwer, aus dem schon Bekannten auf das Unbekannte zu schließen. Die vollkommenste und geordnetste Zusammenstellung von Wahrheiten, die mit einander in Verbindung stehen, giebt aber die Wissenschaft als System.

Nun ist zwar nicht zu läugnen, daß ein vollkommnes und in sich abgeschlossenes System dem menschlichen Geiste bei seiner Beschränktheit unmöglich ist, daß im Gegentheil alle Systeme unvollkommen und lückenhaft und auch hier nothwendig all' unser Wissen Stückwerk ist: aber thöricht wäre es fürwahr, das, was man nicht vollkommen haben kann, ganz zu verschmähen. Kann ja doch der Mensch überhaupt nie vollkommen werden, so lange er Mensch bleibt: aber anstreben soll er zur Vollkommenheit und sich diesem Ziele immer näher bringen, wenn auch überzeugt, daß es unerreichbar ist im Wollen wie im Erkennen, im Leben wie in der Wissenschaft . . . . . .

Die sorglich aufbewahrten Schulaufsätze des Seminars, die immer die beste Note des Lehrers erhielten, werden wie die „Normalaufsätze" seiner Stiftsjahre im Archiv der Berliner Akademie verwahrt, wohin sie von Herrn Albert Zeller gestiftet worden sind. Neben Baur, der auf dem Stifte sein Führer war, trat ihm der jugendliche D. F. Strauß, der dort 1832 als Verkünder der Hegelschen Lehre auftrat, näher. Er erlebte auch noch dort

das Erscheinen von dessen „Leben Jesu" (1835), das, wie er selbst sagt[1]), unter die Zeitgenossen wie eine Bombe fiel und namentlich unseren jungen Stiftler völlig gefangen nahm. Strauß war es auch, der ihm nach beendigtem Studium riet, sein Reisestipendium zu einem Studienaufenthalt in Berlin zu benützen, und der Vatke, den Vertreter der liberalen Theologie an der Universität, als Ratgeber empfahl. Er trat Ende September mit seinen treuen Freunden Bockshammer[2]) und Reuschle[3]) die Reise an. Wir teilen einen Bericht an Strauß über seine damaligen Erfahrungen im Wintersemester 1836—37 im Auszug mit:

Berlin d. 11. Febr. 1837.

Lieber Freund!

. . . Neander gefällt von allen Deinen Gegnern — bis dato — Vaihinger am besten. Der gute Mann will nun, wie ich gehört habe, selbst ein Leben Jesu herausgeben, aber nicht mit unmittelbarem Gegensatz gegen Dich, sondern so in der Weise seines apostolischen Zeitalters; lieber Gott, warum blamirt er sich auch so? . . . Unser Freund Hitzig[4]) wollte in Gemeinschaft mit vielen hiesigen Geistlichen ein neues Sonntagsblatt herausgeben, für Gebildete, so eine Art Theophilus, erhielt aber keine Erlaubniß. Warum? weiß ich nicht. Mich hatte er auch eingeladen, Beiträge zu liefern, das sag' aber Niemand, man lacht mich sonst aus. Es wird mir durch solche Erfahrungen immer klarer, daß ich eine an den Pietismus anstreifende Seite in mir habe, die mich doch in meinen Ansichten nicht beengt — ich bin viel positiver, als Du, worüber mich Bockshammer aber auch hinreichend lästert, denn der ist ein vollendeter Skeptiker, wie's dem Poëten zukommt, dabei aber unbekümmert durch theologische Grillen, einer von denen, die sich über nichts eigentlich wundern, Alles glauben, aber nichts im Ernst — bei G. Pfizer ist auch so was. — Vatke hat in einer Rezension über Hengstenberg's Beiträge in der litterarischen [so!] diesen mit wunderbarer Milde behandelt; meiner Gesinnung schlägt diese Methode im Ganzen auch mehr zu; man stellt sich dabei als vornehm, und wenn man will, als christlich sanftmüthig hin. Für jeden paßt's freilich nicht, z. B. für Dich. — Daß Du mich mit Vatke bekannt gemacht hast, ist etwas wofür ich Dir nicht genug danken kann; ich habe auch meine Freunde zu ihm geführt, die alle seines Lobes voll sind, was ich so formulirt habe: Er wäre werth ein Schwabe zu seyn; diese Formel ist unter uns anerkannt, und mich dünkt, nicht übel.

. . . Deine Würtembergica haben mich sehr interessirt, auch die minder welthistorischen Theile derselben; ich habe den Merkur nie mit solcher Andacht gelesen, wie hier in Berlin. Neues giebt's hier eigentlich nichts; die Todten fahren fort ihre Todten zu begraben, und der Lebendigen sieht man nicht allzuviele. Daß Marheineke Daubs Vorlesungen herausgeben will, wirst Du wissen; er versichert, sie seien viel verständlicher als Daubs Schriften, was eben kein Luxus ist. Ich werde etwa bis zum 20ten März hier bleiben, dann wahrscheinlich über Kopenhagen nach Hamburg gehen, dort um die Mitte April eintreffen, Anfangs Mai

---

[1]) Erinnerungen eines Neunzigjährigen (Stuttgart 1908), S. 100.

[2]) Als Oberstudienratspräsident a. D. in Stuttgart 1900 gestorben.

[3]) Gustav Reuschle, Professor am Stuttgarter Gymnasium, wärmster Freund und Bewunderer von Strauß, † 1875.

[4]) Hitzig ist nicht der spätere Heidelberger Theologe, sondern „Der bekannte, in den Berliner literarischen Kreisen hochangesehene Criminaldirektor". (S. Briefe von D. F. Strauß, herausg. v. E. Zeller, Bd. 1, S. 10.)

nach Göttingen kommen; hier und auf dem Harz einige Wochen seyn, und mit allerlei Schlangenwegen etwa bis Ende Juli oder Anfang Auguſt's mich herumtreiben. . . .

Dein

Z.

Da man's auf der Poſt ſo haben will, ſchreib' ich Gegenwärtiges als beſondern Brief an Dich, und das Andere als Paket; erhalten wirſt Du's, denk' ich, zuſammen. Gerne hätt' ich eine litterariſche Neuigkeit, die für den Buchhandel zu klein iſt, oder eine Carrikatur mitgeſchickt, aber der Berliner Witz iſt zu ſchaal, und ſcheint ſich nur bei den Eckenſtehern und Stubenmädchen herumzutreiben. — Von Neander iſt ein ſehr gutes Porträt erſchienen. An Hegels Philoſophie der Geſchichte wird gedruckt; Gans beſorgt ſie; das Werk wird im Juni oder Juli 36—40 Bogen ſtark erſcheinen[1]), alſo in Einem Bande. Die Encyklopädie iſt immer noch nicht angefangen; wie mir Henning[2]) ſagt, werden daran auch bei der Logik neue Zuſätze aus Manuſcripten gegeben werden; er beſchwert ſich aber über Mangel an Collegienheften.

Z.

Der Verkehr mit Vatke führte bei der vollſtändigen Übereinſtimmung in den Lebensfragen über Theologie zu einer innigen Freundſchaft, die ſich durch das ganze Leben bewährt hat. Zeller ſchickte ihm nach ſeiner Rückkehr folgenden amüſanten Bericht über die Heimreiſe:

Tübingen d. 11. Oktbr. 1837.

Verehrter Freund!

Sie haben mir erlaubt, mich auch aus der Ferne noch mit Ihnen zu unterhalten und ich thue dieß um ſo lieber, als ich Ihnen gleich in dieſem erſten Briefe meine aufrichtige Freude über die Erfüllung Ihrer Wünſche hinſichtlich der Anſtellung ausdrücken kann. Daß das Verbot der Fortſetzung Ihres Buchs[3]) damit verbunden war, iſt für uns Andere noch ſchlimmer als für Sie, und hat hier ziemlich allgemein Indignation erregt. — Als wir Sie vor 7 Monaten verließen, warteten unſer noch allerlei Ereigniſſe, ernſthafte und komiſche. Zu den letzteren gehört beſonders ein Abentheuer, das uns mit Hülfe der Holſteiniſchen Chauſſee zwiſchen Lübeck und Hamburg begegnete, indem wir hier, am Tage vor Quaſimodogeniti, im Schnee ſtecken blieben und genöthigt waren, in einer der elendeſten Dorfſchenken, die es in civiliſirten Gegenden giebt, mit zwei Damen, mit welchen wir von Roſtock aus reiſten, in Einem Zimmer und zwei Betten zu übernachten. Die Lage war ſo delikat, als ſie in der sentimental journey nur ſeyn konnte und von unübertrefflicher komiſcher Wirkung, wir kamen aber in keine ſolchen Verſuchungen wie Yorik. Daß ſich bei der ganzen Affaire Bockshammer noch weit mehr ſchämte, als die Damen, liegt in der Natur der Sache; ich war froh, daß ihm jene Tour nichts geſchadet hat. Ueberhaupt hielt ſich ſeine Geſundheit über Erwarten gut; er konnte auch einmal, freilich in ſehr kleinen Märſchen, 8 Tage mit mir im Harz

[1]) Erſchien 1837 als Bd. IX der Werke Hegels.

[2]) Leop. v. Henning, ſeit 1825 Profeſſor in Berlin. Die „Encyclopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaft im Grundriſſe" gab er als Bd. VI u. VII 1840 bis 1845 heraus.

[3]) Es kann ſich wohl nur um die Fortſetzung von Vatkes Hauptwerk „Die Religion des Alten Teſtaments nach den kanoniſchen Büchern entwickelt", T. I (Berlin 1835), handeln. Allein weder Beneckes noch Heinzes Biographie (D. Biogr. 39, 508) erwähnen dieſes Verbot, das zum Teil die geringe litterariſche Fruchtbarkeit des ausgezeichneten Theologen aufzuklären ſcheint.

umherstreichen, und kam viel gestärkter nach Hause, als er in Berlin gewesen war. — In Hamburg blieben wir 3 Wochen; Ihrem Herrn Bruder haben wir manche Gefälligkeiten zu verdanken. Vorher nach Koppenhagen zu gehen, was ich gerne gethan hätte, hinderten die Aequinoctialstürme, und nachher hatten wir keine Zeit mehr. In Pommern hat mir's gut gefallen, in Rostock aber desto schlechter; dieses Land steht in höherer Bildung noch im 16ten Jahrhundert. In Bremen ist wohl der meiste Geist im Rathskeller zu finden; wir kamen dahin von Hamburg aus, und giengen von dort nach Göttingen. Hier erfuhr ich den Tod meines Vaters; ich hatte ihn kränkelnd verlassen, und mußte froh seyn, daß die Leiden einer Brustwassersucht schneller zu Ende giengen, als Jemand erwarten konnte. Aber es waren schwere Tage, und ich hatte das Heimweh. Er war der trefflichste Mann, den ich bis jetzt gekannt habe. . . . Von Göttingen giengen wir nach Marburg und Gießen, von da an den Rhein, diesen hinab bis Düsseldorf, blieben 8 Tage in Bonn, dann den Rhein herauf, und über Heidelberg nach Hause. Was soll ich aber von der Theologie sagen? Untröstlich steht's noch allerwärts. Pektoraltheologie und nichts als Pektoraltheologie, wo man hinsieht; eine Menge ganz guter, oft sogar liebenswürdiger Leute, über die man sich aus der Haut heraus ärgern möchte, so bald sie über Theologie den Mund aufthun. Nitzsch glaubt an die historische Wahrheit der ersten Kapitel in der Genesis, und Lücke hat über Strauß auf eine Weise geredet, die dem Vorsteher eines Conventikels keine Schande machen würde. Ewald ist weit billiger, doch beschwerte er sich auch, daß ihn die Leute für einen Hegelianer halten, während er sich doch ganz gewiß nie mit Philosophie abgegeben habe, meinte auch dem Straußischen Buche fehle eben vor Allem eigene christliche Erfahrung. Daß man vor den Hegelianern theilweise einen wahren Abscheu hat, ist mit ihre eigene Schuld; in Göttingen hörte ich den Lic. Matthäi, der Leben Jesu vortrug, und mußte gestehen, daß es den Göttingern nicht übel zu nehmen ist, wenn sie ihn, wie geschieht, für verrückt halten. Auch sonst erfuhr ich nirgend von bedeutenden Leuten dieser Richtung, seit Berlin. Wie's in Heidelberg steht, sagte neulich naiv genug ein dortiger Professor, der hier war, Hanno, ein Jude und Orientalist: „Haben Sie auch Hegelianer in H.?" Nein, außer Dittenberger keinen. „Was haben Sie denn für eine Philosophie dort?" Die Kantische. — Jetzt suchen sie sich durch Einrichtung eines Predigerseminar's aufzubessern; gegenwärtig zählt die theologische Facultät 12 Studirende. Auch hier ist von Einführung eines besondern praktischen Kursus in einem fünften Studienjahre, nach dem theoretischen Examen die Rede; einen fünften theologischen Professor, für das Praktische, erhalten wir jedenfalls, aber wahrscheinlich einen Pietisten. — Tholuk war in den letzten Tagen auch hier und in Stuttgart, noch sehr augenkrank; er kam von Straßburg. Von Gans höre ich, er sey in die Schweiz gereist, und wolle uns auch besuchen; es wäre gut angebracht bei uns. — Die neuesten Nachrichten von Ihnen hab' ich durch Reuschle, der vor einem Monat hier durchkam. Er hatte sich unterwegs fast gar nicht aufgehalten. Wird Sie dieser Brief schon verheirathet finden, oder nicht? Sie werden es nicht nöthig haben, daß man Ihnen dazu Glück wünscht, aber wenn es etwas nützte und nicht gegen den guten Ton wäre, wollt' ich Ihnen versprechen, um Segen für Sie zu beten. Um so begieriger wäre ich, von Ihnen zu erfahren, daß sich dieser auch ohne mein Gebet von selbst einfindet. — Strauß arbeitet für die dritte Auflage seines Buchs, deren Druck noch vor dem Neujahr beginnen wird, zugleich sammelt er Materialien zum zweiten Bande seiner Streitschriften, in welchem nicht mehr die Personen, sondern die Einwürfe der Gegner im Einzelnen, nach einer Sachordnung durchgegangen werden sollen. — Ich selbst befinde mich hier als Vikar, um die Stelle eines gestorbenen Geistlichen während der Vakatur zu ersetzen, und werde wahrscheinlich bis gegen Ostern hier seyn; ob dann, da ich bis dorthin noch nicht als Repetent am Seminar werde eintreten können, anderswo, kann ich noch nicht bestimmen. So lange ich noch hier bin, etwas von Ihrer Hand zu erhalten,

würde mich sehr freuen; unter der Addresse: Dr. Zeller in Tübingen werde ich jedenfalls gefunden, selbst wenn ich nicht mehr hier seyn sollte. Mein gegenwärtiger Beruf zieht mich freilich vom Wissenschaftlichen ab und in's Praktische, doch hoff' ich auch jenes nicht zu vergessen. Darf ich Sie wohl bitten, Herrn v. Henning nebst meiner ehrerbietigen Empfehlung zu sagen, daß ich ihm, sobald ich zu einer Arbeit für die Jahrbücher Zeit bekomme, Vorschläge machen werde. Wenn es Sie nicht belästigt, meine übrigen Berliner Gönner, namentlich Gans und Michelet gelegentlich, unter Beilegung der einem jeden gebührenden und angenehmen epitheta ornantia zu grüßen, sind Sie auch darum gebeten.

Sie erhalten Gegenwärtiges durch Herrn th. cand. Häfner, einen Universitätsfreund und Landsmann von mir, den ich Ihrem Wohlwollen bestens empfehle. Ist er auch nicht ganz ein „Theolog nach unserm Sinn", und zeigt er auch im Aeußern Spuren der ungünstigen Verhältnisse, unter denen er sich gebildet hat, so werden Sie doch manches Tüchtige an ihm finden. — Leben Sie wohl und glücklich, und vergessen Sie im jetzigen Stand der Erhöhung nicht ganz der alten Freunde, unter die auch ich so gerne zählen möchte.

Mit der aufrichtigsten Hochachtung und Liebe

der Ihrige

E. Zeller.

Nach einem kurzen Vikariat und einer ebenfalls vorübergehenden Anstellung als Repetent am Theologischen Seminar in Urach (1839) war Zeller als Repetent am Tübinger Stift, dann als Privatdozent der dortigen theologischen Fakultät mit großem Lehrerfolg tätig. Allein bei der herrschenden kirchlichen Richtung waren die Aussichten für einen „Hegelianer" oder gar „Straußianer", wie er bald merkte, recht trüb. So versuchte er durch Gründung einer neuen Zeitschrift „Theologische Jahrbücher" der jungen Tübinger Schule im Lande selbst wie außerhalb größere Geltung und Anerkennung zu verschaffen. Sechs Jahre lang hat er dieses maßgebende Organ der damaligen liberalen Theologie in der hingebendsten und erfolgreichsten Weise geleitet (1842—48). Es ist kaum zu begreifen, wie der junge Forscher neben seinen tiefeinschneidenden Aufsätzen und Rezensionen und neben der Fundamentierung seiner 1844 erschienenen „Philosophie der Griechen" (1. Band) noch Zeit fand, die oft unerfreuliche und vergebliche Korrespondenz als Redakteur der Zeitschrift zu führen. Ein Brief an Freund Vatke aus dieser Zeit führt uns lebendig in diese Nöte ein.

Verehrter Freund!

Zwar sollte ich fast Anstand nehmen, immer wieder mit einer Bitte vor Sie zu treten, die ich nun schon so oft wiederholt habe; weil indessen dieser unablässigen Wiederholung Erhörung verheißen ist, so will ich dennoch vor Ablauf des alten Jahres noch Sie ersuchen, die Theologischen Jahrbücher im neuen, und nicht erst zu Ende desselben, mit einem Beitrag aus Ihrer Feder zu erfreuen. Es handelt sich aber hier wirklich nicht blos um eine Freude, sondern um ein dringendes Bedürfniß. Ich habe die Theol. Jahrbücher nun die Jahre hindurch fortgesetzt, und werde sie auch das vierte nicht fallen lassen; aber wenn ich in diesem Jahre nicht kräftiger, als durchschnittlich bisher, von meinen Mitarbeitern unterstützt werde, so glaube ich nicht, daß es mir und dem Verleger möglich sein wird, sie in der bisherigen Weise fortzusetzen. Ich selbst, von den verschiedensten Seiten über meine Kräfte in Anspruch genommen, kann unmöglich alle die Lücken ausfüllen, die durch vereinte Thätigkeit Vieler ergänzt werden sollten, und wenn ich es auch unter-

nehmen wollte, so könnte der Erfolg doch nur sein, daß ich Kraft, Zeit und Kredit an Journalarbeiten zersplitterte, die am Ende von Niemand gelesen würden. Denn ein Journal — ich kann nicht oft genug darauf hinweisen — hat seine Bedeutung nun einmal nur darin, daß es einen Verein wissenschaftlicher Kräfte darstellt; glaubt man es nun von wenigen geschrieben, so ist es keine Macht mehr und wird nicht gelesen. Ich sollte daher glauben, daß es im Interesse aller liege, die der Hegel'schen Schule zugethan sind, das einzige wissenschaftliche Blatt, das diese gegenwärtig besitzt, zu unterstützen, und ein vorhandenes Organ nicht an Atrophie verkommen zu lassen, wenn doch die Gründung neuer, wie Sie selbst wissen, gegenwärtig in Preußen besonders die größten Schwierigkeiten findet. Was nützt alle Thätigkeit der Einzelnen, wenn nicht so viel Gemeingeist da ist, sich gegenseitig zu einer Gesammtwirkung zu verbinden? Ich möchte Ihnen am wenigsten etwas sagen, das Sie verletzen könnte, aber urtheilen Sie selbst: von allen meinen norddeutschen Mitarbeitern zusammen habe ich in den drei Jahren, während deren die Jahrbücher bestehen, nichts erhalten, als den einzigen Artikel über Schelling, den Sie zu vermitteln die Güte hatten. Wie kann ich da auf bedeutende Wirkung und Beachtung in Norddeutschland hoffen, wo man ohnedem Alles, was nicht von Leipzig oder Berlin ausgeht, als etwas blos Provincielles über die Achsel anzusehen gewohnt ist? Wenn ich diese Thatsache erwäge, muß ich mich fast wundern, daß die Zahl der norddeutschen Abonnenten nur wenigstens nicht kleiner ist, als die der süddeutschen; aber von Rechtswegen sollte sie dreimal größer sein, als diese. Es wird nun hauptsächlich auf meine Mitarbeiter im Norden ankommen, ob die Jahrbücher ihren Zweck erreichen oder aufhören werden — über die im Süden kann ich mich im Allgemeinen nicht beschweren, Strauß ausgenommen, denn der ist allerdings verstockter als ein Heide. Zunächst erlauben Sie mir nun, Sie um einen Beitrag anzugehen. Alles von Ihnen, wie Sie wohl wissen, ist mir willkommen, darf ich Ihnen aber einen Vorschlag machen, so möchte ich fragen, ob Sie nicht vielleicht zu einer Kritik vom zweiten Bande und der ganzen zweiten Auflage der Müller'schen Schrift über die Sünde, oder, noch besser, zu einer Abhandlung über den gegenwärtigen Stand der A. Testamentl. historischen Kritik, insbesondere über die verschiedenen Auffassungen der älteren jüdischen Geschichte, die zugleich Ihrer Kritik des Pentateuch zur Vorläuferin dienen könnte, geneigt wären? Haben Sie die Güte, mich bald Ihre Absichten wissen zu lassen. Können Sie mir andere tüchtige Kräfte zuführen, so würden Sie Sich meinen aufrichtigen Dank erwerben.

Von hier ist kaum etwas Neues zu berichten; über die geistigen Zustände werden Ihnen die öffentlichen Blätter, namentlich die Jahrbücher der Gegenwart, Kunde bringen, in den persönlichen Verhältnissen hat sich wenig geändert. Vischer ist Ordinarius geworden und hat mit der lesenswerthen Vorrede zu seinen „Kritischen Gängen" viele Leute geärgert. Mit mir wird von zwei Orten her um eine Berufung zu philosophischen Lehrstellen unterhandelt, aber bis jetzt erst privatim, ob je officiell, steht dahin. Mit den herzlichsten Grüßen

der Ihrige

Zeller.

Tübingen 7. Dzbr. 1844.

Von den zwei philosophischen Lehrstellen, die dieser Brief andeutet, kann ich mit Sicherheit keine bestimmen. Wohl aber spann sich im Frühjahr 1845 durch den Schweizer Friedrich Ries eine Aussicht auf den theologischen Lehrstuhl der Berner Universität an, die Anfang 1847 sich verwirklichte. Mit dem Frühling dieses Jahres zog der junge Professor in die schweizerische Hauptstadt ein. Aber nicht allein. An seiner Seite schritt Frau Emilie, die geistvolle Tochter seines Lehrers Baur, mit der er bis zu seinem neunzigsten Geburtstag vereint blieb.

Die Aufregung, welche die Wahl Zellers in den konservativen Kreisen der Schweiz verursacht hatte, legte sich bald, als man ihn persönlich kennen und schätzen gelernt hatte. Aber die Verhältnisse gestalteten sich doch so, daß er gern in sein Vaterland zurückgekehrt wäre, als der März 1848 der liberalen Partei günstigere Aussichten eröffnete. Aber während Württemberg nichts tat, um den hervorragenden Gelehrten sich zu gewinnen, führte die von Gildemeister und v. Sybel angeregte Berufung Zellers auf den philosophischen Lehrstuhl in Marburg nach endlosen Schwierigkeiten zum Ziele. Welche Zustände er dort traf, schildert mit einer bei Zeller ungewöhnlichen Erregung ein Brief an Vatke:

Marburg 26. Mai 1852.

Verehrter Freund!

Es hat mich sehr gefreut, nach so langer Zeit wieder eine Mittheilung von Ihnen zu erhalten, und ich bin meinem Buche recht gut dafür, daß es mir das Vergnügen Ihres Briefes verschafft hat. Nur um so lebhafter wurde aber in mir der Wunsch rege, Sie auch wieder zu sehen. Wird Sie Ihr Weg nie nach Süden führen? In diesem Fall hoffe ich doch, Sie würden an uns nicht vorbeireisen. Die Strecke von Berlin hieher, oder um Ihnen ein einladenderes Ziel zu setzen, von Berlin an die Schweizer Grenze, ist jetzt eine solche Kleinigkeit geworden, daß selbst ein so fleißiger Mann, wie Sie, durch einen derartigen Ausflug sein Gewissen nicht beschweren würde. Mich ziehen meine eigenen und meiner Frau persönliche Verbindungen meist in die schwäbische Heimath, die wir auch diesen Sommer wieder mit unsern Kindern besuchen wollen; doch kann ich erst Anfangs September abreisen; Ihre Ferien beginnen früher, Sie würden mich daher, falls Sie dieselben z. B. zu einer Schweizerreise benützen wollen, noch hier treffen. Wenn ich aber nächstes Jahr noch hier bin, hoffe ich doch auch in den Norden zu kommen; ich wünschte gar sehr, meine Berliner Freunde, und gelegentlich auch die Dresdener und Berliner Kunstschätze wiederzusehen. Ob ich freilich noch ein Jahr hier sein werde, kann ich nicht wissen. Ich für meine Person hielte es trotz dem Druck, der auf allen öffentlichen Verhältnissen lastet, recht gut aus; ich habe hier angenehme und geistig anregende Gesellschaft, eine reizende Natur, und trotz der Beschränkung meiner akademischen Wirksamkeit durch die Kleinheit der Universität, die theologische Ungunst der Machthaber, und die geistige Schwerfälligkeit des kurhessischen Schlags, doch immer wenigstens einen kleinen Kreis empfänglicher junger Leute. Aber so, wie die Dinge hier liegen, kann kein anständiger Mensch wissen, wann man ihn fortjagt, oder Anforderungen an ihn stellt, denen er sich nicht fügen kann. Ich würde mich auch in diesem Fall nicht allzu sehr bekümmern; die letzten Jahre haben mich zu sehr an den Wechsel der menschlichen Dinge gewöhnt, als daß ich auf eine entfernte Zukunft für mich und die Meinigen Sorge tragen möchte; oder ist vielleicht vom Studium Epikurs etwas von der Aristippischen Kunst des In den Tag hinein Lebens an mir hängen geblieben? aber doch wäre ich zu einer Veränderung unter den hiesigen Verhältnissen leichter zu bestimmen, als sonst. Nur ist in Deutschland nach unser Einem dermalen keine Nachfrage, und auch die freundliche Meinung, welche mir Ihr Kultministerialreferent ausgedrückt hat, habe ich von Anfang an nicht anders, als Sie, beurtheilt, sie ist mir persönlich höchst schätzbar, aber daß sie einen Einfluß auf meine äußere Stellung haben werde, glaube ich durchaus nicht.

Von der leidigen Theologie komme ich immer mehr ab, und bin insofern mit dem Schicksal, welches mich in die philosophische Facultät geführt hat, gar nicht unzufrieden. Ganz loslassen will sie mich freilich nicht, und ich sie nicht, aber ich dispensire mich immer mehr davon, weiter, als es für mein persönliches wissenschaftliches Bedürfnis nöthig ist, von den Erscheinungen auf diesem Gebiet Notiz zu nehmen. Eine wahre Erquickung sollte es mir sein, wenn die Masse des Trivialen,

was ich von theologischen Büchern bei Seite lege, recht bald durch eine Arbeit von Ihnen, durch etwas Belehrendes und Interessantes, unterbrochen würde. Von unseren hiesigen Theologen ist Gildemeister, wie Sie wissen, ein äußerst tüchtiger, feindenkender Mann, von gründlichster und umfassendster Gelehrsamkeit; mit meinem Nachbar Henke, der Ihren Gruß freundlich erwiedert, stehe ich persönlich auf dem besten Fuße, wissenschaftlich ist freilich, bei der aphoristischen Unbestimmtheit seines Denkens, nicht viel mit ihm anzufangen . . .[1]) Da nun eben die Leute dieser Art gegenwärthig dominiren, so können Sie sich denken, welche Zucht von theologischem Hausvieh der hessischen Kirche durchschnittlich geliefert wird.

Für Ihre Nachrichten über Berliner Personen und Zustände bin ich Ihnen sehr dankbar und ich bitte Sie, mich bei Gelegenheit dem Einen und Andern meiner dortigen Freunde und Bekannten, wie Michelet, Trendelenburg, und wenn sonst jemand sich für mich interessiren sollte, durch einen freundlichen Gruß in Erinnerung zu bringen. Der letzte Theil meines Buchs wird in einigen Wochen erscheinen, und Trendelenburgs schwachen theologischen Nerven zu noch weiterem Anstoß gereichen. Er wird um einige Bogen stärker, als der vorhergehende.

Mit der aufrichtigsten Freundschaft und Hochschätzung grüßt Sie

Ihr

Zeller.

Marburg war damals eine sehr kleine Universität. Es konnte vorkommen, daß Zellers Hauptkolleg „Geschichte der alten Philosophie" nicht zustande kam. Um so mehr Zeit blieb für die wissenschaftliche Arbeit. Hier ward sein Lebenswerk, die „Philosophie der Griechen" in der zweiten Auflage zu jenem Musterbilde eines gelehrten Handbuches erweitert, das in Anlage und Durchführung in der gelehrten Literatur kaum seinesgleichen haben dürfte. Auch zu populärwissenschaftlichen Aufsätzen blieb dem unendlich fleißigen Gelehrten trotz der schweren Trauer, in die ihn der Tod von zwei hoffnungsvollen Söhnen 1854 versetzte, Zeit und Stimmung. Von solchen Plänen spricht folgender Brief an Strauß, der in seinem Schlusse eine Probe gibt von den ergötzlichen Kämpfen der dortigen Lichtfreunde gegen die Dunkelmänner, an die sich Zeller später noch oft und gern in vertrautem Kreise erinnerte:

Marburg 6. Juni 1856.

Lieber Freund!

Wie steht es denn nun eigentlich mit unserem projektierten Taschenbuch, oder wie das Buch sonst getauft werden soll? Wenn wir bis zum Neujahr etwas fertig bringen wollen, so müßte man die betreffenden Aufsätze bis Anfang Oktober beisammen haben, und auch der Verleger müßte bis dahin gefunden sein. Wer daher eine Arbeit für die Sammlung beisteuern will, für den wäre es nicht zu früh, jetzt zu erfahren, ob er sich darauf einrichten soll, und auf das Zustandekommen des Plans bestimmt verlassen kann. Ich werde, wenn das Letztere der Fall ist, jedenfalls Einen, wahrscheinlich aber zwei Aufsätze liefern: „Stahl und die Philosophie" und „über Gegenwart und Zukunft der protestantischen Theologie in Deutschland"[2]). Aber ich sollte jetzt wissen, wie's steht, da ich beide Arbeiten sonst wohl schwerlich vornehme, denn ich wüßte nicht, wohin damit. Ob von hier oder von Tübingen sonst etwas mit Sicherheit zu erwarten wäre, weiß ich nicht; Sybel würde, wie

[1]) Folgt eine sehr scharfe Charakteristik von drei theologischen Kollegen.

[2]) Als Ms. erhalten. S. Kleine Schriften, III 535, wo die Schrift zu früh eingesetzt ist.

er mir sagt, in der nächsten Zeit nichts liefern können, Schwegler steckt vielleicht zu tief in der römischen Geschichte, vielleicht wär's ihm aber auch gerade recht, aus Anlaß dieser Studien sich gegen das größere Publikum auszusprechen, sonst wüßte ich für den Augenblick kaum jemand, an den man sich in Tübingen zu wenden hätte, denn Köstlin's redselige Feder wird sich immer noch früh genug melden. Wenn aber wir beide, Gervinus, Vischer, Fischer und Häusser, unsere Beiträge lieferten, so wäre damit ohne Zweifel für 25—30 Bogen gesorgt, und viel mehr wird man kaum geben dürfen. Eine Betrachtung über die gegenwärtige Lage Europa's aus der Feder von Gervinus oder etwas der Art wäre höchst schätzenswerth. Möchtest Du wohl mit Deinen Heidelberger Freunden die Sache besprechen und sobald sie zu einigem Abschluß gebracht ist, mich unterrichten? Pfeiffer[1]) hat mir verschiedene Exemplare von Probenummern seines Blattes geschickt. Würdest Du mich wohl bei ihm entschuldigen, daß ich bis jetzt nicht dazu kam, ihm zu antworten, und ihm selbst meinen Gruß sagen, ich habe die Nummern auf den hiesigen Lehranstalten aufgelegt und auch sonst einigen Leuten mitgetheilt; ob das aber für die Verbreitung des Blattes etwas nützt, ist mir zweifelhaft. Daß ich ihm ein- oder das anderemal auch einen Beitrag schicke, hoffe ich, nur fehlt's hier gar zu sehr an Stoff für Correspondenzen und mir andererseits an Zeit und auch etwas an Geschick für größere Artikel von dem Charakter, wie er für dieses Blatt taugt. Habe ich recht gesehen, wenn ich in dem anmuthigen Aufsätzchen über die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte Deine Feder zu erkennen glaubte[2])?

Vor etwa zwei Monaten ließ Vilmar eine theils langweilige theils kapuzinerhafte Schrift ausgehen u. d. T. „Die Theologie der Thatsachen und die Theologie der Rhetorik"[3]). Darin erzählt er u. A., er habe einmal „nicht bildlich, sondern mit leiblichen Augen" den Teufel und sein Zähnefletschen gesehen, was zwar eigentlich eine Stroh-Renommage ist, denn nachher erläuterte er's Jemand dahin, er habe einmal in einer Besessenen in einem Irrenhaus den Teufel gesehen. Dieser schöne Passus hat Gildemeister zu dem Vers begeistert:

Nicht bildlich, nein, mit Huf und Schwanz —
Hört's, ihr Rhetoren, und erschreckt! —
Und zähnefletschend hab' ich ganz
In meiner Nähe ihn entdeckt.
Drum glücklich, wen ein sorgsam Weib
Mit Hörnern, comme il faut, versieht,
Daß, rückt der Teufel ihm zu Leib,
Er nicht im Kampf den Kürzern zieht.

Sonst ist von hier weiter nichts zu berichten, als daß es auch hier, wie anderwärts, alle zwei Tage dreimal 24 Stunden regnet.

Abgesehen davon sind wir wohl, und würden uns sehr freuen, wenn doch noch der gute Geist über Dich käme, nach einiger Wiederherstellung der Witterung mit Georgine[4]) auf ein paar Tage zu uns zu kommen. Euch beide grüßt mit meiner Frau bestens

Dein

Z.

---

[1]) Nicht zu ermitteln.

[2]) „Der Aufsatz über Elisabeth Charlotte wird wohl von Häußer gewesen sein; wenigstens habe ich von ihm in meiner Jugend einen Vortrag darüber gehört, der auch in der nach seinem Tode von Oncken herausgegebenen Geschichte des Reformationszeitalters als Anhang abgedruckt ist. In Strauß' Ges. Werken findet sich kein Aufsatz über E. Ch." Alb. Zeller.

[3]) Die Schrift „Die Theologie der Thatsachen wider die Theologie der Rhetorik" erschien 1856 und erlebte vier Auflagen.

[4]) Tochter von Strauß, später verh. mit Geh. Bergrat Heusler in Bonn, † Herbst 1912.

Nach Gildemeisters und Sybels Weggang von Marburg regte sich bei Zeller immer lebhafter der Wunsch, „in einen größeren Wirkungskreis und erfreulichere öffentliche Zustände versetzt zu werden, als sie in Hessen zu finden waren". So begrüßte er den Ruf nach Heidelberg, der 1862 an ihn erging, mit großer Freude. Über den Umzug und seine damalige Tätigkeit orientiert ein ausführlicher Brief an Strauß.

Marburg 12. Juli 1862.

Lieber Freund!

Es hat viel länger, als ich wollte, gedauert, bis ich wieder etwas von mir hören lasse; was Du hoffentlich als kein übles Zeichen, weder für mein und der Meinigen Befinden, noch für unsere Freundschaft, aufgenommen hast.

Inzwischen ist nun von dem Sommer, der sich aber in den Mai verirrt hatte, und nun recht grämlich und sauertöpfisch geworden ist, schon ein gut Stück herumgegangen, und die Zeit unseres Abgangs von Marburg rückt heran. Doch wissen wir noch nicht, ob er erst gegen Ende oder schon um die Mitte des September stattfinden wird. Unsere künftige Wohnung nämlich (westliche Hauptstraße Nr. 40, in der Nähe des künftigen physiologischen Instituts) wird zur Zeit noch von dem Theologen Riehm bewohnt, der aber diesen Herbst nach Breslau geht. Nach seinem Abzug wird sich der unsrige, da unser Recht auf die Wohnung erst mit dem 30. Sptbr. anfängt, richten müssen. Nach den Nachrichten, die wir durch Frau Helmholtz haben, muß die Wohnung ganz hübsch sein; nur wird es etwas eng darin zugehen, da meine Schwägerin zu uns zieht, welche auch schon seit einigen Wochen hier ist.

Beifolgend erhältst Du die Kirchengeschichte des 19ten Jahrh.[1]) Du wirst sie mit demselben Interesse lesen, mit dem ich sie s. Z. gelesen habe, als ich sie zum Druck vorbereitete. Namentlich die Parthien haben mich erfreut, in denen sich Baur über die Theologen der Zeit, meistens sehr unumwunden, und oft mit dem besten Humor, äußert. Wenn Du das Buch gelesen hast, könntest Du Dir ein wesentliches Verdienst erwerben und würdest mich sehr zu Dank verpflichten, wenn Du etwa im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung etwas darüber sagen wolltest. Dieser wirst Du ja doch vorkommenden Falls gern einen Beitrag zukommen lassen; im Uebrigen aber ebenso, wie ich, zufrieden sein, daß unser Name nicht mehr auf dem Titel eines politischen Blattes steht.

Von der kurzen Anzeige Deiner zwei Schriften[2]) habe ich endlich einen Abzug erhalten, den ich Dir hier mittheile. Dagegen bin ich trotz meines Mahnens immer noch nicht im Besitz meines Sendschreibens an Sybel (über das Wunder, gegen Ritschl[3]). Bekommen muß ich's aber, und vielleicht kann ich Dir dann auch gleich einen weiteren Artikel schicken, der mit einer Replik Ritschls auf den ersten als Duplik im nächsten Sybel'schen Heft kommen wird[4]).

Wie steht es denn mit Deiner theologischen Arbeit? auf die ich mich nicht wenig freue. Ueber Baur hat Lipsius (jetzt in Wien), der überhaupt einer der vernünftigsten und vielleicht der fähigste unter den dermaligen jüngern Theologen ist, einen Artikel in das Brockhaus'sche Sammelwerk „Persönlichkeiten der Gegen-

---

[1]) Als 5. Band der Baur'schen Geschichte der christlichen Kirche nach des Verf. Tod von Zeller herausgegeben. Tübingen 1862.

[2]) Preuß. Jahrb. IX, 367—369. Zeller zeigte hier anonym die „Kleinen Schriften", Leipzig 1862, und „H. S. Reimarus" an.

[3]) „Die historische Kritik und das Wunder." Sybels H. Zeitschr. VI, 356—373 = Kl. Schr. III, 348—365.

[4]) „Zur Würdigung der Ritschl'schen ‚Erläuterungen'." Sybels H. Zeitschr. VIII, 100—116 = Kl. Schr. III, 366—384.

wart" oder „Zeitgenossen" oder wie es heißt (eine Fortsetzung der früheren „Gegenwart") S. 229 ff. des neusten Bandes geliefert, der fast durchaus meinen Beifall hat. Er hat ihn mir geschickt.

Ist Dir Ewald's neuestes Buch „Die johanneischen Schriften" zu Gesicht gekommen? Im Vorwort desselben tritt er über Erwarten zahm auf und entzieht sich mit ein paar wegwerfenden Worten der Erwiederung auf meinen Artikel. Mich überrascht dieß nicht sosehr: wer so eitel ist, ist am Ende immer auch feig; aber es ist mir lieb, einer weiteren Verhandlung mit ihm vorerst überhoben zu sein. Später wird er natürlich wieder kommen, wenn er denkt, die Sache, wegen der ich ihn zur Rede gestellt hatte, sei nachgerade vergessen . . .

Mit unsern besten Grüßen

Dein

Z.

In die an Lehrerfolgen wie an literarischen Produkten reiche Heidelberger Zeit führt uns ein Brief an Strauß ein, in dem namentlich um des Adressaten willen Zellers philosophisches Credo zu beachten ist. Seine Hypothese einer einheitlichen immateriellen Atomstruktur, die dem ganzen geistigen und materiellen Universum zu Grunde liege, hat Zeller meines Wissens niemals sonst in so scharfer Weise formuliert. Die Beschäftigung mit seiner erst 1873 erschienenen „Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz" fällt in diese Zeit. Der Brief an Strauß zeigt, daß er auch diese Aufgabe trotz der Beschränkung, die ihm auferlegt war, nicht leicht genommen hat.

Heidelberg 16. April 1869.

Lieber Freund!

Das traf sich recht leidig, daß ich gerade fort sein mußte, als ich nach Jahren wieder zum erstenmal die Freude hätte haben können, Dich hier zu sehen. Wir müssen sehen, daß wir diese Verfehlung ehestens wieder gut machen. Auch mit Vischer gieng mir's schlecht. Als ich ihn in Stuttgart aufsuchte, war er nicht zu Hause, ob ihm eine Bestellung in's Museum zukam, weiß ich nicht, und am andern Tag war er abgereist. Daß er nicht nach München gegangen ist, wird er nun doch wohl zufrieden sein, und ist es auch, wie ich höre. Auf dem Museum in Stuttgart traf ich auch Rapp[1]), den ich aber nicht mehr gekannt hätte. Er sieht ja aus wie ein pensionierter Major, und ist auch ganz glücklich, wenn ihn auf seinen Spaziergängen die Bauern, mit denen er sich in's Gespräch einläßt, Herr General nennen. Ganz unverändert fand ich dagegen unsere treffliche Frau Märklin; auch ihre Emma hätte mir recht gut gefallen, wenn sie nur nicht so abschreckend häßlich wäre. Die würtembergische Synode scheint keine tiefen Spuren zurückgelassen zu haben: außerhalb der Pfarrhäuser lachte man nur über diesen Versuch der Frösche, sich zu Ochsen aufzublasen. Aber in der Politik scheint die Mehrzahl unserer schwäbischen Landsleute noch nicht weiter gekommen zu sein.

Die Bemerkungen meiner Rede gegen den Materialismus[2]) stützen sich auf die Ueberzeugung, daß eine einheitliche Thätigkeit, wie die psychische, ein einheitliches Subjekt dieser Thätigkeit voraussetze. Ein körperliches Ding aber, und wenn es auch physisch untheilbar, also ein körperliches Atom wäre, ist doch immer aus unbestimmt vielen, räumlich auseinanderliegenden Theilen zusammengesetzt und möchte noch sosehr in allen diesen Theilen dasselbe (genauer jedoch: gleichartiges)

[1]) Über Pfarrer Rapp, der seit 1867 im Ruhestand in Stuttgart lebte und 1879 starb, s. Zeller in „Strauß' Briefen", S. X.

[2]) In der Rektoratsrede vom 23. Nov. 1868 „Über die Aufgabe der Philosophie usw." = Vortr. u. Abh. II, S. 455 ff.

vorgehen, so könnten sie doch nie zur punktuellen Einheit des Subjekts zusammengehen, ohne welche die Einheit des Selbstbewußtseins unerklärlich bleibt. Wie aber die Wechselwirkung eines unkörperlichen Wesens mit dem Körper zu erklären ist? Gesetzt, ich antwortete darauf: latent omnia ista crassis obcoecata et circumfusa tenebris, so wäre ich ohne Zweifel nur offenherziger, aber nicht unwissender, als die Materialisten; denn auch von ihnen hat noch keiner die Wechselwirkung der Körper wirklich erklärt. Ich habe indessen allerdings den Verdacht, daß am Ende auch die Physik auf immaterielle Atome zurückgehen müsse, die erst in ihrem Zusammensein durch Anziehung und Abstoßung die Masse erzeugen, so daß das gleiche Wesen an sich immateriell und mögliches Subjekt der Bewußtseinserscheinungen und zugleich Theil eines körperlich Ausgedehnten sein kann — also Leibnitz, aber ohne die Absperrung der Monaden gegen einander, Herbart, aber ohne die Läugnung der Vielheit in der Einheit, der realen Veränderung und der Wechselwirkung, mit beiden endlich Hegel-Spinoza verbunden, sofern alle jene einheitlichen Wesen doch schließlich, wie eben ihre gesetzmäßig geordnete Wechselwirkung beweist, Erscheinungen Eines Urwesens sein müssen. Ob es mir aber jemals gelingt, diese Vermuthungen zu der Würde streng bewiesener wissenschaftlicher Ergebnisse zu erheben, weiß ich nicht. Bis jetzt habe ich nicht gewagt, Metaphysik zu lesen.

Mit Leibnitz habe ich mich in der letzten Zeit viel beschäftigt, und die opera philosophica mit der Feder in der Hand in Einem Zug durchgelesen, um demnächst an die Ausarbeitung dieses ersten Abschnitts meiner Gesch. der deutschen Phil. zu gehen. Eine kleine Nachlese hat mir Freund Kuno schon noch übriggelassen, so gut auch sein Buch, namentlich in der zweiten Auflage, ist. Seinen Fichte habe ich vorerst zurückgelegt. Dagegen muß ich jetzt einige Tage an Biedermann[1]) wenden, so störend mir's auch kommt. Etwas leichter hätte einem dieser die Lektüre ohne Schaden für die wissenschaftliche Gründlichkeit allerdings machen können.

Stuart Mill's Logik habe ich seiner Zeit, und manches daraus wiederholt, mit vielem Nutzen studirt. Die Schlußformen u. s. w. sind das wenigste darin, sehr bedeutend dagegen die Untersuchungen über Induktion und wissenschaftliches Verfahren überhaupt, und wenn man seinem Empirismus durchaus nicht immer beistimmen kann, sieht man sich doch immer von ihm angeregt und gefördert. Es giebt von dem Buch eine ganz lesbare Uebersetzung von Schiel (2. Aufl. 1862), welche ich besitze, und Dir zur Verfügung stellen kann, wenn sie nicht in Darmstadt ist. Bei dieser Gelegenheit kann ich dann auch den Ruge mitschicken.

Für das Hegel-Denkmal wird keine große Theilnahme zu erwarten sein. Ich werde meinen Beitrag einschicken; aber ich glaube nicht, daß das Geld zu mehr, als einer Kolossalbüste, zusammenkommen wird . . .

Mit unsern besten Grüßen Dein

Zeller.

Neben Strauß hat Zeller sein ganzes Leben hindurch mit dem Jugendfreunde Friedrich Vischer freundschaftliche Briefe gewechselt. Die verschiedene Stellung, die beide den Ereignissen des Jahres 1866 gegenüber einnahmen, hat nicht verhindern können, daß sich auch später diese so verschiedenen und doch in allem Wesentlichen einverstandenen Naturen in alter Freundschaft und Sympathie aussprachen. Hier ein Billett, das eine Einladung Vischers (ich weiß nicht, welche) scherzhaft ablehnt:

[1]) G. Biedermann, Kants Kritik der reinen Vernunft und die Hegelsche Logik in ihrer Bedeutung für die Begriffswissenschaft. Prag.

Heidelberg 18. März 1870.

Lieber Freund!

Schönsten Dank für Deine freundliche Einladung, der ich, wenn irgend möglich, folgen möchte. Leider scheint's aber, es werde nicht gelingen . . .

So werde ich also auf die Theilnahme an Eurer schönen Festfeier wohl verzichten müssen. Dich hoffe ich aber doch noch zu sehen, wenn ich etwa um Ostern herum ein paar Tage nach Stuttgart komme, wie ich dies im Sinn habe. Inzwischen meine besten Glückwünsche zu der neuen und ungewohnten Auszeichnung. Als wir uns vor 25 Jahren in Tübingen gegen Hof und Regierung unserer Haut wehrten, sah's allerdings nicht darnach aus, als ob man Dich jemals so, wie nun geschehen ist, vierspännig aus dem Ausland zurückholen [1]), oder Dich, den wir zwar immer für einen Mann aus dem Ff hielten, nun auch zu einem solchen aus dem vV machen würde.

Mit den besten Grüßen, auch von meiner Frau . . .

Dein

Zeller.

Über seine weiteren Studien zur „Deutschen Philosophie" berichtet er in einem Brief an D. F. Strauß:

Heidelberg 2. Juli 1870.

Lieber Freund!

Gestern kam Dein Voltaire; und wenn ich ihn auch nicht ordentlich lesen konnte, so habe ich doch schon genug in ihm genascht, um Dir nicht blos auf's schönste danken, sondern Dich auch zu der reizenden und dabei so gründlichen Arbeit, wie eben nur Du sie machen kannst, aufrichtig beglückwünschen zu können. Meine Frau freut sich nicht minder auf die schönen Stunden, die sie sich von der Vorlesung des Werkes verspricht, und läßt Dir auch ihrerseits freundlich danken. Ich hatte in den letzten Monaten meist eine ermüdendere Lektüre: Duzende von jenen kleinen Philosophen und Halbphilosophen, welche die Zeit zwischen Wolff und Kant ausfüllen. Ich werde ja nicht lange bei irgend einem von ihnen verweilen; aber schon zu meiner eigenen Orientierung mußte ich mir doch diese Literatur etwas genauer ansehen, als ich bisher gethan hatte, und schließlich fand ich auf dem ermüdenden Wege doch etwas mehr, als ich erwartet hatte. Auch einiges, was in Deine früheren Arbeiten einschlägt, ist mir aufgestoßen; so in Abbt's Verm. Werken V, 1 ff. eine (Dir wohl schon bekannte) recht ergötzliche Satyre auf Götze und andere Hamburger Pastöre, dem Fragmentenstreit um längere Zeit vorangehend; und in Feder's Leben (Lpz. 1825) S. 42 die Erwähnung seiner Erlanger Universitätsbekanntschaft mit Schubart; er besuchte den letzteren unter anderem im Schuldcarcer und traf ihn natürlich in ungebrochenstem Humor. Demselben Leben Feder's verdanke ich eine Notiz, welche für sich allein schon als eine genügende Illustration der Wertherperiode gelten kann: daß nämlich die zwei Göttinger Hofräthe Feder und Meiners sich bisweilen auf ihren Spatziergängen, aus Entzücken über das Glück ihrer Freundschaft, unter freiem Himmel umarmten.

Heute liegt eine unruhige Woche hinter uns, wir sind nämlich umgezogen. Unsere neue Wohnung liegt Leopoldstr. (Anlage) 54, nicht weit vom Aufgang zum Schloß, und hat eine wunderschöne Aussicht, über die Peterskirche mit ihrem

---

[1]) Vischer ward 1869 an das Stuttgarter Polytechnikum berufen und erhielt wohl damals mit einem hohen Orden den persönlichen Adel. Bekanntlich ist seit vier Monaten dieser sogenannte „Flohadel" in Württemberg abgeschafft.

zierlichen neuen Thurm und die Stadt weg auf den Heiligenberg und die Berge rechts von ihm bis zum Schloß. Komm' bald und sieh' sie Dir an. . . .

Mit unsern besten Grüßen, auch an Frau Waitz [1]), wenn Du sie siehst

Dein

Zeller.

Das außerordentliche Vertrauen, das sich Zeller rasch in den Universitätskreisen Heidelbergs erworben hatte, bewirkte, daß er 1871 an Bluntschlis Stelle in die Erste badische Kammer entsandt wurde. Er machte sich hier um die Finanzen des Landes durch Befürwortung der Selbstbesteuerung verdient, die eine Vermehrung des steuerpflichtigen Kapitals um 50 Millionen Gulden zur Folge hatte. Auf diese Reorganisation der Finanzen wird im folgenden inhaltreichen Brief an Strauß angespielt:

Karlsruhe 22. Novbr. 1871.

Lieber Freund.

Gestern sind die Stände feierlichst eröffnet worden; nachher Audienz der beiden Kammern beim Großherzoglichen Paar, Diner, dann noch einmal Unterhaltung mit den Anwesenden, so daß wir von 10 Uhr bis abends 6 U. nicht aus der Glorie und den weißen Halsbinden herauskamen. Ich kam vorgestern nach Tisch hieher und denke diesen Abend wieder — für wie lange weiß ich nicht — nach Hause zu fahren; will aber vorher noch die Morgenstunde, welche die heutige Sitzung frei läßt, benützen, Dir einen Gruß nach Darmstadt zu schicken. Bis jetzt war unsere Thätigkeit nichts als höhere Bummelei, und ich fürchte, sie wird auch überhaupt nicht viel mehr sein; wogegen ich, wenn mir die Geschichte nicht zu viele Zeit wegnimmt, nicht so sehr viel einzuwenden haben werde. In der Thronrede, die einen sehr guten Eindruck machte, wird den Beamten eine durchgreifende Gehaltserhöhung (ich höre von durchschnittlich 20%) versprochen; wozu ich um so lieber mitwirken werde, da die Regierung gleichzeitig verspricht, es ohne Steuererhöhung fertig zu bringen.

Du fragtest neulich nach meiner Ansicht über das Alter des Monotheismus. Mir war es stets unzweifelhaft, daß die erste Religionsform nur Polytheismus, und zwar ein recht derber, gewesen sein könne; und ich habe darüber schon vor 13 Jahren beim Jenenser Jubiläum, von Preller secundirt, mit dem alten Welcker disputirt, dem schellingische Uroffenbarung im Kopf steckte. Die Vorstellung übermenschlicher Wesen kann ja überhaupt nur dadurch entstanden sein, daß die Menschen theils für ihre Nöthen und Bedürfnisse eine Hülfe, theils für die Naturerscheinungen einen Urheber suchten; nach der einen Seite aber wie nach der andern konnten sie nur vom Einzelnen ausgehen, und daher auch nur auf Götter für die einzelnen Natur- und Lebensgebiete kommen, so lange sie nicht gelernt hatten, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen im Begriffe der Welt, und die Mannigfaltigkeit der menschlichen Aufgaben in der Idee einer sittlichen Weltordnung zur Einheit zu verknüpfen, was gewiß sehr spät geschehen ist. Wie aber aus dem Polytheismus Monotheismus wurde, ist zwar nicht nachzuweisen, außer bei den Griechen; ich vermuthe aber, daß es in verschiedener Weise geschah: bald so, daß, wie bei jenen, Ein Gott über die vielen Götter emporwuchs, und sie schließlich mediatisierte, bald so, daß, wie bei den Juden, der Nationalgott für den mächtigsten, und mit der Zeit für den einzigen erklärt wurde; wogegen eine monotheistische Volksreligion

[1]) Witwe von Th. Waitz (1821—1864), der als Philosoph und Anthropolog von Zeller besonders geschätzt und sein Nachfolger in Marburg wurde. Sie lebte damals in Darmstadt.

wohl kaum jemals durch eine Kritik des Polytheismus, wie die des Xenophanes, entstanden sein wird.

Gestern war ich im Theater und sah ein neues Stück, von Schaufert[1]), meine ich: rathlose Erben. Es fand vielen Beifall; Darsteller und Verfasser wurden stürmisch gerufen. Feinere und tiefere Komik ist nicht darin, aber guter Humor und geschickte theatralische Behandlung, es wird ein gutes Kassenstück werden und man unterhält sich recht gut dabei.

Gestern lernte ich auch Moritz Müller[2]), der Abgeordneter ist, persönlich kennen. Wie ich aber nach dem Diner neben ihm stand, und die Großherzogin sich, von Mann zu Mann gehend, von mir zu ihm wandte, redete er, vielleicht auch vom Champagner ermuthigt, statt auf ihre Frage zu warten, sie an: „So klar schreibt eben niemand, wie der Herr Professor", was die arme Frau dann nöthigte, sich noch einmal mit mir in eine Betrachtung über Klarheit und Tiefe einzulassen.

Nun will ich zu Mohl gehen und dann unter seinen Flügeln in die Sitzung. Ich wohne hier Zähringerstr. 53, aber ein Brief trifft mich weit sicherer in Heidelberg. Mit den besten Grüßen

Dein

Zeller.

Im folgenden Jahre 1872 trat eine schwere Frage an ihn heran. Berlin suchte ihn an Trendelenburgs Stelle für das philosophische Katheder des jüngst Reichshauptstadt gewordenen Berlins zu gewinnen. Die Hoffnung, dort einen größeren Wirkungskreis für seine lehramtliche und wissenschaftliche Tätigkeit an der Universität und Akademie zu gewinnen, zog ihn nicht minder als die Hoffnung, in der nunmehr mit großen Erwartungen inaugurierten Falkschen Ära politischen Einfluß im liberalen Sinne auf Kirchen- und Schulwesen ausüben zu können. Aber die retardierenden Momente, die dem Achtundfünfzigjährigen einen Wechsel widerrieten, wogen doch zunächst vor. Die Korrespondenz mit Strauß und Sybel, die ich zugleich mit Sybels Antwort hier vorlege, zeigt, daß er lange unschlüssig gewesen ist. Der Erfolg hat gelehrt, daß sein Entschluß, dem neuen Rufe zu folgen, richtig gewesen ist. An Strauß ist folgender Brief gerichtet:

Heidelberg 21. Febr. 1872.

Lieber Freund!

Vorigen Sonnabend erfuhr ich, daß die philos. Fakultät in Berlin mich an Trendelenburgs Stelle, und zwar allein, vorgeschlagen habe; der Gedanke, K. Fischer an zweiter Stelle zu nennen, sei (wie nach dem Streit mit Tr. erklärlich) nicht durchgedrungen[3]). Noch ehe wir uns von diesem Schrecken einigermaßen erholt hatten, erschien Montag früh Olshausen, um mit mir zu unterhandeln. Ich behielt mir meine Entscheidung vor, und wäre Dir für ein unpartheiisches Gutachten dankbar; unpartheiisch namentlich auch darin, daß es mir nicht mehr zutraut, als ich leisten kann. Denn das ist am Ende das allein entscheidende. Meine Neigung,

[1]) Hippolyt Aug. Schaufert, 1835—1872, Verf. des Preisluſtspiels „Schach dem König" (1869).

[2]) Juwelier in Pforzheim. Er hatte sich aus einfachen Verhältnissen emporgearbeitet und sich durch soziale Fürsorge, auch als Schriftsteller verdient gemacht. Er bewunderte Strauß früher außerordentlich, trat ihm aber nach dem Erscheinen des „Alten und neuen Glaubens" entgegen. S. Zeller zu Strauß' Briefen, S. 491.

[3]) Am Rand: „Die alten Perlicken — schreibt Frau Helmholtz — wollten von F. nichts wissen"

und die meiner Frau nun vollends, hält mich lediglich hier fest; die Vortheile, welche mir dort geboten werden, sind der enormen Theuerung des Berliner Lebens gegenüber nicht so bedeutend, und an sich selbst für mich von keinem solchen Gewicht, daß sie mich verlocken könnten; es geht uns hier ja auch nichts ab. In meinen Jahren eine solche Veränderung vorzunehmen, ist immer gewagt: ich möchte nicht, daß das Distichon, welches Du einst auf Schelling gemacht hast [1]), auf mich anwendbar würde. Was endlich für mich besonders schwer wiegt: gerade in diesem Augenblick könnte ich der hiesigen Universität und meinen hiesigen Freunden in wesentlichen Beziehungen durch keinen Neuberufenen ersetzt werden, so leicht man auch meine Vorlesungen verschmerzen würde, wenn Fischer, wie ich hoffe, an meine Stelle träte.

Ist es nun alle dem gegenüber dennoch Pflicht, mich in dieses Babel an der Spree, diese Reichssandbüchse, schleppen zu lassen? Ich bin geneigt, es zu bejahen, fast mehr aus politischen, als aus wissenschaftlichen Erwägungen. Aber wenn ich hingehe, so geschieht es, Gott verzeih mir den Hochmuth, lediglich so, wie der platonische Philosoph Minister wird, damit die Stelle nicht in schlechtere Hände kommt. Denn der einzige, dem ich sie gönnte, Freund Kuno, hat nach dem obigen keine gesicherte Aussicht.

Daß diese ganze aufregende Angelegenheit bei mir mit einem unangenehmen Katarrh und Schnupfen zusammenfällt, erleichtert mir's eben auch nicht. . . .

Mit unsern besten Grüßen

Dein

Zeller.

Ähnlich schreibt er einige Tage darauf an den alten Marburger Freund v. Sybel:

Heidelberg, 25. Febr. 1872.

Lieber Freund!

Geben Sie mir Ihren Rath in einer Sache, mit der mein eigener, zur Zeit ohnedem etwas verschnupfter Kopf nicht recht fertig wird. Man will mich an Trendelenburg's Stelle nach Berlin haben. Vorigen Montag war Olshausen hier, um mit mir zu unterhandeln. . . . Ich lehnte nicht ab, konnte aber auch nicht sofort zusagen, sondern mir nur meine Entschließung vorbehalten; es sind ohnedem ja noch weitere Mittheilungen von Berlin nöthig.

Die Sache ist wirklich nicht so einfach. Zunächst scheint es, wenn man sich in Berlin zu dem Unerhörten, bis vor kurzem ganz unmöglichem, entschließt, mich zu berufen, so dürfe ich mich nicht versagen, und ich leugne nicht: es hätte einen großen Reiz und Wert für mich, am Abend meines Lebens noch einmal in Verhältnisse einzutreten, die mir eine weitergreifende akademische Wirksamkeit möglich machten, als sie der Philosoph in Marburg und auch in Heidelberg findet; einen noch größeren, an dem Feldzug gegen die Pfaffen aller Confessionen, mit dem es nun doch endlich Ernst werden wird, an der Stelle, wo die Hauptentscheidung fallen muß, mich zu beteiligen. Nun aber die andere Seite der Sache; einmal bin ich überzeugt, daß es nicht bloß meiner Frau, sondern auch mir in Berlin nie recht wohl würde, daß wir uns nie dort heimisch fühlen, unser Heidelberg und unsere hiesigen Freunde stets vermissen würden. Dann unsere Söhne, namentlich Heinrich; Berlin ist im allgemeinen nicht der beste Boden für junge Leute. Dazu kommt, daß ich gerade unter den Verhältnissen, die sich hier im letzten Jahre gebildet haben, für unsere Universität u. unsere Parthei an derselben, wie man mich versichert, viel schwerer zu entbehren bin, als in normalen Zuständen der Fall wäre; darf ich da um eines doch immer etwas unsicheren Erfolgs willen einen sicheren Schaden anstiften? Was endlich für mich fast am stärksten ins Gewicht

[1]) Scheint nicht gedruckt.

fällt: ich fürchte, ich bin zu alt für diese Veränderung. Wäre ich schon ein Jahrzehend, oder auch nur ein Lustrum in Berlin, so würde ich ja voraussichtlich dort so gut, wie hier, noch längere Jahre mit ausreichender Kraft wirken können. Aber ein anderes ist es, sich in meinen Jahren (ich habe deren fast sechs mehr, als Sie) auf einen so ganz andern Boden verpflanzen zu lassen. Zum erfolgreichen Wirken gehört am Ende doch auch Lust und Freudigkeit des ganzen Daseins; und diese in neuen Verhältnissen, und in einem so aufreibenden Leben, wie das Berliner, zu gewinnen, wird natürlich einem Jüngeren verhältnißmäßig leichter. Ich müßte mich am Ende Jahre lang abarbeiten, um meine Stellung zu gewinnen, und wenn sie befestigt wäre, wäre die Kraft zu ihrer Ausbeutung aufgebraucht.

Es wäre ein Freundesdienst, wenn Sie mir über diese Dinge Ihre Meinung recht offen sagen wollten. Die letzte Entscheidung muß man freilich in sich selbst schöpfen; aber für mich ist es doch vom höchsten Werth, auch solche zu hören, die mich selbst und die Verhältnisse so genau kennen, wie Sie.

Meine Frau grüßt Sie und die Ihrige mit mir herzlichst. Was gäben wir darum, alle diese Dinge mit Ihnen eingehend besprechen zu können!

Treulichst

Ihr

Zeller.

Die für Sybel selbst wie für Zeller sehr charakteristische Antwort des Bonner Freundes bin ich ermächtigt hier einzuschalten, da sie unzweifelhaft neben dem Drängen des nach Berlin vorangegangenen Heidelberger Freundes Helmholtz den Zögernden zum Entschlusse am meisten bestimmt hat.

Bonn 27. Februar 72.

Lieber Freund.

Entschuldigen Sie, daß ich erst heute Ihren Brief vom 25. beantworte. Aber ich konnte mich nicht entschließen, ein Wort zu sagen, ehe ich die Frage nach allen Richtungen durchgedacht hatte. Je mehr mich Ihr Vertrauen erfreut und zu Danke verpflichtet, desto weniger mochte ich auf einen ersten raschen Eindruck hin urteilen.

Es ist gewiß, daß das Ding zwei Seiten hat. Es ist mißlich, als Sechziger sich zu einer solchen Verpflanzung zu entschließen. Der Tüchtigste und Genialste kann dann nicht mit Sicherheit voraussehen, ob er noch im neuen Boden Wurzel schlagen wird. Indessen gerade bei Ihrer Natur würde ich in dieser Beziehung größeres Zutrauen zum Erfolge haben, als bei den meisten Anderen. Seit 20 Jahren habe ich das Glück Ihrer wahren Freundschaft, und bei jedem Wiedersehen fand ich Sie wie unberührt durch die Zeit. Sie waren als Vierziger, wenn ich so sagen darf, ganz so alt wie heute, und sind heute ebenso frisch wie damals. Ich wüßte nicht abzusehen, weshalb und worin Ihre Leistungsfähigkeit geringer sein sollte als vor 10 Jahren. Die weitere Frage, inwieweit bei einem akademischen Lehrer die Art und Farbe seiner Individualität zu einem gegebenen Publikum eines bestimmten Ortes passen wird, diese Frage, die an Jeden von uns bei jeder Vocation herantritt, hat in jedem Falle ein Stück Hasardspiel in sich. Aber was die Chancen betrifft, so meine ich wieder, daß sie gerade bei Ihnen nicht schlecht stehen. Sie zeigen eine ausgesprochene Eigenartigkeit, dabei aber auch eine freie Unbefangenheit; Sie haben damit im norddeutschen Marburg wie im süddeutschen Tübingen die Probe bestanden: warum nicht auch bei dem buntgemischten Berliner Publicum? Sie machen vielleicht im Augenblick nicht so glänzende Effecte wie etwa Kuno Fischer; aber wie ich Berlin kenne, reizen solche Effecte dort nur den ätzenden Widerspruch; dort kommt Alles darauf an zu imponieren, und daran wird es bei Ihrer wissenschaftlichen Klarheit, Sicherheit und Selbstständigkeit nicht fehlen. Sie treten dabei im günstigsten Augenblicke ein, nicht, wie damals Schelling um eine

herrschende Strömung reactionär einzudämmen, sondern um einer endlich durchbrechenden die gedeihlichen Ziele zu geben. Wenn Sie überhaupt reüssieren, so ist der Gewinn für Sie selbst und für ganz Deutschland gewaltig, und ich sehe auf der Welt nicht ein, warum Sie nicht reüssieren sollten. Ich glaube nicht, daß Sie Jahre langen Abarbeitens bedürfen werden, sich dort eine Stellung zu erringen: so scheint mir das Verhältniß dort überhaupt nicht zu liegen. Die Stellung ist durch die Entwicklung der Verhältnisse fertig und groß gegeben; es ist, vergleichsweise zu reden, nicht die Frage wie einst an Wallenstein, ob Sie versuchen wollen sich eine Armee zu bilden, sondern ob Sie bei Eröffnung eines Feldzugs das Commando des vorhandenen Heeres übernehmen wollen. Haben Sie keinen Beruf zum Feldherrn, so werden Sie ihn jetzt nicht mehr erlangen. Wenn Sie ihn aber haben, wie ich meine, so wird Ihre Stellung und Ihre Wirksamkeit sich auf der Stelle einstellen. Außer der Fähigkeit gehört dann natürlich Lust zur Sache, indessen nach Ihrem Briefe scheint trotz der 60 Jahre bei Ihnen die Freudigkeit zum guten Kampfe noch nicht erloschen. In Summa vom Standpunkt des Ganzen, im Interesse des Vaterlandes kann ich nur lebhaft wünschen, daß Sie annehmen. Für die Universität Heidelberg wird gewiß Ihr Weggang ein Schaden sein; aber es scheint mir nicht, daß dergleichen hier irgendwie in das Gewicht fallen könnte.

Bequemer und äußerlich angenehmer leben Sie ohne Zweifel in Heidelberg. An trefflichen Freunden wird es zwar Ihnen auch in Berlin nicht fehlen, weder Ihnen noch Ihrer lieben Frau; ich glaube vielmehr, daß Sie in dieser Hinsicht sehr bald sehr reiche Entschädigung für alles finden, was Sie in H. verlassen. Auch war bisher in den Berliner Professorenkreisen der Verkehr äußerlich viel schlichter und einfacher als in Heidelberg. Auch der spezifische Berolinismus, der Ihnen gewiß nicht zusagt, macht sich in der Berliner Gesellschaft (Professoren, höheren Beamten, Abgeordneten, Künstlern) bei deren unendlicher Mischung viel weniger fühlbar als im Sommer auf Rigi Kaltbad. Aber freilich, es fehlt die erquickliche Natur des Neckarthales, es fehlt die nahe Erreichbarkeit der befreundeten Menschen. Sie werden weniger Zeit für Frau und Kinder haben, und Ihre Frau vielleicht mehr einsame Stunden, und auch die Versuchung, welche die große Stadt an heranwachsende Söhne heranbringt, ist nicht zu unterschätzen. Aber wo in der Welt fehlt es an solcher Versuchung? Auch in Berlin wie anderwärts ist für die Kinder die Atmosphäre des Vaterhauses entscheidend; in meinem Freundes- und Collegenkreise sind hier im kleinen Bonn mehrere Söhne völlig mißraten, in Berlin nicht ein einziger.

So kommt, denke ich, die Sorge für Sie in den einfachen Punkt: sind Sie der Meinung, ein thätiges und fruchtbares Leben noch weiter in der bedeutendsten Weise, in Kampf und Anstrengung, auf die Möglichkeit größter Wirkung, weiter zu entwickeln, so gehen Sie nach Berlin. Empfinden Sie aber anders, finden Sie (und ich wäre der Letzte Ihnen darin zu widersprechen), daß Sie genug gewirkt haben, um für den letzten Lebensabschnitt neben Thätigkeit und Wirkung auch an Ruhe und Behagen denken zu dürfen, so bleiben Sie in Heidelberg.

Zum Schluß sage ich wie Sie: es wäre schön, wenn wir Alles in allen Einzelheiten mündlich besprechen könnten.

Immer

Ihr S.

Während des französischen Krieges hatte Zeller einmal einen Abend mit Freund Strauß bei der damaligen Erbgroßherzogin von Hessen Alice, der Schwester der späteren Kaiserin Friedrich, zugebracht. Dadurch war eine Beziehung des kronprinzlichen Paares zu dem nach der Hauptstadt berufenen Professor gegeben, die zu einem bis zum Tode fortgeführten mündlichen und schriftlichen Verkehr geführt hat. Der damals schon schwer leidende gemein-

same Freund Strauß war oft Gegenstand der Unterhaltung im kronprinzlichen Palais. Zeller berichtet ihm darüber in folgendem Briefe:

Berlin W Magdeburgerstr. 4.
2. Dzbr. 1873.

Lieber Freund!

Vorigen Freitag war ich (mit 60—80 andern Personen) zu einer Soirée im kronprinzlichen Palais geladen, und da erzählte mir die Kronprinzessin, daß sie am Morgen dieses Tages einen wunderschönen Brief von Dir erhalten habe — so schön, daß sie sich der Thränen nicht habe erwehren können, die ihr ebenso von innerer Erhebung wie von aufrichtiger Theilnahme entlockt wurden. Einige Wochen früher erfuhr ich durch Vatke, was Fritz[1]) an Frau Lewald[2]) über Dein Befinden geschrieben hatte. Ich darf Dir nicht erst sagen, wie ich mit den Meinigen und alle Deine hiesigen Freunde sich betrüben, daß die Nachrichten nicht besser lauten; aber auch nicht, mit welchem gehobenen Gefühle wir Dich Deinen heldenhaften Kampf kämpfen und unter allen Leiden die Stärke und Freiheit des Geistes behaupten sehen. In solchen Zeiten getrennt zu sein, und mit keinem Blick und keinem Druck der Hand Dir ein Zeichen der Theilnahme geben zu können, ist die größte Entbehrung, welche die Verhältnisse mir auferlegen. Wenn Fritz die Zeit fände, mir mit einigen Worten von Dir Nachricht zu geben, wäre ich ihm sehr dankbar. Daß Georgine mit einem Zwillingspaar erfreut wurde, haben wir theilnehmend vernommen; wir hoffen, es gehe den Kindern und ihr gut, und die verdoppelte Anstrengung und Sorge habe keinen nachtheiligen Einfluß auf ihr Befinden.

Mir hat die Wiederaufnahme meiner Vorlesungen nicht geschadet, wenn sie mich auch in den ersten Tagen etwas anstrengten, nnd jetzt bin ich wieder in meinem regelmäßigen Gang. Meiner Zuhörer sind es etwas weniger, als im vorigen Winter, doch immer noch eine recht anständige Zahl, namentlich in Betracht, daß diesmal Bonitz durch Geschichte der alten Philosophie und Lazarus in der Psychologie mir Concurrenz machen, und daß unsere Studentenzahl, wie ich höre, wieder abgenommen hat; woran zwar auch anderes, aber in erster Reihe die hiesigen Wohnungsverhältnisse schuld sind . . .

Dein
Zeller.

Als ich im Jahre 1877 nach Berlin kam, war Zeller bereits neben Mommsen und Helmholtz einer der führenden Männer in und außerhalb der Universität. Das folgende Jahr brachte ihm durch Übernahme des Rektorats eine ehrenvolle, aber für einen vielbeschäftigten Gelehrten mühevolle Last, über die er sich gegen Freund Vischer ausspricht, dem er zugleich für die Übersendung des Romans „Auch Einer" den Dank in seiner schelmischen Weise ausstattet.

Berlin W Magdeburgerstr. 4.
1. Dzbr. 1878.

Lieber Vischer!

Schon längst wollt' ich Dir schreiben, um Dir für das Geschenk Deines Romans zu danken; kam aber so lange nicht dazu, daß mich nun eine zweite literarische Gabe erfreut hat, ehe ich Dir über die Ankunft der ersten Nachricht gegeben habe. Halte es dem verhetzten Leben zugute, in dem ich mich seit meiner

[1]) Strauß' Sohn Fritz, der in Stuttgart als Militärarzt lebte und am 24. Juni 1908 daselbst gestorben ist.

[2]) Fanny Lewald-Stahr (1811—1889), mit D. Strauß befreundet.

Rückkehr aus den Ferien befand. Erst die Ausarbeitung der Antrittsrede[1]), die Du erhalten haben wirst, vorher und nachher die letzten 12 Bogen von Bd. II b der „Philosophie d. Gr." für die dritte Auflage fertigstellen, jede Woche einige zeitraubende Correcturen, Antritt des Rectorats, mit allem, was von Besuchen u. s. w. daran hieng, Immatriculation von 1200 Studenten, von denen doch immer nur 40—50 in der Stunde expedirt werden können, täglicher Anlauf mit Amtsgeschäften und Besuchen, und zu dem allem die Calamität einer ernsten Erkrankung unseres jüngeren Sohnes, der in der zweiten Oktoberwoche von einem heftigen Typhus befallen wurde, während sein älterer Bruder eben zur Fortsetzung seiner medizinischen Ausbildung nach Wien abgereist war, und der erst jetzt wieder so weit ist, daß er den größeren Teil des Tages außer dem Bett zubringt. Es war eine böse Zeit, und wenn meine Gesundheit es leichter hatte, darin Stand zu halten, so ist es doch recht viel, daß meine Frau es aushielt, die trotz einer Wärterin 5—6 Wochen lang nicht ordentlich in's Bett kam, und physisch wie gemüthlich durchzumachen hatte, was eben nur eine Mutter zu ertragen im Stand ist.

Die Lebens- und Leidensgeschichte Deines Freundes A. E.[2]) konnte ich nur mit vielen Unterbrechungen, meist in einzelnen Abendstunden nach dem Thee, lesen; eine Art der Lectüre, die es bekanntlich sehr erschwert, ein Ganzes als solches in sich aufzunehmen und auf sich wirken zu lassen; und ich muß es — auch abgesehen von meiner allgemeinen Incompetenz in ästhetischen Dingen — theils deshalb, theils aber auch aus dem Grund unterlassen, das Buch als Kunstwerk zu beurtheilen, weil ich es wirklich viel weniger unter diesem, als unter dem persönlichen Gesichtspunkt gelesen habe. Denn unwillkürlich unterschob sich mir dem Bilde des Helden das des Dichters, der in demselben ein Stück seines eigenen Wesens absichtlich in einem extra hierfür geschliffenen Hohlspiegel aufgefangen, es dadurch in's Groteske metamorphosiert und nun mit möglichster Treue photographiert, dann aber vielfach retouchiert, und schließlich das Ganze in einen Rahmen voll phantastischer Arabesken gefaßt hatte. So gerieth ich immer zunächst in die Betrachtung des Originals, das mich aus der Halbmaske ansah; ich übersetzte mir die Reden des A. E. in ihre eigentliche Meinung zurück, behandelte die Erzählung, so wenig sie bedeutungslos ist, und so gehaltvoll sich schließlich die wunderliche Figur ihres Helden heraushebt, doch mehr als bloße Einfassung, und hatte so als Haupteindruck den Genuß einer bald ernst- bald scherzhaften Unterhaltung mit dem Freunde, der es mir, wie ich hoffe, nicht übelnehmen wird, wenn ich ihn in seinem Werk zu vergessen nicht im Stand war. Andere werden und sollen das Buch anders lesen; darunter freilich ohne Zweifel auch solche, die Dich nur so weit verstehen, als nöthig ist, um Dich mißzuverstehen. Weniger leicht hast Du das letztere dem Leser in der Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer des Cynismus gemacht[3]) — wie Du nach dem Vorgang von H. S. Reimarus Deines Neusten zweite Hälfte auch hättest nennen können. Ich habe diese scharfe, ernste und treffende Auseinandersetzung mit großem Genusse gelesen . . .

Dein

Zeller.

Zum goldenen Doktorjubiläum (25. August 1886) vereinigten sich zehn Freunde und Fachgenossen Zellers zu einer gemeinsamen literarischen Gabe[4]).

[1]) Über den wissenschaftlichen Unterricht bei den Griechen. Rektoratsrede 15. Okt. 1878, Vortr. u. Abh. III, 65—83.

[2]) Der Held Albert Einhart des Romanes „Auch Einer", dessen erste Auflage im Oktober 1878 erschien, aber nach Verlegerunsitte auf 1879 vordatiert ist.

[3]) Vischers Schrift „Mode und Cynismus", die damals viel Aufsehen erregte, erschien in Stuttgart November 1878.

[4]) *Philosophische Aufsätze, Eduard Zeller zu seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum gewidmet.* Leipzig 1887. Die Beiträger waren Helmholtz, Eucken, Dilthey, Usener u. a. Vischer selbst steuerte „Das Symbol" bei.

Friedrich Vischer schrieb die Widmung, ein schönes und ergreifendes Denkmal edler Männerfreundschaft, ein würdevoller Seelenspiegel der beiden herrlichen Schwaben. Zellers Dank an Vischer folgt hier:

Berlin W Magdeburgerstr. 4.
10. Novbr. 1886.

Mein lieber Freund!

Über lauter officiellen Dankschreiben und ähnlichen Dingen, welche die unvermeidliche Rückseite des mir bereiteten Festes sind, gelingt es mir erst heute, das zu thun, was ich am liebsten gleich auf der Stelle gethan hätte: Dir, mein guter, treuer Freund, zu sagen, wie Du mich und die Meinigen durch die schönen und erhebenden, am Ende geradezu überwältigenden Worte Deiner „Einleitung" im Innersten erfreut hast. Erfreut auch deshalb, weil uns diese Zuschrift, das Entzücken aller, die sie bis jetzt gelesen haben, auf's neue beweist, welche jugendliche Wärme der Empfindung, welche Herrschaft über Gedanken und Sprache Du Dir bewahrt, und wie weit Du noch bis zu dem Punkte hast, auf dem man das Licht unter den Scheffel stellen muß, weil es nicht mehr brennen will. Du wirst auch bei diesem Punkte nie ankommen; ich wollte, man könnte das gleiche auch von mir sagen. Vorläufig geht's noch; wie lange, wissen die Götter; schließlich muß man's eben nehmen, wie's kommt. Laß Dir für Deine treue, herzliche Theilnahme und für die Art, in der Du ihr Ausdruck gegeben hast, von ganzem Herzen dankbar die Hand drücken.

Das „Symbol" habe ich mit Interesse und Zustimmung zu lesen angefangen, bin aber noch nicht bis zur Mitte gekommen: es ist seit 14 Tagen zu schwer für mich, eine Stunde ruhiger Sammlung zu finden.

Von dem Verlauf des 31. Oktbr. wird Dir unser Sohn erzählt haben. Es war ein sehr schöner und gelungener Tag, und ich kann denen, welche mir ihn bereitet haben, nicht dankbar genug sein. Auch die Büste scheint mir Schapers durchaus würdig.

Die neueste Nummer der Deutschen Litteraturzeitung bringt über Deines Sohnes Buch eine sehr anerkennende Anzeige von H. Grimm. Der Erfolg dieser Schrift scheint ein durchschlagender zu sein, und ich zweifle nicht, daß sie ihm den Weg zu einer seinen Wünschen entsprechenden Universitätsstellung bahnen wird. Den Tag freilich und die Stunde weiß niemand, auch die Engel im Himmel nicht.

Meine Frau und ihre Schwester verbinden ihren Dank mit dem meinigen, wünschen Dir einen guten Winter und grüßen Dich herzlichst mit

Deinem
Zeller.

(Am Rand:) Ich schicke mit diesem einen Abzug der von Mommsen verfaßten Addresse unserer Akademie[1]).

Bald nach diesem Zellerfeste beging Vischer unter großer Teilnahme des Publikums und des Hofes die Feier seines achtzigsten Geburtstages (28. bis 30. Juni 1887). Dazu sandte Zeller folgenden Glückwunsch:

Berlin W Magdeburgerstr. 4.
27. Juni 1887.

Mein lieber Freund!

Wie gerne möchte ich morgen an Deinem schönen Fest in Person theilnehmen, statt mich bei demselben nur mit diesen mageren Zeilen glückwünschend einzustellen!

[1]) Abgedruckt Sitzungsber. d. Berl. Akad. d. Wiss. 1886, 965 ff. Sie war nicht von Mommsen, sondern vom Herausgeber verfaßt.

Ich könnte dort die erste Generation Deiner Schüler vertreten, denn ich kam noch eben recht, um in meinem letzten Studienjahr, trotz dem drohenden theol. Examen, Deine ersten Vorlesungen über Faust und über die Aesthetik zu hören. Auch von Deinen Freunden werden nicht viele ältere da sein; denn die Reihen haben sich gewaltig gelichtet. Um so mehr dürfen wir alle uns freuen, daß wir Dich noch so rüstig und geistesfrisch unter uns haben, und Dir für alle die geistigen und sittlichen Güter danken können, welche Du uns seit zwei Menschenaltern in Rede und Schrift und in lebendiger Theilnahme an Deinem inneren Leben gespendet hast. Wie lebhaft ich es empfinde, was ich Dir in allen diesen Beziehungen an Dank schulde, wie viel Deine treue Freundschaft mir seit mehr als einem halben Jahrhundert werth war, darüber habe ich Dir gegenüber nie viele Worte gemacht und es war auch nicht nöthig: heute laß es mich wenigstens andeuten. Es muß und wird Dir neben allem, was solche Tage an ernsten Gedanken und Erinnerungen mit sich bringen, ein erhebendes und befriedigendes Gefühl sein, von so vielen aus der Nähe und aus der Ferne ausgesprochen zu sehen, daß sie wissen, was jeder von ihnen, und was unser ganzes Volk an Dir hat. Und daß Du uns noch lange, bis an die äußersten Grenzen des menschlichen Daseins, gesund und geisteskräftig erhalten bleibest, dieß ist es, was wir von ganzem Herzen vom Schicksal erbitten.

Meine Frau trägt mir auf, Dir zu sagen, wie von Herzen sie sich dem Ausdruck meiner Wünsche und Empfindungen anschließt. Einen besondern Anlaß in dankbarer Anerkennung hast Du ihr stets durch die Treue gegeben, mit der Du das Andenken ihres Vaters in Ehren gehalten hast. Auch jetzt wird unter denen, deren Gestalten in dieser Zeit an Deinem geistigen Auge vorüberziehen, sein ehrwürdiges Haupt hervorragen. Und nun sind es bald 27 Jahre, seit er von uns gegangen ist, und unsere Jahre haben die seinigen überschritten. Die, welche uns noch beschieden sind, werden wir zusammen gehen, wie bisher. In dieser Gewißheit drücke ich Dir im Geiste die Hand, indem ich Dich und die Deinigen mit meiner Frau von Herzen grüße.

In alter Treue Dein

Zeller.

Der Freund hat den achtzigsten Geburtstag nur um wenige Monate überlebt. Zeller aber schied, als er diese Altershöhe erstiegen, aus seinem Berliner Wirkungskreise und kehrte nach seiner Heimat zurück, wo er in Stuttgart, umgeben von der Liebe seiner Familie, umspielt von einer lieblichen Enkelschar, im Verkehr mit einigen alten Freunden still, aber nicht untätig den schönen Abend seines Lebens hinbrachte. Der Weggang dieses Mannes riß in das Berliner Leben eine fühlbare Lücke. Auch die Kaiserin Friedrich empfand ihn schmerzlich, wie der beifolgende Brief zeigt. Wenn sie darin Ludwigsburg irrtümlich als Ruhesitz Zellers bezeichnet, so sieht man, wie in ihrer Erinnerung der Name Zeller mit dem des Ludwigsburger Freundes fest verknüpft war.

Schloß Rumpenheim bei Offenbach
Den 3. Nov. 1894.

Verehrter Professor,

Empfangen Sie allerbesten Dank für Ihren Brief der mich sehr gefreut hat, wie auch Ihre freundlichen Glückwünsche zur Geburt meines jüngsten Enkelchens!

Daß Sie den kurzen Besuch bei mir in Friedrichshof in gutem Andenken bewahren, ist mir eine besondere Freude! Ich hätte noch Vieles Vieles gern sagen mögen über den Schmerz, den ich bei Ihrem Fortziehen von Berlin empfand, aber es blieb Alles unausgesprochen, ich war zu bewegt u. es fehlten mir die rechten

Worte! — Verehrung, Bewunderung, Dankbarkeit — je tiefer man sie fühlt — je schwerer ist es oft ihnen Ausdruck zu geben!

Ich hoffe Sie haben es Alles errathen!

Gottlob daß Sie sich nun in Ihrem heimatlichen Ludwigsburg, wohl und behaglich fühlen, zumal Ihr Sohn in der Nähe ist! — Mit Ihnen habe ich unseren theuren Helmholtz betrauert, diese helle Leuchte in der deutschen Welt des Geistes, wie in der Wissenschaft ganz Europas, dieser edle, seltene, liebenswürdige Mann! — Es ist in der That ein Glück zu nennen, daß er nicht ein langes Siechthum durchmachte, u. daß sein Bild ungetrübt u. unverändert in unserem Gedächtniß weiterlebt, wie er in seinen besten Tagen uns erschien! —

Arme Frau v. Helmholtz; wie wird ihr Leben sich nun gestalten! Ich kann ihr Alles nachfühlen, was sie durchzukämpfen hat, und denke ihrer in aufrichtigster Theilnahme.

Der Tod des Kaisers von Rußland[1]) ist auch ein erschütterndes Ereignis, denn er war in der Blüthe der Jahre, u. sonst ein kräftiger lebensvoller Mann. — Mögen alle guten Geister seinem Sohn u. Nachfolger dem jetzigen Kaiser beistehen, der so jung in eine Stellung kommt, die, wie sie augenblicklich ist, mir für einen Menschen fast unausfüllbar erscheint. Er hat etwas sehr liebenswürdiges und anziehendes, welches ihm gewiß die Herzen gewinnen wird.

Ich muß hier schließen, indem ich nochmals meinen Dank für Ihren Brief sage, und Sie bitte Ihre Frau von mir zu grüßen! Möchten Sie einen guten Winter verbringen und ich im künftigen Jahr einmal die Freude haben Sie wiederzusehen.

Ihre

V. Kaiserin u. Königin Friedrich.

In einem Briefe an den Verfasser hat sich Zeller, der in Stuttgart eine wunderschöne Auswahl Strauß'scher Briefe herausgab[2]), treffend über diesen Briefwechsel und das Freundschaftsverhältnis zu dem bereits 1874 verstorbenen Freunde ausgesprochen.

Stuttgart Reinsburgstr. 56. 28. Decbr. 1895.

Lieber Freund!

Es war mir eine große Freude, aus Ihrem letzten Briefe zu sehen, mit welchem Interesse und welchem Verständnis für Form und Inhalt derselben Sie sich in die Strauß-Briefe vertiefen. Mir war es während des langen und innigen Verkehrs mit dem Abgeschiedenen, in den mich die Beschäftigung mit ihnen hineinzog, schließlich so zu Muthe, als ob ich selbst bereits zu ihnen gehöre — was ja auch nicht lange auf sich warten lassen wird; und nur dadurch wurde es mir möglich, einiges mich selbst betreffende, dessen Aufnahme mich sonst große Ueberwindung gekostet hätte, unbedenklich abdrucken zu lassen: ich war mir selbst so gegenständlich geworden, als ob es sich um eine der Vergangenheit angehörige Person handelte. Es wäre mir freilich auch unerlaubt gewesen, das Bild des Freundes um schöne und charakteristische Züge zu verkürzen, *Σωκράτους ἀφανίσαι ἔργα*, wenn auch keine *ὑπερήφανα*[3]). Strauß wußte, als dieser Meister der Individualität und Individualbildung, der er war, auch den Verkehr mit seinen Freunden, der ihm so viel war und so viel ersetzen mußte, durchaus individuell zu gestalten, er hatte für jeden einen eigenen Stil. Wir haben uns bemüht, die mannigfachen Facetten dieses reichen Geistes möglichst vollständig zur Anschauung zu bringen.

---

[1]) Alexander III., † 1. Nov. 1894.

[2]) *Ausgewählte Briefe von D. F. Strauß. Herausgegeben von E. Z.* Bonn 1895.

[3]) Anspielung auf die Enthüllungen des Alkibiades in Platons Symposion 217 E.

Zur Nachtseite der Litteratur gehört freilich der Dämon, welchen Sie mit tiefer Einsicht in die Welt des „unerfahrbaren Seins" als Druckfehlerteufel bezeichnen. Denn wenn mir nach der letzten Correctur S. 27 das richtig gesetzte 1842 in ein 1482 und ebenso nach derselben S. 512. Br. 519 das „Conservationslexikon" des Onkel Hiller, dieses schwäbischen Onkel Bräsig, in ein schaales Conversationsl. verwandelt wird, dann kann man wirklich mit Justinus (Br. 89) sagen: „Das that der Teufel!"

Zeller.

Zeller war ein Virtuose der Freundschaft. Sein ganzer Briefwechsel zeigt das Bestreben, mit den Freunden der Jugend, mit den Kampfgenossen des Mannesalters, mit den Kollegen an den Universitäten in steter Fühlung zu bleiben. Aber leider ging in seinem überlangen Leben einer nach dem anderen den dunkeln Weg ihm voran, und er fühlte jedesmal ein Stück seines eigenen Lebens in das Dunkel sinken. So beweinte er bald nach seinem Weggange den Tod von Ernst Curtius (11. Juli 1896), der in der Zartheit des Gemüts, in der Güte seines Wesens, in der Klarheit seines Stils Zellern verwandte Züge aufweist, in einem an Frau Clara Curtius gerichteten Brief, der in vielem auch unsere Empfindungen ausspricht, die bei Eduard Zellers Hingang (19. März 1908) allenthalben laut wurden. So mag denn dieser Nekrolog den Beschluß bilden!

13. Juli 96.

Liebe verehrte Freundin!

So hat sich denn das Schicksal erfüllt, das schon geraume Zeit drohend über uns stand und uns nun doch ebenso erschütternd, wie ein Schlag aus heiterm Himmel, getroffen hat. Unsere Gedanken verweilen mit der innigsten Theilnahme bei Ihnen und den Ihrigen und wir empfinden es tief, was Sie, was aber auch wir und alle Freunde des herrlichen unvergeßlichen Mannes verloren haben; und mit uns die Universität, die Wissenschaft, das deutsche Volk und wer immer an dem Edeln und Großen, an der Schönheit eines Menschenlebens sich erfreuen gelernt hatte, welches so unentwegt, so rein und selbstlos und ganz in die Sache vertieft, den idealsten Bestrebungen so rückhaltlos gewidmet war. Wir empfinden es aber auch, und auch Sie wissen es und werden es immer lebendiger erfahren dürfen, welche unverlierbaren Güter ein solches Leben, auch wenn es der sinnlichen Gegenwart nicht mehr angehört, allen denen, welchen es vergönnt war, an ihm theilzunehmen, um so sicherer und reichlicher hinterläßt, je inniger und verständnisvoller ihre Gemeinschaft mit ihm gewesen ist. Und so wird auch für Sie die Zeit kommen, wo der Dank für das, was Ihnen in so langer und enger Lebensgemeinschaft mit unserm geschiedenen Freunde geschenkt war, den Schmerz darüber zurückdrängt, daß Sie das nicht noch länger besitzen konnten, was Sie freilich nie aufhören werden zu vermissen. Unser Freund hat leider keinen so ungetrübten Sonnenuntergang gehabt, wie wir ihn ihm gerade so innig gewünscht hätten; wir sollten ihn auch als Helden im Kampfe mit schweren Leiden bewundern lernen. Jetzt steht er von keinem Leid mehr berührt in der vollendeten Gestalt vor unsern Augen, in der er uns während der Tage, um die er uns voran gegangen ist, gegenwärtig bleiben wird.

Und so werden wir ihn mit Ihnen im Geiste — persönlich können wir es ja leider nicht — zu seiner Ruhestätte begleiten, und im Geiste mit ihm fortleben. In herzlicher Theilnahme und treuer Verehrung

Ihr

Zeller.

Der Panamakanal.

Von

Vizeadmiral a. D. **P. G. Hoffmann.**

I.

Wer sich unter den jetzt Lebenden noch der Zeiten zu erinnern vermag, die der Eröffnung des Suezkanals vorangingen, dem erscheint die Vollendung des Panamakanals als der Abschluß einer Epoche in der Kulturgeschichte der Völker, die von allen künftigen Geschlechtern als der Übergang zu einer neuen Zeit betrachtet werden wird. Noch niemals haben sich innerhalb der kurzen Zeitspanne eines Menschenlebens so erstaunliche Verkehrsumwälzungen vollzogen. Insbesondere der Verkehr zur See ist in ganz neue Bahnen gelenkt, die Schiffahrt auf offenem Meer hat innerhalb eines halben Jahrhunderts eine vollkommene Umgestaltung erfahren. Als der Suezkanal gebaut wurde, hatte die Segelschiffahrt den Höhepunkt der Vollkommenheit erreicht. Zwar befand sich die Dampfschiffahrt in reger Entwicklung; aber es gab noch Admirale, die verächtlich auf die Dinger mit dem Schornstein hinwiesen. Es gab noch Entdeckungsreisen, Nord- und Südpol waren unnahbar, die Seekarten wiesen in allen Ozeanen noch Fragezeichen auf, die Zweifel über das Vorhandensein unbekannter Inseln andeuteten. Eine Erdumsegelung war noch mit einem romantischen Reiz des Erzählenswerten umkleidet. Heute gibt es nichts mehr zu entdecken; der Seefahrer, der das Kap Horn umsegelt, ist zur Rarität geworden; es gibt kein Kriegsschiff mehr, das sich der Segel bedient. Die Meere trennen die Völker nur noch schützend gegen Kriegsgefahr; friedlich verbinden sie die Länder enger, als Eisenbahnen und Landstraßen es vermögen. Die Eröffnung des Panamakanals bedeutet uns die Wegräumung eines Verkehrshindernisses, an dem man heute fast bewundert, daß es so lange hat bestehen können. — Wir stehen am Ende einer nie wiederkehrenden Zeit abenteuerlicher Seereisen und reizvoller Entdeckungen.

Erscheint uns so die Epoche Suez-Panama als ein Zeitalter der Vollendung, so erblickt eine andere Betrachtungsweise in der Eröffnung des Panamakanals schon einen Markstein auf dem Wege einer neuen volkswirtschaftlichen und politischen Entwicklung. Als der Suezkanal dem Verkehr übergeben wurde, war der Höhepunkt der klassischen Periode der liberalen Nationalökonomie erreicht. Der Bau des Suezkanals war der größte Erfolg, den jemals ein privates Unternehmen auf internationaler Grundlage errungen hat. Das System des laissez faire, die Nichteinmischung des Staats im Wirtschaftsleben, verzeichnet mit der Suezkanalgesellschaft den höchsten Triumph.

An den ungleich größeren Schwierigkeiten der Durchstechung der Landenge von Panama scheiterte die Unternehmungsweise des privatgesellschaftlichen Systems. Die Ausführung des Panamakanals gelang in überraschend kurzer Zeit und in bewundernswerter Vollkommenheit, weil ein großes und reiches Volk das Unternehmen in die Hand nahm. Und daß dieses Volk das der Vereinigten Staaten von Amerika war, daß alle Staaten Europas bei diesem gigantischen, dem Weltverkehr dienenden Werke gänzlich unbeteiligt geblieben sind, das gibt dem Ereignis der Eröffnung der neuen Wasserstraße seine epochale politische Bedeutung, macht es zu einem Wendepunkt in der Geschichte der Völker. Europas Monopolstellung als Zentrum des Kulturlebens erscheint zum erstenmal erschüttert.

Die Geschichte des Panamakanals bis zu seiner Eröffnung bietet ein besonderes Interesse deshalb, weil sie den Niedergang des dominierenden Einflusses vor Augen führt, den die europäischen Großmächte bisher auf die Beziehungen der Völker des Erdballs zueinander ausübten. Aus der folgenden Darstellung wird sich erkennen lassen, wie das Zusammentreffen verschiedenartigster Umstände es zuwege gebracht hat, den Bau des Panamakanals so lange aufzuhalten, bis das Volk der Vereinigten Staaten von Amerika sich zu einer Nation von höchster Machtfülle entwickelt hatte. Erst als Europa gar nicht mehr in der Lage war, Bedingungen zu diktieren für die politische oder wirtschaftliche Gestaltung der Dinge in Zentralamerika, war das technische, wissenschaftliche und finanzielle Rüstzeug zu einem Grade der Vollkommenheit gelangt, daß man ohne Bedenken an die Durchführung des Kanalbaus von Panama gehen konnte.

* * *

Mit der Lostrennung der spanischen Kolonien in Mittel- und Südamerika vom Mutterlande vor nun hundert Jahren hörten die Verkehrsbeschränkungen auf, mit denen die spanische Kolonialgesetzgebung das Handelsinteresse der seefahrenden Nationen so lange von diesen Ländern ferngehalten hatte. England und die Vereinigten Staaten von Amerika wurden die natürlichen Verbündeten und Beschützer der jungen Freistaaten. Als die europäischen Großmächte auf dem Kongreß von Verona den Gedanken erörterten, wie man der Revolution, der man mit den Karlsbader Beschlüssen in Deutschland, mit den Troppauer Protokollen in ganz Europa den Krieg erklärt hatte, nun auch in Amerika zuleibe gehen und dem König von Spanien seine Kolonien wiedergewinnen könne, waren es Englands großer Minister Canning und der Präsident der Vereinigten Staaten Monroe, die jede Einmischung seitens Europas in die Unabhängigkeitskämpfe jener Republiken verhinderten. Canning rief die neue Welt ins Leben, wie er sich später rühmte, um das Gleichgewicht der alten, die durch die Reaktion erschüttert war, wieder herzustellen. Auf seine Anregung ist die Verkündigung jener berühmten Doktrin zurückzuführen, die der Präsident Monroe in einer Botschaft vom 2. Dezember 1823 in die Worte kleidete: „Die Vereinigten Staaten könnten irgendwelche Einmischung zu dem Zweck, jene Freistaaten zu unterdrücken oder in irgendeiner Weise ihr

Geschick durch eine europäische Macht zu beeinflussen, nicht anders ansehen, als die Bekundung einer unfreundlichen Haltung gegenüber den Vereinigten Staaten." Die Übertragung des monarchischen Prinzips auf Amerika erschien der Union als Bedrohung ihrer eigenen Sicherheit.

Von dieser Erklärung an datiert die Vormachts- und Vertrauensstellung, der sich die Vereinigten Staaten in Zentralamerika erfreuen und die bei der zunehmenden Macht des nordamerikanischen Volkes zur heutigen ausschließlichen Herrschaft über den Panamakanal geführt hat. Damals gingen die Bestrebungen Nordamerikas in bezug auf die Verkehrswege zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean nicht über die Forderung hinaus, bei Benutzung derselben hinter keiner andern Nation zurückgesetzt zu werden. Die Regierungen der Bundesstaaten von Neu-Granada (mit Panama) und Zentralamerika (mit Nicaragua) boten der Union von vornherein bereitwilligst Vorzugsrechte an für den Fall, daß von ihr die Initiative zum Bau eines Kanals ergriffen werden würde. Aber dort verhielt man sich lange zurückhaltend. Erst 1835 beschloß der Senat der Vereinigten Staaten eine Resolution folgenden Inhalts [1]):

„Der Präsident der Vereinigten Staaten wird ehrerbietigst ersucht, die Zweckmäßigkeit der Einleitung von Verhandlungen zu erwägen mit den Regierungen anderer Nationen und insbesondere mit den Regierungen von Zentralamerika und Neugranada zum Zweck eines wirksamen Schutzes durch geeignete Vertragsstipulationen für solche Individuen oder Gesellschaften, die es unternehmen mögen, eine Verbindung zwischen Atlantischem und Stillem Ozean durch den Bau eines Schiffskanals quer durch den Isthmus, der Nord- und Südamerika verbindet, zu eröffnen; und weiter durch solche Stipulationen für immer das freie und gleiche Recht der Schiffahrt durch diesen Kanal allen Nationen zu sichern gegen Zahlung angemessener Abgaben, die bestimmt sind, die Kapitalisten, die sich auf ein solches Unternehmen einlassen und es zu Ende führen, zu entschädigen."

Damals hatte diese Resolution nur die Folge, daß der Präsident Jackson nach Prüfung dieser Angelegenheit in einer Botschaft vom 9. Januar 1837 erklärte, es sei in absehbarer Zeit keine Aussicht auf Verwirklichung eines derartigen Projekts, Verhandlungen mit anderen Regierungen erschienen ihm deshalb gegenstandlos.

Erst das folgende Jahrzehnt rückte die Wichtigkeit des Unternehmens mehr in den Vordergrund durch den Anschluß Kaliforniens an die Vereinigten Staaten und weiter durch den plötzlichen Aufschwung des Verkehrs dahin infolge der Goldfunde. Im Jahr 1846 kam zwischen den Vereinigten Staaten und Neu-Granada ein Schiffahrts- und Handelsvertrag zustande, in welchem vereinbart wurde, daß für den Fall des Zustandekommens eines Kanals die Vereinigten Staaten und ihre Bürger völlige Gleichstellung mit den Angehörigen jenes Landes in bezug auf die Benutzung des Kanals genießen sollten. Als Gegenleistung garantierten die Vereinigten Staaten die „völlige Neutralität" des Isthmus dergestalt, daß der freie Verkehr durch den Kanal von einem Meere zum anderen niemals gestört werden solle, sowie das

[1]) Resolution vom 3. März 1835. Mitgeteilt von Harmond Arias in The Panama Canal, a study in international Law. London 1911.

Souveränitäts- und Eigentumsrecht Neu-Granadas über das Territorium, das der Kanal durchschneidet, und zwar vom äußersten Süden der Landgrenze von Panama bis zur Grenze von Costa-Rica. Der Präsident der Vereinigten Staaten Polk erläuterte diese Vereinbarung in einer Botschaft dahin, daß keinerlei ausschließliche Vorteile für die Vereinigten Staaten damit bezweckt würden. Allen Nationen sollten dieselben Vorteile zuteil werden, und die Regierung von Neu-Granada hoffe zuversichtlich, von England und Frankreich dieselben Garantien zu erhalten.

Es gewann aber bald den Anschein, als wenn England weitergehende eigene Pläne verfolge. Die technischen Schwierigkeiten der Durchstechung der Landenge von Panama waren den Engländern wohl bekannt. Das Projekt eines Schleusenkanals durch den See von Nicaragua erschien den Ingenieuren leichter ausführbar als das eines Niveaukanals von Panama. England hatte sich durch die Einnahme von Greytown den Schlüssel zu einem Nicaraguakanal erworben, sich den dominierenden Einfluß auf das in Frage kommende Gebiet gesichert und auf der pazifischen Seite die Tigerinsel besetzt. Die Aufregung darüber in den Vereinigten Staaten war so groß, daß der Gesandte in London angewiesen wurde, zu verlangen, daß England das seit langer Zeit ausgeübte Protektorat über die Mosquitoküste aufgebe, was aber Palmerston verweigerte. Unter diesen gespannten Verhältnissen kam in Washington der Vertrag zwischen dem Staatssekretär Clayton und dem englischen Gesandten Bulwer zustande.

Der Clayton-Bulwer-Vertrag, der noch heute eine gewisse Bedeutung behalten hat, insofern als sich die späteren Verträge auf die in diesem ausgesprochenen Grundsätze ausdrücklich stützen, hat zum Gegenstand, für den Fall des Zustandekommens eines Unternehmens zum Bau des Nicaraguakanals eine Vereinbarung zwischen England und Nordamerika festzulegen, die diesem Verkehrswege uneigennützigen Schutz und Garantie völliger Neutralität sichert. Der Vertrag stellt sich dar als eine Einladung an das internationale Privatkapital, unbekümmert um die unsicheren politischen Verhältnisse der zentralamerikanischen Republiken[1]) einen solchen Kanalbau zu unternehmen. Beide Mächte erklären, keinerlei Sondervorteile für sich in Anspruch zu nehmen, weder über das von einem solchen Kanal durchquerte Territorium eine Schutzherrschaft auszuüben, noch in der Nähe Befestigungen zu errichten. Selbst für den Fall eines Krieges zwischen beiden Nationen sollen die Schiffe beider Flaggen von jeder Belästigung beim Gebrauch der Durchfahrt und bei der Annäherung an dieselbe befreit bleiben. Für die Erbauer des Kanals wollen beide Teile, soweit in ihren Kräften steht, jede Erleichterung bei den Uferstaaten auswirken. Alle befreundeten Nationen sollen eingeladen werden, die Neutralität des Kanals zu garantieren. — Hierbei handelt es sich ausdrücklich immer nur um den Nicaraguakanal. In einem Schlußartikel

[1]) Zentralamerika im politischen Sinne begreift immer nur in sich die Republiken Costa Rica, Nicaragua, San Salvador, Honduras, Guatemala. Panama gehört politisch nicht zu Zentralamerika, sondern zu der südamerikanischen Gruppe Kolumbia oder Neugranada, mit der es damals zu einem republikanischen Bundesstaat vereinigt war.

(Art. VIII) ist dann eine bedeutungsvolle Verallgemeinerung ausgesprochen, welche lautet:

(Art. VIII.) „Die Regierungen der Vereinigten Staaten und Großbritanniens haben, indem sie diesen Vertrag eingehen, nicht allein den Wunsch, ein einzelnes Werk zustande zu bringen, sondern sie wollen auch ein allgemeines Prinzip zum Ausdruck bringen. Sie sind deshalb übereingekommen, ihren Schutz durch Vertragsstipulationen auszudehnen auf jede andere praktikable Verbindung, sei es mittelst Kanals oder Eisenbahn, quer durch den Isthmus, der Nord- und Südamerika verbindet, und im besonderen auf die interozeanischen Verkehrswege — sollten sie sich als ausführbar erweisen, sei es Eisenbahn oder Kanal —, die gegenwärtig sich im Projektstadium befinden über Tehuantepec oder Panama. Indem sie ihren gemeinsamen Schutz solchen Kanälen und Eisenbahnen, wie in diesem Artikel spezifiziert, gewähren, ist es stets Voraussetzung, daß die Parteien, die diese bauen oder in Besitz haben, keine anderen Abgaben oder Bedingungen dem Verkehr auferlegen, als die Regierungen der Vereinigten Staaten und Großbritanniens als recht und billig anerkennen; und daß besagte Kanäle oder Eisenbahnen, die den Bürgern und Untertanen der Vereinigten Staaten und Großbritanniens unter gleichen Bedingungen offen stehen, auch unter gleichen Bedingungen den Bürgern und Untertanen jedes anderen Staates geöffnet sein sollen, der gewillt ist, eben solchen Schutz auszuüben, wie ihn die Vereinigten Staaten und Großbritannien zugesagt haben."

Mit diesem Artikel ist so deutlich wie nur möglich ausgesprochen, daß ein interozeanischer Verkehrsweg zur Ausführung kommen sollte, der im vollen Sinne des Worts international und neutral bleiben und von den Vereinigten Staaten und Großbritannien gemeinsam hinsichtlich seines Betriebes und seiner Gebührenerhebung überwacht werden sollte. Es entsprach den wirtschaftlichen Grundsätzen jener Zeit, daß die Initiative zur Inangriffnahme des Baus dem Privatkapital überlassen blieb. — Eine solche aber sollte sich nicht so bald einstellen. Das Zeitalter der Eisenbahnbauten war herangebrochen, und für den Bau von Riesenkanälen waren weder in Amerika noch in England Privatkapitalien zu haben.

Die Landenge von Panama war bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts wenig durchforscht. Man wußte nur, daß hier die Vorteile geringer Bodenerhebung und kurzer Wegstrecke von einem Ozean zum anderen am günstigsten zusammentrafen. Ein Bergstrom, bedeutender als die anderen Wasserläufe dieser Gegend, der Rio Chagres, strömt in der Richtung Ost-West in seinem oberen Laufe dem Zug der Landenge folgend, und wendet sich unterhalb der Ortschaft Crucis gegenüber der Stadt Panama, von deren pazifischem Küstensaum ihn die Bodenerhebung der Culebrahügel trennt, in scharfer Biegung fast rechtwinklig dem karaibischen Meere zu. Der untere Lauf des Rio Chagres von dieser Biegung bis zur Küste fließt in leichten Kurven nord- und nordwestwärts durch ein Flußtal, das fast zwei Drittel der Breite der ganzen Landenge ausmacht. Unter Zuhilfenahme dieses Wasserweges verkürzt sich die zu durchmessende Breite der Landenge auf etwa 25 km Wegstrecke. Als sich im Jahre 1848, infolge der Goldfunde am Sakramento, der Strom der Auswanderer Kalifornien zuwendete, war dieser Weg von Ozean zu Ozean der meist begangene. Man landete in Colon, fuhr im Kanoe den Chagres hinauf bis Crucis, von wo

die alte Landstraße nach Panama über die Culebrahügel auf Packtieren zurückgelegt wurde. Die Reise von Schiff zu Schiff Colon—Panama nahm fünf bis zehn Tage in Anspruch, galt für höchst beschwerlich und wegen des mörderischen Klimas besonders gefährlich. Gelbes Fieber und Malaria waren die gefürchteten Feinde der Reisenden. In den Jahren 1850—1855 wurde die Eisenbahn gebaut, die, 85,5 km lang, fast genau die Trace des späteren Kanals vorgezeichnet hat. Sie überschreitet 15 km von Panama entfernt in 80 m Meereshöhe die höchste Bodenerhebung und wird in zwei Stunden durchfahren. Für die Anlage eines Großschiffahrtsweges aber erschienen die Schwierigkeiten so erheblich, daß man noch weitere zwanzig Jahre lang davon Abstand nahm, einem solchen Unternehmen näherzutreten. Erst der Erfolg des Suezkanals gab den Anstoß dazu, mit den inzwischen gewaltig fortgeschrittenen Mitteln der Ingenieurkunst an die ungleich schwierigere Durchstechung der Panamalandenge heranzugehen.

Zu derselben Zeit, als der Suezkanal eröffnet wurde, tat die Regierung der Vereinigten Staaten den ersten vorbereitenden Schritt zur Inangriffnahme des Panamakanals in der Form eines Regierungsunternehmens. Von 1868 bis 1870 wurden Verhandlungen in Bogota geführt, die auf Grund des obenerwähnten Vertrages von 1846 bezweckten, für die Vereinigten Staaten das Recht des Kanalbaues und die Schutzherrschaft über den Kanal durch die Landenge von Panama zu erwerben. Nach dem Vertrag, der im Januar 1870 zustande kam, sollte der Kanal allen Staaten im Frieden offen sein, aber jeder mit den Vereinigten Staaten oder mit Columbia im Kriegszustande befindlichen Macht verschlossen werden. Dieser Vertrag scheiterte an der Weigerung der Volksvertretungen beider Teile, ihn in der verabredeten Form zu ratifizieren. Die Verhandlungen gaben Zeugnis von der veränderten Stellung der Amerikaner zu dem Kanalprojekt seit 1850. Sie ignorierten völlig, daß der Clayton-Bulwer-Vertrag nach Artikel VIII auch auf den Panamadurchstich Anwendung finden mußte. Damals hatten die Vereinigten Staaten aus Besorgnis, England könne in Nicaragua einseitig vorgehen, sich verpflichtet, nur im Verein mit England zu handeln. Letztere Macht war den Verpflichtungen soweit nachgekommen, daß im Jahre 1860 das englische Protektorat über die Mosquitoküste sogar endgültig aufgehoben war. Nun aber waren die Vereinigten Staaten stark und mächtig geworden. Sie hatten nach Überwindung des Bürgerkrieges die europäische Intervention in Mexiko gesprengt und das Kaisertum Maximilians dort zu Fall gebracht. Der Clayton-Bulwer-Vertrag war ihnen zu einer Bürde geworden, die sie abzuschütteln unternahmen. Dies kam noch schärfer zum Ausdruck, als wenige Jahre später das seit zwanzig Jahren vergeblich erwartete Privatunternehmen zum Bau eines Kanals, dem nach Artikel VIII der gemeinschaftliche Schutz aller Mächte zuteil werden sollte, ins Leben trat, aber nicht von seiten einer amerikanischen, sondern einer dem Namen nach internationalen, in Wirklichkeit aber französischen Kapitalistenvereinigung. Ein volles Jahrzehnt ging noch vorüber, ausgefüllt von Expeditionen und Erwägungen zur Feststellung des zweckmäßigsten unter den zahlreich vorgeschlagenen Kanalprojekten. Im Jahre 1876

wurde das Ergebnis fünfjähriger, auf Kosten der Regierung angestellter Ermittelungen dem Kongreß der Vereinigten Staaten vorgelegt. Aber es scheint, daß eine mächtige Interessengruppe in Amerika dem Kanalbau zugunsten der Eisenbahnen überhaupt abhold war. Dagegen hatten die von Frankreich ausgehenden privaten Vorbereitungen mehr Erfolg. Dort war Lesseps, der Erbauer des Suezkanals, unermüdlich tätig, das Unternehmen zu betreiben. Unter seinem Vorsitz hatte sich 1876 ein wissenschaftliches Komitee zur Prüfung der Frage gebildet, und gleichzeitig war, ihm nahestehend, unter Leitung des bekannten Generals Türr (der später den Kanal von Korinth gebaut hat) eine Gesellschaft gegründet, die eine Expedition zur Erforschung des Panamaprojektes aussendete. Diese hatte den Erfolg, von der Regierung von Columbia eine Konzession zum Bau des Kanals zu erlangen. Bonaparte Wyse und Armand Reclus, zwei französische Marineoffiziere, haben das Verdienst, die Trace des Kanals, wie er später zur Ausführung gekommen ist, an Ort und Stelle im wesentlichen festgestellt zu haben. Ersterer schloß im Mai 1878 mit der kolumbischen Regierung den Vertrag ab, wonach ihm das alleinige Recht des Kanalbaues auf zwölf Jahre von der Konstituierung der zu begründenden Aktiengesellschaft ab zugestanden wurde. Nun nahm der damals schon vierundsiebzigjährige Lesseps das Unternehmen mit jugendlichem Eifer in die Hand. Auf dem von ihm berufenen internationalen Congrès d'études du Canal interocéanique setzte er im folgenden Jahre den Beschluß mit 78 von 98 Stimmen durch, daß ein Niveaukanal zwischen Colon und Panama die beste und ausführbare Lösung des Problems darstelle. Die Baukosten wurden auf 765 Millionen, die Gesamtkosten einschließlich der Finanzierung auf 1200 Millionen Franken veranschlagt. Der Beschluß war am 29. Mai 1879 gefaßt. Wenige Tage darauf wurde die Lessepssche Aktiengesellschaft angekündigt und im August in Europa und Amerika ein Betrag von 400 Millionen in Aktien aufgelegt, von dem aber nur 30 Millionen gezeichnet wurden.

Wenn jemals, so wäre jetzt der Zeitpunkt gewesen zu einem gemeinsamen Vorgehen aller Nationen, insbesondere aber der Großmächte Europas, das große Werk der Durchstechung der Landenge von Panama in wahrhaft internationalem Sinne, im Interesse aller Kulturvölker zur Ausführung zu bringen. Der Clayton-Bulwer-Vertrag, demzufolge alle Nationen zur gemeinsamen Garantie des Unternehmens aufgefordert werden sollten, hätte die Handhabe dazu geboten. Die Vereinigten Staaten, obgleich schon eifersüchtiger auf ihre Machtstellung in Amerika, wären aller Wahrscheinlichkeit auch damals noch für ein gemeinsames Vorgehen zu haben gewesen. Aber in Europa war man vor dreißig Jahren noch ungleich mehr als jetzt gewohnt, es England zu überlassen, die Interessen Europas jenseits der Meere wahrzunehmen. In Zentraleuropa war man — geradeso wie heute wieder — hypnotisiert von der Vorstellung, alle Kräfte der Nationen müßten für den großen Entscheidungskampf um Deutschlands Machtstellung aufgespart werden.

Lesseps bereiste die Hauptstädte Europas, wie man glaubte, um eine Koalition für die Garantie des Panamakanals zustandezubringen. Als Er-

bauer des Suezkanals war er der distinguierte Fremde an allen Höfen, aber nichts weiter. Man erzählt, daß Kaiser Wilhelm I. ihm die Frage gestellt, wo er denn das Geld zum Bau des Panamakanals finden wolle, worauf er erwidert habe: Dans le bas de laine du paysan français, Sire![1]).

Das erforderliche Kapital auf solche Weise zu beschaffen, unternahm nun Lesseps mit großer Skrupellosigkeit. Um die öffentliche Meinung zu bearbeiten, gründete er die Halbmonatsschrift „Bulletin du Canal interocéanique" und setzte auch sonst die Presse unter freigebiger Aufwendung von Mitteln in Bewegung. Er reiste mit seiner Familie nach Colon, um dort, umgeben von einer internationalen Kommission, den feierlichen Akt des ersten Spatenstichs und der Entzündung der ersten Dynamitpatrone vorzunehmen, und unternahm im Anschluß daran eine Propagandafahrt nach den Vereinigten Staaten. Höchst bedenklich war es, daß er an der veranschlagten Bausumme 200 Millionen strich, die Nebenkosten herabminderte und das erforderliche Gesamtkapital nun nur noch auf 600 Millionen ansetzte, unter Verbreitung der unzutreffenden Angabe, eine bekannte Unternehmerfirma des Suezkanalbaues habe die Arbeiten für 512 Millionen Franken übernommen. Das nominelle Aktienkapital des Suezkanals, das genau 111 699 000 Fr. beträgt, hatte nach dem Börsenkurse vom 1. Juli 1880 den Wert von 242 900 000 erreicht, sich also mehr als verdoppelt. Alles das wirkte zusammen, um der Finanzierung des Panamaunternehmens einen Erfolg zu versprechen. Im Dezember 1880 wurden 300 Millionen Franken Panamaaktien in Stücken zu 500 zur Zeichnung aufgelegt und mehrfach überzeichnet. Von den 102 000 Aktieninhabern waren 99 400 Franzosen. Das Lessepssche Unternehmen ist an dieser ersten unsoliden Gebarung zugrunde gegangen. In rascher Folge mußten sieben Emissionen von Obligationen in sieben Jahren ausgegeben werden; dazu mußte die Öffentlichkeit dauernd mit günstigen Nachrichten über den Fortgang der Arbeiten gespeist werden. Man arbeitete fieberhaft ohne Rücksicht auf Kosten und ohne sorgsame Vorbereitung: der 1. Januar 1889 war als Eröffnungstag des Kanals verkündet worden. Aber schon drei Jahre vorher war es klar, daß der geplante Kanal im Meeresniveau bis dahin nicht hergestellt werden konnte. Man ging dazu über, zunächst einen Schleusenkanal zu bauen mit fünf Schleusen an jeder Seite, 49 m über der Meeresfläche im höchsten Teil. Lesseps tröstete sich damit, daß auch der Suezkanal bei seiner Eröffnung noch lange nicht fertig gewesen war, und arbeitete daraufhin, einen vorläufig beschränkten Kanal dem Verkehr zu übergeben, um später aus den Erträgen den Weiterbau zu ermöglichen. Aber der Kostenaufwand war schon so ungeheuerlich gewachsen, daß kein Geld mehr zu beschaffen war, sobald der Mißerfolg der ersten sieben Jahre nicht mehr verschleiert werden konnte. Bis zum Jahre 1888 waren 1100 Millionen Franken auf $2^{3}/_{4}$ Millionen Wertstücke der Gesellschaft (Aktien und Obligationen) eingezahlt. Von den veranschlagten 120 Millionen Kubikmetern Erdreich des Durchstichs waren etwa 50 Millionen ausgehoben, und selbst

[1]) Beaurepaire-Lonvagny im Juliheft der französischen Zeitschrift „Études".

für den provisorischen Schleusenkanal waren noch 35 Millionen Kubikmeter zu leisten. Als nun eine weitere Losanleihe von 2 Millionen Obligationen zu je 360 Fr. in sieben Fristen zahlbar und mit 400 rückzahlbar im Jahre 1888 aufgelegt wurde, versagte der Kredit der Gesellschaft. Lange nicht die Hälfte wurde gezeichnet und noch weniger eingezahlt. Darüber brach die Gesellschaft zusammen. Die Liquidation wurde im Februar 1889 gerichtlich angeordnet. Im ganzen waren für das Unternehmen eingezahlt 1410740000 Fr. Wie diese Summe verwendet worden ist, davon kann man sich ein Bild machen, wenn man erfährt, daß 94 Millionen für die Finanzierung der Anleihen, 250 Millionen für Zinsen und Amortisationen, 11 Millionen für die Konzession, 93 Millionen für Ankauf der Panamaeisenbahn verwendet werden mußten. 101 Millionen verschlang die Verwaltung in Paris und auf dem Isthmus, $1^1/_3$ Millionen wurden an die Pariser Presse verausgabt. Über die Verwendung weiterer Millionen an Minister und Deputierte kamen in späteren Kammerverhandlungen die übelsten Dinge ans Licht. Man hatte mit allen Mitteln gearbeitet, um die gesetzliche Genehmigung immer neuer Anleihen zu erwirken. Diese Enthüllungen, der sogenannte Panamaskandal, haben es zuwege gebracht, daß von einer Inanspruchnahme des Privatkapitals für den Kanal in der Folge nicht mehr die Rede sein konnte. Panama ist noch heute sprichwörtlich für die dolose Regierungsunterstützung eines schwindelhaften Unternehmens. Darüber ist ungerechterweise die tüchtige Leistung der französischen Ingenieure, die unter den widrigsten Umständen damals die Grundlage legten für den so glücklichen Fortgang des Baues unter amerikanischer Leitung, in Mißkredit gekommen. Wie sehr diese französischen Arbeiten von den Amerikanern geschätzt wurden, geht schon daraus hervor, daß später die Archive mit den Plänen, Zeichnungen und Anschlägen der französischen Gesellschaft für zwei Millionen Dollar von der amerikanischen Regierung angekauft worden sind. Freilich war die Hälfte der eigentlichen Feldarbeit nutzlos getan, denn sie war aufgewendet für Arbeiten im unteren Flußtal des Rio Chagres, wo der Kanal in Höhe des Meeresspiegels, also weit unter dem Fluß mit zahlreichen Zuflüssen von beiden Seiten im unteren Lauf, entlang geführt werden sollte. Dort waren Dämme zu beiden Seiten des Kanals in Angriff genommen, die letzteren schützen sollten gegen die zerstörende Wirkung und die Strömungen, die bei der unbeständigen Wasserführung der tropischen Bergströme eine ernste Gefahr für den Kanal darstellten. Die damaligen Maschinen leisteten kaum ein Drittel dessen, was später erreicht worden ist. Handarbeit wurde in viel größerem Umfange erfordert, und den Gefahren des gelben Fiebers und der Malaria wußte man damals noch nicht anders zu begegnen, als durch den Bau von Hospitälern auf dem Isthmus und eines Sanatoriums auf der fünfzehn Seemeilen von Colon entfernten Insel Toboga. —

Die Stellungnahme der Vereinigten Staaten zu dem französischen Unternehmen war von Anfang an eine unfreundliche gewesen. Denn dieses durchkreuzte nicht nur die Absicht der Unionsregierung, den Kanal als ein Staats-

unternehmen ins Werk zu setzen, sondern rief auch die Befürchtung wach, daß die europäischen Mächte sich in amerikanische Interessen einmischen würden. Drei Präsidenten hintereinander, Hayes, Garfield und Arthur, verfochten während der Zeit der Tätigkeit der Franzosen auf der Landenge mit Zähigkeit den Standpunkt, daß die Schutzherrschaft über den Kanal allein den Vereinigten Staaten gebühre, und gerieten dadurch in einen diplomatischen Zwist mit der englischen Regierung, die sich ebenso bestimmt auf den Standpunkt des Clayton-Bulwer-Vertrages stellte. Präsident Hayes, in einer Botschaft vom 8. März 1880, gebrauchte zuerst die — heute aktuelle — Phrase, die ozeanische Verbindung zwischen den atlantischen und pazifischen Küsten stelle sich virtuell dar als ein Teil der Küstenlinie der Vereinigten Staaten. Eine Resolution des Kongresses folgte, die für die Vereinigten Staaten in bezug auf jeglichen künstlichen Verkehrsweg über den Isthmus, sei es Kanal oder Eisenbahn, als ein Recht forderte „possession, direction, control and government". Der Präsident wurde aufgefordert, sofort Schritte zu tun zur Beseitigung des Clayton-Bulwer-Vertrages (16. April 1880). Im folgenden Jahre nahm Staatssekretär Blaine unter dem neuen Präsidenten Garfield in einem Rundschreiben an die amerikanischen Vertreter in Europa die Bezeichnung des Kanals als Teil der Küstenlinie der Union wieder auf und betonte, es sei im Kriegsfalle, bei dem die Vereinigten Staaten in Mitleidenschaft gezogen würden, ebenso unmöglich, Kriegsschiffen der feindlichen Partei die Durchfahrt durch den Kanal zu gestatten, wie die feindlichen Armeen die Eisenbahnen zwischen Atlantic und Pazific benutzen zu lassen. Und in Befolgung der Resolution des Kongresses erhielt der amerikanische Gesandte in London unter 19. November 1881 den Auftrag, wegen der Abänderung des Clayton-Bulwer-Vertrages mit der großbritannischen Regierung in Verhandlungen einzutreten. Die politische Kontrolle über den Kanal und das Recht der Anlage von Befestigungen an demselben sollte er für die Vereinigten Staaten in Anspruch nehmen mit der Begründung, daß in den dreißig Jahren seit Abschluß des Vertrages die pazifischen Staaten der Union einen unerwarteten Aufschwung genommen hätten. Der Sinn des Vertrages sei gewesen, Amerika und England gleichberechtigt zu machen; jetzt aber mache der Kanal England mit seiner starken Flotte weit überlegen gegenüber den Vereinigten Staaten. Der englische Minister Lord Granville verhielt sich trocken ablehnend. Die stattgehabte Entwicklung sei keineswegs unerwartet gekommen, sondern bei Abschluß des Vertrages vorausgesehen, und was die Bezeichnung des Kanals als Teil der Küstenlinie der Union anbelange, so sei nicht einzusehen, wie mit solcher Auffassung die Unabhängigkeit der Republiken nordwärts von dieser Küstenlinie, die doch nicht bestritten werden könne, vereinbar sei. Der Streit zog sich hin bis zum Antritt der Präsidentschaft durch Cleveland, welcher den demokratischen Standpunkt gegenüber dem bisher herrschenden republikanisch-imperialistischen wieder hervorkehrte und jedes offensive oder defensive Engagement der Vereinigten Staaten außerhalb ihrer Grenzen ablehnte (Botschaft vom 8. Dezember 1885). Nicht lange darauf wurde erkennbar, daß die Franzosen auf dem Isthmus nicht vorwärts

kamen, und die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten hatte alle Veranlassung, ruhig zuzusehen, wie sich der Verlauf der Dinge weiter gestalten würde. Aber die damaligen Verhandlungen haben gerade gegenwärtig ein besonderes Interesse, denn sie zeigen, daß man in Amerika schon vor dreißig Jahren wenig geneigt war, sich mit einem Kanal, der allen Nationen in Krieg und Frieden zu gleichen Bedingungen offen sein solle, zu begnügen, nicht einmal, wenn er von einer Privatgesellschaft in einem unabhängigen Freistaat zustande gekommen wäre. Es hätte des Schwergewichts eines einigen Europas bedurft — finanziell und politisch —, um eine internationale Wasserstraße, ähnlich dem Suezkanal, aus dem Panamakanal zu machen.

Mit dem Zusammenbruche der Panamagesellschaft war die Bewegung, die auf eine interozeanische Kanalverbindung abzielt, auf einen toten Punkt geraten. Das Privatkapital war gründlich abgeschreckt, und der Vertrag zwischen England und den Vereinigten Staaten verhinderte die Bauausführung als amerikanisches Nationalunternehmen. Das nun folgende Jahrzehnt wurde ausgefüllt mit neuen Versuchen zur Bildung von Aktiengesellschaften, die nicht eigentlich den Bau ausführen wollten, sondern darauf spekulierten, daß ihre Konzessionen und Projekte dereinst von dem bauausführenden Staate erworben werden würden. Denn daß nur mit Staatshilfe das Werk vollendet werden könnte, und daß dieser Staat die Vereinigten Staaten von Amerika sein würden, war nun die allgemeine Ansicht.

Mit der Zahlungseinstellung der Panamagesellschaft war die Bauausführung von den Franzosen keineswegs aufgegeben. Der Liquidator der Gesellschaft setzte eine Kommission ein, die das Schleusenprojekt und die voraussichtliche Rentabilität des Panamakanals zum erstenmal einer gründlichen Prüfung unterzog und einen für alle späteren Arbeiten maßgebenden Bericht lieferte. Die Konzession der Panamagesellschaft wurde von Kolumbia gegen Zahlung von 15 Millionen Franken um zehn Jahre verlängert. (Später gegen Zahlung von weiteren 2 Millionen bis zum Jahr 1904.) Eine neue Aktiengesellschaft (wesentlich aus solchen Kapitalisten zusammengesetzt, die der alten Gesellschaft zu Rückzahlungen verpflichtet waren und denen diese Verpflichtungen gestundet wurden) übernahm die beträchtliche Hinterlassenschaft der alten, mit der Konzession und den Aktien der Eisenbahn. Im Falle des Ablaufs der Konzession fielen die ausgeführten Arbeiten an Kolumbia zurück, aber die Rechte der Eisenbahn auf Entschädigung im Falle einer anderweitigen Vergebung der Kanalkonzession blieben kontraktlich der Eisenbahngesellschaft bis 1966 erhalten. Mit der Verzinsung, die ihnen die Eisenbahn gewährte, konnten die französischen Kapitalisten abwarten, welche Offerten an sie herantreten würden, ohne daß sie selbst sich erheblich engagierten. Diese neue Panamagesellschaft konstituierte sich nach langen Verhandlungen mit einem Kapital von 65 Millionen Franken im Jahre 1894. Als Parallelunternehmen figurierte eine amerikanische Nicaraguagesellschaft, die mit geringem Kapital 1888 gegründet war und sich in Besitz einer Konzession von Nicaragua bis zum Jahr 1900 befand. Diese Gesellschaft erfreute sich mächtiger Gönner-

schaft im Senat, wo wiederholt der Antrag gestellt wurde, die Bonds derselben bis zum Betrage von 100 Millionen Dollars zu garantieren.

Das Nicaraguaprojekt bietet gewisse Vorteile gegenüber dem Panamaprojekt. Für die Verbindung der atlantischen und pazifischen Küstenplätze der Vereinigten Staaten stellt es die kürzere Verbindung dar, die Unsicherheit des Durchstichs einer Bodenerhebung ist ganz vermieden, 87 km der 290 km langen Strecke werden im tiefen Wasser des großen Nicaraguasees zurückgelegt, dessen 33 m über dem Meere liegender Wasserspiegel auf vier Schleusenstufen von jeder Seite erstiegen wird. Auf der atlantischen Seite bietet der Abfluß des Nicaraguasees, der Rio San Juan, der bei Greytown mündet, das Mittel, durch Errichtung einer Talsperre einen künstlichen See aufzustauen, auf dem die Schiffe weitere 101 km in freiem Wasser zurücklegen, so daß eine verhältnismäßig schnelle Durchfahrung der ganzen Anlage ermöglicht wird. Von den verschiedenen Abänderungen, die dieses Projekt in der Folge erfahren hat, mag hier abgesehen werden; sicher ist, daß die Baukosten wie die Betriebskosten hier höher sein würden als beim Panamakanal; die Hafenanlagen an den beiden Enden und der unentbehrliche Eisenbahnbau erfordern außerdem noch große Aufwendungen. Aber das Nicaraguaprojekt ist auch heute noch nicht aufgegeben. Als Konkurrenzunternehmen bei zunehmendem Verkehr behält es eine solche Wichtigkeit, daß sich die Vereinigten Staaten noch im Jahre 1913 das alleinige Recht der Ausführung durch Vertrag mit Nicaragua gesichert haben.

War es unter der Präsidentschaft Harrisons, der sich in seiner Botschaft vom 9. Dezember 1891 für den Bau des Kanals auf öffentliche Kosten ausgesprochen hatte, nicht möglich gewesen, die Staatsgarantie für den Nicaraguakanal zu erlangen, so ruhten während der zweiten Präsidentschaft Clevelands (1893—1897), der sich schon einmal zur Beibehaltung der Verpflichtungen von 1850 bekannt hatte, alle Bestrebungen, sich der Fesseln des Vertrages mit England zu entledigen. Aber als mit Mac Kinley die Republikaner wieder ans Ruder kamen, setzte sich der amerikanische Imperialismus mit aller Energie durch. Der Krieg mit Spanien brach aus, die Vereinigten Staaten wurden zu einer Kolonialmacht, und von nun ab erschien der Kanalbau der gesamten Nation als eine patriotische Notwendigkeit. Mac Kinley gab der öffentlichen Meinung Ausdruck durch seine Botschaft Ende 1898, in der er den Kongreß aufforderte, die Initiative zu ergreifen für die Schaffung dieses Seewegs, der unentbehrlich sei angesichts der Erwerbung von Hawai und der Ausbreitung des amerikanischen Einflusses über den Stillen Ozean. Diese Botschaft gab der großbritannischen Regierung Veranlassung, die Frage der Abänderung des Clayton-Bulwer-Vertrages von selbst in Anregung zu bringen. Es schien geraten, unter Festhaltung des Grundprinzips der Gleichberechtigung bei Benutzung des Kanals, den Vereinigten Staaten die Erwerbung und den Bau eines solchen auf Staatskosten nunmehr zuzugestehen. So kam es zum Abschluß des Vertrages zwischen Staatssekretär Hay und Lord Pauncefote, der endgültig am 18. November 1901 ratifiziert wurde und heute maßgebend ist für die völkerrechtlichen Beziehungen zwischen England und den Vereinigten

Staaten bezüglich des Panamakanals. Der Vertrag räumt alle Hindernisse des Clayton-Bulwer-Vertrages für Amerika aus dem Wege und spricht in bestimmtester Form den Vereinigten Staaten das Recht des Kanalbaus und das ausschließliche Recht zu, die für den Betrieb und die Benutzung desselben angemessenen Bestimmungen zu erlassen. Das allgemeine Prinzip der Neutralisation nach Maßgabe des oben von uns wiedergegebenen Art. VIII (Clayton-Bulwer-Vertrag) bleibt aufrechterhalten, und die Vereinigten Staaten erkennen als Grundlage solcher Neutralisation die Bestimmungen der Suezkanalkonvention vom 29. Oktober 1888 an, welche dann zum Teil wörtlich wiedergegeben werden. Die Abweichungen im Wortlaut haben zu einer lebhaften Kontroverse der Gelehrten des Völkerrechts untereinander Anlaß gegeben. Aber es ist klar, daß die Auslegung des Vertrages lediglich zwischen den beiden kontrahierenden Mächten strittig sein kann. Die Einladung an alle befreundeten Staaten, dem Clayton-Bulwer-Vertrage beizutreten, zu welcher sich seinerzeit England und die Vereinigten Staaten gegenseitig verpflichtet hatten, ist niemals erfolgt, und soweit bekannt, hat auch keine Regierung das Verlangen gestellt, ihm beizutreten, was nicht wohl hätte verweigert werden können. Es ist also lediglich dem Befinden der großbritannischen Regierung anheimgestellt, wie weit sie amerikanische Abweichungen von den Neutralitätsprinzipien der Suezkanalkonvention für zulässig anerkennen will oder nicht. Alle scharfsinnigen Auslegungen der Staatsrechtsgelehrten vermögen die früheren Versäumnisse der europäischen Diplomatie nicht gutzumachen und können nur als schätzbares Material für englisch-amerikanische Verhandlungen gelten.

Während über den Hay-Pauncefote-Vertrag die Verhandlungen noch schwebten, ging man in Washington unbedenklich vorwärts. Das wichtigste Ereignis war im Jahr 1899 die Bildung der Isthmian Canal Commission, die von nun ab die Leitung des nationalen Unternehmens übernahm. An der Hand ihrer jährlichen Berichte läßt sich die Entwicklung bis heute in allen ihren technischen Einzelheiten verfolgen.

Die Kommission hatte zunächst die Frage zu entscheiden: Panama oder Nicaragua? Die Stimmung in Nordamerika neigte zu Nicaragua. Die Konzession der Gesellschaft dort war auf dem Punkt, abzulaufen. Für Panama sprach die bereits geleistete Arbeit der Franzosen. Aber die neue französische Gesellschaft verlangte dafür 109 Millionen Dollar. Wieder verging über ein Jahr mit Vorerhebungen. Die Kosten des Nicaraguakanals wurden auf 190 Millionen, die des Panamakanals auf 144 Millionen veranschlagt, ausschließlich Befriedigung der französischen Ansprüche. So kam die Kommission zu der Entscheidung, das Nicaraguaprojekt vorzuziehen. Am 9. Januar 1902 genehmigte das amerikanische Repräsentantenhaus die Bill Hepburn zum Bau des Nicaraguakanals. An demselben Tage bot die Panamagesellschaft telegraphisch ihren Gesamtbesitz für 40 Millionen Dollar an. Das gab Veranlassung zu einem neuen Bericht der Kanalkommission, die zur Annahme der Spooner-Bill im Senat führte. Der Spooner-Akt datiert vom 28. Juni 1902 und ermächtigt den Präsidenten zum Ankauf des französischen Panamaunternehmens und zur Erwerbung der Kanalzone mindestens 6 Meilen breit, und bestimmt in bezug auf den Bau des Kanals:

„Der Kanal soll ein solches Fassungsvermögen und solche Tiefe haben, daß er den größten gegenwärtig vorhandenen und vernünftiger Weise in Zukunft zu gewärtigenden Schiffen an Tonnengehalt und Tiefgang eine bequeme Durchfahrt gewährt, und soll mit allen notwendigen Schleusen und Vorkehrungen für die Bedürfnisse der Schiffe versehen werden. An den Enden des Kanals sollen sichere und bequeme Häfen erbaut und solche Befestigungen angelegt werden, wie sie für die Sicherheit und den Schutz des Kanals erforderlich sind."

Nun war die Bahn endlich frei für den Bau auf Staatskosten. 10 Millionen Dollar wurden gleichzeitig bewilligt und weitere 135 Millionen in Aussicht gestellt. Jetzt blieben nur noch die Verhandlungen mit Kolumbia zur Erwerbung der Kanalzone. Ein vom nordamerikanischen Kongreß ratifizierter Vertrag sicherte Kolumbia die Souveränität über die für neutral zu erklärende Kanalzone, innerhalb deren die Vereinigten Staaten volle Freiheit zu bauen und zu verordnen haben sollten. Für dieses ausschließliche Recht sollten 10 Millionen Dollar sogleich und nach Ablauf von 9 Jahren jährlich 250 000 Dollar gezahlt werden. Aber der kolumbische Senat erblickte in der mit der Neutralität unzertrennlichen Beschränkung der Souveränität über die Kanalzone eine Verletzung der Verfassung und verlangte Änderungen. Man glaubt, daß es sich um eine Verschleppungstaktik gehandelt habe in Hinblick auf die 1904 ablaufende Konzession, die die Franzosen verkauft hatten. Kolumbia hatte schon so ansehnliche Summen bei dem Kanalgeschäft verdient, daß es hoffte, noch mehr dabei herausschlagen zu können. Im August 1903 verwarf der Kongreß in Bogota den Vertrag und vertagte sich sodann. Nun enthielt die Spooner-Akte den Vorbehalt, daß, im Falle keine Einigung mit Kolumbia zustande käme, der Präsident ermächtigt sein solle, auf das Nicaraguaprojekt zurückzugreifen. Panama befürchtete auf diese Weise, der in Aussicht stehenden Vorteile verlustig zu gehen. Was zwischen Washington und Panama hinter den Kulissen vorging, mag dahingestellt bleiben. Am 3. November erklärte sich Panama unabhängig, am 7. desselben Monats wurde die neue Republik von den Vereinigten Staaten anerkannt und am 18. zwischen beiden der Panamavertrag abgeschlossen (Hay-Bunau Varilla-Vertrag), der eine Zehnmeilenzone dauernd für den Kanal überläßt. Innerhalb dieser Zone sollen die Vereinigten Staaten alle Rechte ausüben, die sie als Souverän des Landes haben würden. Die Neutralität des Kanals im Sinne des Hay-Pauncefote-Vertrages wird ausdrücklich bestätigt, aber das Recht der Verwendung von Armee und Flotte und die Errichtung von Befestigungen innerhalb der Zone der Vereinigten Staaten freigegeben. Einen praktischen Unterschied zwischen faktischer Abtretung des Landes und der so vereinbarten Überlassung vermag man kaum zu erkennen, es sei denn die Verpflichtung der Vereinigten Staaten, außer der einmaligen Zahlung von 10 Millionen in Zukunft jährlich 250 000 Dollar an Panama zu zahlen. Nominell ausgeschlossen von der Kanalzone sind die Hafenstädte Colon und Panama, aber sie unterliegen den sanitären und sonstigen polizeilichen Anordnungen der Zonenregierung in so umfassender Weise, daß von einer Selbständigkeit kaum etwas übrig bleibt. Die Vereinigten Staaten sind Herren in der kleinen Republik, die dafür den Ruhm hat, ein schuldenfreies Gemeinwesen zu sein und voraussichtlich zu bleiben. —

Das ist die lange Kette der Ereignisse, die dem Bau des Panamakanals durch die Vereinigten Staaten vorangegangen ist. Die jahrzehntelange Verzögerung ist, man kann es heute wohl sagen, sowohl dem Bau selbst wie dem Bauherrn zugute gekommen. Eine Unsumme wissenschaftlicher und technischer Vorarbeit ist während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für den Panamakanal geleistet worden. Unter den glücklichsten Auspizien hat das nordamerikanische Volk den Bau in die Hand genommen. Der politische Horizont war wolkenlos, unbegrenzte finanzielle Mittel standen zur Verfügung, das Rüstzeug der Ingenieure war durch Fortschritte der letzten Zeit, insbesondere der Elektrotechnik, in ungeahnter Weise verstärkt, und der wissenschaftliche Kampf gegen die Tropenkrankheiten hatte Schwierigkeiten beseitigt, die vor kurzem noch unüberwindlich schienen. Wie die Amerikaner es verstanden haben, aus dem Zusammentreffen aller dieser günstigen Umstände Nutzen zu ziehen, soll im folgenden darzustellen versucht werden.

Das Spooner-Gesetz, das dem Präsidenten den Bauauftrag erteilt, stellte sehr hohe Anforderungen an den Kanal: „Der Kanal soll ein solches Fassungsvermögen und eine solche Tiefe haben, daß er eine bequeme Durchfahrt für Schiffe größten Tonnengehalts und Tiefgangs gewährt, nicht nur solcher, wie sie gegenwärtig verwendet werden, sondern wie sie sich voraussehen lassen." Diesen Passus im Gesetz nahmen sich die Begutachter der Baupläne zur Richtschnur und gingen daher weit über das hinaus, was bisher an Anforderungen bei irgendeinem ähnlichen Werke gestellt war. In diesen hochgespannten Forderungen ist es begründet, daß sich sogleich nach Beginn der Arbeiten neue Zweifel einstellten, ob die Aufgabe besser durch einen Niveaukanal oder durch einen Schleusenkanal gelöst werden könne. Die physische Möglichkeit, einen Niveaukanal zu bauen, wurde nicht bestritten; wohl aber kam die Erkenntnis zum Durchbruch, daß ein solcher Kanal, wenn er den gegenwärtigen und den mit Wahrscheinlichkeit in Zukunft zu erwartenden Riesenschiffen bequeme Durchfahrt gestatten solle, ganz ungeheuerliche Aufwendungen an Zeit und Geld erfordern würde. Denn alle Entwürfe für einen Niveaukanal stellen einen langen, gewundenen, engen Weg dar, in welchem ein Schiff, das bei großer Länge nur wenig Wasser unter dem Kiel und zu beiden Seiten frei läßt, sich langsam und unbehilflich fortschiebt. Je länger das Schiff und je bauchiger sein Querschnitt, desto mehr Wasserspielraum muß es um sich herum haben, wenn es, dem Steuer gehorchend, mit eigener Maschinenkraft solchen Kanal durchfahren soll. Es genügt nicht, die Breite und Tiefe des Kanals der zunehmenden Breite und Tiefe der modernen Schiffe proportional wachsen zu lassen, man muß für große Schiffe relativ viel größere Kanalabmessungen vorsehen als für kleinere. Die Abmessungen einer Schleuse dagegen sind immer nur absolut den zu erwartenden größten Dimensionen der durchzuschleusenden Schiffe anzupassen. Wenn man also in einem Niveau 25 m über dem Meeresspiegel einen Wasserweg herstellen kann, der viel sicherer und bequemer zu durchfahren ist vermöge seiner reichlichen Abmessungen, als ein Wasserweg im Meeresniveau selbst, so wird dies um

so rationeller sein, je größere Dimensionen die Schiffe der Zukunft erhalten sollen. Indem man die von dem einen Ozean kommenden Schiffe 25 m emporhebt, sie in diesen erhöhten Wasserspiegel über den Isthmus hinwegfahren läßt und, auf der anderen Seite angelangt, sie 25 m in den jenseitigen Ozean hinabläßt, bringt man künstlich den Zustand hervor, der für die Schiffahrt bestehen würde, wenn sich das Profil des Isthmus von Panama um 25 m gesenkt hätte. Eine solche Senkung würde den unteren Lauf des Rio Chagres mit seinen Nebenflüssen verschwinden und an Stelle des Flußtals einen Meerbusen erscheinen lassen, der, bis an die nun um 25 m weniger hohe Bodenerhebung von Cubbras heran, den Schiffen den Zugang freimachen würde. Der künstliche Ersatz dafür ist eine Talsperre, die den unteren Lauf des Chagres in einen See verwandelt und in dem Sperrdamm eine Schleusenanlage, die die Schiffe vom Ozean zu diesem See emporhebt. Es kommt alles darauf an, daß der Damm hält und das Schleusensystem sicher arbeitet. — Das ist schematisch der Grundgedanke bei einem Schleusenkanal, im Gegensatz zum Niveaukanal.

Als Lesseps, ohne genügende Durchforschung der Landenge von Panama, den Kanal als einen Durchstich in Höhe des Meeresspiegels unternahm, unterschätzte er zwei unberechenbare Schwierigkeiten, die das Unternehmen, im Gegensatz zum Suezkanal, bedrohten: die Durchstechung einer Bodenerhebung, deren geologische Beschaffenheit in den tieferen Schichten so gut wie unbekannt war, und das nicht minder bedrohliche Hindernis, das ein Bergstrom mit 15 Nebenflüssen mit außerordentlich wechselnder Wasserführung dem Kanal, der im vertieften unteren Flußbett entlanggeführt werden sollte, bereiten mußte. Über diese beiden Schwierigkeiten führt das Projekt eines Kanals in gehobenem Niveau hinweg. Aber es hat immer als Ideal der Bauausführung gegolten, den Gedanken einer Meerenge von Panama zu verwirklichen. Die Entscheidung ist erst im Jahre 1906 nach langem Zögern dagegen gefallen.

Die mit der Ausführung beauftragte Behörde, die Isthmian canal commission, hatte von Anfang an den Kanal mit erhöhtem Niveau vertreten; Präsident Roosevelt und Minister Taft neigten dem Kanal im Meeresniveau zu. Roosevelt wollte die Entscheidung nicht allein treffen. Er berief einen internationalen board of consulting engineers. Amerika stellte dazu acht, Frankreich zwei, England, Deutschland, Holland je einen Delegierten. Diese Kommission gab ein Majoritätsgutachten für den Meeresniveaukanal ab, dem die fünf europäischen und drei amerikanische Mitglieder beitraten, und ein Minoritätsgutachten von fünf Amerikanern. Die Isthmian canal commission, der Minister und der Präsident stellten sich auf Seite der Minorität, und der Kongreß, dem die endgültige Entscheidung unterbreitet wurde, entschied im Sinne dieser letzteren für den Kanal mit hochliegendem Niveau und drei Schleusen an jedem Ende.

Wie schwer der Regierung die Entscheidung geworden ist, geht aus dem folgenden Satz des Taftschen Berichts an Roosevelt hervor, mit dem die Vorlage an den Kongreß gelangte:

„Als ich vor anderthalb Jahren den Isthmus besuchte, die Anlagen besichtigte und mit dem damaligen leitenden Ingenieur besprach, erhielt ich einen starken Eindruck, daß das von den Vereinigten Staaten in Angriff zu nehmende Werk von so weltweiter Wichtigkeit für den Verkehr der kommenden Jahrhunderte sei, daß eine weise Regierung nicht ungeduldig die Dauer der Bauzeit oder die Höhe der Baukosten in Betracht ziehen dürfe. Es schien mir ein Kanal in Meereshöhe so viel sicherer geeignet, den Anforderungen des Weltverkehrs zu genügen, als ein Schleusenkanal, daß Geld und Zeit willig geopfert werden müßte für diese beste Form, und darin wurde ich bestärkt, als ich den vorzüglichen Bericht der Majorität las. Aber der Bericht der Minorität, indem er den Erfolg darlegt, der bei der Anwendung von Schleusen für Schiffskanäle wirksam erreicht worden ist, indem er auf die Gefahren hinweist, die ein so schmaler und beschränkter Querschnitt des Kanals, wie ihn die Majorität vorschlägt, mit sich bringt, und indem er die große Vermehrung an Zeit und Kosten klar stellt, die für einen Niveaukanal in Meereshöhe erwachsen, hat mich zu einer anderen Entschließung gebracht. Bereitwilligst mag zugegeben werden, daß, wenn wir einen solchen Niveaukanal haben könnten, mit 300—400 Fuß breitem Profil und mit Krümmungen viel geringer, als sie gegenwärtig vorgeschlagen werden, ein solcher dem Entwurf der Minorität vorzuziehen sein würde. Aber die Zeit und Kosten für den Bau eines solchen Kanals schließen in Wahrheit die Ausführung aus."

Die späteren Erfahrungen haben diesem Entschluß recht gegeben. Die Anforderungen an die Abmessungen des Kanals haben sich noch im Laufe der kurzen Bauzeit weiter erhöht, und die Schwierigkeiten des Durchstichs des Sattels von Culebra haben sich als viel beträchtlicher herausgestellt, als man damals glaubte.

Die Abmessungen des Kanals, wie er gegenwärtig zur Ausführung gekommen ist, sind folgende:

Die Gesamtlänge beträgt 81 km, wovon 18 km auf die vertieften Zugänge unterhalb des Meeresspiegels fallen und 51 km auf den um 25,90 m (85 Fuß) über dem Meeresspiegel gehobenen Teil. Nur 14 km des Kanals sind also als Niveaukanal in das Festland von beiden Seiten hineingeschnitten. Der atlantische Zugang bis zu den Schleusen, 12,4 km lang, hat eine Breite an der Sohle von 152,50 m (500 Fuß) und eine Wassertiefe von 12,50 m unter Mittelwasser. Da der Flutenwechsel nur 0,60 m hier beträgt, so ist die für den Kanal bestimmte Minimaltiefe 12,20 m (40 Fuß) noch für niedriges Wasser vorhanden. Auf der pazifischen Seite ist dieselbe Sohlenbreite von 500 Fuß beibehalten. Hier beträgt der Flutenwechsel 6 m (20 Fuß). Die Wassertiefe des Kanals ist 13,7 m (45 Fuß), so daß bei niedrigem Wasser noch 10,7 m (35 Fuß) Tiefe bleibt. Während die Schiffe aus dem atlantischen Zugang des Kanals sogleich mittelst drei Stufenschleusen in den zentralen Kanal emporgehoben werden, erreichen sie von der pazifischen Seite aus, nachdem sie 12,9 km (8 Seemeilen) zurückgelegt haben, eine Doppelstufe, wo sie 16,75 m (55 Fuß) emporgehoben werden, und gelangen erst 2 km weiter mit der dritten Schleuse in den 25,90 m (85 Fuß) über der Meeresfläche erhöhten zentralen Kanal. In diesem beträgt die geringste Sohlenbreite 91,50 m (300 Fuß) im Culebra-Durchstich am pazifischen Ende und erweitert sich von da auf zunächst 500, dann 700, 800 Fuß, bis sie im künstlichen See von Gatun 1000 Fuß (305 m) erreicht. Der zentrale Teil ist auf seiner ganzen Länge mit einer Minimaltiefe von 12,2 m (40 Fuß)

— Normaltiefe 13,7 m (45 Fuß) — ausgestattet, so daß die größten Schiffe auf einer 30 km langen Strecke ihre volle Dampfkraft gebrauchen und sich einander bequem ausweichen können. Dies ist erreicht durch die Aufstauung des Rio Chagres in seinem unteren Laufe vermittelst eines Dammes, der auf der atlantischen Seite bei Gatun die durch das Tal des Chagres unterbrochene Bodenerhebung künstlich wiederhergestellt hat. Dadurch ist ein See von 425 qkm Wasserfläche — etwa vier Fünftel der Fläche des Bodensees — gebildet, dessen gewaltiger Inhalt trotz der großen Unterschiede der Wasserzuführung in der trockenen und in der Regenzeit und trotz des großen Wasserverbrauchs für die Durchschleusung der Schiffe und die dem Betriebe dienenden Turbinenanlagen hinreicht, die Jahresschwankung der Wassertiefe innerhalb 2,5 m zu halten (normale Wassertiefe 13,7 m [45 Fuß], niedrigste 12,2 m [40 Fuß]). Der nutzbare Raum der Schleusenkammern hat folgende Abmessungen: Länge 1000 Fuß (305 m), Breite 110 Fuß (33,53 m), Tiefe 41 Fuß (12,50 m). Das Füllen und Entleeren einer solchen Schleuse vollzieht sich in der erstaunlich kurzen Zeit von längstens 16 Minuten. Durchweg sind zwei Schleusenanlagen nebeneinander angeordnet, so daß gleichzeitig Schiffe abwärts und aufwärts durchgeschleust werden können [1]).

Der Schleusenbetrieb ist der anfechtbarste Teil des Kanalprojektes mit erhöhtem Wasserspiegel. Es ist deshalb Sorge getragen, allen Bedenken, die sich in bezug darauf bei den Erörterungen vor der Entscheidung erhoben haben, aufs sorgfältigste Rechnung zu tragen. Durch die Anordnung von zwei Schleusen nebeneinander ist schon dafür Vorsorge getroffen, daß auch bei Reparaturen und bei Instandhaltungsarbeiten der Betrieb nicht unterbrochen wird. Es galt aber noch weiter, Sicherheit dafür zu schaffen, daß nicht durch den Anprall eines vom oberen Kanal herkommenden Schiffes die Anlage derartig zerstört werden könne, daß die Tore zertrümmert werden und der See sich entleert. Man malte die Situation aus, die entstehen könnte, wenn die Maschinensignale auf einem Riesendampfer mißverstanden wurden, und die Maschinen, statt mit „Volldampf zurück", das Schiff zum Stillstand zu bringen, mit „Volldampf vorwärts" einen Anprall herbeiführten, der die drei Kammerschleusen untereinander demolieren und den ganzen Kanal auf viele Monate, ja Jahre hinaus mit allen in ihm befindlichen Schiffen trocken legen müßte. Eine solche Möglichkeit, so fern sie liegt, hat man nicht einfach von der Hand gewiesen, sondern eine ganze Reihe von Vorkehrungen getroffen, ihr vorzubeugen. Die äußeren Schleusentore der unteren und die inneren Schleusentore der oberen Kammern sind doppelt, und die obere Kammer ist durch ein drittes Tor in zwei Kammern von 400 und 600 Fuß Länge geteilt. Allen diesen Toren ist außen eine

[1]) Die Abmessungen des Kaiser-Wilhelm-Kanals nach seiner Erweiterung sind folgende: Breite an der Sohle 44 m, an der Oberfläche 102 m, geringste Tiefe 11 m. Wegen der geringen Sohlenbreite sind zehn Ausweichestellen von größerer Breite vorgesehen. Die neuen Schleusen an den Ausgängen sind als je ein Schleusenpaar nebeneinander wie beim Panamakanal angeordnet. Sie sind 330 m lang, 45 m breit und für 12 m Minimaltiefgang eingerichtet. Diese Abmessungen sind größer wie die der Schleusen des Panamakanals. — Als das größte Schiff kommt gegenwärtig der Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie „Vaterland" in Betracht. Länge 276 m, Breite 30½ m.

Sicherheitskette vorgelagert, die für gewöhnlich in einer Rille des Mauerwerks versenkt ist, aber durch eine sinnreiche hydraulische Vorrichtung sehr schnell angespannt werden kann. Läuft ein Schiff gegen die Kette, so wirkt diese Vorrichtung als hydraulische Bremse, die Kette gibt langsam nach, wie die Bremse beim Abfeuern eines schweren Geschützes. Ein Schiff von 10 000 Tonnen würde bei 4 Knoten Geschwindigkeit innerhalb 70 Fuß (21 1/3 m) zum Stehen gebracht werden. Übrigens ist Vorsorge getroffen, daß die Schiffe nicht mit eigener Maschinenkraft in die Schleuse einfahren dürfen. Sie werden im Bereiche derselben von je zwei elektrischen Lokomotiven hinten und vorn, die zu beiden Seiten der Schleusen auf Zahnrädern angeordnet sind, dirigiert, ohne daß vom Schiff aus irgendwie in dieses Manöver eingegriffen werden kann. Die gesamte Prozedur des Durchschleusens vollzieht sich von einem Kommandoraum aus, wo alle Maschinen zur Bewegung der Schiffe, zum Öffnen und Schließen der Schleusentore, Einlassen des Wassers in die Kammern, Bedienen der Sicherheitskette usw. in Betrieb gesetzt werden und ihre Wirkung am Modell sichtbar gemacht ist. Sollte allen Vorsichtsmaßregeln zuwider dennoch ein Unglück sich ereignen und die Gefahr eines Wasserdurchbruchs entstehen, so kann dem vorgebeugt werden durch einen eisernen Sicherheitsdamm, der vor jeder der oberen Schleusen in Bereitschaft gehalten wird, vergleichbar dem eisernen Vorhang gegen Feuersgefahr in den Theatern. Ein hohes Schwenkgerüst, das weithin sichtbar gleichsam als Wahrzeichen die ganze Schleusenanlage krönt, gestattet, in kurzer Zeit ein Gitter vor das innerste Schleusentor hinabzulassen, in welchem dann mächtige Falltüren niedergehen und den Wassereinstrom zum Stehen bringen [1]).

Nicht die großen Abmessungen der Schleusen und die dadurch bedingten außergewöhnlichen Konstruktionsentwürfe für Eisenkonstruktionen und Mauerwerk bildeten besondere technische Schwierigkeiten. Diese bestanden vielmehr in der Ausführung der Erdarbeiten zweierlei Art. Der Damm von Gatun und die Durchstechung des Culebrasattels haben den Ingenieuren am meisten zu schaffen gemacht, weil sie dabei mit den unsicheren Faktoren der Bodenbeschaffenheit in großen Tiefen zu rechnen hatten. Der Damm von Gatun ist nicht auf durchweg solidem Fels, sondern zum größten Teil auf tonigem Untergrund errichtet. Er ist 2340 m lang, 120 m hoch, 800 m breit in Meereshöhe und 120 m breit in Höhe des aufgestauten Wasserspiegels. Sein Kern stellt einen kompakten, tief fundierten Betonkörper dar. Die Befürchtungen, die vielfach laut wurden, daß der Damm nicht genügend undurchlässig und widerstandsfähig sein würde, haben dazu geführt, ihn so auszubauen, daß jetzt die Meinung besteht, es seien übermäßige Vorsichtsmaßregeln aufgewendet. Übrigens sind die Kammerschleusen des Kanals in gewachsenen Boden (einer natürlichen Bodenerhebung im Tal des

[1]) Eine ausführliche Beschreibung dieser sinnreichen Vorrichtungen sowie vieler anderer Details von rein technischem Standpunkt findet sich u. a. in der Zeitschrift „Le génie civil", Band 26, die eine Serie von Aufsätzen über den Panamakanal von A. Dumas enthält, denen hier und im folgenden mancherlei Angaben entnommen sind.

Rio Chagres) und nicht in den künstlichen Damm gelegt, welcher nur die großen Durchlässe für Regulierung des Wasserspiegels, aber auch diese auf Fels fundiert, enthält[1]).

Sehr viel schwieriger als der Bau des Dammes bei Gatun gestaltete sich der Durchstich der Höhe von Culebra. Schon die Franzosen im Jahre 1885 hatten hier mit der Bewegung des Erdreichs zu kämpfen. Sie zogen lange Mauern und suchten das Erdreich durch Drainage trocken zu erhalten, aber die Rutschungen wiederholten sich in der trockenen wie in der nassen Jahreszeit, und alle Mittel dagegen sind in der Folge vergeblich gewesen. Auch die Erwartung, in größerer Tiefe hartes Felsgestein anzutreffen, hat sich nicht erfüllt.

Sehr komplizierte geologische Vorgänge haben bewirkt, daß vulkanische Gesteine in allen Stadien der Zersetzung über sedimentären Schichten von Ton, Tuff und Kalk lagern, die wiederum Neigungen und Verwerfungen zeigen, so daß das Ganze eine wenig stabile Masse ist, die, durch die Ausgrabungen aus dem Gleichgewicht gebracht, schon durch die Erschütterungen der Sprengungen mittelst starker Dynamitladungen, durch Witterungseinflüsse und durch die einfache Wirkung der Schwere in ganz unberechenbarer Weise in Bewegung gerät. Bei Cucaracha, am pazifischen Ende des Culebradurchstichs, sind solche Erdrutsche in besonders großem Maßstabe von Anfang an beobachtet und für den Fortgang der Arbeiten dort besonders lästig, weil sie in der Richtung quer zum Kanal erfolgen. Vor zwei Jahren glaubte man, sie bewältigt zu haben, aber neuerdings sind sie verstärkt aufgetreten. Auch an anderen Stellen des Durchstichs zeigen sich diese Bewegungen des Erdreichs, aber in weniger bedrohlicher Richtung. „Hunderttausende Kubikyards", so schreibt ein Berichterstatter der ‚Times', „geraten in langsames Rutschen so tief, daß die Bäume im Bereich desselben aufrecht stehen bleiben; langsam, geräuschlos, unaufhaltsam schieben sich die Massen vorwärts wie das Eis eines Gletschers, kommen wieder zum Stehen oder stürzen herab. Das einzige Mittel bleibt, die Böschungen so flach wie möglich zu gestalten. Man ist diesen Erscheinungen gegenüber ziemlich fatalistisch geworden, läßt der Bewegung ihren Lauf und fährt fort, die in den Durchstich eindringenden Massen von neuem auszuheben. Wie beträchtlich die dadurch verursachte Mehrarbeit ist, zeigen folgende Zahlen: Am 1. April 1912 veranschlagte man die noch auszuhebende Masse im Culebradurchstich auf 11 635 900 Kubikyards, am 1. Dezember hatte man wieder 11 732 192 Kubikyards ausgehoben und berechnete, daß nun noch $5^1/_2$ Millionen fortzuschaffen wären. Anfang April 1913 waren wieder noch 8 Millionen Kubikyards zu beseitigen. Obgleich im

[1]) Nicht unerwähnt soll bleiben, daß ein Mann, der sich um den Panamakanal große Verdienste erworben und auch als Ingenieur mit allen Projekten zum Panamakanal durchaus vertraut ist, Bunau Varilla in einem kürzlich erschienenen Werke „Panama, The creation, destruction and resurrection" (Constable & Co., 1913) den Damm von Gatun wegen der geologischen Beschaffenheit des Untergrundes und der Erdbebengefahr für ein äußerst gefährdetes Bauwerk hält. Bunau Varilla ist stets eifriger Befürworter der Lesseps'schen Idee eines Kanals in Meereshöhe, dem ein provisorischer Schleusenkanal vorangehen sollte, gewesen.

Laufe eines Monats sich mehr als eine Million Kubikyards fortschaffen lassen, so wäre es doch nicht möglich gewesen, diese Massen bis zu dem für den 1. Oktober geplanten Wassereinlaß zu bewältigen. Nichtsdestoweniger hat man schon in der ersten Hälfte des September mit dem Einlassen des Wassers begonnen. Es besteht die Absicht, die Arbeit unter Wasser fortzusetzen, teils durch Auspumpen der aufgelösten Schlickmassen, teils durch Baggerung, denn es ist berechnet worden, daß diese Art der Fortschaffung sehr viel weniger Kosten verursacht, als die im trockenen Erdreich. Inzwischen haben die Erdrutschungen neuerdings einen bedrohlichen Umfang gewonnen. Nach der „Times" vom 11. Oktober waren wieder neue zwei Millionen Kubikyards Erdreich in Bewegung geraten. Am 29. November wurde von einer abermaligen großen Rutschung berichtet, die eine provisorisch fahrbar gemachte Kanalrinne wieder ganz ausgefüllt hat. Bisher hieß es stets, der Eröffnungstermin sei abhängig von der Fertigstellung der Schleusen. Jetzt sind die Schleusen fertig, und ein Eröffnungstermin kann nicht angegeben werden. Anfang des Jahres 1912 äußerte Oberst Goethals, der leitende Ingenieur, daß 18 Monate erforderlich sein würden zur völligen Einarbeitung des Betriebes nach Fertigstellung des Kanals. Damals konnte man darauf rechnen, daß diese Einarbeitung in der zweiten Hälfte des Jahres 1913 beginnen könne. Durch die im Januar aufgetretenen Rutschungen, die sich nun immer wiederholen, scheinen alle Vorausberechnungen über den Haufen geworfen zu werden. Die experimentelle Vorperiode wird immer mehr abgekürzt. Neuerdings verlautete, der Kanal werde zunächst nur für Schiffe unter 7 m Tiefgang eröffnet werden. Jetzt scheint die rechtzeitige Eröffnung überhaupt in Frage gestellt zu sein. Keinenfalls wird man damit rechnen können, daß vom 1. Januar 1915 ab ein regelmäßiger gesicherter Betrieb für Schiffe jeder Größe ermöglicht werden wird. Und auf lange Zeit hinaus werden drohende weitere Nachrutschungen den Ingenieuren des Kanals noch beständige Sorge bereiten.

Dadurch wird aber nicht im entferntesten die Anerkennung beeinträchtigt, die den Erbauern des Kanals gezollt werden muß. Die Durchführung des Bauprogramms stellt von Anfang bis zu Ende eine Musterleistung dar. Wie aber würde heute die Lage sein, wenn man sich darauf versteift hätte, eine „Meerenge" von Panama ausgraben zu wollen und nun noch 85 Fuß tiefer in den zweifelhaften Untergrund von Culebra hinabgehen müßte! Es war eine weise Beschränkung, die man sich auferlegt hat. — Übrigens kann vom praktischen Standpunkt keineswegs zugegeben werden, daß der Schleusenkanal, wie er nun zur Ausführung gekommen ist, irgendwie einem Kanal im Meeresniveau, wie dem von Suez, nachsteht, solange der Mechanismus des Hebens und Senkens der Schiffe ebenso tadellos arbeitet, wie er es seit vielen Jahrzehnten in den großen Kanalanlagen tut, die vom Lake Superior abwärts führen. Die Poe-Schleusenkammer bei den St. Mary-Fällen hat eine Länge von 800, eine Breite von 100 und eine Tiefe von 22 Fuß über dem Sill. Mit ihr sind an einem Tage schon 39 Schleusungen ausgeführt. Sie bewältigte im Jahre 1905 in den acht eisfreien Monaten 9374 Schiffe von zusammen 24176472 Registertonnen. Mit den Doppelschleusen des Panamakanals würde man bequem 80 Millionen Registertonnen jährlich bewältigen können

das sind etwa 5000 Tonnen stündlich nach jeder Richtung. Eine Schleusung stündlich ist bei der Berechnung des Maximalwasserverbrauchs veranschlagt worden. Man wird aber viele Jahre nicht die 20 Millionen Tonnen zu erwarten haben, die den Suezkanal gegenwärtig jährlich passieren. Was die Dauer der Durchfahrt anbelangt, so wird sie sich schneller vollziehen als im Niveaukanal, und zwar relativ schneller, je lebhafter der Verkehr, weil in dem breiten Fahrwasser kein Ausweichen und keine Verringerung der Fahrtgeschwindigkeit notwendig ist. Wer jemals mit einem großen Schiff bei Nacht durch den Suezkanal gefahren ist und sich des befreienden Gefühls erinnert, das man empfindet, wenn im Bittersee das Signal „Volldampf" gegeben wird nach vielen Stunden langsamen Dahinschleichens und häufigen Ausweichens mit gestoppter Maschine, der weiß die Vorzüge des Panamakanals mit seiner bequemen Navigierung gewiß zu schätzen.

Was nun schließlich die Kosten des Kanals anbelangt, so überschreiten sie erheblich alle Kostenanschläge und lassen sich auch jetzt noch nicht in bestimmten Zahlen angeben. Nach einem dem Kongreß im Jahre 1908 vorgelegten und genehmigten Anschlag, der alle während des Baues beschlossenen Erweiterungen berücksichtigt, werden die

Gesamtkosten des Baues betragen	297.766000	Dollar
Dazu kommen:		
die Kosten der Befestigungen	14.000000	„
die Aufwendungen für sanitäre Zwecke . .	20.053000	„
Verwaltungskosten	7.382000	„
Es sind gezahlt an die französische Gesellschaft:		
für das Archiv	2.000000	„
für Eisenbahnaktien zum Parikurse . . .	6.886000	„
für ausgeführte Arbeiten und zur Abrundung	31.114000	„
Einmalige Zahlung an die Republik Panama .	10.000000	„
Insgesamt	389.201000	Dollar.

Wenn dieser Anschlag nicht überreichlich bemessen ist, so muß er bedeutend überschritten werden, wegen der Erdrutschungen im Culebradurchstich. Man wird also mit rund 400 Millionen Dollar nicht zu hoch greifen.

Diese Summe für ein Werk von der Bedeutung des Panamakanals scheint gering, wenn man damit vergleicht, welche Kosten für Verkehrsmittel heute überall aufgewendet werden. Eine Brücke über den Hudson für 42 Millionen Dollar hat doch nicht entfernt den zehnten Teil des Wertes, wie ein Kanal von Ozean zu Ozean. Und wenn man erst in Vergleich zieht, welche Opfer die europäischen Nationen für die Stärkung ihrer Wehrkraft bringen, wenn wir die Bedeutung würdigen, die der Panamakanal für die Vereinigten Staaten haben wird in wirtschaftlicher, in militärischer und ganz allgemein in weltpolitischer Hinsicht, so werden wir zu dem Ergebnis kommen, daß kaum jemals eine große Nation so wohlfeil einen so erheblichen Zuwachs an Macht und Einfluß im Wettbewerb mit den anderen Nationen erworben hat.

(Ein Schlußartikel folgt.)

E. T. A. Hoffmann in Plock.

Von

Hans von Müller.

(Schluß.)

V. Oktober bis Dezember 1803.

Die Post, die nur zweimal wöchentlich, nämlich Mittwochs und Sonnabends, in Plock einlief, brachte Hoffmann am Sonnabend dem 1. Oktober einen Brief mit schwarzem Siegel aus Berlin: der Vetter meldete den Tod seines Vaters. Er teilte bei der Gelegenheit noch mit, daß der Vortragende und Kammergerichts-Rat v. Schmettau kürzlich mit ihm über Hoffmanns Verbannung gesprochen und dabei viel Hoffnung auf eine baldige Versetzung gemacht habe[1]).

Im Laufe des Tages brachte Hoffmann das letzte Vasengemälde zu Papier; abends fing er seinem Vorsatz getreu das Tagebuch an. Auf ein Blatt des 'Miscellaneen'-Buches (es ist das vorletzte des 8. Bogens; das darauf folgende ist vorher oder gleich darauf herausgerissen) kalligraphierte er die Initialen des Wortes Tage-Buch:

und begann auf dem ersten Blatt des 9. Bogens[2]):

Den 1 Oktober 1803.

Vorgestern faßte ich den Entschluß, endlich einmahl, wie ichs mir schon so lange vorgenommen hatte, wirklich ein regulaires Tagebuch zu halten, und sezte den Termin zum Anfangen auf heute an. — Eigentlich dacht' ich recht jovialisch anfangen zu können voll Vergnügen über die erhaltene Freyheit, der Umstand daß heute der erste ist war mir Nebensache — aber der schwarzgesiegelte Brief aus Berlin enthielt die Nachricht, daß der Onkel in der Nacht vom 24 auf den 25ten Septbr an der LungenEntzündung gestorben ist — Die Thränen sind mir nicht ausgebrochen — auch hab' ich nicht geschrien vor Schrecken und Schmerz, aber das Bild des Mannes, den ich ehrte und liebte, steht mir immerwährend vor Augen — es verläßt mich nicht — Den ganzen Tag ist mein Innres im Aufruhr gewesen — meine Nerven sind so gespannt, daß ich über jedes kleine Geräusch zusammenfahre —

[1]) Tgb. Okt. 1 Mitte; ebenso an Hippel Okt. 3 (193 unten).

[2]) Wir bringen die Tagebuchstellen buchstabengetreu; in der Interpunktion haben wir in diesem Vorabdruck bisweilen etwas nachgeholfen.

Ich habe übrigens das lezte VasenGemählde mit Anstrengung gezeichnet — es ist gerathen.

Guter Gott, warum mußte gerade der Onkel in B[erlin] sterben, warum nicht lieber — — — — — — — — — — — — [1])

In voriger Woche klopfte Nachts einmahl etwas an die Thüre — meine Frau behauptet, der Onkel habe Abschied genommen — heute bin ich geneigt, so etwas zu glauben und mich mit allen Schwärmern hinter Hamlets Ausspruch[2]) zu stecken. — Meine Sache scheint übrigens gut zu stehn, da Schmettau zu meiner Versetzung viel Hoffnung gegeben hat! —

Wie lange ist mir schon Hoffnung gegeben! — Ich sehe heute alles durch den TrauerFlor — Des Onkels Tod hat mich ganz verstimt — ein schlechter Anfang — doch non olim sic erit — Meine Frau ist zu Bette gegangen, und mich wandelt eine Kinderfurcht an im oeden Zimmer — Das nenn ich schwach seyn — Ich wünschte, es wäre schon Morgen — liegt nur erst eine Nacht zwischen ei[nem] solchen InzidentPunkt und der Fortsetzung des Lärmens um Nichts — der elenden Farze, aus der denn doch alles menschliche Treiben und Thun besteht, so gewinnt die Ansicht der Dinge wieder ein günstigeres Colorit — Ich wette, daß die folgende Seite besser klingen wird —

Wenig Freude hatte der alte Mann doch im Leben — er hat sich offenbar zu Tode referirt — das war die Belohnung für langjährige Dienste[3]) — O — das Justizfach hat ein[e] ganz faule Einrichtung: je älter man wird, desto mehr Arbeit — recht Eulenspiegelmäßig — Wenns angeht, werd' ich doch noch Conzertmeister oder ———————————————

Am folgenden Tage, Sonntag, besuchte Hoffmann (wohl mit seiner Frau) die Kirche der Norbertinerinnen und begab sich von da zum Kollegen und Landsmann Hiltebrandt, dem er unter dem Siegel der Verschwiegenheit die neuen Versetzungshoffnungen anvertraute; nachmittags und abends war er zu Hause. Er berichtet auf dem nächsten Blatte des Tagebuchs darüber:

Den 2t Oktober.

Heute Vormittag hörte ich bey den NorbertinerNonnen eine Messe — die Musik war brillant gesezt — sie heulten aber wie die Uhus — das Incarnatus aus G. moll war sehr gut gesezt — Die Nonne sang nur einigermaßen so, daß man daraus klug werden konte, und es wirkte schon gewaltsam auf mich. Was werde ich empfinden, wenn ich die Schik, die Marketti — wenn ich wieder eine Messe in Dresden hören werde! — es wird nicht zum Aushalten seyn, ich werde weinen wie ein Kind! — Mittags bey Hiltebrandt — viel von der

[1]) Fortsetzung s. unterm 8.!

[2]) Auch in dem Brief an Hippel vom 3. d. M. wird Shakespeare bekanntlich dreimal zitiert: 193, 194, 195.

[3]) Zu Tode gearbeitet hatte Johann Ludwig Doerffer sich wohl gerade nicht. Er mag als Mitglied der Gesetzkommission Tüchtiges geleistet und auch für das Geheime Obertribunal qualitativ ausreichend gearbeitet haben, aber quantitativ produzierte er hier weniger als irgend einer seiner Kollegen. In der Konduitenliste für 1800 wird er „gründlich aber langsam" genannt, in der für 1801 „recht gründlich aber bei aller Application langsam"; im Jahre 1800 hat er 120 Relationen geliefert (1801: 121), während z. B. Koenen auf 351 (379), Lamprecht auf 318 (411) und Jordan auf 319 (319) kam, diese Räte also im Durchschnitt die dreifache Anzahl bewältigten.

Versetzung gesprochen — er affichirt es sehr geheim zu halten! — Nachmittags dem Cusin und Focken einen de und wehmüthigen Brief geschrieben — den ganzen Abend läppischer Weise in Wieglebs 'Magie' gelesen und mir vorgenommen, einmahl wenn die gute Zeit da seyn wird, zu Nutz und Frommen aller Verständigen, die ich bey mir sehe, ein Automat anzufertigen! — Quod deus bene vertat! — Was nehme ich mir alles vor! —

Wie am Tage vorher fügt der gewissenhafte Tagebuchführer [neue Besen kehren gut!] eine allgemeine Beobachtung hinzu:

Noch ein guter Gedanke! — Mit meinen musikalischen Ideen gehts mir so wie mit Savonarola's des Märtyrers zu Florenz, dessen Geschichte ich in diesen Tagen las, Eingebungen: — Erst schwirrts mir wild im Kopfe herum — dann fange ich an zu fasten und zu beten d. h. ich setze mich ans Klavier, drücke die Augen zu, enthalte mich aller profanen Ideen und richte meinen Geist auf die musikalischen Erscheinungen in den vier Wänden meines Hirns — bald steht die Idee klar da — ich fasse und schreibe sie auf wie Savonarola seine Prophezeyhungen — Obs nur andere Componisten auch so machen mögen? — aber das erfährt ein Königl. Prß. RegierungsRath in Plock nicht! —

Ich bin doch noch sehr verstimt ——————— ———————

An den Rand setzt er, unterstrichen, die Mahnung

Ich muß wahrhaftig an Hippel schreiben!

Kurz darauf hat er das ausgeführt (nach Hippels Abschrift ist der Brief vom 3. datiert; das Tagebuch sagt unter diesem Tage nichts darüber, unterm 5. ist dafür nachträglich der Satz eingeschoben „Hippeln hab' ich kurz und launigt geschrieben"). In dem Briefe (193—196) dankt Hoffmann dem Freunde für dessen Fürsprache bei Schleinitz; er schreibt dessen Verwendung die durch Schmettau dem Vetter eröffnete Aussicht zu und bittet den Freund, ihn dem Präsidenten, wenn der noch da sei, sehr zu empfehlen. Er berichtet den Tod des Onkels, wiederholt seinen Wunsch, Hippel noch vor der Versetzung zu besuchen, und erinnert an den alten Plan der italienischen Reise. Seine Kinder (nach denen Hippel vielleicht gefragt hatte anläßlich des von Hoffmann im Januar erwähnten Kindermützchens) habe er noch „alle in petto". Er wandle in Plock „in einem Sumpf unter niederm Dorngesträuch, welches mir die Füße wund rizt ... Welch eine Anstrengung es kostet, in diesem Sumpfe nicht totaliter zu versinken, kannst Du Dir denken!" (Dabei erinnern wir uns der bereits erwähnten Karikatur auf das Plocker Publikum.) Es folgt die schon zitierte skeptische Stelle über Hoffmanns vielfältige Betätigung in bildender Kunst, Musik und Poesie; besonders glücken ihm, wie er versichert, „seit einiger Zeit" reimlose Jamben, auch Sonette und andere gereimte Gedichte: von seinem Lustspiel schreibt er jedoch kein Wort, offenbar um Hippel später mit dem Ergebnis zu überraschen.

Vom 3. und 4. Oktober, Montag und Dienstag, berichtet das Tagebuch:

Den 3t Oktober.

— Ein erbärmlicher Tag in jeder hinsicht — Vor- und Nachmittag bis zehn Uhr gearbeitet wie ein Pferd — gewühlt in staubigten Akten. Die Arbeit

ist jezt in der Fluth begriffen, und es wär' ein ganz eigner Treffer, wenn mich jezt ein VersetzungsReskript mit einem Ruck aus dieser Fluth zöge! — Nachmittags war ich eine Stunde bey Reichenberg, zog ihm Saiten aufs Klavier und spielte ihm die neue Messe vor — es will ihm nicht zu Leibe, doch that er entzückt als ich ihm das Benedictus spielte —

Wann werde ich Dich wiedersehen mit Deinem blassen Gesichte — mit Deinem innigen Gefühl Dich wieder spielen hören Guter H[ampe]! —

Beym Himmel ich bin so abgespannt so prosaisch geworden durch die verfluchten Akten — ich könte heut keinen Walzer setzen! —

Ich will noch etwas Noten schreiben und dan zu Bette gehen — Ich bemerke daß das Tagebuch immer kürzer wird — ganz einschrumpfen in ein Nichts soll es nicht! —

D. 4ten Oktober.

Vormittag eine recht langweilige Session wie gewöhnlich — Nachmittag bey Hiltebrand, sodann mit diesem bis Abends 10 Uhr bey Reichenberg — Viel von Musik gesprochen. — Mara — Loccatelli der Violinist spielte in Berlin, im Jahr 1720 ungefähr, in Augusts Anwesenheit. — Der König F[riedrich] W[ilhelm] I schickte ihm dafür durch Riet [?] 3 F[riedrichsd'or] [1]). Werde ich denn

[1]) Der Satz ist nachträglich eingeschoben und, wie der Schluß des vorigen, schwer lesbar; die Namen der beiden Könige hat Herr Karl Theodor von Schön zu Charlottenburg [jetzt auf Blumberg bei Gumbinnen] entziffert. Derselbe Freund hat sich gütigst der Arbeit unterzogen, die Anekdote in dem (registerlosen) Buche über 'Friedrich Wilhelm I. König von [!] Preußen' aufzusuchen, das ein gewisser Friedrich Wilhelm Paulig in Frankfurt an der Oder 1888 vom Standpunkte des christlichen Unteroffiziers aus geschrieben und im Selbstverlage herausgegeben hat. Es heißt darin (S. 135 f der zweiten Auflage von 1889):

> Der König August von Polen befand sich mehrfach zum Besuch bei Friedrich Wilhelm in Berlin. Zu seinem Gefolge gehörte auch der berühmte Geigenspieler Locatelli. In Gegenwart seines Gastes hörte Friedrich Wilhelm einst diesen Künstler. Der letztere hatte sich mit einem kostbaren, blausamtnen Rock bekleidet, trug an den Fingern Brillantringe und an der Seite einen Degen. Der König fand diese Kleidung für einen Violinspieler lächerlich und sagte: „Dieser Kerl sieht ja wie ein Kriegsrat aus." Dennoch schickte er ihm am nächsten Tage für sein Geigenspiel 20 Thaler. Locatelli aber fand dies für so wenig, daß er den Ueberbringer damit sogleich beschenkte. Dies ärgerte den König, und er teilte seinem Gaste, August, die Unverschämtheit des Künstlers mit. „Er ist zu sehr verwöhnt," entschuldigte ihn August, „denn man gibt ihm meist Ringe, Uhren, Tabatieren und andere Goldsachen." — „So, so," erwiderte der König, „das müssen wir das nächste Mal besser machen." Bald spielte Locatelli zum zweiten Mal. Friedrich Wilhelm hatte vorher eine schwere goldene Dose mit Dukaten gefüllt zu sich gesteckt. Nach dem Concert übergab er sie dem Geigenspieler mit den Worten: „Ihr seid so splendid, daß ich mir diesmal das Trinkgeld für mein Geschenk selbst verdienen möchte." Aber Locatelli behielt diesmal das Trinkgeld, indem er erwiderte: „Dieses Geschenk aus der Hand eines Königs hat zu viel Gewicht, als daß ich mich davon trennen könnte."

Danach hätte Locatelli also das erste Mal nicht 3, sondern 4 Friedrichsd'or = 60 Mark erhalten und zurückgegeben.

Nach Gerber (I 812 f) und Schilling (IV 431) ist Pietro Locatelli in Bergamo geboren, und zwar erst am Anfange des 18. Jahrhunderts; die Geschichte wird sich also, wenn überhaupt, erst um 1730 zugetragen haben. Locatelli lernte bei dem berühmten Corelli (den Hoffmann in Kreislers Leiden, im Steinernen Herzen, im Baron von B.

noch jemahls eine ächt musikalische Laufbahn beginnen? — Wenn ich so von all den alten und neuen Componisten höre, fällt mir denn doch das 'Anch' io son pittore' ein! —

Himmel welch magere Tage verleb' ich jezt — Doch Geduld — Bald wird die Morgenröthe anbrechen.

Mittwoch den 5. Oktober brachte die ersehnte Post wiederum „nichts — nichts — nichts!"

Am Donnerstag heißt es:

Den 6t Oktober

Das Merkwürdigste des magern Tages ist daß circa 40 Volumina Acta ad informat[ionem] des Herrn Decernenten, wie das dulce praesidium sich zierlich ausdrückt, einspaziert sind.

δεμ γατεν Βελιτζ'αβ ιχ γεσχριεβεν ανδ εινε Λενενζιατιων ωεγεν δερ Φλαχτ δερ Μαδαμ Ωανσχελ ανς Ποσνερ ΠαπίλλενCollegium βειγελεγτ — Was das nur für einen Effekt haben wird —

Auch hab' ich eine Carrikatur „das Riesenkind" gezeichnet mit hübschen Gesichtern! —

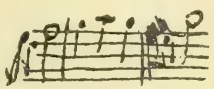
Wann werden meine Leiden sich wenden! sagte Frederic le grand auf dem Schlachtfelde; ich H. le petit sag' es, wenn ich mich erhebe aus den staubigten Akten!

Wann wird mein Schicksal entschieden werden!

(Die Angelegenheit der Madame Wunschel wird nur noch einmal erwähnt, beim Eintreffen von Beelitzens Antwort am 15. — auch hier in griechischer Schrift, um nicht die Eifersucht der jungen Gattin zu erregen.) Es folgen ein Sessionstag (Freitag) und ein Posttag (Sonnabend):

Den 7 Oktober

Vormittags in einer Session vegetirt — Abends Quartett bey Reichenberg — Hr. von Piwnicki, ein angehender Auscultator und wie er von sich selbst erzählt hatte großer ViolonCellist, ließ sich hören oder es wurde ihm vielmehr etwas auf den Zahn gefühlt, wobey er denn nun höchst erbärmlich bestand — Ein elendes Quadro von Pleyel, und konte nicht aus der Stelle — Nachher wurden einige Quadros von Haydn gemacht — erbärmlich, wie gewöhnlich alle Musick hier in diesem abscheuligen Neste unter aller Critick ist, aber der himmlische originelle Gang der Harmonie entzückte mich doch — H[aydn] würde unbeschreiblich groß seyn in der InstrumentalMusik, wenn er das Tändeln ließe — Alle diese Tändeleyen in seinen Quartetts verunzieren das Ganze — Die kleinen Menuetti welche er gewöhnlich Scherzo Allegro überschreibt sind sehr pikant durch originelle Ausweichungen — oft sind sie auch nichts weniger als Scherzos w. z. B.



nennt), reiste viele Jahre lang als Geigenvirtuose in Italien und Deutschland, Frankreich und England umher, ließ sich Ende der 50er Jahre in Amsterdam nieder und starb dort 1764.

— Nachher probirten wir die Messe ex G. d. es ging schlecht — Die Fuge ex E. b. wollte durchaus nicht gehen! — Himmel es geht nichts hier! —

Den 8ten Oktober!

Wieder ein PostTag und wieder getäuscht in meinen Erwartungen! — Es ist mir zuweilen so, als würd' ich einen rechten harten abweisenden Cabinets-Brief erhalten und darauf einen gewaltsamen Entschluß fassen! — Worinn wird dieser bestehen? — Ich mag niemanden den Tod wünschen, aber warum mußte der Onkel in B[erlin] zu früh für Familie und Freunde sterben, und der ältere Bruder — einsam — verlassen, ein Hagestolz an dessen Daseyn nichts hängt, der in keinem Fache etwas leistet der sich ennuyirt so wie er Morgens aufsteht bis er Punkto neun Uhr Abends wieder schlafen geht — warum mußte dieser leben bleiben? — Wäre er gestorben, so hätt ich ihn wahrscheinlich beerbt, und vielleicht hätte ich denn nicht [!] den lyrischen Traum des wirksamen freyen Künstler-Lebens realisiren können. Ich hätte das unerträgliche Joch abgeschüttelt und wäre nach meinem Eden gezogen! — Wann werde ich wieder in den paradisischen Gefilden wandeln! — Wann werde ich Dresden wiedersehen! —

Ich bin heute so verstimmt, so verdrüßlich, daß mir nichts gelingen will! — Ich war so lange nicht mit Arbeiten überhaüft und konte viel für die Kunst thun, das war der einzige Vorzug des Exils — Auch das hat jezt aufgehört! —

Aus Unmuth hab ich Nachmittags einen Roman von Cramer durchblättert, „der verworfene Julius" benahmset. Nach beliebter Manier sind über jedem Kapitel Verse — unter andern Cap. 18 Th. 2.

Kurz wie der Titel
Sey dieses Kapitel
Denn — so schofele Sachen
Wer wird sich was draus machen!

Kann man sich etwas „schofeleres" denken als diese Verse! — Das ganze Geschreibsel ist wirklich unter aller Critik — Nichts ist lächerlicher, als wenn schlechte Schriftsteller eine weise Miene annehmen und den Mentor spielen. Herr C[ramer] hat es in diesem seinem Machwerke bis zum Ekel gethan — hinter manchem Capitel komt eine förmliche Nutzanwendung mit „Allso und deswegen"! — In der Vorrede sagt er, daß er noch vieles in seinem Schreibtische liegen habe zum Verbrauchen, was auch wohl erst nach seinem Tode zu Tage befördert werden würde — Gott behüte und bewahre uns für die Cramerschen Posthumi! — Ich war in Secunda als ich den 'deutschen Alcibiades' las — da machte das Ding eine gewaltige Wirkung auf mich — ich hielt den Verfasser für das erste Genie unter der Sonne, und Stoelzeln, der, wie ich glaube, die TitelKupfer gezeichnet hat, für einen zweiten Raphael — Die Risa mit dem schelmisch aufgehobenem Finger vor dem Munde[1] war mir nehmlich das Ideal weiblicher Schönheit, und ich suchte das Meisterstück (so wie noch früher einen elenden englischen Kupferstich der die Eloisa vorstellte) mit Anstrengung aller meiner Kräfte zu copiren — es gelang aber nicht! —

Hätte ich doch nur erst Nachrichten aus der Schweiz[2] — Ist Naegeli bereit

[1]) Titelkupfer zum I. Bande.

[2]) Auf die Sendung vom 9. August.

die Fantasie stechen zu lassen, so ist viel für meine musikalische Laufbahn geschehen. — Ich quäle mich mit einer Idee zum Trio für Fortepiano Violine und Cello[1]) — Meines Bedünkens nach werd' ich in diesem Genre etwas leisten — Haydn soll mein Meister seyn — so wie in der VokalMusick Händel und Mozart —

Ich schließe mit dem Stoßseufzer, der meine tägliche Litaney ist:

Wann werde ich meine Freyheit erhalten! —

Als ich noch in Glogau war, hörte ich einst einen russischen Major — Pole von Geburt —, der eines Duells wegen auf der Festung saß, am Tage als die ArrestZeit abgelaufen war und ihm der Commend[ant] die Freyheit angekündigt hatte, ausrufen:

Ah je suis libre!

Der Ausdruck seiner Stimme ging mir durch die Seele, ich theilte sein Entzücken — ich dachte an Jorik — an den gefangenen Staar — an die Bastille! — O — ich bin gefangen — ich bin in Banden! — Wann schlägt der Erlösung Stunde!

Die ersten sechs Tage der nächsten Woche bringen nichts Merkwürdiges. Am Sonnabend dem 15. erhielt Hoffmann mit der Post zwar „wieder nichts in eigenen Angelegenheiten", wohl aber den gewünschten Bescheid von Beelitz:

Ier schlag 'at gewirxt — der Vater 'at der Regierung die Flaxt derangirt und die Regierung soll die Untersuchung vergögt 'aben — es ist entschieden dass sie 'ier bleibt —

Gratulor toto ex animo

Die Rückblicke auf den Sonntag und Montag lauten:

Den 16 Oktober

— Wann werd' ich mehr als das ewige todte Einerley hier wiederholen dürfen — Die Kindergruppe hab' ich fertig componirt — Ob ich wohl zum Mahler oder zum Musiker gebohren wurde? — Ich muß die Frage dem Präsidenten B[eyer] vorlegen oder mich bey dem GroßKanzler darnach erkundigen: die werdens wissen! — In Beckers Erholungen fand ich ein musikalisches Gedicht Stäsodion — der Gedanke stieg mir auf es zu componiren und zum Oratorio zu machen. — „Alles was Odem hat lobe den Herrn" soll eine tüchtige Fuge abgeben.

Amen es geschehe allso!

Den 17 Oktober.

Gearbeitet den ganzen Tag! — O weh! — ich werde immer mehr zum RegierungsRath — Wer hätte das gedacht vor drey Jahren — Die Muse entflieht — der Aktenstaub macht die Aussicht finster und trübe! —

---

[1]) In der Tat hat Hoffmann dann für diese drei Instrumente ein Trio in E-dur komponiert, das Truhn für seine beste Instrumentalkomposition hielt (s. in meiner Ausgabe des Briefwechsels S. 699 Z. 6 v. u., 700 Z. 3 v. u., 702 Z. 8 und 709 Mitte); es ist kürzlich bei C. G. Boerner in Leipzig aufgetaucht. Ob dieses Trio aber, wie Grisebach annimmt, schon in Plock entstanden ist, muß zunächst noch unentschieden bleiben.

Das Tagebuch wird merkwürdig, weil es den Beweis der ungeheuern Erbärmlichkeit ist, in die ich hier versinke — Wo sind meine Vorsätze hin! — wo meine schönen Pläne für die Kunst? —

Allmächtiger B[eyme] — bitte für mich! — hebe mich weg aus diesem Jammerthal in das Paradies an den Ufern der Elbe — oder laß mich den Rhein, wie Mosen das gelobte Land, aus der Ferne sehen!

Es folgen weitere „dies tristes et miserabiles". Die Akten zeigen uns, mit welchen primitiven Rechtsproblemen die Plocker Regierung sich ihre Köpfe zerbrach. Unterm 19. Oktober (wohl auf Grund der Sitzung vom Dienstag dem 18.) fragte die Regierung mit Hoffmann beim Großkanzler an, ob wirklich eine Mutter berechtigt sei, ihren großjährigen Sohn ohne alles richterliche Verfahren zur Besserung seiner liederlichen Lebensart in eine Korrektionsanstalt zu bringen; Goldbeck verneinte das unter Gegenzeichnung Fockes am 31. Unterm 25. (Dienstag) wird angefragt, ob der jüdische Krüger Jakob Baruch das ihm gestohlene Geld zurückerhalten soll, trotzdem es bereits zur Verpflegung des Inkulpaten verwendet sei; Goldbeck bejahte das unterm 18. November.

Erst Mittwoch den 26. Oktober brachte die Post etwas Erwünschtes, wenn auch nur eine Drucksache, nämlich ein Heft des 'Freimüthigen'. Der junge Autor schreibt ins Tagebuch:

D. 26.

Mich zum ersten mahl gedruckt gesehen im 'Freymüthigen' — habe das Blatt zwanzigmahl mit süßen liebevollen Blicken der Vaterfreude angekuckt — — frohe Aspecten zur litterarischen Laufbahn! — Jezt muß was sehr witziges gemacht werden!

und vorne ins Buch, an den Rand des Briefkonzepts vom 19. August, den ganz aktenmäßig ausgeführten Vermerk:

Eingerückt im 'Freimüthigen' am 9 September 1803.
D. 26. Oct: 1803. Hff

Wiederum aber folgen „lauter dies tristes": „ich bleib sitzen — bin vergessen!" klagt unser Dulder und zeichnet sich ein großes Grabkreuz.

Mittwoch den 9. November brachte die Post ein Schreiben von Albrecht (s. o.), und Hoffmann selber, dem die Schulden anscheinend über den Kopf zu wachsen drohten, sandte an diesem Tage zwei Briefe über Geldangelegenheiten ab: er bat Hippel, ihm 100 Friedrichsd'or = 1500 Mark zu leihen, und einen Grafen v. K., eine Schuld von 100 Talern niederzuschlagen. — Im übrigen bringt er gute Vorsätze zu Papier:

Den 9 November

Nun will ich aber auch gewiß hier täglich was hinein schreiben — Es ist mir so als läge der Keim irgend eines großen entscheidenden Entschlusses in mir — nur einige Sonnenstrahlen, und er würde hervorschießen zur üppigen Pflanze mit — goldnen Blüthen? — Beim Himmel, meine Unthätigkeit wird mich verderben — Von morgen an will ich mich regen und bewegen —

Der folgende Tag verzeichnet aber nur eine „StaatsVisite", die der Bauinspektor Wernike aus Posen zusammen mit dem Rendanten Tepper dem Herrn Regierungsrat abgestattet hat.

Mittwoch den 16. bringt die Post aus Berlin eine Sendung des Vetters mit Naegelis motivierter Ablehnung der Sonate. Von den drei Produkten des Hochsommers hatte das musikalische also kein Glück gehabt, das kritische war angenommen, das Geschick des dramatischen war noch in der Schwebe.

Am Donnerstag den 17. schreibt Hoffmann:

Eigentlich hätt ich vom NeujahrsTage anfangen sollen, ich glaub es wäre besser gegangen! —

Hr. Naegeli hat mir gesagt, woran ich bin — Sonderbar genug, daß ich an demselben Tage, an welchem ich von der Miserabilität meiner Compositionen überzeugt war, den Muth hatte, ein Andante zu setzen! —

Jezt will ich ein Buch machen!

Aus diesem Buche wurde ebensowenig etwas wie aus anderen im Tagebuch angekündigten Arbeiten. Aber die hier angedeutete negative Absicht, das Tagebuch bis Neujahr ruhen zu lassen, wurde ausgeführt. Für die Zeit vom 18. November bis zum 31. Dezember sind wir also auf andere Quellen angewiesen, die uns nicht gestatten, die Ereignisse auf den Tag zu fixieren.

Zunächst scheint Naegelis Ablehnung Hoffmann veranlaßt zu haben, sich näher mit der Theorie der Musik zu beschäftigen (vergl. die feierlich stilisierte Mitteilung an Hippel S. 197). Vermutlich erwuchs daraus die Skizze zu einem Aufsatze über Sonaten, aus der Hitzig S. 246 „einige Ideen" mitteilt. Dann setzte er mit frischem Mute eine neue Sonate, in As-dur (s. unten sub Jan. 1 und 5!).

Hippels Antwort auf Hoffmanns Anliegen scheint noch im November gekommen zu sein: sie lautete für den Moment ablehnend, doch stellte der Freund den gewünschten Betrag für Ende Februar in Aussicht. Hoffmann brachte also „so viel wie möglich für den Moment" seine Angelegenheiten in Ordnung (an Hippel 196) und schrieb, nachdem das erledigt, am 10. Dezember an Hippel. Die merkwürdigste Stelle des Briefes ist die, an der Hoffmann Malerei und Musik in ihrer Bedeutung für ihn einander gegenüberstellt (197): jene, die Malerei, sei „ein Vesuv", und wenn er seiner Leidenschaft für sie „nur im mindesten" nachhinge, könnte sie ihn „wie ein griechisches Feuer unauslöschlich von innen heraus verzehren"; die Musik sei hingegen mehr „ein TheaterDonnerwetter", der feuerspeiende Berg eines Pyrotechnikers: „man kann sich mit ihr ohne Gefahr vertrauter machen; darum habe ich sie zu meiner Gefährtin und Trösterin erkieset auf diesem dornigen, steinigen Pfad!" Selbst wenn dieses Urteil nicht ganz ernst zu nehmen sein sollte, so zeigt es doch, daß Hoffmann in Plock von der romantischen Musiklehre, die er später so gewaltig verkünden sollte, noch ebensoweit entfernt war wie von der romantischen Dichtung; er stand noch da, wo sein Altersgenosse Tieck gestanden hatte, ehe Wackenroders Gespräche und Jakob Böhmes Bücher ihn umwandelten. Im übrigen klagt Hoffmann, daß die Berliner

Großen, Beyme, Schleinitz und Focke, sich ausschwiegen, und fragt, ob Schleinitz nicht wenigstens Hippeln mitgeteilt habe, „in wie fern sich Beyme meinen Wünschen geneigt gezeigt hat“: Hippel solle ihm sagen, ob der „Versetzungsplan total gescheitert oder ob noch einige Hoffnung da ist“.

Aber während Hoffmann das schrieb, bereitete sich seine Erlösung schon vor. Der strenge Präsident Beyer hatte ihn wiederum dem Minister gegenüber gelobt: der junge Rat verdiene „wegen seiner Geschicklichkeit, [seines] Fleißes und gegenwärtig wegen seines stillen, anständigen Lebenswandels das vortheilhafteste Zeugniß“. Beyme dürfte sich nun endlich für ihn interessiert haben. Ein fünf Jahre älterer Landsmann Hoffmanns, Carl Theodor von Uklanski, der im Sommer 1798 Rat an der Regierung zu Warschau geworden und sich dort nicht besonders ausgezeichnet hatte, war im Herbst 1803 „auf sein Ansuchen dimittiert“ worden, und man scheint nun im Dezember vertraulich bei Hoffmann angefragt zu haben, ob er mit der Stelle dieses Richters zufrieden sein würde (vergl. unten sub Jan. 1). Hoffmann willigte mit Freuden ein. Wie wir sehen werden, war er seiner Sache ganz sicher und bemühte sich schon am 9. Januar um eine Wohnung in Warschau, obwohl der Großkanzler selbst die Versetzung erst Ende Januar beantragte.

In derselben Zeit scheint Hoffmanns Hausstand sich vermehrt zu haben. Da Michalinen die erhofften eigenen Kinder einstweilen versagt blieben, so nahm sie die ältere der beiden Töchter ihrer unglücklichen Schwester zu sich, die neunjährige Michalina Gottwald, die vermutlich ihr Patenkind war [1]).

Endlich ist aus den letzten Wochen des Jahres 1803 noch zu berichten, daß Hoffmanns Tante Sophie Doerffer im 59. Lebensjahre ihrem Bruder Johann Ludwig im Tode nachfolgte; wie im Herbst auf die Gewißheit der Versetzung, so hoffte unser Freund nunmehr bis Mitte Januar von Posttag zu Posttag auf die Nachricht, daß die jungfräuliche Tante ihn als ihren Liebling zum Universalerben eingesetzt hätte.

VI. Januar bis März 1804.

1. In Erwartung der Erbschaft.

Die ersten zwanzig Tage des neuen Jahres führte Hoffmann regelmäßig Buch über Erlebtes und Nichterlebtes; wir lassen diese Einträge unverkürzt folgen und begnügen uns damit, ein halbes Dutzend kurzer Fußnoten anzufügen.

[1]) Das „höchst liebenswürdige Kind“ (Hitzig 136) siedelte dann mit den Pflegeeltern nach Warschau über und blieb auch bei ihnen, nachdem Hoffmanns eine Tochter geboren war. Anfang 1807 begleitete sie die Tante und die kleine Cousine nach Posen zurück zur Großmutter, bei der sie wohl auch ihre Mutter und Schwester wiederfand, und blieb dort, als Hoffmann im Sommer 1808 seine Frau nach Bamberg abholte. — Um die Zeit der Befreiungskriege heiratete sie einen Assessor von Lekszycki. Im Sommer 1816 besuchte sie mit einem Töchterchen ihre Pflegeeltern in Berlin, so daß Hoffmann „an seiner Großonkelschaft gar nicht zweifeln konnte“ (an Hippel S. 263). Bald darauf

Die Bezeichnung des Wochentages haben wir vorgesetzt

1. beim Sonntag;
2. beim Dienstag und Freitag: hier versammelten sich die Mitglieder des Obergerichts — anscheinend immer unter Beyers strengem Vorsitze — des Vormittags bei den Akten im Kollegiengebäude als „Neuostpreußische Regierung" und des Nachmittags beim „Bischoff" an einem profaneren Orte als „Plocker Ressource";
3. beim Mittwoch und Sonnabend als den beiden Posttagen.

[Sonntag] Den 1ten Januar 1804.

Die Oktober und NovemberStücke des nun seit dem 17t November recht sanft ruhenden Tagebuchs waren bloße Präliminarien — von heute an wird regulair Buch gehalten über die Begebenheiten des Lebens, die bunte Welt innerhalb der Wände des GehirnKastens mit ihren Ereignissen mit eingerechnet. —

Zwey für mich wichtige Dinge geben jezt bald meinem zu einfachen Leben einen neuen Schwung — die mir angebotene Versetzung nach Warschau, welche ich angenommen habe, und der Tod der alten Tante in Königsberg, der mich vielleicht zum vermögenden Mann gemacht hat — Wie wird nun alles werden? — Wie weit werde ich mit meinen weitschichtigen Plänen für das Künstlerleben in diesem Jahre kommen? — Hampen hab' ich zum Neuen Jahr die Sonate aus As dur geschickt! —

[Am Rande:]

Kirchheim, Hiltebrandt und Lange waren hier — Drey Männer, bereit in den feurigen Ofen des Trinkgelags auf der Redute geschoben zu werden! — Ich sollte mit! — Gott behüte und bewahre! — meine SalamanderNatur hat ein Ende! —

D. 2 Januar

— Erwartungsvoll — Abgemattet — entkräftet — Träge — Ideenarm — Angenehme Aussicht in ein Boudoir voll Aktenstöße die man durchlesen muß.

[Dienstag] D. 3 Januar

Session! — In P[lock] würden meine Tagebücher libri tristes et miserabiles werden — Ich unterhielt meinen guten Collegen H[iltebrandt] mit einer gewissen Schadenfreude von meiner Reise nach Schafhausen[1]), und noch in dieser

---

ward der Ehemann Landrat in Gnesen und gegen 1820 dann in Deutsch-Ostrowo für den Kreis Adelnau). Dort nahm sie 1823 ihre inzwischen verwitwete Tante bei sich auf.

Seit Mitte der 30er Jahre lebte diese dann bis zu ihrem Tode 1859 mit ihrer anderen Nichte zusammen, der unverehelichten Mathilde Gottwald. Diese war ihre Haupterbin, Michalina von Lekszycka erhielt ein Legat.

Vgl. Hoffmanns Briefwechsel S. 739—757.

[1]) die wohl von dem Gelde der vermeintlichen Erbtante gemacht werden sollte. Vgl. oben den Wunsch vom 17. Oktober und unten die ganz ähnliche Hoffnung vom 5. Januar, sowie die merkwürdige Stelle in Hoffmanns fingiertem Brief aus Hirschberg

Anwandlung von Schadenfreude unterzeichnete ich mich zu einer Plocker Ressource! — O weh! —

[Mittwoch] Den 4 Januar

— Der Sierakowskische Concurs ist durchgelesen, das Gerüst zum Feuerwerk welches ich künftgen Freytag abbrennen will ist fertig! — Ich dachte heute gewiß Briefe aus K[önigsberg] zu erhalten — Alle meine Pläne hängen ja von diesen Nachrichten ab — es ist unangenehm so in der Erwartung zu hängen —

Wahrhaftig, hab' ich erst dies Schlaraffenleben hinter mir, so soll die wahre Thätigkeit losgehen! — Arm an Ereignissen, arm an Ideen — Mein Tagebuch ist dürre und öde wie der Weg von Posen nach Berlin, aber hat man erst die GensdarmesThürme im Auge, so windet man sich leicht durch die Dornen, die noch hin und her aufhalten — hängen will ich nichts daran lassen —

Jezt hab' ich nichts angelegentlicheres für heute zu thun als den Besuch der Entbinderin der Feenwelt abzuwarten.

Den 5 Januar

Das nenn' ich das RegierungsRathswesen mit Eifer treiben! — 6 Relationen gemacht — Vorträge — dekretirt — aber die angenehme — was sag' ich angenehme — die herrliche — die himmlische Perspektive in das Eden an der Elbe und am Rhein ist's, die mich mit Kraft stählt —

Meine Frau mit der G.[1]) ist bey der Kirchheim gewesen — Ich habe Schotten[2]) die Sonate aus dem As dur geschickt — ob sie ihm wohl behagen wird! — Uebermorgen müssen Nachrichten aus K[önigsberg] eingehen hoff ich!

[Freitag] Den 6 Januar [Heilige drei Könige].

Morgens Session — Sierakowski vorgetragen. Von 4 bis 10 in der neuen Ressourze — mit Bachmann und Lange gebischofft — Ungeheure Gespanntheit des Abends — Alle Nerven excitirt von dem gewürzten Wein — Anwandlung von TodesAhndungen — DoppeltGänger —

[Sonnabend] Den 7 Januar.

Mit unbehaglichem Gefühl stand ich heute auf, die Folge des gestrigen Rausches — ich muß nun einmahl strenge Diät halten, um meine Kränklichkeit ganz loß zu werden — Nachmittag den 'Candide' gelesen — die Norm eines guten Rom[an]s[3]) — der philosophische durchgeführte Satz versteckt sich hinter dem Vorhange voll Carrikaturen — die Würze ist der Menschen Albernheit,

---

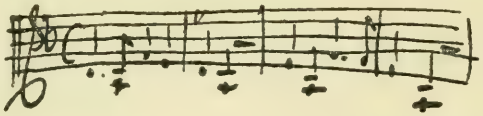
an die Frau von B. in Berlin (Briefwechsel 353): „da gedachten Sie der schönen Rheingegenden und wußten alle Bilder der herrlichen Zeit, die ich dort verlebte, in frischer glühender Farbenhelle vor mir aufsteigen zu lassen."

[1]) In einem (hier nicht mitgeteilten) Eintrage vom 11. Oktober heißt es: „Gegen Abend überraschte uns die G."

[2]) Gemeint ist jedenfalls der Mainzer Notenstecher und (seit 1780) Hof-Musikhändler Bernhard Schott († 1817), der Vater der Brüder Andreas (1781—1840), und Johann Josef (1782—1855), die als B. Schott's Söhne den Verlag zu einem der größten seiner Gattung machten.

[3]) Die Lesung dieses Wortes ist sehr unsicher.

im lebhaften Colorit dargestellt — Abends an der Messe geschrieben — Ich bin aufgelegt zum Componiren — folgenden Satz erfand ich



[Sonntag] Den 8t Januar

— Gearbeitet den ganzen Morgen — miserabler Tag!

D. 9 Jan:

Dito — an Berg[1]) nach W[arschau] geschrieben wegen der Wohnung.

[Dienstag] Den 10 Jan:

Session — Abends in der Ressourze — mit Bachmann und Hiltebrandt Cawiar gegessen und mit Lange Bischoff getrunken — es war sehr lächerlich, als Gesetze vorgeschlagen wurden — Der große Bär wünschte dies und das mit einer Miene und einem Accent, der es leicht macht dem Worte Wünschen die rechte Deutung zu geben: „Ich bin der große Bär, und wer meine rauhe Tatzen nicht fühlen will, fliege meine Befehle auszurichten" — In der schlaflosen Nacht beschäfftigte ich mich mit lauter Gedanken an die Reise — schlummerte ich ein, so traümte ich von Hampen — Wär ich nur erst aus dem verdamten Loche —

[Mittwoch] Den 11ten Januar.

— Auch heute keine Nachrichten aus K[önigsberg]! — Das Ding fängt mir an verdächtig zu werden — es macht mich unruhig; das nenn' ich einen Zustand der Spannung! — In 4 Wochen, hoff' ich, muß alles entschieden seyn; länger wär's auch nicht auszuhalten! — Die Geschäffte — das Alltagsleben ekelt mir mit jedem Tage mehr an! —

Den 12 Jan.

— Alltäglicher Tag!

[Freitag] Den 13 Jan:

— Abends in der Ressourze — zu viel Bischoff getrunken! —

[Am Rande]

[Sonnabend] Den 14t Jan:

Dies tristis et miserabilis —
Brief vom Buchhändler Kühn erhalten.

[Sonntag] Den 15 Jan:

Mittags bey dem K[riegs]R[ath] Hakebek gegessen mit Reichenberg und einem rothen wohlgenährten Pfäfflein — Feldprediger van Scheven | schwedische NationalPhisiognomie —

[1]) den schon 1802 aus Plock versetzten Regierungsrat.

circiter sah er so aus wie folget —

Das Ideal der Glauheit! — viel gesalbadert über Kunst und Kunstsinn — Gott was für DutzendMenschen! — Könn[en] sie zur Noth PastellGemählde von Oelstücken unterscheiden so sind sie Kenner —

Den 16 Jan:

— Gearbeitet — Abends die kühne Idee gefaßt, eine KreuzErleuchtung und die Schlacht bey Abukir in Hakertschem Styl transparent auszuführen — erst muß ich Relationen schmieden! —

[Dienstag] Den 17 Jan:

Dies miserabilis

[Mittwoch] D. 18 Jan:

Das Testament ist gekommen! — Nichts, gar nichts! — Alle Pläne gescheitert — es muß was großes ausgeführt werden[1]) — ich reise nach K[önigsberg] — 100 rth von Hiltebrant — Abends in der Ressourze Urlaub genommen!

D. 19 Jan:

— Gearbeitet —

[Freitag] D. 20 Jan:

— ReiseAnstalten — an Kühn geschrieben: er soll Noten verlegen! —

2. Zum letzten Male in Königsberg.

Am 21. früh fuhr Hoffmann ab und gelangte nach drei vollen Tagen, in der Mitternacht zwischen dem 23. und dem 24., aus dem neuen Ostpreußen in die Hauptstadt des alten. Ohne Zweifel ließ er sich an seinem Geburtstage von dem vereinsamten Onkel Otto einen erheblichen Betrag in bar schenken, versäumte aber nicht, sich zu ähnlichen Zwecken noch einmal bei Freund Hippel in Erinnerung zu bringen (s. u., Jan. 9). Im übrigen besuchte der aus der Wüste Heimgekehrte fleißig das Theater.

Um an den künstlerischen Darbietungen Königsbergs Gefallen zu finden, brauchte man keineswegs aus Plock zu kommen. Schauspiel und Musik standen in der Hauptstadt Altpreußens gerade in diesem Jahrzehnt (und speziell wiederum in den Jahren 1802—1806) in ihrer höchsten Blüte, wie Hagens Geschichte des Theaters in Preußen zeigt[2]). Freilich ließ das

[1]) Das heißt wohl: der Onkel Otto muß um einen größeren Betrag (event. aus dem Nachlasse der Tante) erleichtert werden!

[2]) Königsberg 1854; für uns kommen besonders die Seiten 606—680 in Betracht. Da das überaus reichhaltige Buch eines Registers entbehrt und das Inhaltsverzeichnis äußerst summarisch ist, haben wir im Folgenden zu den zitierten Stellen jedesmal die Seitenzahl angegeben.

Theatergebäude fast alles zu wünschen übrig. Das alte Haus, in dem Hoffmann die ersten Bühneneindrücke erhalten hatte, war am 27. Oktober 1797 abgebrannt (Hagen 504); an derselben Stelle war 1799/1800 ein Neubau errichtet. Der Entwurf, der von keinem Geringeren als Friedrich Gilly stammte, war durch den Unternehmer erbärmlich verhunzt (Hagen 606—609). Baczko schreibt darüber (zitiert von Hagen 661 Note): „Das Parterre ist oft für die Menge der Zuschauer zu klein; [es] wird noch durch Pfosten, auf welchen die Logen ruhen, beschränkt. Die Stimme der Schauspieler ist an verschiedenen Orten nur schwach zu hören, und das Ganze ist der Zugluft sehr ausgesetzt". In diesem unzulänglichem Raume wirkten aber ausgezeichnete Künstler. Die Direktion hatte am 30. Mai 1802 auf Grund ererbten Privilegs der frühere Schauspieler und Schauspieldichter Karl Steinberg, der Sohn der Caroline Schuch, übernommen (geb. Breslau 1757, anfänglich katholischer Theologe: Hagen 487—491). Er „erwarb sich durch Pflichttreue, unermüdliche Tätigkeit und weislich geregelte Geschäftsführung in einem durchaus geräuschlosen Wirken den Dank des Publikums und seiner Kollegen ... Er ist fortwährend bemüht, das Personal zu verbessern ... Es wird nicht in der Garderobe gespart, die nicht weniger geschmackvoll als kostbar im Hause des Direktors Säle einnahm und von durchreisenden Schauspielern regelmäßig in Augenschein genommen wurde. Große Opern und große Trauerspiele wurden in Königsberg so früh als auf den vornehmsten Bühnen gegeben" (Hagen 662 f). Das Orchester wurde seit 1803 von Friedrich Adam Hiller geleitet (1768—1812, Sohn Johann Adams, des Begründers des deutschen Singspiels und der Gewandhauskonzerte); 1807 wurde an ein deutsch-russisches Blatt darüber berichtet (zitiert bei Hagen 610 Note): „Unser Orchester ist seit einigen Jahren mit Recht vorzüglich zu nennen, indem Hiller mit rühmlichem Bestreben es so viel als möglich zu heben trachtet. Er macht mehrere Proben hinter einander, giebt den Schauspielerinnen selbst Unterricht und hält unter den Musikern strenge Ordnung. Von den Mitgliedern des Orchesters zeichnen sich vorzüglich Thieme als Violinist, Lindenberg als Fagottist und Grün als Flötist vor allen übrigen aus". Und was die darstellenden Künstler betrifft, so war nach Hagens Ausdruck (S. 612 f) „das Theater beinahe [ganz] von Leuten zusammengesetzt, die eines nicht gewöhnlichen Maaßes von Kenntnissen sich rühmen konnten und an Poesie und Gelehrsamkeit ein inniges Interesse nahmen, die nicht [nur] das Italienische lernten, weil dies die Sänger brauchten, sondern die [auch] das Spanische, das Lateinische und [das] Griechische eifrigst trieben. Sie gaben Sprachunterricht und hielten wissenschaftliche Vorträge. Zwei von ihnen wurden Doctoren. Aber die Lorbern, die sie sich auf dem theatralischen Felde brachen, waren mehr als Alles ihr Stolz".

Die rechte Hand des Direktors, ein vortrefflicher Schauspieler und zugleich guter Sänger, war Anton Schwartz (geb. 1766 zu Nikolsburg in Mähren, eigentlich Peregrinus von und zu Hegnenberg genannt Dux; auf der Bühne 1788—1828, davon in Königsberg zirka 1792—1799, 1800—1802,

1803—1806, 1808—1810, 1813). Hoffmann hatte ihn Mitte der neunziger Jahre als Axur gehört und als Karl Moor gesehen (an Hippel S. 77 Z. 7 und S. 91 Mitte). Wegen der beklagenswerten späteren Schicksale des ausgezeichneten Mannes verweisen wir auf Hagens Darstellung S. 613—623.

Von den Künstlern, die Hoffmann jetzt erst kennen lernte, interessiert uns hier in erster Linie Weiß (1777 in Straßburg geboren, eigentlich F. Greis); er war ebenso gebildet wie begabt und füllte trotz eines Sprachfehlers den Platz vorzüglich aus, den er seit 1802 an der Königsberger Bühne innehatte. „Als Sänger und Schauspieler waren Schwartz und Weiß in Vielseitigkeit und Originalität einander gleich, und da ihr Streben nirgend an einem Punkte zusammenstieß, so ergänzten sie sich in merkwürdiger Weise. Jener sang die ersten Baß-, Weiß die ersten Tenorpartien, jener vergegenwärtigte deutsche Biederkeit, dieser französische Politesse, und beide trafen nur darin überein, daß eine große Zahl von Rollen nicht besser gespielt werden konnten als von ihnen" (Hagen 631 32). Seit 1808 betätigte Weiß sich auch als Singspielkomponist. Als 1813 dem Königsberger Theater der Untergang drohte, ergriff Weiß oder vielmehr Greis das Studium der Medizin, wurde dann Regimentsarzt am Rhein und starb in Berlin (Hagen 634/35). — Ferner ist hier Kühne zu nennen (1778—1854, aus Livland; eigentlich Johann Reinhold Lenz, Neffe des Dichters, zuerst russischer Offizier); er war erst vor einigen Wochen an die Königsberger Bühne gekommen und gefiel wohl in erster Linie den Damen durch „sein feines, in den höhern Gesellschaftskreisen gebildetes Benehmen, seine körperliche Gewandtheit und eine heroisch schöne Gestalt" (anonymes Zitat bei Hagen 624). Seine spätere Wirksamkeit lag meistens (1808—1810 und 1814—1839) in Hamburg; seit 1823 bearbeitete er eine Reihe englischer und französischer Dramen und Erzählungen für die deutsche Bühne (vergl. Goedeke III 970). — Einige Jahre älter als Weiß und Kühne und ohne ihre Bildung war Emter (1773 in Berlin geboren, zuerst Bombardier); er hatte sich zuerst 1801 in Königsberg in einem Konzert hören lassen und wirkte dann von 1802—1815 an der Oper, seine „unverwüstliche schöne Tenorstimme" kam aber im Konzertsaal besser zur Geltung, denn „die kleine, unbehülfliche Gestalt wollte sich nicht zu notdürftiger Beweglichkeit, die unangenehme Sprache sich nicht zu leidlicher Declamation verstehn" (Hagen 635). — Von den Damen standen (neben den Schwestern Wolschowski, die, seit 1794 in Königsberg, sich inzwischen mit den Schauspielern Schwartz resp. Lanz verheiratet hatten) seit 1803 vorübergehend die Schwestern Philippine und Henriette Bessel im Vordergrund des Interesses, wenn auch in erster Linie ihrer glänzenden Toiletten wegen; sie waren vom Berliner Nationaltheater gekommen und verließen schon 1806 wieder Königsberg (Hagen 653 f).

In der Zeit bis zum 6. Februar hörte Hoffmann von diesem Ensemble drei bekannte Singspiele resp. Schauspiele mit Gesang: den später öfters von ihm dirigierten 'alten Ueberall-und-Nirgends' des volkstümlichen Wieners Wenzel Müller, Dittersdorfs 'Rothes Käppchen' und Méhuls 'Folie' (in Herklots' Verdeutschung 'Je toller je besser'); ferner be-

lustigte er sich am 'Don Ranudo de Colibrados', den Kotzebue im Herbst 1802 frei nach Holberg verfaßt hatte, mit Weiß in der Titelrolle (Hagen 633 oben). Zwischen dieser leichten Ware sah Hoffmann die 'Räuber': aber statt Schwartz spielte jetzt der junge Kühne den Karl Moor, statt der Lanz-Wolschowski gab Henriette Bessel die Amalia (Hagen 652, 654 oben); die Gedichte, die in der Hartungschen Zeitung[1]) vom 6., 13. und 16. Februar sich anläßlich dieser Leistung über den schönen Schauspieler ergossen, werden schwerlich nach Hoffmanns Herzen gewesen sein. Zuletzt in diesen Tagen sah Hoffmann die 'Piccolomini' und 'Wallensteins Tod' (er kannte ohne Frage beide Stücke schon von Berlin her; dort waren sie schon in der ersten Hälfte des Jahres 1799 aufgeführt, nach Königsberg aber erst jetzt vorgedrungen — freilich immer noch ein Jahr früher als nach Hamburg). An beiden Abenden spielte Schwartz den Wallenstein (Hagen 620 oben); die Thekla wurde von Philippine Bessel gegeben, wie ein unbeschreiblich elendes Gedicht eines Anbeters in der Hartungschen Zeitung vom 13. Februar zeigt.

Wie jeder, der gelegentlich Tagebuch führt, mit Bedauern wahrnimmt, kommt man gerade dann am wenigsten zum Schreiben, wenn es sich am meisten lohnen würde. So fiel es auch unserm Freunde erst am 6. Februar abends ein, daß er das graue 'Miscellaneen'-Buch zwar mitgenommen, aber nicht benutzt hatte. So gut es ging, trug er die Erlebnisse der letzten siebzehn Tage nach und fügte den Vorsatz hinzu:

— Will etwas für die elegante Zeit[ung] schreiben! übers Theater in K[önigsberg]!

In der Tat erschien in der 'Zeitung für die elegante Welt' vom 25. Februar und 1. März ein vortrefflich geschriebener Aufsatz 'Einige Bemerkungen über Königsberg', der in vereinzelten Ausdrücken an Hoffmann erinnert („Ahnung des höheren Seyns" 205/06; „erzkomisch" 206,14; wenn es zum Schluß heißt, daß in den Konzerten unter den Tönen Haydns und Mozarts Tabakswolken qualmen und das Geklirre von Whistmarken erklingt, so denkt man an die Gesellschaft bei Röderlein in Kreislers Leiden); gleichwohl glaube ich nicht, daß Hoffmann der Autor ist, zumal der Aufsatz eine sehr intime Vertrautheit mit den Königsberger Verhältnissen seit 1800 erkennen läßt.

Neben den Theateraufführungen waren, wie die eben zitierte Stelle zeigt, in Königsberg auch Konzerte zu hören. Das Hauptverdienst daran hatte der Potsdamer Johann Friedrich Heinrich Riel (1774—1845), ein Schüler Faschens, der 1798 aus Berlin nach Königsberg gekommen war und dort eine Singschule errichtet hatte, deren Mitglieder und Freunde sich seit 1804 regelmäßig öffentlich produzierten (Schilling 743 f, Hagen 590 f). Da-

[1]) Königlich Preußische Staats-Kriegs- und Friedens-Zeitungen. Im Verlag der Hartungschen Hof-Buchdruckerei [und wie die beiden alten Berliner Zeitungen später einfach nach dem Verlage genannt]. Das von mir benutzte Exemplar gehörte früher dem Collegium Fridericianum zu Königsberg und befindet sich jetzt in der Königlichen und Universitäts-Bibliothek daselbst (Signatur S 93).

neben veranstalteten auch Orchestermitglieder Konzerte; so erschien in der Hartungschen Zeitung vom 30. Januar und vom 2. Februar folgende

Musik-Anzeige.

Dienstag den 7ten Februar c. werden wir ein großes Concert auf dem Kneiphöffschen Junkerhofe geben, in welchen [!] außer mehrern andern Musikstücken der besten Meister, auch die musikalische Schilderung einer Bataille aufgeführt wird. Billets zu 2 fl. sind bei uns und dem Musikus Herrn Streber zu haben. Das Nähere wird eine besondere Anzeige bekannt machen. Thime. Lindenberg.

Hoffmann ging hin, ohne befriedigt zu werden; er notiert am Abend:

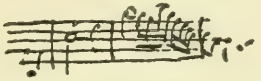
Den 7ten

Thieme und Lindenberg gaben ein Conzert — ich bin da gewesen! —

Die Simphonie von Joseph Haydn war feurig, doch vermißte ich den durchgeführten Charackter, der die andern zum vollendeten Meisterstück macht

Madam Dorn, eine soidisante Dillettantin[1]), ennuyirte mich mit einer Szene aus 'Maria Stuart' — Ohe!! — vom Zumsteeg[2]) —

Lindenberg hatte sich vergriffen — er bließ statt des Fagotts den Kamm! — Emter sang die Arie des Arbace aus 'Idomeneo'! —



— Die Arie ist wohl eigentlich ein satyrischer Hieb vom seelgen Mozart auf die Castraten und ihre SingManier — er hats nur ironice gemeint, das merken aber manche Herren nicht! Abends ging ich mit Weiß und Schwarz zu Hause — Man könt' dies für ein Bonmot halten — die Leute heißen aber wirklich so! —

Wenn es sich, wie man wohl annehmen darf, um die beiden Schauspieler handelt, so hießen diese „wirklich" allerdings Greis und Dux, aber der lustige Zufall bleibt doch bestehen, denn Greis hatte seinen Künstlernamen zweifellos nicht als Gegenstück zu Schwartz, sondern als Reimwort zu seinem Familiennamen gewählt.

Offenbar hatte Hoffmann sich mit dem musikalisch gründlich gebildeten Weiß befreundet; wir begegnen diesem noch unterm 8. und unterm 14. d. M. Zunächst heißt es:

Den 8ten

Dies ordin[arius] — Weiß vergeblich erwartet — N[ach]M[ittags] Spaziergang — Abends mit dem Onkel eine Flasche Lipari ausgestochen und guter Dinge gewesen —

---

[1]) wohl Schwiegertochter des angesehenen Kaufmanns G. F. Dorn, dessen beide Söhne „leidenschaftliche Freunde des Theaters und der Musik waren" (Hagen 733).

[2]) Schillers Mitschüler und Freund Johann Rudolf Zumsteeg (1760—1802) hat bekanntlich zahlreiche Balladen, Chöre, Monologe u. a., besonders von Schiller, für den Gesang komponiert.

Am 9. und 10. kam Kotzebue wieder auf dem Theater zu Worte. Im 'Grafen Benjowsky' spielte abermals das vielgeliebte junge Paar, das Hoffmann in den 'Räubern' gesehen: Kühne gab den Stepanof (Hagen 624) und Henriette Bessel die Afanasja (ebenda 654). Während Hoffmann dieses Stück damals noch schätzte und gegen Schlegels 'Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präsidenten von Kotzebue' in Schutz nahm, war ihm die 'Sonnenjungfrau', nach der er früher anscheinend die geliebte Frau Hatt in Cora umbenannt hatte, inzwischen verleidet worden. Er berichtet über die nächsten vier Tage:

D. 9.

— Einen sehnlich von Hippel erwarteten Brief erhielt ich Nachmittags und antwortete auf der Stelle, daß ich den 15ten d. M. abreisen würde — Alles geht glücklich! —

Abends den 'Grafen Beniowski' gesehn — 's war die Parodie von Schlegel — wenigstens machtens die Schauspieler dazu — Meine Galle über das geist- und herzlose oder vielmehr kopflose Spiel hab' ich ausgelassen in der Carrikatur: le coeur palpite! — Will ein CollectaneenBuch zu Zeichnungen anlegen!

D. 10t

— Wie gewöhnlich — Abends die 'Sonnenjungfrau' gesehen! — was thut man nicht der Langenweile wegen! —

D. 11t

Dito. — Großer Ennui. — sich mit der Predigerin Ollech den ganzen Nachmittag und Abend herumschlagen zu müssen! — es war zum TollAergern! —

[Sonntag] D. 12t

Den ganzen Tag im SchlafRock zu Hause zugebracht — gebischofft Mittag und Abend!

Am Montag den 13. brachte die Hartungsche Zeitung an der Spitze des Blattes die ernste Meldung:

Königsberg, vom 12. Februar.

Heute Mittags um 11 Uhr starb hier an völliger Entkräftung im 80sten Jahr seines Alters **Immanuel Kant.** Seine Verdienste um die Revision der speculativen Philosophie kennt und ehrt die Welt. Was ihn sonst auszeichnete, Treue, Wohlwollen, Rechtschaffenheit, Umgänglichkeit — dieser Verlust kann nur an unserm Orte ganz empfunden werden, wo also auch das Andenken des Verstorbnen am ehrenvollsten und dauerhaftesten sich erhalten wird.

Aber unser Individualist nahm von der Trauerkunde keine Notiz. Sein Tagebuch ist keine Lokalchronik, sondern eine Geschichte seines Inneren, und darin hatte Kant keine Stelle. Für ihn brachte der 13. ganz andere Erinnerungen; er schreibt am Abend:

D. 13t

— Ein kleiner Vorfall! — nein kein kleiner Vorfall — ein Ereigniß — wichtig für Kopf und Herz hebt den heutigen Tag über seine tristen ältern

Brüder heraus — Ein junges blühendes Mädchen, schön wie Correggios Magdalena — gewachsen wie die Grazien der Angelika Kaufman, stand Nachmittags vor mir! — es war Malchen Hatt — Sie hatte der Mutter Grazie — das Ideal meiner Kindischen Fantasien von dem Vormahls meiner Inamorata stand vor mir — eine süße unbekante Wehmuth ergriff mich — sie blickte mich mehrmahls bedeutend an — gewiß war ich ihr nicht minder merkwürdig, als sie mir — Die Mamsell Rink die jüngere introducirte sie — der Onkel sprach unendlich lange von einem Begräbniß — vergebens rang ich darnach, dem Gespräch eine interressante Wendung zu geben — das aufgeblühte Mädchen wollt' ich mit meinen GeistesArmen umranken — ich wollt sie unmerklich in die magische Kreise meiner Imagination ziehen — einige emphatische Augenblicke hätten mich schadlos gehalten für das geisttödtende Einerley der vorigen Woche — aber es ging nicht — die Rink verdarb alles mit ihrem bleyernen Wesen — mit ihrer Langweiligkeit —

Ich lese Rousseaus 'Bekenntnisse' vielleicht zum 30ten mahl — ich finde mich ihm in manchem ähnlich — Auch mir verwirren sich die Gedanken wenn es darauf ankomt, Gefühle in Worte zu fassen! — ich bin sonderbar bewegt! — Der Todten sey hier ein Monument gesezt! — es ist lebendiger wie sonst die Castra doloris zu seyn pflegen, da statt des marmornen Todesengels auf jenen hier eine lebendige Grazie die HauptRolle spielt —

Das Compliment zum Abschiede war höchst abgeschmakt — ich wollte zu viel sagen — bey gehöriger Muße rede ich wie oft auch im Traume am schönsten — ich mache auch wohl Impromptus, aber alles wie gesagt mit Muße! —

Warum halte ich nicht Buch über meine witzige Einfälle wie der seelige GeheimRath Baumgarten? — Könte sie denn bey guter Gelegenheit mit Effect anbringen — Voltaire machte es nicht besser — er soll auch mehrere unverbrauchte Einfälle nachgelassen haben! — Kostbarer Nachlaß — unschäzbares Legat für einen schönen Geist! —

In späteren Jahren hat Hoffmann zu der Schilderung Malchens (im zweiten Satze) die Randnote gesetzt

Sie ist gestorben.

Zum 14., an dem man in katholischen Orten, z. B. in Posen, fröhlich die Fastnacht feierte, hatte Riel ein Konzert seiner Schüler und Freunde angekündigt; der 'Freimüthige' hatte schon am 10. Januar mitgeteilt, daß man die Chöre zu Racines 'Athalia' [1]) hören würde. Am Vormittag dieses Tages verabschiedete Hoffmann sich von alten Bekannten; am Abend besuchte er dann mit dem neuen Freunde Weiß das Liebhaberkonzert:

Den 14t

Vormittag Visite gemacht — sonderbarer Weise bey beiden alten Mammas Stürmer — Pfeifer — Familie von Lesgewang. Leztere gab guten Malaga

[1]) Diese Chöre waren Ende des 18. Jahrhunderts von drei namhaften Künstlern gesetzt: 1785 von François Joseph Gossec (1733—1829) und von Kirnbergers Freund Johann Abraham Peter Schulz (1747—1800), 1791 von dem Abte Georg Joseph Vogler (1749—1814).

und erhielt dafür — „Erinnerungen aus den Szenen der Kindheit in Cusitten“!! —

Abends mit Weiß im Concert — Riel spielte eine langweilige Sonate — 's war zum Einschlafen — Nachher die Chöre aus 'Athalia': SingeAkademie — Königsbergs Blumenflur — allerliebste Mädchen — drey darunter mit excellenten Stimmen — mir konts nicht gehen wie Rousseau im Conservatorio in Venedig![1]) — Die eine hieß Mamsell Bremer

Mit dieser kleinen Kritik schließen die längeren Aufzeichnungen dieses Tagebuches, von dem Champfleury a. a. O. sagt: Hoffmann est tout entier dans ces quelques pages intimes, écrites par lui, et qu'il ne pensait guère devoir être un jour à la publicité.

Am nächsten Morgen verließ er Königsberg.

Genau zehn Jahre später erging von dort aus der Ruf an Hoffmann, als Hillers Nachfolger die Kapellmeisterstelle zu übernehmen. Unterm 22. Februar 1814 schreibt Hoffmann in das Leipziger Tagebuch:

> es wird mir die MusikDirektorStelle in Königsberg angetragen, die ich aber nicht anzunehmen beschlossen.

In der Tat waren seit Steinbergs Tode die Verhältnisse des Theaters zu unsicher, als daß Hoffmann daraufhin die Stelle bei Seconda hätte aufgeben dürfen. Aber auch nachdem dieser, vier Tage darauf, ihm gänzlich unerwartet gekündigt hatte, empfand Hoffmann offenbar nicht den Wunsch, nach Königsberg zurückzukehren. Am 24. März schreibt er an Kunz (dem er das Zerwürfnis mit Seconda verheimlichte): „Unter andern ist mir auch die MusikDirektorStelle in Königsberg angetragen worden, wofür ich, sollte ich [auch] an Leipzig noch weniger gefesselt seyn, pour jamais gedankt habe.“ (S. 204.)

3. Rückreise über Leistenau.

Am Aschermittwoch, dem 15. Februar, reiste Hoffmann morgens 1/2 10 Uhr aus Königsberg ab. Er fuhr mit Post- oder Mietpferden den ganzen Tag und den größeren Teil der Nacht durch halb Ostpreußen bis nach Preußisch-Mark (zwischen Saalfeld und Christburg) kurz vor der Provinzialgrenze. Hierher hatte der treue Hippel ihm aus seiner im Kreise Graudenz belegenen Herrschaft Pferde entgegengeschickt, die den Reisenden dann von 1/2 4 Uhr nachts bis 1 Uhr mittags nach Groß-Leistenau brachten. (Das Gut liegt in der Luftlinie 160 Kilometer von Königsberg entfernt.)

Auf der Besitzung Hippels verlebten die beiden Jugendfreunde nun außer dem Rest des Donnerstages vier volle schöne Tage. Die Darlehnsangelegenheit wurde offenbar sogleich erledigt. Daß man der Jahreszeit wegen mehr im Hause als draußen war, war Hoffmann sicherlich nicht unangenehm. Er scheint ein hübsches Portrait seiner Frau, vielleicht eine von ihm selbst gemalte Miniatur, auf die Reise mitgenommen und so Michalina dem Freunde

[1]) wo er bekanntlich nach dem Genuß eines herrlichen Chorgesanges durch den Anblick der häßlichen Sängerinnen aus allen Himmeln gestürzt wurde.

wenigstens in effigie vorgestellt zu haben (vgl. an Hippel 200 oben). Hippel seinerseits zeigte eingehend die Kunstsammlungen seines Oheims, die bestimmungsgemäß auf das Fideikommiß gebracht waren; Hoffmann behielt besonders Handzeichnungen von Perugino und Raphael im Gedächtnis (s. ebenda). Diese kostbaren Reliquien fachten in beiden Freunden aufs neue die Sehnsucht an, das Land Raphaels endlich mit eigenen Augen zu schauen, und der alte Plan der großen Reise spann sich jetzt, wie Hippel 1823 berichtet (27 f), „bis zu den kleinsten Nebenschattirungen aus. Der eine glaubte, alle landwirthschaftlichen Einrichtungen auf seiner Besitzung binnen zwey Jahren zu Ende gebracht zu haben, der andere hoffte bis dahin sein Erbtheil zu erheben, dessen Anfall ihm in Königsberg gewiß schien [??]. Der Weg sollte über Schlesien, Wien, Venedig auf Rom und Neapel gehen, der Rückweg durch die Lombardey, die Schweitz auf Paris. Der Frühling des Jahres 1807 sollte den Freunden schon auf romanischem Boden seine Blüten entgegenstreuen." Zur Information scheint Hippel dem Freunde Seumes Buch über seinen 'Spaziergang [von Grimma] nach Syrakus im Jahre 1802' empfohlen zu haben, das 1803 in Braunschweig erschienen war. Auch auf literarische Pläne erstreckten sich die Besprechungen der Freunde: Hoffmann versprach eine Prosaerzählung 'Der Riese Gargantua' zu verfassen, an der sich anscheinend Hippel beteiligen wollte.

Am Dienstag dem 21. Februar früh sagten die Freunde sich auf drei Jahre Lebewohl — es sollte länger als neun Jahre dauern, bis sie sich [am 26. April 1813, in Dresden] wiedersahen! — Diesmal waren „nur" 107 km Luftlinie zu bewältigen, genau zwei Drittel des vorigen Weges, was sich mit guten Pferden an einem Tage machen ließ. Hippel gab dem Freunde abermals ein eigenes Gespann bis zur Provinzialgrenze, diesmal bis Strasburg, und eine Empfehlung an einen dortigen Steuerbeamten. Dieser nahm sich des Reisenden, der etwa um die Mittagsstunde dort ankam, dienstfertig an; er gab ihm zwei gute Pferde und einen braven Fuhrmann mit bis Sierpce, das fast genau in der Mitte zwischen Strasburg und Plock liegt. Das Sierpcer Posthaus wurde um 1/2 6 Uhr erreicht, und Hoffmann fuhr nun mit der Post weiter. „Meine Frau", berichtet er Hippeln einige Tage darauf sehr anschaulich (199/200), „wollte eben den rechten Fuß dem linken, der schon im Bette stand, nachziehen, als ich um 10 1/2 Uhr in die Stube trat."

4. Die letzten Wochen in Plock.

Während Hoffmanns Reise war seine Versetzung nach Warschau, über die er inoffiziell ja schon im Dezember unterrichtet worden war, formell eingeleitet. Vier Tage nach Hoffmanns Ankunft in Königsberg, am 27. Januar, hatte Goldbeck den König gebeten, an Stelle des „angesuchtermaßen seiner Dienste entlassenen Regierungsraths von Uklanski" den Regierungsrat Hoffmann zu Plock zu ernennen, „welcher diese Versetzung wünscht und seithero sein Amt untadelhaft und zur völligen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten verwaltet hat: weshalb das entworfene Translocations-Rescript zur Allerhöchst-

gefälligen Vollziehung beiliegt". Und an dem schönen Tage, an dem Hoffmann Hippel wiedersah, am 16. Februar, hatte Friedrich Wilhelm III. die Ernennung genehmigt und das Reskript vollzogen. Mit der Zustellung an Hoffmann hatte es freilich noch gute Wege.

Bei der Rückkehr hat Hoffmann Seumes Buch vorgefunden und sogleich gelesen.

Den Beginn des 'Gargantua' verschob er noch um einige Tage; am 27. Februar (an Hippel 200) entwarf er aber im groben einen Singspieltext, der (nach Ellingers Bemerkung) stofflich auf Mozarts 'Belmonte und Constanze' und Salieris 'Axur', formell (besonders in den Arien) auf Goethes Singspiele zurückweist. In der Nacht darauf, am 28. Februar vorm Morgengrauen, ließ er sich einige Melodien dazu durch den Kopf gehn.

In denselben Tagen, Ende Februar, erfuhr Hoffmann den Ausfall des Preisausschreibens. Das Urteil (überschrieben: 'An das Publikum von Ifland [sic] und Kotzebue', aber nach Ansicht der Zeitgenossen von Kotzebue allein formuliert) war um den 10. Februar veröffentlicht in No. VI des wöchentlich erscheinenden 'Literarischen und artistischen Anzeigers. Als Beilage zum Freymüthigen oder Ernst und Scherz'. Es wird darin mitgeteilt, daß vierzehn Lustspiele eingereicht seien, von denen sich drei verspätet aber auch sonst den Bedingungen nicht entsprochen hätten. Von den rechtzeitig eingelaufenen elf seien sechs völlig talentlos; unter den fünf diskutablen werden Nr. 4 (Harlekins Wiedergeburt, ein Spiel lustiger Intrike in drei Akten) und Nr. 10 besonders hervorgehoben. Von dieser heißt es[1]:

> Unter allen Mitbewerbern hat der Verfasser dieses Lustspiels (den von No. 4 etwa ausgenommen) die meiste Anlage zum Lustspieldichter. Zwar ist sein Plan nicht bedeutend und seine Charaktere sind weder neu noch ganz glücklich gewählt; aber seine Ansicht, seine Formen, sind meist wahrhaft komisch. ... Der Dialog ist leicht, die Sprache rein, der Witz nicht fremd, und würklich glaubten wir bis zum achten Auftritt des ersten Acts dem 'Preise' den Preis zuerkennen zu müssen. Aber — das Stück hat mehrere große Fehler. ... Am mißlungensten ist wohl die Entwickelung, wo ein alter Kaufmann, der in seinem Leben kein Dichter war, auf einmal ein Lustspiel schreibt, welches den Preis davon trägt. ... Ob wir nun gleich auch diesem Stücke den Preis versagen müssen, so zweifeln wir doch nicht, daß es einen Verleger finde und gedruckt jeden Leser überzeugen werde, daß das Publicum von dessen Verfasser wahrscheinlich noch viel Gutes zu erwarten hat.

Am Schluß des Ganzen versichert Kotzebue:

> Wenn die sämtlichen Herren Verfasser, wie wir hoffen [!], ihre Lustspiele drucken lassen, so wird das Publikum bekennen müssen, ... daß es ... unmöglich war Einem dieser vierzehn Stücke den Preis zu-

[1]) Die Stellen des Urteils, die über den Inhalt des Lustspiels orientieren (wenn Kotzebue sie auch mit zur Begründung seiner Entscheidung anführt), haben wir im IV. Abschnitt mitgeteilt. Im Folgenden beschränken wir uns also auf die rein beurteilenden Partien. Die Sperrung ist frei behandelt.

zuerkennen. . . . leider müssen wir fürs erste die Hoffnung aufgeben, daß doch endlich einmal ein Genie für eine Gattung erwachen werde, deren unsere gräcisirte Bühne jetzt so sehr bedürftig ist[1]).

Dazu setzt Merkels Verleger die Randnote:

Sämmtliche Verfasser werden ersucht, ihre Manuscripte in der Frölichschen Buchhandlung allhier wieder abfordern zu lassen.

Im Laufe des 28. Februars schrieb Hoffmann an Hippel. Er berichtet über die Rückfahrt und die Heimkehr (eine Stelle darüber haben wir bereits zitiert): Frau und Pflegetöchterchen habe er gesund vorgefunden, die erstere sei dem Portrait (das Hippel vielleicht für etwas geschmeichelt erachtet hatte)[2]) „ähnlicher als je". Im übrigen schildert der Brief lebhaft die wallende Gärung, in die sein Geist durch die lang entbehrte Aussprache mit einem Freunde versetzt ist: „auf mich hat unser Beysammenseyn diesmahl mit besondrer energischer Kraft gewirkt; ich fühle mich emporgehoben über die Kleinigkeiten, die mich hier umgeben — eine bunte Welt voll magischer Erscheinungen flimmert und flackert um mich her — es ist als müsse sich bald was großes ereignen — irgend ein KunstProdukt müsse aus dem Chaos hervorgehen! — ob das nun ein Buch — eine Oper — ein Gemählde seyn wird — quod diis placebit". Nunmehr deutet er, „um dem Dinge näher zu kommen", zwei größere Pläne an, einen literarisch-musikalischen und einen literarisch-künstlerischen, für die er den Freund zu interessieren sucht und an denen dieser, wie in alten Zeiten, direkt oder indirekt teilnehmen soll. Wir analysieren im Folgenden diese Ausführungen, da in Hippels Abschrift, der unser Abdruck hier allzu treu gefolgt ist, durch verfehlte Absatzbildung die Disposition völlig unkenntlich geworden ist.

Zunächst handelt es sich um die am Tage zuvor aufgetauchte Idee eines komischen Singspiels. Hoffmann hofft, hier auch textlich „ein ziemlich drolliges Ding" zu liefern, da der 'Freimüthige' ihm entschiedene Anlage zum Lustspieldichter zugestanden habe. Erst bei dieser Gelegenheit gesteht Hoffmann Hippeln („unter anderm", mit köstlich gespielter Gleichgültigkeit und Blasiertheit[3])) seine Mitbewerbung um den Lustspielpreis (und deren Ergebnis) ein! Hippel, heißt es am Schluß, müsse den Text begutachten, ehe er ihn einer Bühne einreiche.

[1]) Zu diesem Stoßseufzer Kotzebues sei eine Randnote gestattet: In dem Jahre des Preisausschreibens, 1803, hatte der kürzlich von Huber im 'Freimüthigen' gelobte Verfasser der 'Familie Schroffenstein' nach Pfuels Bericht diesem drei Szenen des 'Zerbrochenen Kruges' diktiert; und fünf Vierteljahre nachdem Hoffmann zum letzten Male Königsberg verlassen, im Mai 1805, kam Kleist auf zwanzig Monate dorthin und vollendete daselbst das größte Lustspiel der deutschen Literatur. Es ist ein wunderlicher Zufall, daß gerade im 'Freimüthigen' die beiden großen Romantiker zum ersten Male gewürdigt worden sind, und zwar nach unreifen Erstlingsarbeiten, während dann Goethe die Meisterwerke beider kalt abgelehnt hat.

[2]) Es kann sich aber bei dem Portrait auch um das Bildnis einer anderen Person handeln, das Hippel besaß und das zufällig Michalinen ähnelte. Hippel hat leider den Schluß des Satzes wieder gestrichen.

[3]) Statt „verfassen" sagt er, um ja nicht feierlich zu werden, in einem Abschnitt von vier Sätzen „in aller Eil zusammenschmieren", „in aller Eil zusammenschreiben" und „nach Gelegenheit zusammenschmeißen".

Der zweite Plan, für den Hippels Mitwirkung in wesentlich größerem Umfange geheischt wird, stellt eine Erweiterung der in Leistenau besprochenen Gargantua-Idee dar. Hoffmann verspricht, mit dem 'Riesen Gargantua' anzufangen, sobald das Versetzungsreskript eingelaufen sei; er schlägt aber nunmehr Hippeln vor, gemeinsam mit ihm noch einige andere witzige Aufsätze zu schreiben. Hoffmann will dann eine Reihe satirischer Zeichnungen dazu anfertigen, für die vielleicht auch Hippel ihm Einfälle liefern könne. Das Ganze, der 'Riese Gargantua', die sonstigen Aufsätze und die (in Kupfer zu stechenden) Zeichnungen, solle dann als Taschenbuch für 1805 herauskommen. Einen gut zahlenden Verleger werde Hippel wohl kennen. „Das Taschenbuchformat allein", schreibt Hoffmann, begeistere ihn schon zu „allerlei skurrilen Ideen".

Zwei Tage nachdem Hoffmann Hippeln en passant über das Ergebnis des Preisausschreibens berichtet, schrieb er an den neuen Verleger des 'Freimüthigen' (resp. an den alten von 'Ernst und Scherz'), der sich, wie wir gesehen haben, erboten hatte, den Bewerbern auf Verlangen ihre Manuskripte zurückzugeben[1]). Da Kotzebue und Iffland, schrieb er, seinem Stück einen Verleger in Aussicht gestellt hätten, so begebe er sich auf die Suche nach einem solchen und fange bei Frölich an; er biete diesem das Manuskript für den zehnten Teil des ausgesetzten Preises (also 10 Friedrichsd'or = 150 Mark) an. Die Preisrichter hätten zwar seiner Empfindung nach manches übersehen, was er zu seinen Gunsten geltend machen könne; er sei jedoch andrerseits gesonnen, „noch vor dem Druck durch manche Änderung dem Tadel des Areopags da, wo er gerecht ist, zu begegnen". Wie im Vorjahre Sandern gegenüber bleibt er auch hier anonym[2]).

Drei Tage darauf, am Sonntag Oculi, schreibt Hoffmann einem Musikverleger: er schickt an Naegeli, der vierthalb Monate vorher die Klavierfantasie abgelehnt hatte, mit einem überaus artigen Begleitbrief (S. 12) für das Repertoire des Clavécinistes eine Sonate — vielleicht dieselbe (in As dur), die am 5. Januar an Schott gesandt und von diesem wohl nicht angenommen war[3]).

---

[1]) Der Brief ist im Konzept vom 1. Febr[uar] datiert. Da aber Kotzebues Urteil, von dem der Brief ausgeht, erst um den 10. Februar erschien (nämlich im zweiten der vier Februarstücke des Anzeigers), so ist offenbar der 1. März gemeint: Hoffmann hat — wozu wohl jeder neigt, der häufig Daten zu schreiben hat — am Anfange des neuen Monats versehentlich noch den Namen des alten geschrieben. Die Datierung auf S. 11 meiner Briefausgabe ist in Ort und Zeit danach zu berichtigen.

[2]) Als äußere Adresse für die Antwort gibt Hoffmann diesmal nicht den Berliner Vetter an, sondern einen Regierungsrat in P[lock]: wenn ich recht lese, Hrn. V. Dieser Buchstabe könnte nur den Ostpreußen Ludwig August Ferdinand Voß bezeichnen, der, um 1755 geboren, um 1774 in den Staatsdienst getreten, Justizburgemeister zu Stolzenberg im Kreise Heiligenbeil und 1797 Regierungsrat zu Thorn geworden war; er war 1801 mit den übrigen Mitgliedern des Obergerichts nach Plock gekommen (wie Reichenberg ohne Familie, aber mit eigenen Möbeln) und wird in den Konduitenlisten stets als fleißig, ordentlich, gründlich und von musterhafter Führung bezeichnet. Da eine private Beziehung dieses Kollegen und Landsmanns zu Hoffmann sich nur aus dieser Konzept-Abbreviatur erschließen läßt, so haben wir ihn absichtlich oben in I 3 nicht genannt.

[3]) Die Antwort bittet er an den R[egierungsrat Voß in Plock?] zu adressieren.

In denselben Tagen, um den 1. März herum, brachte Hoffmann eine der „skurrilen Ideen" zu Papier, auf die ihn das Taschenformat des geplanten Satirenbuchs gebracht hatte: 'Die Feuersbrunst. Ein Dosen-Gemählde von Rembrand', eine trotz des kleinen Formates sorgfältig ausgeführte Bleistiftzeichnung mit einer größeren Textbeigabe, die das angebliche alte Bild in Lichtenbergs Art behaglich psychologisch ausdeutet [1]).

Am 10. März traf endlich das am 16. Februar vollzogene Versetzungsreskript ein. Hoffmann malte sich aus, wie er „im Hain von Lazęki und in den breiten Alleen des Sächsischen Gartens" sich zu großen Werken begeistern werde (an Hippel 205). Im Vorgefühl dieses Glückes begann er noch in Plock die vorläufige Reinschrift des Singspiels im 'Miscellaneen'-Buch; er betitelte das auf zwei Akte berechnete Stück 'Der Renegat'. Aber die Niederschrift, auf deren Titelblatt sich die Daten „März 1804" und „22 März" finden, bricht in der 5. Szene mit der ersten Zeile eines Quartetts ab [2]); von der Musik scheint keine Note geschrieben zu sein.

Ob ein zweites Singspielfragment, 'Faustina', noch in die Plocker Zeit zurückgeht, ist ungewiß [3]).

Von Naegeli kam, wie eine betrübte Randbemerkung zum Briefkonzept vom 4. März uns zeigt, diesmal überhaupt keine Antwort. Ob Frölich wenigstens das Manuskript des Lustspiels zurückgesandt hat, ist nicht bekannt.

Im April dürften Hoffmanns nach Warschau umgezogen sein. Dort ist Hoffmann dann trotz aller guten Vorsätze im ersten halben Jahre zu keinem größeren Werk gekommen: die Arbeit in Zivil- und Kriminalprozessen hinderte die Ausführung der beiden im Februar gefaßten Pläne; oder, wie Hoffmann anschaulich an Hippel schreibt (205/06), der Riese Gargantua lag erschlagen unter achtundzwanzig Bänden Konkursakten, und der Renegat ächzte unter den Akten für drei Totschlagsprozesse. Unterdes ging dem jungen Künstler ein neues Leben auf im Umgange mit Musikern und Musikfreunden wie Franz Adam Morgenroth und Friedrich Wilhelm Mosqua, mit Dichtern und Freunden der Dichtkunst wie Zacharias Werner, Heinrich Loest und Eduard Itzig; und als er im Dezember 1804 ein Singspiel komponierte, da handelte es sich weder um den 'Renegaten' noch um die 'Faustina', sondern um Clemens Brentanos 'Lustige Musikanten'.

---

[1]) Von mir 1909 mit anderen ineditis an meinen Freund Osborn für 'Nord und Süd' gegeben, wo die Stücke nach Osborns Abgang 1910 in einem unqualifizierbaren Abdruck, von dem ich keine Korrektur zu Gesicht erhalten, erschien (1. Juniheft; unser Stück S. 351–353). Ich ließ es damals (a. a. O. S. 346) dahingestellt, ob die 'Feuersbrunst' 1795 oder 1804 entstanden sei, also in der ersten oder der zweiten Periode von Hoffmanns Schriftstellerei; aus den wiederholten Anspielungen auf Polen ergibt sich jedoch mit Sicherheit das letztere (wie auch Ellinger, S. XXVIII, erkannt hat).

[2]) Ich habe das von Hoffmann aufgezeichnete 1902 in der 'Musik' mitgeteilt, Ellinger hat es 1912 in seinem Schlußbande wiederholt.

[3]) Das Wenige, was Hoffmann davon zu Papier gebracht, ist an denselben Stellen gedruckt.

Der Stand des Militärluftfahrwesens
bei den Armeen des Dreibundes und des Dreiverbandes.

(Schluß.)

IV. Frankreich.

Die erste umfassende Organisation des französischen Militärluftfahrwesens wurde durch das präsidentielle Dekret vom 29. März 1912 gegeben und durch dasselbe eine Generalinspektion des Militärluftfahrwesens eingerichtet (inspecteur général permanent de l'aéronautique militaire). Inhaber dieser Stelle ist gegenwärtig General Bernard. Nun hatten sich aber schon bald nach Inkrafttreten des neuen Gesetzes recht erhebliche Mängel gezeigt, und es hat sich vor allen Dingen herausgestellt, daß dem Generalinspekteur nicht diejenige Selbständigkeit gegeben war, die er zur Führung seines schwierigen Amtes unbedingt benötigte. Seine vorschriftsmäßig an den Kriegsminister gerichteten Berichte, Vorschläge und Forderungen blieben meist auf einem Bureau des Ministeriums liegen, gingen darnach noch durch zwei bis drei Bureaus des Generalstabes und landeten schließlich bei der Finanzkommission der Kammer oder des Finanzministeriums, ohne eine Erledigung zu finden. Unter diesem Bureaukratismus konnte die Entwicklung der Militärluftschiffahrt keinen gedeihlichen Fortgang nehmen. Ein anderer Nachteil der neuen Organisation war und ist der, daß es in dem Gebiet der drei großen Luftfahrbezirke, die die Basis der Einteilung des Militärluftfahrwesens bilden, an höheren Offizieren, vom Hauptmann aufwärts, mit den erforderlichen fachmännischen Kenntnissen zur Bewältigung ihrer vielseitigen Aufgaben fehlt und daß namentlich auch an der Spitze der verschiedenen Luftfahrstationen nicht genügend ältere Offiziere stehen, die die gehörige Autorität zur Leitung des Platzes, zur Aufrechterhaltung der Ordnung und für eine sachgemäße Einteilung des Dienstes besitzen.

Da diese mißlichen Verhältnisse, die wir hier nur in großen Umrissen wiedergegeben haben, im Parlament zur Sprache kamen, setzte dieses nach erregten Auseinandersetzungen eine Untersuchungskommission ein, bestehend aus dem früheren Minister Cochéry als Vorsitzenden und sieben Mitgliedern, und erteilte ihr den Auftrag, sämtliche Luftfahrbezirke, Luftfahrstationen, Hallen und Anstalten aufzusuchen, eingehend zu besichtigen und auf Grund der gemachten Beobachtungen und Erfahrungen Vorschläge für etwaige Reformen zu machen. Das Ergebnis war das Gesetz vom 26. April 1913, durch das zwar die Grundlagen der im Jahr 1912 geschaffenen Organisation nicht berührt, aber sonst doch einige beachtenswerte Änderungen angeordnet werden. Das Gesetz gliedert sich in zwei Hauptabschnitte. Während der

erste von den Grundlagen der Organisation des Militärluftfahrwesens handelt, ist in dem zweiten Abschnitt von der höheren Leitung und der Generalinspektion des Luftfahrwesens die Rede.

Nach den jetzigen Bestimmungen setzt sich die gesamte Militärluftschiffahrt aus einem Luftfahrerpersonal, aus Truppen und Anstalten zusammen, die alle der vorerwähnten Generalinspektion unterstehen. Zu den Luftfahrertruppen gehören 8 Kompagnien (compagnies d'aéronautique), davon 4 Luftschiffer-, 3 Flieger-, 1 Fahrerkompagnie, und eine veränderliche Anzahl von selbständigen Luftfahrerzügen (sections détachées d'aéronautique). Zurzeit sind 10 europäische und 2 marokkanische Züge vorhanden. Durch das neue Gesetz wird die Aufstellung weiterer Züge notwendig. Die Luftschifferkompagnien versehen den Dienst in den Luftschiffhäfen (ports d'attache) bei den Luftschiffen, während die Fliegerkompagnien zur Bildung der Flugzeuggeschwader (escadrilles d'avions) bestimmt und auf die verschiedenen Luftfahrstationen (centres aéronautiques) und Flugzentralen (centres d'aviation) verteilt sind, desgleichen auch die selbständigen Luftfahrerzüge, mit Ausnahme eines einzigen (im ersten Luftfahrbezirk), der den Dienst in den Anstalten zu versehen hat. Die Besatzungen der Luftschiffe sind der Luftschifferkompagnie des betreffenden Luftschiffhafens zugeteilt, werden aber nicht in den etatsmäßigen Stand dieser Kompagnie mit eingerechnet. Außer den Besatzungen der Luftschiffe und dem Material an Lenkballons gehören zu jedem Luftschiffhafen eine Luftschifferkompagnie, Materialdepot mit Werkstatt. Den Befehl über den Luftschiffhafen führt ein vom Kriegsminister besonders dazu ernannter Offizier. Zu einer Luftfahrstation oder Flugzentrale sollen ein oder mehrere Luftfahrerzüge und Materialdepot mit Werkstatt gehören. Die Zentrale ist dem Führer des selbständigen Luftfahrerzuges unterstellt, wenn nur ein Zug am Orte ist. Sind mehrere Züge zusammen, ernennt der Kriegsminister den Kommandanten.

Jedes Flugzeuggeschwader besteht aus 8 Flugzeugen, von denen 6 in erster Linie bleiben, 2 in Reserve, sowie das dazugehörige Material, um die Maschinen unterzubringen, auszubessern und flugbereit zu erhalten. Jedes Geschwader zerfällt in 3 Züge von je 2 Flugzeugen des gleichen Typs (Eindecker, Zweidecker, Mehrdecker). Jedem dieser Züge sind zur Beschleunigung des Transports ein schwerer Kraftwagen und 2 Anhängewagen zugeteilt, außerdem gehört zu jedem Geschwader ein Autowerkstattwagen. — Es sei hinzugefügt, daß sich diese Gliederung in den vorjährigen Armeemanövern als zu schwerfällig erwiesen hat und deshalb die Einteilung der Flugzeuggeschwader in je 4 Flugzeuge erster Linie empfohlen wird.

Wie es bereits in dem Gesetz vom 29. März 1912 vorgesehen war, werden auch nach den neuen Bestimmungen vom 29. April v. J. Luftfahrertruppen, Flugzentralen und Luftfahrstationen, Fliegerschulen und Baulichkeiten im Mutterlande auf 3 große Gruppen (groupes d'aéronautique) je unter einem Oberstleutnant oder Oberst verteilt, deren Mittelpunkte Versailles, Reims und Lyon sind. Etwas geändert wurde gegen früher nur die Verteilung der Armeekorps auf die einzelnen Gruppen.

So umfaßt jetzt die Gruppe Versailles die Gebiete des Militär-

gouvernements Paris, das 3., 4., 5., 9., 10., 11. und 20. Korps, Marokko und Tunis. Zur Gruppe gehören 2 Luftschifferkompagnien, 1 Fliegerkompagnie und der Stamm der 8. Fahrerkompagnie, ferner 3 selbständige Luftfahrerzüge und 6 Flugzeuggeschwader.

Die Gruppe Reims umfaßt die Gebiete des 1., 2. und 6. Korps. Dazu gehören 2 Luftschifferkompagnien, 1 Fliegerkompagnie, 1 Detachement der Fahrerkompagnie, 5 selbständige Luftfahrerzüge und 6 Flugzeuggeschwader.

Die Gruppe Lyon umfaßt die Gebiete des 7., 8., 12., 13., 14., 15., 16., 17. und 18. Korps. Dazu gehören vorläufig nur 1 Fliegerkompagnie, 2 selbständige Luftfahrerzüge und 4 Flugzeuggeschwader.

In die Verteilung wurde das 19. Korps vorläufig nicht mit aufgenommen, weil noch Verhandlungen schweben über etwa zu erlassende Sonderbestimmungen.

Von Luftschiffhäfen sind solche zu unterscheiden, die der Militärbehörde gehören, und solche privaten Eigentums. Von ersteren sind 14 fertig, 2 im Bau, von letzteren sind 9 fertig.

Luftfahrstationen sind bis jetzt 20 vorhanden.

Im ersten Abschnitt des neuen Gesetzes werden auch noch die Luftfahranstalten besprochen, die sich aus den Schulen, den Spezialanstalten, den Direktionen und den Depots mit ihren Werkstätten zusammensetzen. Den Schulen, denen je ein Luftfahrerzug zugeteilt ist, ist in erster Linie die Ausbildung des Luftfahrerpersonals übertragen; die Spezialanstalten führen Bauaufträge aus, entwerfen Pläne, nehmen Ausbesserungen vor, machen Versuche und kaufen Material ein; die Direktionen (pro Armeekorps eine) verwalten das Material, und die Depots endlich haben sowohl das dauernd in Dienst befindliche Material wie das in den Reservebeständen in Ordnung zu halten.

Nach den Bestimmungen des zweiten Abschnitts stehen alle Einheiten des Luftfahrwesens unter den Befehlen der Militärgouverneure bzw. Korpskommandeure, in deren Bezirk sie ihren Standort haben. Diese Befehlbefugnisse erstrecken sich auf die Disziplin im allgemeinen, den äußeren Dienst, Maßnahmen der öffentlichen Ordnung sowie auf taktische Ausbildung der Offiziere und Truppen. Dabei dienen die Kommandeure der 3 Gruppen als Zwischeninstanz.

Der Generalinspekteur des Militärluftfahrwesens leitet vor allem die Ausbildung des Luftfahr- und des technischen Personals, hält Besichtigungen ab und inspiziert die ihm ebenfalls unterstellten Luftfahrschulen und Spezialanstalten. Über seine Anordnungen usw. berichtet er an die Korpskommandeure. Im übrigen steht er durch die „section d'aéronautique" mit dem Kriegsministerium in unmittelbarem Verkehr. Nach den vom Berichterstatter für das Heeresbudget, M. Benazet, der Deputiertenkammer im letzten November gemachten Vorschlägen soll nun diese Sektion zu einer Direktion im Ministerium erweitert werden, um dadurch dem ganzen Militärluftfahrwesen größere Selbständigkeit zu geben und eine Vereinfachung der bisher so umständlichen Geschäftsführung herbeizuführen. Ein anderer Vorschlag des Berichterstatters geht dahin, die Luftfahrertruppen durch 2 Regimenter zu verstärken.

Nun hat man in der deutschen Presse im Zusammenhang mit den von

uns eingangs geschilderten Unstimmigkeiten in der Organisation des Militärluftfahrwesens vielfach gelesen und gehört, daß der Wert der französischen Flieger und Luftschiffe sehr übertrieben werde und die verbreiteten Leistungen häufig den Tatsachen nicht entsprächen. Gegen solche Angaben ist jedenfalls Vorsicht geboten, und es würde unrichtig sein, wollten wir auf Grund von manchen Mängeln in den Einrichtungen, die sich schließlich überall finden, die Fortschritte, die Frankreich namentlich auf dem Gebiet des Fliegerwesens gemacht hat, gering bewerten oder übersehen.

Aus zuverlässigen Statistiken ist jedenfalls erwiesen, daß von den Militärfliegern der drei großen Gruppen, die wir vorhin aufgeführt haben, im Jahre 1912 insgesamt 2387 Flüge ausgeführt wurden. Die dabei durchflogene Kilometerzahl stellte sich auf 505503 und die Dauer aller Flüge auf zusammen 5994 Stunden.

Etwas voneinander abweichend lauten die Angaben über die Zahl der in Frankreich mit dem Zeugnis als Flugzeugführer ausgestatteten aktiven Militärpersonen. Klarheit darüber verschafft eine Rede, die General Hirschauer, der frühere Generalinspekteur des Militärluftfahrwesens, vor einer Gruppe von Senatoren vor einiger Zeit gehalten hat und in der er ausführte, daß die französische Armee am 1. April 1913 über 209 Piloten verfügt habe, davon 182 Offiziere und 27 Unteroffiziere.

An Flugzeugen waren Anfang 1912 für den laufenden Dienst 208 vorhanden. Dann wurden auf Grund der Etatsbewilligungen im Jahre 1912 322 Flugzeuge neu angeschafft. Sie sind im Laufe des Jahres 1913 übernommen worden, während zur Ergänzung und Verstärkung der Kriegsreserve 400 Flugzeuge anzukaufen waren.

Die Nationalflugspende in Frankreich für das Militärluftfahrwesen hat 6115000 Fr. ergeben gegen 7237506 Mk., die in Deutschland aufgebracht wurden. Von ersterer Summe sind dem Kriegsministerium sofort 1742000 Fr. zum Ankauf von Flugzeugen und 1,5 Mill. zur Einrichtung von 69 Flugstützpunkten zur Verfügung gestellt worden. Von den Geldern sollten 1912 62, 1913 146, insgesamt 208 Flugzeuge, beschafft werden. Es wurden also alles in allem 1912: 322 + 62 = 384 Flugzeuge beschafft, und es sollten im Jahre 1913 400 + 146 = 546 Flugzeuge neu angekauft werden.

Hieraus kann man auf die Zahl der vorhandenen kriegsbrauchbaren Flugzeuge schließen. Doch ist in Betracht zu ziehen, daß 1912 eine ganze Anzahl neuer Flugzeuge in Gebrauch genommen werden mußte, während für das Jahr 1913 damit zu rechnen war, daß die Kriegsreserve von 1912 zur Auffüllung des Friedensbedarfs ausreichte.

Es sind also Ende 1913 wahrscheinlich etwa 600 Flugzeuge neu und kriegsbrauchbar vorhanden gewesen.

Im Jahre 1914 wird der Flugzeugbau in Frankreich möglicherweise in ganz neue Bahnen übergeführt werden, da das Projekt der Verstaatlichung des Flugmaschinenbaus angeblich Tatsache werden soll.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Franzosen gegenüber den Flugzeugen den Bau von Luftschiffen seit einiger Zeit vernachlässigt haben. Auf dem Papier stehen ja allerdings 16 Luftschiffe als im Besitz der

Heeresverwaltung und 5 Privatluftschiffe. Von den 16 Lenkballons führen aber selbst französische Blätter nur 7 als einigermaßen kriegsbrauchbar auf: „Lieutenant Chauré", „Dupuy de Lôme", „Adjutant Réau", „Adjutant Vincenot", „Capitaine Ferber", „Fleurus" und einen jüngeren Neubau „Conte". Wir halten von diesen Schiffen in erster Linie nur „Adjutant Vincenot" mit 9600 cbm Rauminhalt und „Adjutant Réau" mit 8950 cbm Inhalt, die in Toul bzw. Verdun untergebracht sind, für leistungsfähig genug. Erst in zweiter Linie können der in Maubeuge stationierte „Dupuy de Lôme" von 9000 cbm, „Conte" und „Lieutenant Chauré", die beide in Belfort untergebracht sind, sowie „Fleurus", als das erste und einzige Luftschiff nach dem unstarren System, in Betracht kommen.

Viel Aufhebens haben die Franzosen anfänglich von dem Starrluftschiff „Spieß" gemacht, das der Konstrukteur der Heeresverwaltung zum Geschenk angeboten hat. Ob das Schiff den Erwartungen entsprochen hat und unseren Zeppelinschiffen vergleichbar ist, läßt sich aus den über die kurzen Probefahrten veröffentlichten und sich oft widersprechenden Angaben nicht entnehmen. Zweifelhaft ist jedoch nach den neuesten Nachrichten, ob das Spieß-Modell überhaupt weiter entwickelt wird. Nach französischen Berichten soll nämlich die Firma Schneider-Creuzot beabsichtigen, eine eigene Luftschiffwerft zum Bau starrer Luftschiffe vom Zeppelintyp zu errichten. Die Luftschiffe sollen wie die deutschen Z-Schiffe ein Aluminiumgerüst erhalten und nach den Angaben des Ingenieurs Capazze gebaut werden, der mehrere Fahrten auf den Z-Schiffen in Deutschland mitgemacht hat.

Abweichungen von dem deutschen Z-Typ zeigen sich beim Spieß-Ballon darin, daß das ein Vierzehneck bildende Gerippe zum größten Teil aus Holzröhren hergestellt ist unter beschränkter Verwendung von Aluminium. Die beiden Gondeln an der Spitze und am Ende des Flugzeugkörpers sind in den Kiel eingebaut und daher verdeckt, wogegen die Gondeln bei den Z-Schiffen bekanntlich unterhalb des Kiels offen angebracht sind.

Die Anlage der vier Propeller zu beiden Seiten des Ballonkörpers, deren jeder 4 m Durchmesser besitzen soll, ähnelt derjenigen der Z-Schiffe, ebenso in der Hauptsache auch die Steuerung. Die Länge des Schiffsrumpfes soll 113 m, der Durchmesser 13,5 m betragen, was einem Gasraum von zirka 12800 cbm entspricht, gegenüber 21000 cbm der neuesten Vertreterin Friedrichshafens. Der Gaskörper besitzt eine Unterteilung in 12 getrennte Gaskammern. „Spieß 1" hat als Maschinenanlage je einen Chênumotor von 175 PS in jeder Gondel, so daß die Gesamtauftriebskraft auf 350 PS berechnet werden kann. Die bei den Versuchsfahrten erreichte Geschwindigkeit soll 60—65 km/st betragen haben, was gegenüber den bisherigen unstarren und halbstarren Schiffen der Franzosen ein Mehr von zirka 10—15 km pro Stunde, gegenüber den neuen Schiffen des Grafen Zeppelin „Z 5" und „Sachsen" aber immer noch ein Weniger von etwa 15 km in der Stunde bedeuten würde.

Um den Vorsprung auf dem Gebiete der Lenkballons auszugleichen, hatte die französische Heeresverwaltung nach den Mitteilungen des Kriegsministers im Jahre 1913 sieben Luftschiffe in Auftrag geben wollen, davon vier mit

einem Rauminhalt von je 17 000 cbm und einer Eigengeschwindigkeit von 20 bis 22 m/sek. Diese vier Schiffe sollten nach Zeitungsnachrichten noch vor Schluß des Jahres 1913 zur Ablieferung gelangen.

Was das Luftfahrwesen in der französischen Marine anlangt, so hat der Marinegeneralstab nach langen Vorversuchen und Beratungen dem Minister seine Vorschläge zur Organisation eines nur für die Marine bestimmten Luftfahrwesens unterbreitet. Die Grundlage soll ein in der westlichen Hälfte des Mittelmeeres eingerichtetes, aus Lenkballons und Wasserflugdrachen bestehendes Beobachtungssystem bilden. Zu dem Zweck werden sämtliche Ballons und Flugzeuge an den strategisch wichtigen Küstenpunkten Frankreichs, Algeriens und Tunesiens untergebracht. Grundsätzlich sind alle Lenkballons als große Luftkreuzer von 20 000 cbm Inhalt gedacht, und sie sollen durch diese Größe befähigt sein, auch noch eine beträchtliche Munitionsmenge mit sich zu führen. Eine ähnliche Organisation ist auch an den Küsten des Atlantischen Ozeans und im Norden beabsichtigt, in der Art, daß hier eine Zentrale für Lenkballons und zwei Zentren für Flugzeuge eingerichtet werden. Vervollständigt soll das Beobachtungssystem werden namentlich durch Fesselballons, die der Aufklärung auf kurze Entfernungen dienen sollen. Die bezüglichen Vorschläge des Marinegeneralstabes sind in Form eines Gesetzes dem Parlament vorgelegt. Die Kosten sind für sämtliche Anlagen, Einrichtungen und das Material an Luftschiffen, Flugzeugen usw. auf 27 Millionen Franks berechnet, die auf die vier Jahre 1913, 1914, 1915, 1916 verteilt werden sollen. Inzwischen werden seitens der Marine bis zur Annahme des Gesetzes Versuche aller Art fortgesetzt, die Luftschiffahrt für maritime Zwecke auszunutzen. Unter anderem hat der Minister dem Kommandanten der „Foudre", des Mutterschiffs für Torpedo-, Unterseeboote und Luftfahrzeuge, und des Seeflugplatzes Fréjus eine Anzahl Torpedoboote der Flottillen von Toulon zur Verfügung gestellt, mit denen Übungen veranstaltet werden, wie sie zusammen mit Flugzeugen durch geschickte Leitung den Angriffen von Unterseebooten entgehen können. Der Verlauf der Übungen ist so beabsichtigt, daß der Beobachtungsoffizier in der Flugmaschine, der die unter der Wasseroberfläche in einer gewissen Tiefe fahrenden Unterseeboote zu erkennen vermag, durch vereinbarte Zeichen die Führer der Torpedofahrzeuge über die Bewegungen der Unterseeboote informieren und ihnen den Weg weisen soll, den sie zu nehmen haben, um ihren gefährlichen Gegnern unter dem Wasser zu entgehen. Diese Manöver sollen noch einige Zeit fortgesetzt werden, um Personal und Material miteinander vertraut zu machen und bestimmte Grundsätze festzulegen, nach denen im Ernstfall gehandelt werden kann.

Auch die schon vor einiger Zeit begonnenen, dann wieder unterbrochenen Versuche mit dem Drachengerät des Hauptmanns Saconney sind nach ministerieller Verfügung wieder aufgenommen worden. Es wurden zu diesem Zweck Mannschaften der beiden Panzerkreuzer „Waldeck-Rousseau" und „Edgar Quinet" nach Paris abkommandiert, um in der Bedienung des Geräts eingehend ausgebildet zu werden. Die Drachen sollen an den Küstenplätzen als bewegliche Beobachtungsstationen Verwendung finden und die Fesselballons ersetzen, die nicht immer den Anforderungen entsprechen. Das Drachengerät des Hauptmanns Saconney setzt sich aus einer Anzahl Kasten-

drachen zusammen, die an zwei Kabeln frei in der Luft schweben; in einem Korbe, der an einem der beiden Kabel befestigt ist, ist bequem Platz für eine Person, die die ihr übertragene Beobachtung ausführt.

Über den geeignetsten Typ für ein Wasserflugzeug hat auch der große Wettbewerb in Deauville im August 1913 keine endgültige Entscheidung gebracht. Aus der Nationalflugspende wurden dem Marineministerium für das Luftfahrwesen 1 Mill. Franks überwiesen.

V. England.

Die heutige Organisation des Militärluftfahrwesens in England hat sich aus kleinen Anfängen entwickelt. Sie begann mit der Errichtung einer Ballonschule, an deren Stelle am 1. April 1911 das Luftschifferbataillon (Army Air Bataillon) trat, das aus 2 Kompagnien mit einem Etat von zusammen 14 Offizieren und 176 Mann bestand. Dem Bataillon war eine Fliegerabteilung in der Salisbury Plain angegliedert, deren hauptsächlichste Aufgabe die Ausbildung von Flugzeugführern für das Heer und die Marine war. Bis Ende 1911 wurden von der Abteilung, der 15 Flugzeuge von 11 verschiedenen Modellen (7 Zweidecker- und 4 Eindeckertypen) zur Verfügung standen, 25 Offiziere herangebildet.

Mit der zunehmenden Bedeutung des Militärluftfahrwesens und der Vermehrung aller einschlägigen Organisationen bei den großen kontinentalen Armeen mußte auch die englische Heeresverwaltung gleichen Schritt zu halten versuchen. Deshalb rief der Kriegsminister, Oberst Seely, im Jahre 1912 zunächst das Königliche Fliegerkorps (Royal Flying Corps) ins Leben, das sich in eine Armee- und Marineabteilung (Naval and Military Wing) gliedert, das bisherige Luftschifferbataillon in sich aufgenommen und außerdem das 180 Mann starke Personal für die ebenfalls neu errichtete Zentralfliegerschule (Central Flying School) in der Salisbury Plain zu stellen hat. Hier auf dieser Schule erhalten die Flugschüler, die sowohl der Armee wie der Marine und dem Zivilstande angehören, ihre volle Ausbildung, nach deren Abschluß sie zu Mitgliedern des Königl. Fliegerkorps ernannt werden, um dann entweder einem der Heeresfluggeschwader oder der Marineflugschule zu Eastchurch behufs weiterer Verwendung zugeteilt zu werden. Jedes Mitglied des Fliegerkorps verpflichtet sich auf eine aktive Zugehörigkeit von 4 Jahren, die nach Ablauf dieser Zeit immer wieder um 1 Jahr verlängert werden kann. Will ein Offizier die Mitgliedschaft nach beendeter Verpflichtung aufgeben, tritt er zu seinem Truppenteil zurück. Zivilisten dagegen, die aufhören, aktiv dem Königl. Fliegerkorps anzugehören, werden zur Reserve dieses Korps überführt, in welchem Verhältnis sie 4 Jahre verbleiben.

Die Ausbildung in der Zentralflugschule ist eine theoretische und praktische. In ersterer Hinsicht kommt es für die Flugschüler auf genaue Kenntnis der Konstruktion von Flugzeugen aller Art und Motoren, auf meteorologisches Wissen, Beherrschen der Navigierung, des Photographierens, des Signalwesens usw. an. Die praktische Ausbildung umfaßt hauptsächlich Überland-

flüge, die in ihrer Ausdehnung allmählich gesteigert und durch Stellen von Erkundungsaufgaben und durch Aufträge, z. B. im Abwerfen von Sprengmitteln und dergleichen, erschwert werden sollen. Da für die Kurse eine Dauer von 4 Monaten festgesetzt ist, in jedem Jahre 3 Kurse abgehalten werden sollen und zu jedem Kursus etwa 60 Schüler aus dem Offizier- (Heer und Marine) und Zivilstande zugelassen werden, folgt, daß, wenn alle Kurse voll besetzt sind, in jedem Jahr 180 Schüler ausgebildet werden können. Diese Zahl ist aber, wie hier vorausgeschickt sein mag, bis jetzt nicht erreicht, denn nach den Erklärungen, die der Kriegsminister im Parlament bei Beratung des Militäretats für das Jahr 1913/14 abgegeben hat, stellt sich der Bestand an Offizieren, vom stehenden Heer, der Reserve und Marine, die das Flugzeugführerzeugnis erworben haben, auf 120, von denen 83 zur I. Klasse gehörten. Der Marineminister Churchill gab in seiner Etatsrede Anfang Mai 1913 diese Zahl sogar nur auf 62 an mit dem Zusatz, daß erst am 1. April 1914 mit 100 Fliegeroffizieren vom Heer und der Marine zu rechnen sein werde. Der Widerspruch erklärt sich vielleicht daraus, daß Churchill nur die aktiven Offiziere gemeint und die auf den Fliegerschulen befindlichen Offiziere des Personals außer acht gelassen hat. Aus den Angaben des Marineministers ist auch noch zu entnehmen, daß 275 Mann bis jetzt im Flugwesen beschäftigt werden, und daß für Heer und Flotte am 1. April v. J. 40 Flugzeuge vorhanden waren, davon 9 Eindecker allein für die Marine. Seitdem seien 20 Flugmaschinen hinzugekommen, und bis zu den vorigen Herbstmanövern sollten deren 75 beschafft sein. Im Gegensatz dazu erklärte Oberst Seely im Parlament, die Armee hätte bis Mitte 1912 nur 17 Flugzeuge besessen, jetzt seien insgesamt 101 Maschinen in Dienst gestellt, und bis zum 31. April 1914 würden deren 148 vorhanden sein. Welche dieser verschiedenen Zahlen der Wirklichkeit entsprechen, ist für Außenstehende nicht zu kontrollieren. Nach den Angaben, die der Abgeordnete Hicks im Parlament auf Grund genauer Untersuchungen machte, sollte die Armee 43 flugfähige Maschinen haben, von denen aber nur 23 für den Kriegsfall brauchbar seien.

Was im besonderen die Aufgaben der Armeeabteilung des Königl. Fliegerkorps, die einem Oberstleutnant unterstellt ist, anlangt, so ist sie in erster Linie dazu da, das erforderliche Personal für die Expeditionary forces des englischen Heeres auszubilden und diese mit dem nötigen Material an Lenkballons und Flugzeugen auszustatten. Alsdann soll sie aber auch die in der Heimat verbleibenden Truppenteile mit Luftfahrzeugen aller Art versehen. Die Marineabteilung des Königl. Fliegerkorps soll wie die Armeeabteilung den Nachwuchs an Fliegern und Luftschiffern für die Kriegsflotte heranbilden. Diese Ausbildung fand bis zur völligen Fertigstellung der Zentralflugschule in Eastchurch statt. Jetzt ist diese Flugschule hauptsächlich zur Erprobung von Wasserflugzeugen und deren Verwendung bestimmt, wozu, wie schon erwähnt, ein Teil der auf der Central Flying School ausgebildeten Marineoffiziere abkommandiert wird.

Von besonderer Wichtigkeit ist, daß der Kriegsminister im Jahre 1912 gleichzeitig mit der Begründung des Königl. Fliegerkorps auch dessen taktische Gliederung ins Leben gerufen hat. Danach sollten in erster Linie für die

Ausrüstung des Expeditionskorps im Mobilmachungsfall 7 Flugzeuggeschwader (Aeroplane Squadrons) aufgestellt werden, je eine für die Kavalleriedivision und für die 6 Infanteriedivisionen. Ein achtes Geschwader (Airship Squadron), aus 2 Luftschiffen und 2 Drachengruppen bestehend, wurde für die Flotte bestimmt. Jedes der erstgenannten 7 Geschwader unter dem Befehl eines Majors gliedert sich in 3 Fliegerabteilungen (flights) zu je 4 Flugzeugen und 4 Fliegeroffizieren. Der Friedensstand jedes dieser Geschwader wurde auf 19 Offiziere und 131 Unteroffiziere und Mann, der Kriegsstand einschließlich einer Reserve auf 182 Offiziere und 182 Unteroffiziere und Mann festgesetzt. Wie die Offiziere müssen sich auch die Mannschaften der Fliegergeschwader bei der Anwerbung auf 4 Jahre verpflichten, und eine Erneuerung der Verpflichtung wird gleichfalls wie bei den Offizieren jedesmal auf 1 Jahr abgeschlossen. Für die 7 Geschwader waren im letzten Etat insgesamt 84 Flugzeuge angesetzt.

Aus den bereits erwähnten Beratungen des Militäretats für 1913/14 geht nun hervor, daß von den 8 Geschwadern des Heeres und der Marine bis zum 1. April v. J. das eine Airship Squadron und 3 Aeroplans Squadrons gebildet worden sind. Weitere 2 Flugzeuggeschwader, das 5. und 6., sollen im Etatsjahre 1913 14 und die beiden letzten Geschwader im darauffolgenden Jahre aufgestellt werden. Eins der beiden neuen Geschwader wird dem Ostkommando zugeteilt. Hand in Hand mit der Vermehrung der Geschwader soll auch der Mannschaftsstand des Fliegerkorps, einschließlich des Personals für die Zentralfliegerschule, auf 1005 Offiziere und Mann gebracht werden. Bis jetzt sind vorhanden 123 Offiziere und 595 Mann, wobei allerdings in Betracht zu ziehen ist, daß weniger als die Hälfte der Offiziere die zweite Fliegerprüfung abgelegt hat; die übrigen besitzen nur das Pilotenzeugnis des Königl. Aero-Klubs. 1911 zählte das Fliegerkorps nur 14 Offiziere und 180 Mann. Bei den Beratungen im Parlament hat Oberst Seely auch darüber berichtet, daß die Zentralfliegerschule die ersten Jahreskurse erfolgreich beendet habe und nunmehr in den zweiten Jahrgang eingetreten sei. Weiter hat der Minister mitgeteilt, daß die Bildung einer hinreichenden Reserve für das Fliegerkorps im Kriegsfall auf einige Schwierigkeiten stoße und damit nicht so bald zu rechnen sei. Er habe daher vor, nach dem Muster der Heeresorganisation eine Spezialreserve zu formieren, die aus 2 Klassen bestehen solle, die eine aus Leuten, die sich auf 4 Jahre mit jährlichen kurzen Flugübungen verpflichten, die andere aus Mechanikern, die in der Flugzeugindustrie tätig sind, im Frieden nicht einberufen werden, sich dagegen für den Mobilmachungsfall gegen eine Jahresvergütung zur Verfügung stellen.

Außerordentlich günstig hat sich der Kriegsminister über die Beschaffenheit des englischen Luftflottenmaterials ausgesprochen und erklärt, daß England im Besitze der besten Flugzeuge der Welt sei. Das war offenbar eine große Übertreibung, denn wenige Tage nach dieser Erklärung mußte der Minister auf eine Interpellation des vorerwähnten Abgeordneten Hicks über einen Unfall mit einer neuen, sehr gerühmten Flugmaschine aus der Aircraft Factory einräumen, daß ihm das optimistische Urteil über die englischen Flugzeuge von seinem technischen Beirat zugestellt sei, das aber offenbar einer Revision be-

dürfe. Eine Entschuldigung für das überschwengliche Lob des Ministers mag auch darin zu finden sein, daß die Heeresverwaltung fortdauernd den heftigsten Angriffen ausgesetzt war und noch ist, daß England auf dem Gebiet des Luftfahrwesens gegen andere Staaten immer mehr ins Hintertreffen gerate, während tatsächlich von allen Stellen die größten Anstrengungen gemacht wurden, mit den anderen Großmächten gleichen Schritt zu halten und die Luftrüstungen zu vervollkommnen.

Ein großer Wettbewerb für Flugmaschinen wird nach einem Erlaß des englischen Kriegsministeriums in diesem Jahre in England veranstaltet werden, und zwar vom 1. Februar an. Allein maßgebend ist die Verwendung der Maschinen für Flugzeuge zu militärischen Zwecken. Für den Schöpfer der nach dem Urteil der eingesetzten Richter besten Maschine ist ein Preis von 100000 Mk. ausgesetzt worden. Außerdem werden den Konstrukteuren, denen die Erfüllung der festgesetzten Anforderungen gelingt, Bestellungen im Wert von 800000 Mk. zugesichert. Jeder Bewerber muß bei seiner Meldung auf dem Kriegsministerium in London die Summe von 1000 Mk. hinterlegen, die ihm aber nach Abschluß des Wettbewerbes zurückerstattet wird. Die Bewerbungen waren bis zum 1. August v. J. einzureichen.

Am weitesten zurück ist man in England mit den lenkbaren Luftschiffen. Mit den drei letzten für die Armee bestimmten Lenkballons „Beta", „Gamma", „Delta" ist trotz aller Bemühungen nicht viel anzufangen. Der Beste von ihnen soll „Gamma" sein, „Beta" und „Delta" nahmen an den Königsmanövern im Herbst v. J. teil, ohne sich jedoch besonders hervorzutun. Auch das erste große Marineluftschiff „Mayflower" war eine Fehlkonstruktion. Ebenso haben die beiden aus Frankreich schon vor einiger Zeit bezogenen Luftschiffe „Clément Bayard II" und „Lebaudy" in keiner Weise den Erwartungen entsprochen. Um so auffallender war es, daß die Heeresverwaltung abermals der französischen Industrie den Bau eines Lenkballons überwies. Dieser ist bei den Astra-Werken in Villancourt bei Paris nach den Entwürfen des Ingenieurs Torres ausgeführt und Anfang April vorigen Jahres zu Schiff nach dem Luftschiffhafen Farnborough überführt worden. Die ersten kurzen Aufstiegversuche des für die Marine bestimmten „Astra Torres" sollten allerdings befriedigt haben, aber die Freude hat nicht lange gedauert, denn am 13. Juni ist der Ballon in ähnlicher Weise verunglückt, wie seinerzeit die „Mayflower". Nach seiner Ausbesserung nahm das Luftschiff ebenfalls an den Königsmanövern teil, aber über seine Tätigkeit ist in den Berichten nichts zu finden. Die englische Heeresverwaltung hatte 1912 einen ersten Parseval-Ballon in Deutschland bestellt, der als „P. L. 18" nach erfolgreichen Probefahrten abgeliefert wurde und an den vorjährigen Flottenmanövern in der Nordsee mit Erfolg teilgenommen hat. Das Luftschiff hat einen Rauminhalt von etwa 10000 kbm, ist 90 m lang und mit Maybach-Motoren von je 140—150 Pferdestärken ausgestattet. Die Steigfähigkeit ist bis auf 2000 m berechnet. Zur Bedienung und Führung des Schiffes sind 5—6 Personen erforderlich. Auf Grund dieser guten Resultate hat die Regierung 3 neue Luftschiffe vom Parseval-Typ bestellt.

Einen weiteren Auftrag für ein Luftschiff vom Eta-Typ hat der Kriegs-

minister nach der dem letzten Militäretat beigefügten Denkschrift der Kgl. Ballonfabrik erteilt. Hier sollen auch neue Modelle von Ballonabwehrkanonen erfolgreich versucht sein und noch weiter erprobt werden. Viel die Rede war in der englischen Presse von einem Riesenluftschiff starren Systems, das für die Marine bestimmt sein sollte und vom Britannia-Luftschiffkomitee der Firma Vikers in Auftrag gegeben war. Die Baukosten sollten durch Beiträge aus dem ganzen Lande aufgebracht werden. Nun scheinen aber die Pläne für diesen Neubau allgemein nicht befriedigt zu haben, so daß auch die Admiralität unterm 5. November v. J. beschlossen hat, sich gegen die Ausführung auszusprechen. In der vorhin erwähnten Denkschrift spricht der Minister übrigens auch aus, daß es Schwierigkeiten mache, sowohl brauchbare Flugmaschinen englischer Herkunft als auch geübte Mechaniker für den militärischen Luftfahrdienst zu erhalten. Auch damit stehen die Worte höchster Anerkennung, die der Kriegsminister im Parlament für die besten Flugzeuge hatte, die die englische Armee besitze, etwas in Widerspruch. In der Tat bezieht ja England einen großen Teil seiner Flugzeuge für das Heer und die Marine aus Frankreich, und ob diese die besten der Welt sind, ist zum mindesten noch nicht erwiesen. Mit eigenen Flugmaschinen für das Heer kann die englische Industrie noch keinen Staat machen; dazu liegen die Verhältnisse mit den einheimischen Flugmotoren noch zu sehr im argen.

Bessere Ergebnisse hat die englische Industrie in letzter Zeit anscheinend auf dem Gebiete der Konstruktion von Wasserflugzeugen. Sie sollen sich bei den letzten Flottenmanövern namentlich durch frühzeitiges Erkennen von Unterseebooten sehr gut bewährt haben. Es soll nun ein einheitliches Modell eines großen Wasserflugzeuges auf der Werft von Short Brothers erbaut worden sein, nach dem die übrigen Flugzeuge der zu bauenden Marineluftflotte hergestellt werden sollen. Das Flugzeug soll mit einem Maschinengewehr ausgerüstet werden und eine Bemannung von 5 Personen aufnehmen können.

Viel Aufhebens machte die englische Presse von einer angeblichen Überlegenheit ihrer Wasserflugzeuge. Aber auch hier handelte es sich bis jetzt meist nicht um eigene Fabrikate. Die Mehrzahl der Konstruktionen stammt vielmehr aus Frankreich von den Firmen Deperdussin, Farman, Caudron, Donnet, Borel u. a.

Viel geschieht seitens der Marineverwaltung für die Errichtung von Flugzeugstationen zum Ausbau des Küstenstationsnetzes. Nachdem als erste Basis für eine Luftflotte von Luftschiffen und Flugmaschinen Portsmouth gewählt war, hatte die englische Admiralität alsdann Calshott Castle unweit Southampton als zweite große Basis für das Luftfahrwesen ausersehen. Jetzt ist auch noch die „Isle of Grain“ in der Medway-Mündung als eine Hauptstation für Wasserflugzeuge bestimmt worden und sollen hier zunächst 4 Maschinen der Neukonstruktion von Short Brothers untergebracht werden. Außer diesen Haupthäfen, von denen aus die Luftflotte zum Angriff gegen feindliche Annäherungsversuche in der Luft und zu Wasser vorgehen soll, ist eine Reihe weiterer Stationen zum Teil eingerichtet, zum Teil in der Ausführung begriffen oder nach den letzten Entschließungen in Aussicht genommen. So ist von Aldershot das Flugzeuggeschwader nach Montrose an der Küste von Forfarshire verlegt worden, und Great Yarmouth und Harwich wurden

als Stützpunkte für Flugzeuggeschwader bestimmt. Außerdem sind bereits Flugzeugstationen in Devonport, Dundee, Sheerneß, Chatham sowie Cork eingerichtet oder doch in der Einrichtung begriffen. Das gleiche gilt von Rosyth, wo insbesondere Wasserflugzeuge untergebracht werden sollen, und von Cleethorpes an der Humbermündung. Ferner ist Langstone Harbour als Lufthafen in Aussicht genommen, und ebenso soll auf der Insel Wight eventuell ein Flugzeuggeschwader stationiert werden.

Im ganzen würden die Engländer also zunächst nach Durchführung dieses Organisationsplanes drei große Häfen besitzen, die Luftschiffe und Flugzeuge aufnehmen, und ferner ein Netz von weiteren Stationen an der Küste, das natürlich entsprechend den Fortschritten immer mehr ausgebaut werden wird.

VI. Rußland.

Über den heutigen Stand des Militärluftfahrwesens in Rußland sind bis jetzt nur wenige ganz zuverlässige Angaben in die Presse gelangt. Der Grund ist hauptsächlich der, daß die russische Heeresverwaltung im wohlberechtigten Interesse der Landesverteidigung mit der Bekanntgabe offizieller Daten sehr zurückhaltend ist und daher auch den meisten Veröffentlichungen über das militärische Flugwesen und die Luftschiffahrt ganz fernsteht. Aber soviel läßt sich aus dem Material guter Quellen doch mit Sicherheit ersehen, daß Rußland auf den fraglichen Gebieten gerade in den beiden letzten Jahren ganz ungeheure Fortschritte gemacht hat und auf dem besten Wege ist, den Vorsprung einzuholen, den andere Großmächte in dieser Hinsicht voraus haben. Das wird um so schneller geschehen, je reichlicher die staatlichen und privaten Mittel zur Ausgestaltung des Luftfahrwesens zufließen, was in früheren Jahren nicht der Fall war. Aber seitdem sich der Großfürst Alexander Michailowitsch an die Spitze der nationalen Sammlungen und Spenden gestellt hat, ist die Bereitwilligkeit aller Kreise in Fluß gekommen, und fast täglich kann man in den russischen Zeitungen die Namen großmütiger Geber, von Korporationen und Truppenteilen finden, die sich in den Dienst der guten Sache stellen.

Was nun zunächst die Organisation des Militärluftfahrwesens in Rußland anlangt, so steht seit dem Juli 1912 der Chef der Abteilung für Luftschiffahrt der Hauptverwaltung des Generalstabes, zurzeit General Tschitschkiewitsch, an der Spitze der gesamten Luftschiffer- und Fliegertruppen. Die Abteilung gliedert sich in 2 Sektionen, die erste für die Spezialausbildung und den Dienst, die zweite für Technik und Ausrüstung. Die Ausbildung der Offiziere und Mannschaften im Luftschiffer- und Fliegerdienst geschieht 1. auf der Offizier-Luftschifferschule in St. Petersburg, der 1 Lehrbataillon und 1 Fliegerabteilung angegliedert sind, 2. auf der erst kürzlich errichteten Militär-Fliegerschule in Taschkent, 3. bei der Abteilung für Luftschiffahrt in Sewastopol, zu der eine Offizier-Fliegerschule gehört, 4. auf Fliegerschulen des Aeroklubs, die u. a. in Petersburg, Moskau, Warschau, Odessa eingerichtet sind. Rein militärisch organisiert sind von diesen Anstalten

nur die unter 1 und 2 bezeichneten. Aber wegen der nur beschränkten Mittel, die bisher diesen Lehrinstituten, namentlich für die Entwicklung des Flugwesens, zur Verfügung standen, konnte die Ausbildung nicht intensiv genug betrieben werden. So ist z. B. auf der Luftschifferschule in St. Petersburg zurzeit nur Platz für 30 Offiziere der Fliegerabteilung. Da aber der Andrang immer größer wird, will das Kriegsministerium jetzt mehr Mittel bewilligen und zu dem bisherigen einmal jährlichen Ausbildungskursus einen zweiten für eine weitere Serie von 30 Offizieren hinzufügen. Die meisten Flieger sowohl von der Armee wie von der Marine wurden bisher in Sewastopol seitens der Abteilung für Luftschiffahrt ausgebildet, die aber gleich wie die Fliegerschulen des Aeroklubs private Einrichtung ist. Die Ausbildung der Offiziere in Theorie und Praxis erfolgt in Kursen von 4- bis 6monatiger Dauer. Ein Nachteil dieser privaten Unternehmungen ist, daß ihnen die militärische Disziplin fehlt und daß infolgedessen vielfach Klagen darüber geführt werden, daß die Durchbildung der Schüler nicht sorgfältig genug erfolgt.

Erst allmählich ist man auch in Rußland dazu übergegangen, eigene Luftschiffer- und Fliegertruppen als fünfte Waffen dem Heere anzugliedern. Und zwar sind 3 Luftschifferbataillone vorhanden, davon das eine schon bei der Offizier-Luftschifferschule in St. Petersburg erwähnte Lehrbataillon, ein zweites Bataillon zu 2 Kompagnien in Brest Litowsk (Militärbezirk Warschau) und ein drittes Bataillon zu 3 Kompagnien in Wladiwostok, zum I. sibirischen Armeekorps gehörig. Weiter gibt es 9 selbständige Luftschifferkompagnien, davon 3 im Militärbezirk Wilna, 2 im Militärbezirk Warschau, je 1 in den Militärbezirken St. Petersburg und Kiew, in Kars beim I. kaukasischen Armeekorps und in Tschita beim II. sibirischen Armeekorps. Es erscheint beachtenswert, daß hiernach die Luftschifferorganisation bereits für die Truppenteile im fernen Osten und im Kaukasus vorgesehen ist. Schließlich sind auch noch 4 Fliegerkompagnien aufgestellt, von ihnen steht die 1. in St. Petersburg, die 2. in Sewastopol, die 3. in Kiew und die 4., erst im Oktober v. J. gebildete in Moskau. Jede dieser 4 Fliegerkompagnien besteht aus einer Anzahl von Korps-Fliegerabteilungen mit der Nummer des betreffenden Armeekorps. Diese Organisation soll erst innerhalb von 3 Jahren abgeschlossen sein, bis dahin soll jede Festung und jedes der 36 Armeekorps der russischen Armee eine Fliegerabteilung haben, und da außerdem noch 4 Reserve-Fliegerabteilungen aufgestellt werden sollen, wird sich dieser Gesamtbestand auf 40—50 Abteilungen stellen. Zurzeit darf man annehmen, daß die vorhandenen 4 Fliegerkompagnien ausreichen zur Bildung von Fliegerabteilungen für die Armeekorps in den Militärbezirken St. Petersburg, Odessa, Kiew und Moskau. Jede Fliegerabteilung soll bestehen aus 9 Offizierfliegern (davon 1 als Führer), 2 Beamten, Unterpersonal, 12 Flugzeugen, 1 Werkstattautomobil, 2 Last- und 1 leichten Automobil. Von den 12 Flugzeugen bilden 8 den aktiven Bestand und sind in 2 Sektionen zu je 4 Maschinen geteilt; sie gehören zum Korpshauptquartier, die übrigen 4 Flugzeuge bleiben in Reserve.

Sehr viel ungenaue und ungünstige Nachrichten sind verbreitet über die

Zahl und Beschaffenheit der im Besitz der Heeresverwaltung befindlichen Luftschiffe. Wenn ja auch die Armee nicht über so zahlreiche und so gute Lenkballons verfügt, wie sie bei uns in Deutschland vorhanden sind, so ist es doch eine Übertreibung, zu sagen, in Rußland gäbe es gar keine brauchbaren Lenkluftschiffe. Tatsächlich aber besitzt die Heeresverwaltung 4 ganz neue, gut konstruierte Luftschiffe, von denen der „Parseval 14" (9800 cbm Rauminhalt) deutscher Herkunft ist, „Astra 13" (10000 cbm) und „Clément Bayard 17" (9600 cbm) aus Frankreich stammen und „Albatros" (8000 cbm) in Rußland erbaut wurde. Außerdem gibt es noch etwa ein Dutzend kleinerer Lenkballons, die zum Teil, wie z. B. der „Jastreb", „Lebedj" und der ebenfalls aus Deutschland beschaffte „Parseval 7" noch zu Übungs- und Ausbildungszwecken benutzt werden, während die andern zurzeit abgerüstet sind. Um sich auf diesem Gebiet vom Auslande unabhängig zu machen, hat die Heeresverwaltung vor einiger Zeit der Baltischen Schiffbauwerft einen ganz großen Lenkballon von angeblich 20000 cbm Rauminhalt in Auftrag gegeben. Das Luftschiff mit dem Namen „Gigant" soll schon ziemlich weit vorgeschritten sein und wird nach seiner Fertigstellung in St. Petersburg stationiert.

Wie beim Luftschiffbau, so will das Kriegsministerium sich auch hinsichtlich der Flugzeuge und der Motoren auf eigene Füße stellen. Bisher wurde fast das gesamte Material aus Frankreich bezogen, und es standen hauptsächlich Bréguet-, Farman-, Nieuport-, Blériot- und Antoinette-Modelle im militärischen Gebrauch. Jetzt bauen besonders die Russisch-baltische Waggonfabrik und die Fabrik Schtschetinin in Petersburg sowie die Dux-Werke in Moskau eigene Maschinen, zum Teil nach französischen Mustern. In erster Linie Nieuport- und Morane-Saulnier-Eindecker sowie das neueste Farman-Modell Nr. 7 werden hergestellt. Daneben entstehen auch Konstruktionen ganz russischer Herkunft. Von ihnen hat der in der Russisch-baltischen Fabrik erbaute „Balschoj", ein Riesenflugzeug des Ingenieurs Ssikorskij, am meisten von sich reden gemacht. Ssikorskij hat aber auch kleinere Ein- und Zweidecker gebaut, die gelegentlich des in Petersburg im Oktober v. J. stattgehabten Flugzeug-Wettbewerbs am besten abgeschnitten haben. Auf dem Gebiet des Marine-Flugwesens ist das Anfangsstadium noch nicht überwunden. Das wichtigste Ereignis auf diesem Gebiet waren die Probeflüge des Ingenieurs Curtiß auf seinem zweisitzigen Flying-boat in Sewastopol. Was die Motoren anlangt, werden Gnôme- und Kalep-Motoren von russischen Fabriken in Moskau bzw. Riga geliefert.

In einer ihrer letzten Sitzungen hat die Reichsduma für Zwecke der Militärluftschiffahrt 36 Millionen Rubel bewilligt. Daraufhin hat das Kriegsministerium bei russischen Fabriken 1000 Flugzeuge mit dem Lieferungstermin bis 1916 bestellt. Gegenwärtig besitzt die russische Armee 360 Flugzeuge, und zwar zur Hälfte Ein- und Zweidecker.

Friedrich von Motz[1]).

I.

Das preußische Staatswesen ist in den Jahrzehnten, die den Freiheitskriegen folgen, nicht reich an staatsmännischen Erscheinungen, nicht in dem Gebiete der inneren Politik noch dem der äußeren. Auch in seinem hohen Beamtentum ist jene Fülle von Persönlichkeiten und Leistungen bei näherer Ansicht nicht zu entdecken, die man neuerdings öfters, gleichsam als Attribut des absoluten Staates und als Lichtseite bei so viel Dunkelheit, ihm zugeschrieben hat im Gegensatze zu dem Verfassungsstaate der letzten Menschenalter. Aber eine Gestalt ragt hervor, Beamter und Staatsmann, Bahnbrecher für die innere und äußere Reform der preußisch-deutschen Verhältnisse. Es ist Friedrich von Motz. Ihm ist die längst verdiente Biographie, auf dem Grunde eines reichen archivalischen Materials, jetzt geschrieben worden. Sie mag im folgenden mit einzelnen Strichen wiedergegeben werden.

Vorab aber, ehe wir von dem Manne reden, sollen wir wissen, wie wir seinen Namen auszusprechen haben. Nicht wie es die Berliner tun, die den Vokal in dem Namen der ihm zu Ehren benannten Straße kurz sprechen. Dies ist — so werden wir belehrt — „grundfalsch". Denn „Motz" ist die gekürzte Form von „Timotheus", aus dem allmählich Moetz und Moitz wurde, zuletzt Motz. Die Familie sprach sich und spricht sich mit langem O. So auch unser Held.

Er entstammt einer kurhessischen Beamtenfamilie. Im jugendlichen Alter von 16½ Jahren bezieht er die Landesuniversität Marburg zu Ostern 1792, bleibt hier sieben Semester, die er nicht in erster Reihe im Dienste der Wissenschaft verlebt; ja er hatte keine sonderliche Verehrung für das Gelehrtentum, das ohnehin dort nicht glänzende Namen aufwies. Drei Jahre später kam F. C. v. Savigny dorthin, um sein Studium zu beginnen, und mußte sich mit denselben Lehrern der Juristenfakultät begnügen. Motz trat dann in den preußischen Staatsdienst und wurde bereits 1801 Landrat zu Halberstadt, als Nachfolger seines Schwiegervaters. Das große Examen, das er abzulegen hatte, ehe er die Bestätigung erhielt, fiel nicht sehr glänzend aus. Dafür

[1]) Friedrich von Motz. Eine Biographie von Hermann von Petersdorff. Zwei Bände. Verlag von Reimar Hobbing in Berlin, 1913.

folgte er dem Grundsatze: „Ein Landrat muß so wenig als möglich in seinem Kreise schreiben, er muß selbst sehen, urteilen, unterrichten und leiten. Wo das nicht geschieht, wird die Verwaltung eine papierne, einseitige, und der Landrat wird ein Briefträger." Als das kurmainzische Eichsfeld an Preußen fiel (1803), erhielt er die dortige Landratsstelle und behielt sie bis 1807, um dann (1808—1813) westfälischer Steuerdirektor in Heiligenstadt zu werden. Er mußte Dienste nehmen, da der Ertrag seines Landgutes nicht ausreichte.

Nach dem Sturze der Fremdherrschaft wurde er zum Regierungspräsidenten in Erfurt ernannt und zeichnete sich in Humboldts Auftrage bei der Grenzregulierung aus. „Er ist einer der bravsten und einsichtsvollsten Männer, die bei uns dienen," schrieb Humboldt an seine Gattin. Derartige Geschäfte waren die Anfänge zu der größeren Wirksamkeit, der das Leben von Motz geweiht sein sollte. Er hatte in Kassel die Überzeugung gewonnen, daß Kurfürst Wilhelm geneigt sei, einen näheren Militärverband mit Preußen zu schließen. Und daran knüpfte er nun die weitere Idee, das Werk der Militärvereinigung auf ganz Norddeutschland auszudehnen. Dachten die Boyen, Haenlein und Stoigentesch bisher nur an eine Lösung vom Bunde aus, so wollte Motz ganz unabhängig davon seinen Weg einschlagen. Vom Bunde erhoffte er gar nichts. Mit überlegenem Blicke erkannte er, daß das Machwerk des Wiener Kongresses nur Lügenwerk war, geschaffen, um Deutschland zu ewiger Ohnmacht zu verdammen. Er hatte in den zwei Jahren seiner Fuldaer Wirksamkeit die Österreicher näher kennen gelernt. So setzte er jene Denkschrift auf, die geeignet gewesen wäre, der preußischen Politik eine entscheidende Wendung zu geben, wenn Hardenberg nicht vollkommen in Selbsttäuschungen über Metternich befangen gewesen wäre, und sandte sie dem ersteren am 24. September 1817.

Er nannte sie „Gedanken über die Militärverfassung des Deutschen Bundes und insbesondere über den Nutzen freier Verträge mit den kleineren norddeutschen Bundesstaaten". Darin wird zunächst die Beschaffenheit des Bundes dargelegt. Mächtige fremde Staaten haben dabei mitzureden, die ganz andere Interessen haben als deutsche. Auch Österreichs Interessen lägen mehr außerhalb des Bundes. Der Rheinbund lebe in seinen Wirkungen noch immer fort. Dazu sei es ein Unding, daß Preußen mit seinen 7600000 Einwohnern im Bunde nur ebensoviel zu sagen habe wie Liechtenstein mit 5100 Seelen. Die Bundesversammlung habe keine vollziehende Gewalt und kenne kein Oberhaupt. Das Ganze sei ein politischer Notbehelf, den die Eifersucht der souveränen Fürsten Deutschlands erzeugt habe, nicht um die zerstreuten Kräfte wirklich in ein großes Ganzes zusammenzufassen, sondern um es in immerwährender Zersplitterung zu erhalten. Daher müsse an den Fall gedacht werden, daß dieses unhaltbare Gebilde bald in sich selbst zerfalle, insbesondere im Hinblick auf die Organisation des Militärwesens. Österreich scheine diesen Gegenstand demnächst im Bundestage zur Sprache bringen zu wollen. Von Österreich aber ist kein Antrag zu erhoffen, der je imstande wäre, eine gemeinsame deutsche Nationalkraft herzustellen. Österreich kann das nicht aufrichtig wollen, weil das vorherrschende Interesse seines Hauses

und seiner Länder das Gegenteil erheischt. — Preußens Interesse verlange es aber, daß ihm der gebührende Einfluß in Norddeutschland zufalle, wenn die Militärverfassung des Deutschen Bundes eine angemessene Gestalt erhalten solle. Der Weg dazu würde durch freie Verträge Preußens mit den kleineren norddeutschen Staaten zu finden sein.

Im Februar 1818 entstand eine zweite Denkschrift über eine geographische Verbindung der Osthälfte mit der Westhälfte des preußischen Staates vermittelst eines Ländertausches. Aber beiden Denkschriften hat Fürst Hardenberg kaum ernsthafte Beachtung geschenkt. Humboldt, damals gerade in schweren Zerwürfnissen mit Hardenberg, erkannte die in der zweiten Denkschrift geschilderten Mißstände rückhaltlos an, versicherte aber, daß die vorgeschlagene Länderverbindung jetzt unausführbar sei. „Nicht viel tröstlicher", schrieb Humboldt, „kann ich mich über die Neugestaltung des deutschen Militärwesens äußern. Hier liegt die Schuld vorzüglich an der viel zu wenig würdevollen und einflußreichen Stellung Preußens bei dem Bunde."

Inzwischen hatte Motz Gelegenheit, sich an kleineren Gebrechen der damaligen Kleinstaaterei zu betätigen. So wurde er mehrfach durch die nachbarliche Lage und durch seine Herkunft veranlaßt, in die skandalösen Zustände des kurhessischen Staatswesens, insbesondere der kurhessischen Landesfürsten, einzugreifen. So gegenüber dem berüchtigten Geize des Kurfürsten Wilhelm I. mit einem herzhaften Briefe an diesen, den man im Hessenlande den Siebenschläfer nannte, weil er seinen Beamten und Offizieren für die sieben Jahre der Fremdherrschaft keine Pension zahlte. So gegenüber der Mätressenwirtschaft des anderen, der die Schwester Friedrich Wilhelms III. zur Gemahlin hatte, wodurch die Aufmerksamkeit des Königs auf Motz gelenkt wurde.

II.

Als Oberpräsident der Provinz Sachsen (1821—1825) wurde Motz in desto nähere Beziehungen zum Mittelpunkte des Staates gebracht.

Es war die Zeit, da die Finanzkalamität in Preußen aufs höchste gestiegen war. Der Finanzminister Klewiz wußte nicht mehr aus noch ein. Er hatte die Eigenschaften eines Ministerialdirektors, aber weniger die eines Ministers. Er war kein Führer und kein schöpferischer Geist. Seine Tatkraft war mehr verteidigend als angreifend, mehr vermittelnd und versöhnend als durchgreifend. Er wußte sich auch nicht zur Geltung zu bringen. Der König hatte ihn gern, aber der Kronprinz übte seinen Witz an ihm. Das Staatsschuldengesetz vom 17. Januar 1820 erschien in der Gesetzsammlung, ohne daß er früher als alle anderen Berliner davon Kenntnis hatte — nach seinem eigenen Geständnis. Nun kamen die Nöte einer wirtschaftlichen Krisis dazu. Die Hauptausfuhrartikel Preußens, Getreide und Holz, fanden in England immer geringeren Absatz: 1825 fiel der Wert auf 10 Millionen Mark, gegen 40 Millionen 1805. Die Getreidepreise fielen unerhört und damit die Einnahme aus den Staatsdomänen. In den Finanzen entstand ein dauerndes Defizit (1823 mehr als 21 Millionen Mark). Die Not der Landwirtschaft war groß. Die Grundstückspreise sanken überall bis auf den vierten und fünften Teil, fast

durchweg auf die Hälfte. Das Land harrte des Retters. Klewiz wußte in keiner Weise, wie zu helfen sei.

Schon besorgten die Militärs, wie Clausewitz, daß man am Heere Ersparnisse machen werde, zum schlimmsten Schaden für das Land. Und bald trat dies denn auch ein. „Das sind die Folgen einer Administration ohne Haupt," wetterte Clausewitz in einem Schreiben an Gneisenau. Am Ende bat, im Gefühle seiner unzureichenden Machtstellung, am 4. Dezember 1824 Klewiz den König um Enthebung von seinem Posten, weil er sich nicht imstande sähe, das Gleichgewicht der Finanzen herzustellen. Es war natürlich, daß sich die Augen auf den jetzt in Berlin weilenden tatkräftigen, jugendfrischen Motz richteten.

Motz hatte es verstanden, zu den nach Hardenbergs Tode einflußreichen Männern im Lande, zu Witzleben und zu Wittgenstein, dauernd gute Beziehungen zu unterhalten. Bei Witzleben kandidierte er längst für einen Ministerposten. Es kam hinzu, daß er neuerdings Gelegenheit erhalten hatte, seine Gedanken über die Reform der Staatsverwaltung mehr zur Geltung zu bringen. Am 12. Dezember wurden auf Befehl des Königs Motz, Vincke, Schönberg, Schön aufgefordert, sich zu äußern, wie sie die Finanznot zu heben gedächten. Schon nach fünf Tagen hatte Motz sein Programm aufgesetzt. Zu Anfang Januar entschied sich der König für ihn.

Wie Motz über die damaligen Minister dachte, geht aus den Briefen an seine Frau hervor. Am 16. Februar schrieb er ihr: „Die Gesamtstellung des Ministerii bleibt immer unangenehm; die Untüchtigkeit fast aller ist sehr groß, aber auch hier ist Änderung zu hoffen, welche namentlich mit Veränderung des Justizministers sogleich eintreten wird." Der Justizminister war 76 Jahre und vollständig morsch. Der Minister des Innern, Freiherr v. Schuckmann, war 69 Jahre, immerhin noch kraftvoll, aber immer mehr zu einem starren Reaktionär geworden. Der Kultusminister Altenstein war in seiner weitschweifigen, ängstlichen und unentschlossenen Art für Motz zweifellos ein Greuel. Gegen ihn richtete sich offenbar jene scharfe Kritik der sophistischen Gelehrten im Ministerium, die vom wirklichen Leben keine Ahnung hätten —, in der dritten der Motzschen Dezember-Denkschriften. Den einflußreichen Kabinettsminister General Grafen Lottum nannte Motz einen rechtlichen Mann. An ihm hatte er aber Energielosigkeit auszusetzen, wie es Vincke bereits früher getan. Niebuhr entrüstete sich eben damals über die Schwäche des „unbedeutenden Mannes" in einem Briefe an den Freiherrn vom Stein. Recht unbedeutend war auch der Kriegsminister v. Hake, der Nachfolger von Boyen. Der Minister des Auswärtigen, Graf v. Bernstorff, zeigte sich schon seit Jahresfrist durch Kränklichkeit den Geschäften nicht mehr gewachsen. Der Handelsminister, Graf Bülow, war längst ein durch Mißerfolge und körperliche Leiden gebrochener Mann. Und vor allem — seit dem Tode Hardenbergs — gab es keinen leitenden Minister mehr, und der war bei der Unentschlossenheit des Königs besonders nötig.

Motz strebte eine leitende Stellung des Finanzministers — wenigstens im faktischen Sinne — an. Am 11. Juni erfolgte seine Ernennung. Am

17. Juni traf er in Berlin ein. Seiner Gattin hinterließ er in Magdeburg die ehrenvolle Pflicht, den Kronprinzen mit einem Adjutanten, den Prinzen Albrecht mit seinem Gouverneur, ebenso General v. Witzleben und sechs Lakaien in ihrer Wohnung unterzubringen.

Bereits am 28. November war ein Entlassungsgesuch da, und ein Jahr etwa dauerte es, bis er seine Stellung einigermaßen befestigt hatte. Nach etlichen weiteren Jahren reifte die Frucht der landesväterlichen Zufriedenheit. Das auf seine Dienstwohnung in Abzug zu bringende Geld, 1200 Taler, sollte für das Jahr 1828 nicht in Abzug gebracht werden. Noch gnädiger bezeigte sich der König bei der Vorlegung des Etats für 1829, indem er Motz für seine „ausgezeichnete" Geschäftsführung ein Geschenk von 20000 Talern machte.

Ordnung in den Staatshaushalt zu bringen war die Aufgabe, zu deren Lösung er berufen worden. Je mehr ihm dies gelang, desto freier bekam er die Hände für die größere Aufgabe, die er längst sich selber gestellt hatte — die Zusammenfassung der wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands unter preußischer Führung. Er knüpfte an die durch das Zollgesetz von 1818 geschaffene Lage an. Er machte sich daran, das Land der Schlagbäume von der Krankheit zu befreien, die sich tief in das Leben der deutschen Nation eingefressen hatte. Das Ministerium des Auswärtigen mußten sein fester Wille und seine stürmische Tatkraft vorwärts treiben. Das größte Hindernis bei diesem Plane fand er in dem Souveränitätsdünkel der kleinen Fürsten. Solange Bonaparte die Geschicke Europas bestimmte, war diese Souveränität ohnmächtig gewesen. Wer von diesen Kleinen hätte es wagen wollen, dem Gewaltigen gegenüber darauf zu pochen? Unheilvoll wurde das Geschenk Bonapartes erst, als es von den europäischen Mächten durch den Wiener Kongreß bestätigt worden war. Jetzt wurde dieses Mißgebilde gefährlich, weil an die Stelle der fremden Macht eine nationale Macht nicht getreten war, die für das Ganze sorgte.

Motz hatte diesen „Souveränitätsschwindel" der Kleinfürsten durch den Einblick in die Verhältnisse seiner kurhessischen Heimat und während seiner Erfurter Zeit von lange her kennen gelernt. Kaum ein Wort hat er so oft spottend und zürnend im Munde geführt wie dieses. Er hat in einem (an den späteren Kaiser Wilhelm gerichteten) Schreiben vom 2. März 1830 gesagt: „Ein Staat mit 200000 Seelen kann an und für sich selbst, der Natur der Dinge nach, nicht als souverän gedacht werden. Diese durch den Deutschen Bund gewonnene Souveränität von Weimar findet ihr wahres Fundament lediglich darin, daß Preußen diesem Bunde beigetreten ist."

Als Motz in das Ministerium getreten war, hatte die durch das Zollgesetz von 1818 eingeleitete rücksichtslose Enklavenpolitik Preußens, zu der sich dieser Staat wegen seiner Selbsterhaltung gezwungen sah, noch nicht viele Erfolge erzielt. Das hauptsächliche Ergebnis war zunächst eine maßlose Erbitterung der Kleinfürsten gegen das gewalttätige Preußen. Der einzige namhafte Gewinn, der Anschluß von Schwarzburg-Sondershausen, war durch Motz, dank seiner vertrauten Stellung zu dem dortigen Fürsten und zu dessen

Beratern, herbeigeführt worden. Sobald Motz Minister geworden war, ging er an die größere Aufgabe, nämlich die Beseitigung des Anhaltischen Schmuggels beim Elbverkehr. Seit dem Inkrafttreten der 1821 zwischen sämtlichen Elbuferstaaten vereinbarten Elbschiffahrtsakte hatte Preußen gehofft, daß die Herzöge von Anhalt sich zu einer Verständigung mit Preußen wegen des Zollwesens bereit finden lassen würden, wie sie es dem Könige von Preußen bei Abschluß jener Akte zu Dresden feierlich versprochen hatten. In dieser Hoffnung sollte man sich getäuscht sehen. Der Herzog Ferdinand von Anhalt-Köthen, der sich durch die preußische Enklavenpolitik in seiner Souveränität schmählich beeinträchtigt fühlte und demzufolge gegen Preußen seine Schmuggelpolitik einleitete (aufgestachelt von dem österreichischen Generalkonsul in Leipzig, Adam Müller), dachte auch nach dem Inkrafttreten der Elbschiffahrtsakte nicht daran, von dem für sein Ländchen so einträglichen Geschäfte abzulassen, suchte es sogar, mit Hilfe englischer Exportfirmen, viel großartiger zu organisieren. Seine beiden anhaltischen Vettern, der von Dessau und der von Bernburg, steckten dabei mit ihm unter einer Decke. Zur Zeit Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen hat sich das Haus Anhalt unter Preußens Fahnen mit Ruhm bedeckt. Jetzt entehrte sich dasselbe Haus durch seine Gaunerpolitik gegen den Staat, dem es großen Dank schuldig war. Diesem Treiben gegenüber bewiesen die preußischen Staatsmänner jahrelang große Geduld oder Hilflosigkeit. Weder Bernstorff, der Minister des Auswärtigen, noch Klewiz haben sich dabei mit Ruhm bedeckt. Das sollte nun anders werden, da Motz in die Regierung trat.

Schon als Oberpräsident von Sachsen, im Februar 1825, regte er Maßregeln gegen Anhalt an. Kaum war er Minister, so erklärte er dem Grafen Bernstoff (24. Juli), es sei nun endlich an der Zeit, energisch einzuschreiten. Am 20. Januar des folgenden Jahres stellte er den Antrag, die Herzogtümer, ohne Rücksicht auf ihre geographische Lage, als fremdes Land zu behandeln und den Verkehr mit ihnen durch Paßzwang zu unterbinden. Am 17. Juni kam der Erfolg — der Zollanschluß von Anhalt-Bernburg an Preußen. Dessau und Köthen aber fuhren fort, Schleichhandel zu treiben. Jetzt ließ Motz im Ministerium des Auswärtigen eine Denkschrift aufsetzen, durch die dem Könige die Notwendigkeit durchgreifender Maßregeln gegen die beiden vorgestellt werden sollte. Preußen, so hieß es darin, muß mit seinen indirekten Steuern eine Armee von 250000 Mann erhalten, um nicht bloß sein eigenes Gebiet, sondern auch das übrige Deutschland, zumal die den Herzögen von Köthen und Dessau gehörigen, in dem preußischen Staate gelegenen Landesteile zu schützen. Die vom Kaiser Napoleon zuerst verliehene und von den großen Mächten aufs neue bewilligte Souveränität der Regenten solcher kleinen Landesteile dürfte nicht dazu mißbraucht werden, die innere Sicherheit der großen Staaten zu verderben.

Da erschien ein Schreiben des dem Könige verschwägerten Großherzogs von Strelitz, um sich des Kötheners anzunehmen: „So, wie die Sache jetzt steht, erfüllt sie ganz Deutschland mit Trauer und Besorgnis," schrieb jener. Und neue Ärgernisse ereigneten sich in Köthen. Der Freiherr vom Stein

aber schrieb an Gagern: „Gott befreie bald Deutschland von seinen jetzigen, aus der Vielköpfigkeit entstehenden Leiden!"

Es dauerte nicht lange, so zeigte sich der Erfolg der Energie, die Motz entfaltete. Im März 1828 kamen Verhandlungen zustande, und der Vertrag vom 17. Juli war ihr Ergebnis. Der Herzog von Köthen war durch den zehnjährigen Kampf mit Preußen in seiner Kraft gebrochen. Motz berechnete die Summe, die den preußischen Kassen durch den Schleichhandel der anhaltischen Herzöge entzogen worden war, auf mehr als eine halbe Million Taler jährlich.

III.

Das Großherzogtum Hessen wurde durch das preußische Zollgesetz von 1818 hart betroffen. Durch seinen Handelsverkehr war es vorzugsweise auf den deutschen Norden angewiesen. Das sogenannte hessische Hinterland, die Gegend um Biedenkopf und Gladenbach, die vom preußischen Staatsgebiet umschlossen ist, war wirtschaftlich durch jenes Gesetz lahmgelegt. Der Versuch einer Verständigung mit den süddeutschen Staaten über eine gemeinsame Zollpolitik war im Sommer 1823 gescheitert. Auch Stuttgarter Konferenzen im folgenden Jahre führten nicht zum Ziele. So kam man im Sommer 1825 zu dem Entschluß, sich wegen eines Handelsvertrages an Preußen zu wenden. Klewiz aber erteilte, gestützt auf eine Denkschrift seines Ministerialdirektors Maaßen (vom 28. Dezember 1824), eine ablehnende Antwort, weil Rheinhessen sich wegen der Zerrissenheit seines Gebietes nicht zum Anschluß eignete. Als im Jahre 1826 von Hessen aus abermals die Sache angeregt wurde, gab auch Motz die Antwort, mit Hessen-Darmstadt allein seien derartige Verhandlungen falsch. Inzwischen näherten sich Bayern und Württemberg in der Zollfrage und suchten Hessen-Darmstadt in ihren Verein zu ziehen. Trotz der Besorgnis Hessens vor der Ungnade Österreichs wurde dieses durch seine Finanznot erneut zum Anschluß an Preußen gemahnt. Es kam endlich zu Beginn des Jahres 1828 zu Konferenzen in Berlin und zu dem Vertrage vom 8. März 1828. Motz war in glücklicher Stimmung. In der jetzigen Lage betrachtete er es als aussichtsvoll, wenigstens das nördliche Deutschland durch die Wohltat freien Verkehrs zu beruhigen und zu beglücken. Das große Ziel einer handelspolitischen Einigung des ganzen Deutschland hielt er einstweilen für unerreichbar.

Wie es nachher so oft sich in deutschen Dingen dieser Art wiederholen sollte, erhob sich große Unzufriedenheit in Hessen-Darmstadt. In Wahrheit zeigten schon die ersten Monate ihre Früchte zum Vorteil für Hessen. Überall entfaltete sich reges Leben, vorzugsweise in Mainz und Offenbach. Die rohen Produkte fanden rheinabwärts reißenden Absatz. In einem Jahre schnellten die Preise der Ausfuhrartikel um 20% in die Höhe; für die Weine um mehrere hundert Prozent. Trotzdem redete ein Abgeordneter in der Kammer von der „societas leonina". Preußen war es, das zunächst finanziellen Nachteil erlitt. Und Österreich zürnte. Seine Bundestagsgesandten machten dem hessischen Minister die bittersten Vorwürfe und wurden grob. Auch Metternich

schüttelte den Kopf, obwohl er gemeint hatte, der süddeutsche und der preußisch-hessische Verein würden sich gegenseitig auflösen.

Mit Hessen-Kassel ging es langsam vorwärts. Der Kurfürst hielt sich für den „Mittelpunkt der deutschen Politik". Als im kurhessischen Staatsministerium der Zollverein mit Preußen warm befürwortet wurde, erklärte er sich gänzlich abgeneigt: ehe er sich gegen eine größere Macht in eine abhängige Lage begäbe, würde er sich lieber zu den größten Opfern verstehen und ein etwaiges Defizit aus eigener Tasche decken. Vollends komplizierte sich die Angelegenheit mit dem Ehezwist dieses kleinen Despoten.

Das Schicksal wollte es — „es war der Fluch, der auf den deutschen Dingen lastete," wie ein damaliger Staatsmann sich ausdrückte —, daß eine so ganz andersartige Persönlichkeit, obenein der Kleinsten einer, Carl August von Weimar, eine kümmerliche Rolle ähnlicher Art bei diesem Anlasse spielte. Er hat dem werdenden deutschen Zollverein und seinem größten Förderer die meisten Hindernisse in den Weg geworfen. Er redete von „Preußens Liebhaberei zu Gewalttätigkeiten". Man sei ihm auf brutale Art mit der Tür ins Haus gefallen. Das seien jene Skandale, welche die preußische Regierung im Auslande so verhaßt machen usw.

War der bisherige Erfolg der Bemühungen von Motz bescheiden, so blieb doch die Reaktion nicht aus. Ein vielstimmiger Chor kleinfürstlicher Staatsmänner ließ das entrüstete Lied ertönen von der bedrohten Selbständigkeit ihrer Herren. Motz stand zur Abwehr ziemlich vereinsamt. Seine Ministerkollegen, zumal der Minister des Auswärtigen, ließen ihn die längste Zeit im Stich. Und selbst seine Untergebenen im eigenen Ministerium scheinen ihm nicht sehr eifrig beigestanden zu haben.

Das Äußerste leistete ein Vertreter der Republik Frankfurt am Main, die damals 52000 Seelen umschloß. Bei den Gegenbewegungen der mitteldeutschen Staaten zum Zusammenschluß kam auch die Frage der Gleichheit des Maßes und Gewichtes zur Sprache. Der Frankfurter Thomas aber erklärte: „Die Gleichheit des Maßes und Gewichtes halte ich für überflüssig. Der Deutsche liebt es, etwas Individuelles zu haben, und in dieser Grundidee des deutschen Charakters liegt eine starke Garantie für die kleineren Staaten. Diese Art der Einheit, welche mit gleichgültigen Dingen anfängt, endet mit einem Herrn und einer Hauptstadt, was mir außer dem besonderen Interesse unseres kleinen Staates, auch persönlich die undeutscheste Idee ist, die ich kenne, obgleich viele, die sie bis zum Verbrechen und zur Verrücktheit verfolgt haben, sich den Beinamen von Deutschen gewonnen haben."

Der Freiherr vom Stein schrieb darüber an Gagern: „Dieses Leben in kleinen Staaten verengt den Blick, lähmt den Charakter, macht kleinlich und philisterartig."

Den stärksten Rückhalt fanden jene kleinfürstlichen Staatsmänner bei Österreich. Ja, sie forderten Metternich dazu auf. Friedrich Schlegel erfand das Spitzwort des „preußischen Zollkaisertums" — ahnungsvoller, als er wohl selber meinte.

Am 24. September 1828 kam am Ende das Kasseler Vertragswerk zu-

stande. Siebzehn mitteldeutsche Staaten traten zu einem Verein zusammen, dessen Kern darin bestand, daß sie sich verpflichteten, ohne ausdrückliche Zustimmung des ganzen Vereins mit keinem in dem Vereine nicht begriffenen Staate in einen Zollverband zu treten. Im übrigen suchte man Allianzen mit dem Auslande ohne Erfolg. England sowohl wie die Niederlande versagten sich den Bewerbungen.

Das preußische Ministerium des Auswärtigen und seine Gesandten, die hierauf zu achten berufen gewesen wären, bemerkten nichts, bis Motz selber sein Auge darauf richtete und seine Maßregeln dagegen traf. Er nahm etliche Berliner Vertreter jener Staaten ins Verhör, so den von Hannover; nicht ohne vom Minister des Auswärtigen gehemmt zu werden. Dieser brachte es fertig, noch am 25. August Motz gegenüber die Feindlichkeit des neuen Vereins gegen Preußen zu bestreiten. Als Motz, auch in seiner Gesundheit allmählich wankend, zu versagen begann, kam eine günstige Wendung aus dem Süden von Deutschland. Der Buchhändler Cotta erschien im September in Berlin, angeblich, um an der Naturforscherversammlung teilzunehmen, in Wahrheit, um zu ergründen, ob Preußen einer handelspolitischen Annäherung an Bayern geneigt sein würde. Seit der Gründung des mitteldeutschen Vereins lag so etwas in der Luft. Nachdem Preußen den kühnen Schritt getan und in Süddeutschland Fuß gefaßt hatte, sprang sein handelspolitisches Übergewicht in die Augen. Der Rat, den der Freiherr vom Stein im Juli 1828, da er auf der Durchreise nach Schlesien Kassel berührte, dem dortigen Vertreter Bayerns gegeben hatte, Bayern möchte sich jetzt politisch und kommerziell mit Preußen verständigen, scheint auf einen guten Boden gefallen zu sein. Jedenfalls kam Cotta, doch wohl vom König von Württemberg dazu angeregt, auf den Gedanken, in Berlin das Terrain wegen der Zollfrage zu erkunden.

Cotta empfing einen starken Eindruck von der geistigen Bedeutung des preußischen Finanzministers. Als er vertraulich den Wunsch des bayrischen und württembergischen Hofes eröffnete, mit Preußen in nähere Handelsbeziehungen zu treten, fand er bei Motz ein Entgegenkommen, das ihn überraschte. Motz äußerte ihm sogleich den Wunsch, eine Verschmelzung des süddeutschen und des preußisch-hessischen Zollvereins herbeizuführen. Beiden Teilen könnte das nur zum Vorteil gereichen. Nach Cottas Heimkehr kam alsbald ein Schreiben von diesem, woraus Motz ersah, daß sowohl Bayern als Württemberg voraussichtlich eine Annäherung versuchen würden.

Von ganz verschiedenen Seiten innerhalb Preußens wurde das bestätigt. Am 4. Oktober ging im Ministerium die Eingabe von zahlreichen Fabrikanten und Kaufleuten aus Elberfeld und Barmen ein, die mit dem Danke für den Zollvertrag mit Hessen-Darmstadt die Sehnsucht nach Erweiterung des freien Verkehrs über das ganze deutsche Vaterland verbanden. In einem Schreiben vom 8. November 1828 an den Grafen Bernstorff leitete nun Motz eine neue Politik Preußens ein — gerichtet auf einen Handelsverein mit Bayern, Württemberg und Baden. Zu Ende Januar 1829 begannen die Verhandlungen. Die Teilnehmer spürten es, daß sie an einem zukunftsreichen Werke arbeiteten.

Durchaus die führende Rolle spielte Motz. Neben ihm Cotta. Selbst die Berufsdiplomaten aus Bayern und Württemberg begeisterten sich dafür. Nur der Leiter der preußischen auswärtigen Politik sperrte sich lange. Schließlich kam auch er in den Bann von Motz. In der Nacht vom 28. zum 29. Januar legte dieser die Grundzüge des Vertrages in einem Schriftstück für Cotta nieder. Er verschlimmerte dadurch den längst leidenden Zustand seiner Augen. Am 23. Februar schrieb er die Grundzüge für den an den König zu erstattenden Bericht nieder. An die Spitze der Motive setzte er die politische Wichtigkeit für unsere Stellung in Deutschland, an zweite Stelle die Einwirkung auf den mitteldeutschen Verein und Aufhebung aller nachteiligen Verhältnisse desselben gegen Preußen, erst an die dritte Stelle die finanziellen und handelspolitischen Vorteile für Preußen. Der Immediatbericht Bernstorffs ließ bezeichnenderweise die beiden ersten Motive fort.

Es bedurfte noch hartnäckiger Kämpfe in den darauffolgenden Monaten, ehe es zu einer Verständigung zwischen den Unterhändlern kam. In seiner Hochherzigkeit war Motz immer zu Zugeständnissen bereit. Über seine Pläne scheint er namentlich dem württembergischen Vertreter sich erschlossen zu haben. In einer längeren Unterredung sagte er ihm: Wenn der Handelsvertrag zustande gekommen sei, müßten die vier Staaten nur noch gemeinschaftlich mit anderen deutschen Staaten unterhandeln und gleich von Anfang den Charakter einer Gesamtmacht annehmen; und sei erst einmal der Zollverein der vier Staaten fertig, dann werde es in Zukunft nicht mehr vorkommen, daß fremde Mächte sich in deutsche Angelegenheiten mischen. Auch eine Revision der Bundesverfassung erhoffte er mit der Zeit davon. Es wäre ein unsinniges Verhältnis, daß die unbedeutendsten Mitglieder des Bundes, die gar nichts für seine Zwecke leisteten, die mächtigsten überstimmen könnten. Eine solche Sprache war lange nicht gehört worden.

Und jetzt geschah allmählich, was Motz prophezeit hatte: die Staaten des mitteldeutschen Vereins baten Preußen flehentlich um Aufnahme in den neuen Zollverband. Mit überlegener Meisterschaft hat er diese Kleinen zu Paaren getrieben. Er ganz allein hat diesen Feldzug disponiert und dirigiert. Kein einziger der preußischen Staatsmänner kommt neben ihm dafür in Betracht. Und man kann verfolgen, wie er mit seinen Zwecken wächst, wie er anfangs gar nicht an Bayern und Württemberg denkt, wie er es dann wagt, mit diesen Staaten abzuschließen, wie er auch in dem späteren Stadium noch vor dem Vertrag mit dem Königreich Sachsen zurückschreckt, um sich dann auch in diesem Falle zu überwinden. Leider verzehrte die ungeheure Arbeit seine Kräfte. Die Angehörigen bestürmten ihn, nicht mehr die Nächte der Arbeit zu opfern. Zu sehr war er sich bewußt, daß die ganze Sache an ihm hing, und so ließ er sich nicht abhalten.

Dies war das Werk seines Lebens. Er hat es in der kurzen Spanne von fünf Jahren vollbracht, die ihm von seinem Eintritt in das Finanzministerium bis zu seinem Tode gegönnt waren. Anderes hat er gewollt, aber nicht vollbringen können. So ist ihm die Entstehung der Eisenbahnen in England nicht entgangen, noch weniger das Interesse, mit dem hervor-

ragende Geschäftsmänner des westlichen Industriegebietes diese Dinge verfolgten. Es ist wahrscheinlich, daß die lange Verzögerung der Angelegenheit in dem damaligen Preußen nicht eingetreten wäre, wenn er länger gelebt hätte.

Wie bedeutend seine Stellung über die Schranken des eigenen Ministeriums hinausragte, zeigte sich bei dem Agendenstreit. In der berühmten Eingabe der zwölf Berliner Geistlichen vom 17. Oktober 1825 gegen die Einführung der Agende war behauptet worden, daß viele Prediger die Agende bei der zweiten Umfrage nur um angedrohter Nachteile willen angenommen hätten. Durch diese Behauptung der Zwölf, an deren Spitze Schleiermacher stand, fühlte sich der Bischof Neander (gerade der Geistliche, zu dem sich Motz und dessen Familie hielt) gekränkt und sah sich veranlaßt, eine Gegenschrift zu verfassen, für die er möglichst viele geistliche Unterschriften sammeln wollte zum Protest gegen jene „unerhörte Verdächtigung". Das Konzept reichte er am 10. Januar 1827 bei Witzleben ein. Dieser fragte Motz um Rat. Motz riet entschieden von der Kundgebung ab. „Es ist in allen Verhältnissen schwer, einer Injurie mit Würde und doch genügend in einer öffentlichen Schrift zu begegnen; ganz vorzüglich ist dies aber schwierig unter Geistlichen, von welchen mit Recht zu verlangen ist, daß sie ohne alle Leidenschaft nur in christlicher Liebe sich auf einem solchen Wege begegnen." Er deutete auch darauf hin, daß voraussichtlich die Zwölf „mit der gewandten Feder des Herrn Schleiermacher" antworten würden.

Noch ein zweites Mal hatte er sich mit dem Agendenstreit zu befassen. Es handelte sich dabei wieder um Schleiermacher. Diesmal kam es zu einem heftigen Zusammenstoß mit Altenstein. Der bewegte sich, in dem Bestreben, seinem Könige und Herrn gefällig zu sein, auf einer bedenklichen Bahn, indem er die Opposition mit den schonungslosesten Mitteln zu unterdrücken suchte. Besonders hatte er es dabei auf Schleiermacher abgesehen. Denn dieser wollte die Zweckmäßigkeit der Agende nicht anerkennen. Altenstein sah in ihm einen „bösartigen Geistlichen", den man auf gerichtlichem Wege unschädlich machen müsse. Schon im Sommer 1827 erklärte Motz — obwohl selber für die Agende eingenommen —, daß der Kultusminister in seinem Eifer zu weit gehe. Als der König am 11. Juni 1827 dem großen Theologen wegen seiner Vorstellung gegen die Agende einen Verweis erteilt hatte, schien das Motz hinreichend zu sein. Daher erhob er in einer Sitzung des Staatsministeriums (November 1827), in welcher Altenstein den Antrag auf Kriminaluntersuchung gegen Schleiermacher und zwei seiner Gefährten stellte, energisch Einspruch dagegen. Er suchte das Verfahren der Zwölf in einem milden Lichte darzustellen und vertrat, unter Berufung auf den Geist der Reformation, den Satz Schleiermachers, daß Rede und Schrift in kirchlichen Dingen mit einem anderen Maßstabe zu messen seien als in weltlichen Dingen. Obwohl Altenstein die Mehrheit der Minister auf seiner Seite hatte, war er außer sich über den Widerspruch von Motz und suchte dessen Votum zu diskreditieren, so daß sich Motz zu einem Immediatbericht veranlaßt sah. Möglich, daß der König hierdurch überzeugt wurde. Jedenfalls ist Schleier-

macher nicht vor den Strafrichter gestellt und die preußische Regierung vor dieser Blamage behütet worden.

Noch einen zweiten Kampf um Toleranz hat Motz mit Altenstein geführt. Es war der Kampf zwischen Rationalismus und Pietismus, der scharfe Spaltungen innerhalb des preußischen Ministeriums hervorrief. Hier siegte Altenstein, aber Motz war darüber weggestorben. Die beiden lebten überhaupt in Unfrieden miteinander. Im Februar 1828 klagt Altenstein einmal dem General Lottum über die vielen Eingriffe in sein Ressort und über die Verunglimpfungen seiner Geschäftsführung durch Motz. Aber die Konsequenz daraus zog Altenstein nicht.

Kurz vor dem Ende mußte Motz erleben, daß ihm der König seine Unzufriedenheit mit den bisherigen Leistungen durch eine Kabinettsorder vom 30. Januar 1830 aussprach: die Motzsche Geschäftsführung habe nicht die Forderungen erfüllt, welche die seinerzeit dem Minister Klewiz beigegebene Immediatkommission für die Finanzverwaltung aufgestellt hätte. Die Kabinettsorder war das Werk seines alten Widersachers Ladenberg. Für diesen Mann waren die großen Leistungen von Motz nicht vorhanden. Motz antwortete mit einer Denkschrift, in der er seinem tiefen Schmerz und seiner leidenschaftlichen Empörung Ausdruck verlieh. Sie wandte sich vorzüglich gegen Ladenberg. Motz aber schloß mit seinem Abschiedsgesuch. In seinem ersten Konzept zu der Denkschrift sprach er von dem Kummer, mit dem ihn der dermalige Stand des Staatsministeriums erfülle. Das war ja die Wurzel des Übels in der preußischen Verwaltung: Disharmonie, Mangel an Homogenität in der Zusammensetzung des Ministeriums. „Nichts kommt vorwärts, alles lahmt. In der Justiz, im Innern, im Kriegswesen, im Kultus ist alles lahm und gemein. Herr v. Motz ist der einzige unserer Minister, der ein wenig aus dem Schlendrian heraus möchte" — so hatte Varnhagen schon im Oktober 1825 in sein Tagebuch geschrieben. Als Motz am 30. Juni 1830 gestorben war, sagte Keßler, der Direktor der Domänenabteilung: „Motz war der einzige Kräftige in einem Kreise von Invaliden und Schwächlingen." Sein Schwager v. Krosigk verglich ihn mit Wilhelm v. Humboldt. „Beiden", meinte er, „konnte man den klaren Verstand, die scharfe Urteilskraft nicht absprechen. Wie anders aber gestaltete sich der innere Mensch bei beiden. Dem Humboldt sah man es an, daß er bloß denkendes, nicht fühlendes Wesen ist; Motz aber sprach das Gemüt an durch die Wärme, mit welcher er die Gegenstände und die Menschen umfaßte."

Motz ruht auf dem Dorotheenstädtischen Kirchhof zu Berlin, der in der Unruhe der Weltstadt heute eine umfriedete Insel bildet. Neben ihm (und seiner Gattin) ruht sein Mitarbeiter, Freund und Nachfolger, der am 2. November 1834 verstorbene Karl Georg Maassen. „Alles mit Maassen" — pflegte Motz zu sagen, so oft er mit diesem seinem bedächtigen Ministerialdirektor Hand in Hand arbeitete. Also auch im Tode.

W.

Der Hackbrettler.

Erzählung
von
Johannes Jegerlehner.

I.

Das Tal ist eng und schroff, wo das Gletscherwasser in das Schaufelrad des Müllerjosi springt. Die Sommerfrischler und Alpinisten, welche die Bahn hoch über der Schlucht auf sicheren Granitmauern und Viadukten hinführt, blicken mit krauser Stirn in die gruselige Tiefe, die auf jedem klafterbreiten Flecken Erde noch einer Hütte Raum gewährt. Wenn sie erst das schiefe Lotterhäuschen des Müllerjosi sähen, das in den Einschnitt des Wildbaches hinaushängt und nur von einigen Strebehölzern zur Not ein bißchen gestützt wird! Doch die mächtige Krone eines alten Nußbaumes verdeckt das Schieferdach, und so ist von der Bahnlinie aus wirklich kein Stein von der Mühle zu erschauen. Nur der Müller sieht, wenn er will, durch die Lücken der Baumäste die rotgestrichenen Wagen des Zuges, und wenn er auch nie hinaufblickt, weil er das Bähnlein unsäglich haßt, so hört er doch das Rattern und Poltern der rollenden Wagen, das selbst den donnernden Wildbach und das Klappern des Mühlrades während einiger Minuten übertönt.

Der Müllerjosi haßt die Bahn, wie er keinen Menschen hassen könnte, und wäre es nach seinem Willen und dem einer höhern Gerechtigkeit gegangen, so hätten mindestens ein Dutzend Lawinen und ebensoviele Bergschlipfe und Rufinen das Teufelswerk in Schutt und Trümmer legen müssen. Er hatte ja wohl im steifsten Berglertrotz dagegen geredet und geeifert; aber du lieber Gott, wie soll ein gewöhnlicher Kleinhäusler gegen die großen Herren aufkommen? Er lebte schlecht und recht von dem kümmerlichen Ertrag seiner Roggenmühle und von seinem Kartoffeläckerlein, gehörte keiner Behörde an und trübte mit seinen Einwendungen und Flüchen nirgends ein Wässerchen.

Am Tage, als die Bahn eingeweiht wurde und die Dörfchen an der Linie sich zum Feste rüsteten, sollte auch in Mühleried ein großer Tanz über die Bretterdiele des Gemeindehauses rumpeln. Noch in letzter Stunde jedoch wurde der Tanz in Frage gestellt, weil der Müllerjosi seinen harten Kopf hatte.

Es muß nämlich gesagt werden, daß er als Hackbrettspieler viel weiter herum bekannt war, denn als Müller, und die Musik von Mühleried galt,

ihrem flotten Hackbrettler zu Dank, bergauf und -ab als die beste im Lande. Wenn die Mühlerieder aufspielten, wurde es dem sprödesten Mädchen warm unter dem Brusttuch, und die Weißbärte, die vermeinten, in ihrem Winkel dem stillen Trunk sich ergeben zu können, spürten ein Kitzeln und Zappeln in ihren alten Knochen, dem sie fast nicht widerstehen konnten.

Es nützte nichts, daß selbst der Präsident zur Mühle hinunterstieg und den Josi ersuchte, seine Kameraden aufzubieten und im Gemeindehaus zum Tanz aufzumachen; der Hackbrettler war um kein Geld zu dem Schritt zu bewegen. Ein Glück war es, daß der Präsident in seiner Verlegenheit einen alten Italiener auftrieb, der seine Harmonika und seine nicht geringe Kunst gerne zur Verfügung stellte. So konnte das Fest abgehalten werden und der Präsident seine über sechs Wochen hinaus studierte Rede von Stapel lassen.

Der Müllerjosi saß am Abend des Festes auf seinem Hinterhausläublein und starrte mit weltfernen Blicken in die Tiefen der Schlucht. Vom Wasser sah er keinen Tropfen, weil uralte Eschen und Linden mit ihrem grünen Laubwerk von Fels zu Fels eine Brücke spannen, unter der die Wellen im Verborgenen wie in einem Hexenkessel strudelten und kochten. Das Wasserrad ruhte, nicht nur heute, sondern fast das ganze Jahr hindurch, da Josi die Mahlgänge erst nach der Roggenernte anließ, wenn die Bauern von allen Höhen herunterstiegen und den Ertrag ihrer magern Äcker zur Mühle brachten.

Frau und Kinder hatte er nicht, obwohl er längst über die Dreißig hinaus war. Was willst, das Weibervolk hat ihm noch nie den Schlaf gestört.

Josi lauschte dem Knirschen des Flußgeschiebes und den Böllerschüssen, die wie aus weiter Ferne in das Toben des Gletscherwassers hallten. Er paffte dicke Wolken aus seiner Pfeife und freute sich ingrimmig, dem Fest durch seine Abwesenheit einen gehörigen Dämpfer gegeben zu haben. Die Bahn, die verfluchte Bahn, sie werden sie noch satt bekommen. Warum auf einmal so ein Spektakelwesen in das stille Bergtal hineinfahren muß, das will ihm nicht in den Kopf. Wer nicht gehen kann, soll am Ofen sitzen. Was brauchen die Fremden ihre Wundernasen zu allen Fensterglotzen des Zügleins herauszustrecken und den dicken Gasthofbesitzern ihre Kassen zu bereichern. Wenn sie den Großen und Gewaltigen Geld und Verdienst geben, so hat der arme Schlucker keinen Segen davon. Das hat schon sein Vater gesagt, und der konnte es wissen.

Josi holte aus seiner Kammer das Hackbrett und zog zwei neue Saiten auf. Als er die Stimmung ausprobierte, glitten die Eisenhämmerchen wie von selbst über das vertraute Saitenwerk, gerieten ins Hopsen und Tanzen, und auf einmal war er mitten drin in einem alten währschaften Ländler, zu dem er die Melodie summte, bis ein kunstgerechter Jodler ihm aus der Kehle fuhr, der über dem dumpfen Gebrause des Wildbaches hinschwebte, wie ein farbiger Apoll über blühende Wiesen. Ab und zu flog ein Schaumspritzer oder ein verlorenes Stäubchen von dem Mühlenwasser auf die Laube und netzte ihm die heiße Stirne.

Mitten im schönsten Trio tappte ihm jemand auf die Schulter. Es war der Klarinettist, hinter dem der Geiger stand. Ohne Umstände zogen sie ihre Instrumente unter dem Kittel hervor, setzten sich neben ihm auf das Bänklein und spielten nun zu dreien ein Stück nach dem anderen aus ihrem beschränkten Tanzprogramm, den Wildbachwalzer und den Lauistüber, den Sandbödeler und den Oberschletzer. Und das Tobelwasser rauschte und orgelte den Grundbaß, daß es klang wie ein wildes, fremdartiges Naturspiel, wie ein Hexensabbath oder eine Waldeulensymphonie.

Bei der ersten Pause stieg Josi in den Keller und füllte den Zinnkrug mit dem grauen, saueren Landwein, der auf den sonnigen Hängen über dem Dörflein wuchs, und die Kameraden freuten sich hellauf, daß ihretwegen das Bähnlifest in einen armseligen Stuben- und Weinhock ausarten mußte, denn daß bei dem dünnen Harmonikagedudel des Italieners die Tanzerei bald ein Ende nehmen würde, war ja doch eine ausgemachte Sache.

„Ein Fest, ohne daß wir drei aufmachen, ist kein Fest, eine Narretei," meinte der Klarinettler. „Es ist ganz gut, daß wir bei der Kalberei nicht dabei sind; für die Rede des Präsidenten gebe ich keinen Batzen."

Josi nickte bei jedem Wort mit seinem schmalen Kopfe dazu, denn das Reden war mühsam bei dem Lärm des tobenden Wassers. Er schenkte unabläßig ein, bis die Kanne leer war, und stieß mit den Gesellen auf alte und neue Freundschaft an. In später Stunde wurden sie rätig, ins Gemeindehaus hinaufzugehen, ohne die Instrumente natürlich, nur so zum Trotz und Spott.

Im Gemeindesaal, wo die Menge an langen Tischreihen dem Weine zusprach, empfing sie jauchzendes Bravorufen. Als man aber durch den dicken Tabaksqualm bemerkte, daß sie mit leeren Händen kamen, regnete es eine Flut von bitteren Verwünschungen. Kein Bein hatte sich gerührt, als die kleine, verstimmte Handorgel des Italieners im schärfsten Prestissimo aufsummte und knarrte, und als dieser seine Kunst verschmäht sah, war er beleidigt hinausgelaufen. So fehlte zum guten Gelingen das Herz und Bein in Bewegung setzende Mühlerieder Trio.

Die drei Musikanten nahmen in einem leeren Winkel Platz und mischten sich in das allgemeine Bahngespräch, das sie einmeinig nach ihren Köpfen führten und wobei sie mit Hieben und Ausfällen nicht knauserten. Als der Morgen an die Fenster schlug und der Aufbruch erfolgte, stolperte der Müllerjosi, der schwer geladen hatte, seiner Hütte zu. Auf der zertretenen und halb zerfallenen Treppe glitschte er aus und brach sich ein Bein. Er schleppte sich in seine Kammer und ließ am Morgen den Quacksalber rufen, der ihm den Schenkel mit dicken Brettern verschalte und in Eisendrähte schnürte. Nach einigen Wochen konnte der Patient das Bett wieder verlassen und durch die Stube humpeln; das Bein aber war steif und um Handbreite kürzer geworden. Wiederum schimpfte Josi alle Zeichen über die Bahn, die an seinem Unglück schuld war, und wenn der Zug ob dem Dörflein vorüberdonnerte, so nahm er die Pfeife aus dem Mund, spuckte aus und fluchte ein heiliges Donnerwetter.

II.

Viele Wochen später, als die gelben Roggenfelder geschnitten wurden, traten der Klarinettist und der alte Geiger zum Müllerjosi ins Stübchen. „Was meinst? Glaubst, es gehe?" fragten sie ihn. „Übermorgen zum Tanzsonntag nach Stalden."

Der Müllerjosi schüttelte den Kopf. „Ich bin ja noch nie zehn Schritt vom Hause weggehumpelt. Das Bein schmerzt mich immer noch sehr, und es ist steif wie eine Gartenscheie. Hol der Teufel die Bahn!"

„Grad mit der Bahn fahren wir, das ist klar," entschied der Klarinettist. „Ein Fuhrwerk kommt zu teuer, und dafür ist eben die Bahn da. Ich zahl das Billett schon, wenn dich das Geld reut. Sagen wir ab, so lassen sie in Stalden die Sedunermusik kommen, und dann ist uns das Dorf für alle Zeiten gesperrt."

Derart redete auch der alte Geiger auf den Kameraden ein, bis er schließlich weich wurde und nachgab.

Am Sonntag saß der Müllerjosi mit seinem Kasten auf dem Trittbrett des Zuges. Seine Kameraden hatten in dem Abteil Platz genommen, und da es ein heißer Tag war, blieben die Wagentüren offen. Das Züglein setzte sich in Bewegung, und Josi öffnete seinen Kasten und zupfte der Bahn zum Trotz mit den klobigen Fingern leise die Saiten. Die zwei anderen Musikanten sollten nicht etwa glauben, daß er nun Augen und Maul aufsperre und das neumodische Fahrzeug mit all den Brücken und Löchern als ein Wunderwerk begaffe. Die Altvordern hatten keine Bahn und sind doch — da rollte der Wagen über einen schwindelhohen Viadukt, so ruhig und sicher, daß Josi die eiserne Stütze, die er schnell ergriffen hatte, wieder fahren ließ und staunend in den weißen Schaum der Schlucht hinabblickte. Jetzt finstere Nacht und Tunnelgerumpel, dann wieder der blaueste Himmel zu Häupten und mitten drin — schau jetzt das Wunder — senkrecht über seinem Scheitel das Kirchlein von Emd, so ganz von allen Felsen und Hängen losgelöst, daß es in der Luft zu schweben schien.

„Edu — edu — edu," murmelte er; da schnappte ihm eine dreiste Felsnase das Bildchen weg, der Zug verlangsamte die Fahrt, ein Ruck, und das Zahnrad hackte sich ein, weil es jetzt steil bergab ging. Schau, schau, wie großartig. Das surrt und braust um die Ohren, schnurrt über Tobel und Wildwasser, daß es dem Teufel darob graust und läuft — hol mich der Kuckuck — wie am Schnürchen läuft's. Doch was hocke ich da und glotze so dumm; ich spiel mir eins auf und pfeif auf die Bahn. Er legte den Hut neben sich auf den Boden und ließ die Hämmerchen über das Hackbrett zappeln wie im Tanzlokal oder zu Hause auf dem einsamen Wasserläublein.

Bei den ersten Klängen traten die Fremden, welche die Wagen füllten, unter die beiden Türen auf die Plattform hinaus und lauschten der seltsamen Musik, die wie ein Echo dieser wilden Bergnatur das Bahngetöse und Pusten der Lokomotive in die Stille bannte. „Prachtvoll," hörte Josi eine Stimme rühmen, und als das Stück zu Ende war, flogen von allen Seiten Nickel- und Silbermünzen in seinen Hut. Vor Scham wagte er kaum aufzublicken.

Er hatte, weiß Gott, nicht um Geld gespielt, aber schließlich — auf dem Tanzboden ließ er sich auch fünf Franken bezahlen für die Nacht und dazu ein gutes Essen und jede Stunde einen halben Liter — und wenn die reichen Berliner und Engländer an seiner Musik Gefallen finden, ein paar lumpige Batzen ist sie schon wert. In Zermatt erhalten sie die gute Luft und die weichen Betten und das braune bayrische Bier auch nicht um ein Vergelts Gott. Jedes Edelweiß, jeder Tropfen saure Milch muß dort teuer erkauft werden. Sonst trügen die Hoteliers den Kopf nicht so hoch und stolz.

Zum Dank für die unerwarteten Gaben schmetterte Josi den Matterhornjodler aus voller Kehle, und sein Saitenspiel rasselte in allen Tiefen und Höhen eine kräftige Begleitung. Die Melodie wurde zwar durch zwei kurze Tunnels verhackt, aber die Fremden blieben auf ihrem Posten, da das Bähnlein langsam und vorsichtig fuhr, und als Josi vor der Einfahrt in den dritten Tunnel den Jodler in einer kühn geschwungenen Zickzacklinie beendete, regnete es nach der Ausfahrt wieder so viel klingendes Glück in seinen Hut, daß er den Kopf tief auf die Brust senkte. Für diesen zweiten Geldregen konnte er nicht mehr danken, denn der Zug hatte Stalden erreicht, und die Mühleriedermusik stieg aus. Mit Hut und Hackbrett unter den Armen schritt Josi voran, und obschon er den Kopf nicht um Daumesbreite auf die Seite drehte, merkte er ganz gut, wie die Fremden durch alle Fenster ihm nachschauten.

Die zwei Kameraden nahmen ihn frischweg in die Mitte, und der Klarinettler spähte mit gierigen Augen in die Tiefe des geldschweren Hutes. „Du, Josi, das hättest du dir auch nicht träumen lassen, he," sagte er, und der Neid schaute ihm zu den Armlöchern heraus. „Das nächste Mal spiele ich ebenfalls mit, so erhalte ich auch mein Sümmchen." — „Ich teile natürlich mit euch beiden," erwiderte Josi gutmütig, und als sie ein Stück weit gegangen waren, leerte er den Filz auf einen flachen Stein, und alle drei schieden die großen und kleinen Münzen von den glitzernden Silberstücken. Das Ergebnis war ein glänzendes. „In einer halben Stunde zwölf Franken," rief Josi in hellem Erstaunen, und über sein hageres Gesicht mit dem schwarzen borstigen Schnäuzchen flog seit vielen Wochen das erste große, selige Lachen.

„Macht auf jeden grad vier Franken," bestimmte der alte Geiger, teilte das Geld in drei Häuflein do-re-mi und strich das seine ein.

Die Nacht durch wurde in Stalden zum Tanz aufgespielt, und am nächsten Morgen fuhr die Mühleriedermusik wieder taleinwärts. Die Wagen waren vollbesetzt, und Josi saß abermals einsam draußen auf der Einsteigetreppe. Nach der Abfahrt des Zuges packte er seinen Kasten aus und begann, gleichsam nur so zum Zeitvertreib, ein leichtes Geträller, das bald zum herrischen Wildbachwalzer anschwoll. Obschon es noch recht kühl war, hatte er den Hut vom Haupte genommen und neben sich gelegt. Die Wirkung war dieselbe wie gestern. Bei den ersten Klängen des Instrumentes fuhren die Fremden von den Bänken auf, drängten sich zu den Türen und priesen die seltsame Musik, die man weder in Berlin noch in Paris zu hören bekam. Nach jeder Nummer schwirrten die Nickelstücke und die Silberlinge in den Hut, Josi brauchte nicht einmal mit dem Kopfe zu nicken. In Mühleried

verteilte er die Summe unter die Spielgenossen, die das Geld als etwas Selbstverständliches, ohne ein Wort des Dankes, in den Sack steckten.

Nun geschah das Wunder. Der Müllerjosi, der bis dahin für die Bahn kein gutes Wort gefunden, saß jeden schönen Tag auf seiner Wagentreppe, fuhr einige Stationen weit talab und den gleichen Weg wieder zurück, immer klimpernd und johlend, und wenn er den Filz umstülpte, klingelte und klirrte es verheißungsvoll in seine hohlen Hände, und nun brauchte er den Erlös mit keinem Zweiten und Dritten zu teilen.

Als das Geld von Tag zu Tag sich mehrte und zu einer ansehnlichen Summe anwuchs, fiel es dem Josi auf, wie bescheiden die armselige, felsgraue Mühle sich unter die Äste des stolzen Nußbaumes duckte. Im ganzen Dorf war keine Hütte so schmucklos und bettelhaft. Er kaufte deshalb einen Kübel Ölfarbe und bestrich die Läden mit einem prachtvollen Mattengrün. Das Dach ließ er flicken und eine neue breite Treppe anlegen, über die sein lahmes Bein bequem auf und ab stelzen konnte. Da die Bauern mit ihrem Korn zur Mühle niederstiegen und die Getreidesäcke zu einem großen Haufen sich türmten, ließ er auch ein weit vorspringendes Schutzdach anbringen. Zum Müllern hatte er keine Zeit, solange die Bahn ihm die Taschen stopfte.

Endlich, als die Hänge in den goldenen Herbstfarben prangten und die letzten Züglein mit den letzten Sommerfrischlern talaus glitten, und bald darauf der Bahnverkehr eingestellt wurde, ließ er das Wasser in einem kräftigen Bogen in das Mühlrad schießen, und nun klapperte das Werk ohne Unterbruch. Es war aber auch die höchste Zeit, denn die Bauern verlangten ihr Mehl, um Brot backen zu können, und schon wurde um die Häuser herum gemunkelt, man werde eine neue Mühle errichten, da der Josi das Handwerk erbärmlich vernachlässige, seitdem er Bahnmusikus geworden sei. Josi aber ließ sich nicht lumpen. Die Mühle war Familienerbe, und auf zwei Stunden in der Runde hatte es nie eine andere Müllersfamilie gegeben. Er führte in seinen Keller zwei Fässer neuen Wein und brachte die murrenden Kunden mit einem guten und reichlich gespendeten Tropfen zum Schweigen.

Als die Mühle das Klappern einstellte, fielen die ersten Flocken. Durch die kahlen Äste des Nußbaumes schimmerten die grünen Läden der Mühle, und der Talfluß war klein und bescheiden geworden und rauschte in kristallklaren, smaragdgrünen Wassern kaum hörbar durch die Schlucht. Den Müllerjosi duldete es nicht mehr in der häuslichen Stille und Einsamkeit. Die Bahn mit all ihrem Getöse und Fremdengetriebe hatte in ihm das Verlangen nach Menschentum und Gesellschaft erweckt.

Er setzte sich unter Tags und des Abends in die Pinte zu Kartenspiel und Dorfklatsch und merkte lange nicht, daß die blutjunge Witwe sich gerne um ihn zu schaffen machte. Er hatte bis jetzt noch nie einem Weibsbild scharf in die Augen geguckt, und es fiel ihm nicht im mindesten auf, daß die Babette das tiefdunkle Haar über die Ohren zurückstrich und mit zierlichen Schritten ihm entgegentänzelte, wenn er in die Stube trat.

Eines Abends, als er allein in der Wirtschaft zurückgeblieben war, rückte sie mit ihrem Stuhl an seine Seite, belobte die schönen grünen Läden, die

ganz nach ihrem Geschmack seien, und das geflickte Mühlendach und die neue breite Steintreppe, an der man fast nicht vorbeigehen könne, ohne hinabzutrippeln und in sein Stübchen hineinzuwundern, in dem es wohnlich aussehen müsse, jetzt, wo er sich alles kaufen könne, was sein Herz begehre. Auf dem Wasserläubli müßte man, um nur noch eins zu erwähnen, herrlich im Kühlen sitzen, wenn die Augustsonne niederbrenne, daß die Hühner gesottene Eier legen. Nun geriet Josi in Hitze und erzählte, wie ihm das Geld nur so zufliege wie ein Mückenschwarm, wenn er auf der Bahn hackbrettle. „Besonders wenn es gegen Zermatt zugeht", meinte er lächelnd, „und die Fremden noch keine Ahnung haben, was das Leben dort kostet, zahlen sie meine Kunst wie Könige. Nachher, wenn sie gerupft und geschoren das Tal verlassen, rinnt das Goldbrünnlein nur noch in spärlichen Tropfen. Ich habe auch schon rotes Kupfer aus meinem Hut gefischt. Nächsten Sommer schaffe ich keinen Streich mehr in der Mühle. Das überlasse ich dann dem Knecht. Mit dem Müllern verdient man ja kaum das Brot in die Suppe. Die Bahn ist halt doch ein wahrer Segen fürs Land, für Arm und Reich, und ich könnte sie nicht mehr ermangeln. Nicht des Geldes wegen, Gott behüte. Zum Hamstern und Zutragen bin ich alleweil zu dumm gewesen, — aber die Fremden, die muß man auspressen, die Wirte in Zermatt tun es auch. He ja, ich sag's, die Bahn ist nicht nur für die Reichen gebaut worden, auch so ein armer Krüppel, wie ich einer bin, soll seinen Gewinn draus ziehen."

„Du wirst meiner Treu noch ein steinreicher Dorfhabicht und solltest dich nach einer Frau umtun," versetzte die Babette und strich ihm über das struppige Haar.

Josi lachte. „Das Geld macht mir nicht heiß und nicht kalt und mit der Frau, — a bah — ich bin noch lange wohl so wie ich bin. Diesen Winter schnitze ich ein neues Hackbrett mit sechs Kontrabässen, da werden die fremden Herren und Schleierjungfern noch ganz anders glotzen und rühmen, wenn sie meine Musik hören — Donner! Ich bin aber auch ein Künstler auf meinem Instrument. Die Touristen, die aus den großen Städten kommen, die reden so, und die können es wissen."

Er erhob sich, doch die Wirtin drückte ihn sanft auf den Stuhl nieder. „Kannst noch ein halbes Stündlein bleiben, weil du es bist," schmeichelte sie; Josi aber stand auf und versetzte gähnend: „Ich habe Schlaf und Zeit ist's. Ade!"

III.

Es verdroß den Müllerjosi durchaus nicht, daß seine beiden Kameraden, der Klarinettist und der alte Geiger, sich von ihm lossagten und mit dem Italiener auf die Tanzböden zogen. Er konnte es ihnen nicht übelnehmen, denn Mißgunst und Neid sind überall zu Hause, in den Palästen der Vornehmen sowohl, wie in den armseligen Älplerhütten. Das ist ein Kräutlein, das auf jedem Boden umsonst gedeiht.

Wenn der Neid brennte im Feuer,
Wär das Holz nicht so teuer,

hatte schon immer sein Vater gesagt. Die zwei verlorenen Kameraden ersetzte ihm die Babette in der Dorfpinte, die junge Witwe mit dem glatten schwarzen Haar und den braunen, funkelnden Äuglein. Seit dem Neujahr besorgte sie ihm die Wäsche und ging in seinem Haus ein und aus, als ob sie schon Frau Müllerjosi hieße.

Freilich, wenn sie mit süßer Miene und zappeligen Äuglein vom Heiraten redete, sog Josi mit aller Kraft an seiner Pfeife und hüllte sich in dicke Wolken. Er konnte nun einmal an dem schönsten und zutunlichsten Weibervolk nichts Apartes herausfinden, und hatte er solange allein gehäuselt, so ging es auch für die Zukunft. Aber die Babette ließ ihn nicht mehr aus der Schlinge und brachte ihn wenigstens zu der tröstlichen Verheißung, so in einem Jahr oder zwei könne man daran denken. Jetzt sei er noch zu wenig reich, um für zwei hungrige Mäuler zu sorgen und später, wer weiß, wie bald schon, für eine Stube voll Kinder.

Im Frühsommer brachte die Bahn die ersten Fremden ins Tal. Josi ließ aber das Hackbrett noch am Nagel ruhen, bis der Verkehr zunahm und die Wagen sich füllten. An einem blauen Junitag, als zum erstenmal ein Supplementszug eingeschaltet murde, nahm er sein neues Instrument mit den sechs Kontrabässen unter den Arm, löste ein Abonnement für den ganzen Sommer und setzte sich wieder auf seinen Lauerposten auf der Wagentreppe. Das Geschäft nahm einen so blühenden Aufschwung, daß er nach einigen Wochen, um sein Geld los zu werden, zwei Äckerlein und ein Stück Mattland auf einen Schlag an sich brachte und beizeiten einen Müllerknecht anstellte, damit die Bauersleute dieses Jahr auch richtig bedient würden.

Das Gerede von der neuen Mühle hatte ihm so empfindlich in die Nase gestochen, daß er dem frechen Geträtsch ein für allemal den Faden abschneiden wollte.

Die meisten Nächte verbrachte er nun unten in Stalden oder oben in Zermatt, und er geizte nicht mit seinem Gelde, half manchem armen Zipfel mit einem silbernen Trost aus der Verlegenheit, vergnügte sich bei Wein und Kartenspiel und verklopfte in einer Nacht oft den Erlös des vorigen Tages. Um die Mühle kümmerte er sich blutwenig; der Knecht war dafür bezahlt, um zum Rechten zu sehen. Der Knecht jedoch war ein fauler Schlingel. Er ließ die Mahlgänge und die Beutel stundenlang leer laufen und rütteln und lieferte den Kunden grobes Mehl. Bald ging das Gemunkel von neuem los, und manch einer sagte es dem Josi ins Gesicht, so könne die Sache nicht länger bestehen, entweder Müller oder Musikant, aber nicht beides zusammen. Der Präsident riet ihm, die Mühle zu verkaufen, worauf der Hackbrettler aufbrauste und ihm eine grobe Antwort ins Gesicht warf. „Gut," entgegnete der Präsident. „So tue ich mich halt nach einem Platz um, auf den man eine neue Mühle stellen kann."

Eines Tages, so Mitte August, als die Bahn den Verkehr kaum mehr bewältigen konnte, fuhr Josi gegen Zermatt hinauf, um abends in der großen Bierhalle aufzuspielen. Er hatte eben den Matterhornreigen zum besten gegeben und stimmte die sechs Kontrabässe, während die Geldstücke in seinem

Hut musizierten. Plötzlich schlug durch das tiefe Gebrumm und Gesumm ein Wort an sein Ohr, schrill und schneidend wie der Mißton einer gerissenen Saite. „Bitte, wirf dem Bettler das Almosen zu."

Was hat der Fremde gesagt? Josi stutzte, hob die Blicke und sah in das freche Gesicht eines Herrleins, dem ein grüner Tirolerhut am Haarwirbel klebte.

Er, der Müllerjosi von Mühleried, ein Bettler! Er, dessen Großvater Gemeindepräsident und Großrat gewesen war! Heiligkreuzdonner! Hatte er ein einzigesmal für seine Musik einen Rappen verlangt? A bah, er hat sich verhört. Bei dem Poltern und Schüttern der Wagen kann man leicht etwas falsch verstehen. — Frischdrauflos, den Lauistüber. Die Hämmerlein schlugen an und rührten die Saiten, doch jedesmal wenn er mit dem Jodler einsetzen wollte, blieb der Ton in der Kehle stecken. Als das Stück zu Ende war, flogen abermals einige Münzen in seinen Hut. Josi achtete sich dessen nicht, spitzte die Ohren anderswohin und blinzelte gegen die Wagentür.

„Gut, daß wir bald in Zermatt sind, so hört das erbärmliche Geklimper auf." — Das war die Stimme von vorhin.

„Eine Schmach ist's, wie so eine Bahn das Älplervolk verdirbt und zudringlich macht. An jeder Station lauern die Kinder und Frauen mit Geblümel und Beeren, eine durchaus verwerfliche Bettelei in etwas anderer Form als bei uns, und nun der Dudler da draußen; na, gib ihm einen Franken, damit er schweigt."

„Er hat ein lahmes Bein," nahm ihn eine andere Stimme in Schutz.

„So soll er sich im Asyl melden und die Fremden nicht belästigen mit dem Mordsspektakel. Er ist noch ein junger Mann und könnte ganz gut arbeiten." —

„Zermatt — alles aussteigen."

Josi verließ ganz verwirrt seinen Platz und taumelte wie ein Trunkener über den Bahnsteig und durch die spazierende Menge der bunt belebten Hauptstraße. Am liebsten wäre er gleich mit dem nächsten Zug wieder heimgefahren, doch er humpelte, von den Hotelwagen und Fußgängern halb geschoben, halb mitgerissen, immer zu, den Kopf auf die Brust geknickt und an einem Gedanken grübelnd, der mächtig in ihm aufstieg. Musizieren will er heut abend in der Bierhalle, daß die Saiten springen, und wenn sie ihm den Bettelkram zuwerfen, aufstehen und den Filz samt den Geldstücken dem hochmütigen Studenten mit dem Tirolerhütchen ins Gesicht schmeißen. Diesem frechen Herrenvolk will er zeigen, ob er ein Bettler sei!

Am Abend spielte Josi in der großen Bierhalle, die bis auf das letzte Plätzchen besetzt war. Die flottesten Walzer und Sennenweisen ließ er aus seinem Kasten springen. Seine Stimme hallte laut und dröhnend, die Hämmerchen schlugen erbarmungslos auf die Saiten, und die sechs Kontrabässe rasselten, bis eine Saite nach der anderen mit schrillem Tone riß. Während des Spieles schweiften seine Blicke über die Tische und angelten sich an jedem Auerhahnhütchen fest; doch das freche Studentengesicht war nirgends zu erblicken. Wohl aber sah er überall mitleidiges Lächeln und

höhnische Grimassen und eine spindeldürre Engländerin, die sich sogar beide Ohren zuhielt. Donner — war er denn blind gewesen! Für einen Krüppel und Bettler hatte er diesen Leuten gegolten, weiter nichts. — Er trocknete die Stirn, räusperte sich und rutschte mit dem Stuhl. Ich hätte etwas zu sagen, will er durch das Lokal schreien. Das Almosen, das eure barmherzigen Seelen mir in den Hut geworfen haben, ich schenke es den Armen. Bettler gibt es bei uns keine, und wenn es solche gäbe, so hat sie die Bahn eingeschleppt.

Er erhob sich und riß den Mund weit auf.

„Ich — ich — Donner!" Mehr als die drei heiseren Worte brachte er nicht über die Lippen. Mit einer zornigen Handbewegung kehrte er den Hut um, so daß das Kleingeld auf den Tisch klingelte und zu Boden rollte, ergriff das Instrument und humpelte eilig zur Tür hinaus.

Am andern Tag reiste er mit dem ersten Zug ab und erreichte in früher Morgenstunde seine Hütte. Im Mühlewerk herrschte Feiertagsstille, und der Knecht, der ihn erst auf den Abend erwartete, lag noch im Nest. Aber wohl, jetzt klebten dem Josi die Worte nicht auf der Zunge. Wütend fuhr er über den Faulpelz los, zahlte ihm den Lohn auf die Hand und gab ihm eine kurze Frist, um das Bündel zu schnüren. Das Hackbrett warf er mit einer Verwünschung in den Kasten, schlüpfte in die grauen Müllerkleider und trieb die Gänge an. Durch alle Nacht bis in den Morgendämmer hinein schaffte er ruhelos in der Mühle. Jetzt galt es mit frischer Kraft einzuliegen und Versäumtes nachzuholen. Nach dem Frühstück begab er sich zum Präsidenten und überzeugte ihn, daß eine zweite Mühle durchaus überflüssig sei.

„Entweder Müller oder Hackbrettler," fuhr ihn der Präsident an, „aber beides zusammen geht nicht."

„Müller — Donner," entschied Josi und ging grüßend von dannen. In die vermaledeite Bahn wird er nie mehr einen Fuß setzen, das ist sicher. Noch im Verlaufe des Herbstes verkaufte er die beiden Äcker und die Matte wieder und stellte seine Mühle durch einige Verbesserungen in guten Stand.

Die Babette, die ihn nur noch selten zu Gesicht bekam, war von seiner Wandlung anfänglich sehr betrübt; doch ein Bahnangestellter, der schön tat und sie bei jedem neuen Schoppen zärtlich in die Backen kniff, schwellte ihr das Herz mit schönen Hoffnungen, so daß sie ohne Bedenken ihre lange verhaltene heiße Witwenliebe auf den neuen Liebhaber übertrug.

Eine Woche vor dem ersten großen Tanzsonntag saß Josi auf dem Wasserläublein und staunte den braunen Nußblättern nach, die in die Schlucht rieselten und alsbald von den Wirbeln verschlungen wurden. Die Hetze und Hast des Fremdengetriebes und das unstete Leben auf der Bahn und in den Gasthöfen hatte wieder dem geruhigen Alltag eines Kleinmüllers Platz gemacht, und in dem Staub der Mühle fand er sich in sein altes, beschauliches Dasein zurück. Wie er so zufrieden die Beine kreuzte, die Pfeife stopfte und ein Hirtenliedchen summte, ging die Läublitür auf, und der Klarinettist und der alte Geiger erschienen mit ihren Instrumenten.

„Nächsten Sonntag ist Tanz," rief der Klarinettist, „und da sollten wir spielen". Josi, der sofort erriet, was die beiden herführte, machte zum Schein ein mürrisches Gesicht und senkte seine Blicke in die Wasserschlucht.

„So spielt halt," brummte er, „ihr habt ja den Italiener."

„Wir drei sollten wieder zusammenspannen," versetzte der alte Geiger herzlich. „Wir sind zusammen eingeübt, und mit dem Hackbrett, wenn es so gespielt wird, wie du es kannst, da tönt's halt höllisch fein. Ziehharmonika ist nur Kinderspektakel dagegen. Das Hackbrett, ich sag grad wo mich der Schuh drückt, es hat uns lange Zeit gemangelt."

„Da Josi, gib die Tatze und stimm das Instrument," sagte der Klarinettler. „Wir wollen grad einen aufmachen, zu unserem Ergötzen."

„Wenn ihr mir so kommt," versetzte Josi mit einem hellen Schein auf dem Gesicht, „so muß ich wohl oder übel anbeißen." Im Augenblick saßen sie alle drei in schönster Eintracht wie ehedem auf dem Bänklein, strichen, bliesen und schlugen sich in Hitze und Schweiß, als ob sie statt des Flußbettes und der tanzenden Nußblätter einen Saal mit wiegendem Volke zu Füßen hätten. Aus dem Tanzbodenprogramm wurde ein Stück nach dem andern heruntergespielt, der Wildbachwalzer und der Lauistüber, der Sandbödeler und der Oberschletzer, und in das wilde Gedudel und Geraffel rauschte und gurgelte das Wasser und füllte die Schlucht mit seinem urweltlichen Brummbaß.

Als sie müde waren, holte Josi eine volle Kanne aus dem Keller herauf, goß den herben Bergwein in die Gläser und stieß mit den Kameraden auf alte und neue Freundschaft an.

„Jetzt ist mir wieder wohl, wie lange nicht mehr," rief er. „Das ist, weil ich die verfluchte Bahn nicht mehr unter den Füßen habe."

„Geld hast ja währli schön verdient dabei," stichelte der Klarinettist und machte ganz grüne Augen. „Aber ob die Fremden deine Musik verstanden haben wie unsereiner, das wäre noch zu ergründen. Wir Musikanten haben halt doch ganz andere Ohren. Hier herum sagt dir freilich keiner ‚prachtvoll', aber jeder hat seine Freude daran, wenn er's auch nicht zeigt und mit Geld bezahlt."

„He ja," versetzte Josi mit dem vollen Glas in der Hand. „So eine Musik wie die Mühlerieder besteht auf der ganzen Welt nur eine, — ich meine natürlich da, wo es weder Eisenbahnen noch Fremde gibt. Und das Geld — hol der Tixel die Bahn samt dem Hut und den Bettelmünzen. Nicht die vielen Äcker und Wiesen machen glücklich, nur einer allein, mit dem man zufrieden ist. Das hat schon mein Vater immer gesagt, und der hat's wissen können. Zur Gesundheit — ihr."

Literarische Rundschau.

Deussens Philosophie der Bibel.

Die Philosophie der Bibel. Von Dr. Paul Deussen, Professor an der Universität Kiel. F. A. Brockhaus. 1913.

Das ist wirklich ein Zeichen der Zeit: aus allen Lagern stehen sie auf, die über das Christentum ihre Meinung sagen wollen. Mit der ehrfürchtigen Scheu vor der Sachverständigenqualität der Theologen ist's ein für alle Male vorbei. Neben die Dutzende von Broschürenfabrikanten minderen Ranges stellen sich Feingebildete aller Berufe; so jüngst der Amtsrichter von Zastrow mit seiner Darlegung zur sogenannten „Geheimreligion der Gebildeten". Aber auch die Zahl der hervorragenden Gelehrten aus der philosophischen Fakultät, die ihr Votum zu diesem Thema abgeben, mehrt sich ständig. Auf Haeckels Welträsel, Arthur Drews' Christusmythe, Rudolf Euckens „Können wir noch Christen sein?" folgt Paul Deussens Philosophie der Bibel. Wer Deussen kennt, wird sein Werk mit besonderer Spannung zur Hand nehmen. Man weiß, mit welchem lebhaften Interesse er der Gedankenwelt der Inder nachgegangen ist und wie zahlreiche wertvolle Arbeiten diesen Studien entsprossen sind. Man wußte ihn jetzt mit einer großangelegten Geschichte der Philosophie beschäftigt, die in ihren bisherigen Teilen gleichfalls der indischen Philosophie stark Rechnung trug. Nun gliedert er in diese „Allgemeine Geschichte der Philosophie" einen Band über die Bibel ein. Das entspricht nicht dem Herkommen; man kann sogar fragen, ob es sachlich berechtigt ist. Was soll die Bibel in der Geschichte der Philosophie? Darf man überhaupt von einer „Philosophie" der Bibel reden? Verwechselt, wer das tut, nicht Religion und Philosophie? Aber wer die Aufgabe der Geschichte der Philosophie so weit faßt wie Deussen, hat wohl das Recht, ja die Pflicht, die Gedankenwelt der Hebräer, des Judentums und des Christentums in den gewaltig großen Gedankenzug einzuordnen, der von der Vorzeit zur lebendigen Gegenwart führt. Zweierlei Vorbehalte wird man bei der Anerkennung dieser Pflicht freilich machen müssen. Erstens tritt die Religion — ganz gleich welche — bei Deussen wirklich zu sehr unter philosophischen Gesichtspunkt; zu stark erscheint sie als Gedankenkomplex, zu wenig als Lebensmacht. Wenigstens ist das in dieser Darstellung der Fall; darüber, ob Deussens sonstige Auffassung dem entspricht, soll nicht geurteilt sein. Zweitens ist die Form, in der Deussen die biblische Gedankenwelt schildert, keinesfalls nur durch die philosophiegeschichtlichen Motive bestimmt. Sie allein konnten nicht zu einer verhältnismäßig so ausführlichen Erörterung der allgemeinen historischen Unterlagen und Zusammenhänge führen, wie das Buch sie gibt. Bietet es doch, zum Erstaunen des Lesers, recht genaue Überblicke über die gesamte Geschichte Israels, des Judentums, Jesu, des Paulus! Schiebt der Verfasser doch sogar an mehreren Stellen chronologische Tabellen ein (zur Geschichte des Judentums, zum Leben des Paulus), die philosophiegeschichtlich sehr wohl entbehrlich waren. Zu dieser Form der Behandlung des Stoffes haben ganz deutlich besondere Umstände geführt; man wird nicht fehlgehen, wenn man sagt: ein ganz spezielles, außerordentlich reges und dauernd gepflegtes Interesse gerade für diese Fragen hat den Ausschlag gegeben. Das wird durch das Vorwort bestätigt:

Deussen wollte „auch für andere sagen, was Kopf und Herz so viele Jahre beschäftigt hatte". Er hat ja auch einmal Theologie studiert; er ist in der Geschichte der Religion zu Hause; und — die Christentumsfrage läßt ihn nicht los.

Sehen wir die Erörterungen über Altes und Neues Testament, ganz abgesehen von der Frage ihrer Einordnung in die Geschichte der Philosophie, an: was finden wir? Auf alle Fälle eine für einen Nichttheologen ganz außerordentliche Vertrautheit mit dem Stoff bis in verhältnismäßig kleine Einzelfragen hinein. Da ist nichts zu spüren von der verhängnisvollen Verachtung aller theologischen Sachkunde, die Haeckels Welträtsel zeigen, nichts von der überkühnen Kombinationsleidenschaft eines A. Drews; überall begegnet sorgfältige Vertiefung, genaue Kenntnis, abwägendes Urteil. Selbst in Fragen, in denen die Fachmänner auseinandergehen, berichtet Deussen sachkundig; oft urteilt er selbständig. Natürlich regt sich hier und da der Widerspruch; so z. B. bei dem Satz von einer den drei ersten Evangelisten über die von Papias erwähnten Urschriften hinaus gemeinsamen Quelle, die Deussen „Synoptikon" nennt. Doch das ist nebensächlich. Wichtiger ist die Gesamtauffassung von der biblischen Geschichte. Sie geht vielfach die Wege der modernen kritischen Theologie, hütet sich aber meist vor Radikalismus. Wo es sich um die Darstellung der Gedankenwelt handelt, erst recht, wo das eigentlich religiöse oder dogmatische Urteil in Frage kommt, entfernt sie sich aber von dieser Linie und geht auf eigener Bahn. Dadurch entsteht auch zwischen Deussens Christus und dem der kritischen Theologie eine keineswegs ganz geringe Differenz. „Aber an der Geschichtlichkeit der Person Jesu kann nur ein Narr zweifeln" (S. 189), welche Verurteilung des (nicht genannten) A. Drews! Nichts hindert anzuerkennen, daß diesem außerordentlichen Menschen auch außerordentliche, vielleicht uns noch unbekannte Kräfte gegeben waren (S. 212). Mit warmer innerer Anteilnahme schildert Deussen, wie die Juden „den edelsten Mann, den ihre Nation je hervorgebracht hat", schmählich hingemordet haben (S. 225). Der Persönlichkeit des Paulus sucht er sehr ernstlich gerecht zu werden; das vierte Evangelium, das nicht vom Jünger Johannes sein könne, nennt er ein Werk von weitem historischen Horizont und philosophischer Tiefe. Alles in allem eine Behandlung des Gegenstandes, die auch der zuweilen Widersprechende nur mit Ergriffenheit, öfter mit Dank wird lesen können, es sei denn, daß er jeder kritischen Erörterung desselben von vornherein ablehnend gegenübersteht.

Diese historischen Partien des Buches scheinen mir heutzutage recht wichtig, gerade weil sie von einem Philosophen und nicht von einem Theologen kommen. Wichtiger freilich ist noch die Art, wie Deussen die „Philosophie der Bibel" in die Geschichte der Philosophie überhaupt, in das Werden der menschlichen Kultur eingliedert. Er holt zu diesem Zweck weit aus, greift auf die ägyptische Religion und die ursprüngliche Religion der semitischen Stämme zurück, schildert die Geschichte der babylonischen und assyrischen Reiche und die Grundzüge der babylonisch-assyrischen Weltanschauung und schiebt zwischen den die vorexilischen Hebräer behandelnden und den das nachexilische Judentum beschreibenden Abschnitt ein Kapitel über die Religion der Iranier ein. Letztere Maßnahme ist im Zusammenhang des Ganzen besonders bedeutungsvoll. Nach Deussen war der alte Hebraismus sehr ungeeignet, Grundlage einer Weltreligion zu werden; die althebräischen Begriffe bedurften dazu einer Umformung, die nur durch das Eindringen eines fremden Elements möglich war; dieses Mittelglied zwischen dem Alten und Neuen Testament liege in der Weltanschauung des Zarathustra offenkundig vor Augen. Erst nach diesem Einfluß wurde es nach Deussen möglich, Gott von der Urheberschaft des Bösen zu entlasten und als Prinzip der Moralität festzuhalten. Dem gleichen Einfluß ist auch die Erkenntnis der ewigen Bestimmung des Menschen und eine Vergeistigung der Messiashoffnungen zu verdanken. Deussen betont diesen iranischen Einfluß sehr stark, wenngleich Hervorhebung verdient, daß er ihn auf Jesus nicht direkt, sondern nur durch Vermittlung des Judentums wirken läßt. Daß in dieser

These Wahrheitsmomente liegen, ist unbestreitbar; aber zu solcher Ausbildung kann sie nur kommen, wo das Wesen des Christentums in der Weise bestimmt wird, wie Deussen es tut. Wer darin anders urteilt, muß auch über jene These anders denken.

Das Wesen des Christentums! Auf die Seiten, die hierüber reden, konzentriert sich schließlich das Interesse. Deussen findet es in dem indisch-platonisch-christlichen Gedanken, daß unser Erdendasein nicht Selbstzweck ist, „daß vielmehr die höchste Aufgabe des Lebens darin besteht, auf dem Wege der Selbstverleugnung, welche das Wesen aller echten Tugend ausmacht, uns von dem uns allen angeborenen Egoismus zu läutern und dadurch unserer ewigen Bestimmung entgegenzureifen, welche uns im übrigen unbekannt bleibt und bleiben muß, soll nicht die Reinheit des moralischen Handelns gefährdet werden". Näher führt das ein Schlußkapitel über „Kern und Schale des Christentums" aus. Vier große unaufgebbare Wahrheiten verdankt danach die Philosophie dem Christentum: den Determinismus, die nach Deussen schon von Jesus erkannte Unfreiheit des Willens; den kategorischen Imperativ im Kantischen Sinne, als Gegensatz zu allem Egoismus; die Wiedergeburt (die Deussen mehrfach als Zentraldogma des Christentums bezeichnet), d. h. die Erkenntnis der Notwendigkeit einer völligen Umschöpfung des alten Menschen in den neuen; endlich den Monergismus, d. h. die Überzeugung, daß diese Umwandlung nicht von uns gewirkt werde, sondern von „Gott", daß wir uns von unserer egoistischen Realität loszumachen und zu unserer an sich seienden, göttlichen Natur zurückzukehren haben. Daß diese Bestimmung des Kernes des Christentums von der üblichen und nicht bloß von der orthodoxen in sehr wesentlichen Zügen abweicht, darf nicht verkannt werden. Zu denken gibt sie sehr viel mehr, als hier sich ausführen läßt. Sicher kommt Deussen mit dieser Bestimmung den innersten und besten Wünschen weiter religiös denkender Kreise der Gegenwart entgegen; sicher packt er mit ihr das moralische Hauptinteresse des Christentums an; sicher wird er ihm so unendlich viel besser gerecht als die zahllosen Stimmen, die es einfach zum alten Eisen werfen zu dürfen glauben. Die Frage bleibt nur, ob dieses „Wesen" nicht doch eine Basis fordert, die mehr Religion heißen kann, als jener „köstliche Kern ethischer und metaphysischer Grundwahrheiten" beanspruchen kann.

Deussen wirft am Anfang die Frage auf: Sind wir noch Christen? Er antwortet mit Rücksicht auf jenen Kern mit freudigem Ja. Wer tiefer sieht, wird Fragestellung und Antwort würdigen. Wahrlich, es tut not, daß der Philosoph, dem keine theologische Voreingenommenheit nachgesagt werden kann, das Christentum als einen Schatz hinstellt, aus dem auch unsere Zeit zu lernen hat. Die äußere Schale des Kernes findet Deussen wunderlich; daß wir gut tun werden, Schale und Kern zu sondern, ist ganz gewiß richtig, ob man auch das Verhältnis beider in manchem anders bestimmen mag, als Deussen tut. Zu allerletzt erklärt Deussen, es sei besser, den Kern mitsamt der Schale festzuhalten, als, wie es heutzutage leider oft geschehe, mit der Schale auch den Kern wegzuwerfen und zu verlieren. Dies Wort wird ihm nicht leicht gefallen sein; mancher wird es ihm schwer verdenken. Wenn das Wort zu eigensinnigem Festhalten von überlebten Formen führte, könnte es in der Tat schaden. Aber so, wie es gemeint ist, hindert es weder Wahrheitsforschung noch praktischen Fortschritt. Darum ist es ihm als ein Wort großer Weisheit in den Fragen der Erziehung des Menschengeschlechts besonders zu danken. M. S.

βλ. **Biographenwege. Reden und Aufsätze.** Von Anton Bettelheim. Berlin. Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1913.

Es gibt Bücher, die sich um ihrer selbst willen empfehlen; es gibt auch solche, die uns zugleich ihrem Verfasser näherbringen und ihn liebgewinnen lehren. Erst nachdem wir dieses hier gelesen, fiel der Blick auf die Worte in Bettelheims Vorrede: „Das Band, das diese Garben bindet . . . ist gewirkt aus den engverflochtenen Lebensfäden der Biographierten und des Biographen, den ihr Schicksal bisweilen nicht weniger beschäftigte, als sein eigenes." So dürfen wir annehmen, daß es seinem Empfinden entspricht, wenn der Herzenshauch, der diese Blätter durchweht, auch uns durchdrang. Wie gleichgültig mag es diesem anerkannten Meister des literarischen Porträts sein, ob man mit seiner Wertung Auerbachs etwa übereinstimmt oder nicht? Ungleich wertvoller ist es, daß niemand ohne tiefe Ergriffenheit das tragische Schicksal der Familie Tegetthof vernehmen oder den verdienten Huldigungen die dankbare Anerkennung versagen wird, die er dem sprachgewaltigen, weitsichtigen Historiker Österreichs, Heinrich Friedjung, entgegenbringt. Es ist der größte Reiz solcher Studien, daß sie Erlebtes wiedergeben, daß die Toten auferstehen und den noch Lebenden zu ihrem Recht verholfen wird. Um wieviel ärmer wäre unsere deutsche Literatur ohne diese österreichischen Dichter, Forscher, Helden und Denker, ohne die geistige Frische und Unmittelbarkeit, ohne den alle Schicksalsschläge überdauernden Frohsinn, den sie in Kunst und Leben trotz allem sich gerettet haben. Wir brauchen keine Namen zu nennen: Anton Bettelheim ist einer von ihnen.

βλ. **Der Mensch und sein Ziel, eine Lebensphilosophie ohne Umwege.** Von Robert Saitschick. München, C. H. Beck'sche Verlagshandlung. 1914.

Aus jedem Abschnitt dieses guten Buches ließen sich Goldkörner sammeln, aus dem Schatz der Antike, aus den Texten der Heiligen Schrift, aus dem Wortlaut der Weisheit von Dichtern und Propheten. Es ist eine Schulung zur Selbsterkenntnis, ein beredsamer Aufruf, von den Niederungen des bloß sinnlichen, auf Irdisches gerichteten Lebens zu Ewigkeitswerten vorzudringen. Es ist vor allem ein Aufruf zur Tat, und Tatkraft setzt Glaubenskraft voraus: „Der Unterschied zwischen Denkkraft und Glaubenskraft," sagt einmal der Verfasser, „ist wie der zwischen Talent und Genie. Die Glaubenskraft ist unmittelbar schöpferisch. Auch vom Denken soll es heißen: wir denken, um zu leben, nicht wir leben, um zu denken." Während wir mit Saitschicks christlicher Lebensphilosophie uns beschäftigten, fiel uns Coleridge in seinen Betrachtungen über „Hamlet" in die Hand. Übereinstimmend spricht auch der englische Philosoph: „Shakespeares Absicht ist darauf gerichtet, uns zu überzeugen, daß der Hauptzweck des Lebens das Handeln ist, daß keine, wenn auch noch so glänzenden Gaben des Intellekts wertvoll, ja nicht anders denn als ein Unglück zu betrachten sind, wenn sie uns Widerwillen gegen die Tat einflößen, uns dazu verleiten, über das Handeln so lange nachzugrübeln, bis der Zeitpunkt verpaßt ist, da wir etwas Gutes tun können."

γ. **Sammlung Kösel.** Kempten, Verlag von Joseph Kösel. 1913.

Diese Sammlung verfolgt den Zweck, die wissenschaftlichen Fragen durch zuständige Gelehrte objektiv, aber doch im Anschluß an die katholische Weltauffassung behandeln zu lassen. Die Sammlung Kösel ist also eine Ergänzung der im gleichen Verlag erscheinenden Monatsschrift „Hochland", wenn man die Unterscheidung zwischen katholisch und ultramontan noch machen darf, so geht sie von literarischen Betätigungen dieser Art aus. Uns liegen von der Sammlung einige Bändchen vor: Die Kultur der Babylonier und Assyrier von dem Benediktiner Dr. Landersdorfer, dem Direktor der Erziehungsanstalt Ettal bei Oberammergau; Die Frau im Mittelalter von Professor Dr. Finke in Freiburg i. Br.; Die deutschen Kolonien von Dr. Alois Junker. Die Darstellung des Paters Landersdorfer ist von fachmännischer Seite als gut bezeichnet worden; sie kommt zu dem Ergebnis, daß Babylon eine kulturelle Großmacht war, welche Elam, Kanaan, Südarabien, die Hethiter und die Ägypter in ihren Kreis zog und bleibende Kulturwerte geschaffen hat. Finke, einer der ersten Kenner des Mittelalters, tut dar, daß die Frau in dieser Geschichtsperiode keineswegs ein Gegenstand der tatsächlichen Mißachtung, sondern nach verschiedenen Seiten hin ein bedeutsames Element des öffentlichen wie des privaten Lebens war; auch daß Luther erst der Ehe zu ihrer Würde verholfen habe, will er nicht gelten lassen. Interessante Einzelheiten entnimmt Finke seinem besonderen Gebiet, der aragonesischen Geschichte des ausgehenden Mittelalters. Junker endlich wendet seine Aufmerksamkeit nicht bloß den geographischen, sondern auch den wirtschaftlichen und ethnographischen Verhältnissen unserer Kolonien zu und gibt so eine wohl orientierende Übersicht über das ganze Gebiet. Die Erwerbung von Neukamerun ist von ihm bereits berücksichtigt; er weist darauf hin, daß sein Umfang dem Italiens fast gleich kommt.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Addams. — Zwanzig Jahre sozialer Frauenarbeit in Chicago. Von Jane Addams. Berechtigte Übersetzung von Else Münsterberg. Nebst dem Bildnis der Verfasserin und einem Geleitwort von Alice Salomon. München, C. H. Beck. 1913.

Adler. — Anakreon. Erstes Buch der Serie: „Poetische Schatten". Von Helene Adler. Leipzig, Arthur Cavael. 1913.

Albrecht. — Germanen. Roman von Paul Albrecht. Leipzig, Xenienverlag. 1913.

Artbauer. — Die Fremdenlegion. Von Otto Cesar Artbauer. Mit 23 Abbildungen, einem farbigen Umschlagbild und zwei Karten. Bielefeld, Velhagen und Klasing. O. J.

Baedeker. — Indien. Handbuch für Reisende. Von Karl Baedeker. Mit 22 Karten, 33 Plänen und 8 Grundrissen. Leipzig, Karl Baedeker. 1914.

Baumgartner-Stockmann. — Goethe. Sein Leben und seine Werke. Von Alexander Baumgartner. S. J. Dritte, neubearbeitete Auflage. Besorgt von Alois Stockmann. S. J. Zweiter (Schluß-)Band: Der Altmeister. Von 1790 bis 1832. Mit einem Titelbild. Freiburg i. B., Herder. 1913.

Behnisch-Kappstein. — Der lichte lange Tag. Novellen von Anna Behnisch-Kappstein. Berlin, Märkische Verlagsanstalt. O. J.

Benzmann. — Die deutsche Ballade. Eine Auslese aus der gesamten deutschen Balladen-, Romanzen- und Legenden-Dichtung, unter besonderer Berücksichtigung des Volksliedes. Mit Einleitungen, Erläuterungen und Registern herausgegeben von Hans Benzmann. Leipzig, Hesse und Becker. 1913.

Beyerlein. — Das Jahr des Erwachens. Zwei Erzählungen aus der Zeit der Befreiungskriege. Von Franz Adam Beyerlein. 1. bis 10. Tausend. Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus. O. J.

Bibliothèque française. — XVIIe siècle. Bossuet. Trois tomes. Textes choisis et commentés par Henri Brémond. Paris, Librairie Plon. 1913.

Burgoyne. — The navy league annual (corrected to October 4th 1913). Founded and edited by Alan H. Burgoyne. Assisted by Gerard Fiennes and H. S. N. Ellis. Seventh year of issue. London, John Murray. 1913.

Biese. — Pädagogik und Poesie. Vermischte Aufsätze. Von Prof. Dr. Alfred Biese. Dritter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1913.

Bloesch. — Am Kachelofen. Von Hans Bloesch. Bern, A. Francke. 1914.

Bongardt. — Der alte Berns. Roman aus der Franzosenzeit. Von Hans Bongardt. Der Blauen Eckardt-Bücher achter Band. Leipzig, Fritz Eckardt. 1914.

Brinkmann. — Der Waldhofbauer. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Georg Brinkmann. Leipzig, Friedrich Schneider. O. J.

Buchner. — Stromgeld. Von Martin Buchner. Straubing, Cl. Attenkofer. O. J.

Calderon. — Calderons Meisterdramen. Acht Teile in zwei Bänden. Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Wolfgang von Wurzbach. Leipzig, Hesse und Becker. O. J.

Cosack. — Burg Hoym. Drei Erzählungen von Konrad Cosack. Bonn, Albert Ahn. 1914.

Dauthendey. — Gedankengut aus meinen Wanderjahren. Zwei Bände. Von Max Dauthendey. München, Albert Langen. O. J.

Deutsche Humoristen. — 7. Band: Ottomar Enking, Anna Croissant-Rust, Rudolf Greinz, Wilhelm Schussen, Ludwig Thoma, Sophus Bonde, Wilhelm Fischer-Graz. Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1913.

Deutscher Wehrkalender. 1914. Herausgegeben vom Deutschen Wehrverein. Oldenburg, Gerhard Stalling.

Dorner. — Die Metaphysik des Christentums. Von Professor Dr. D. August Dorner. Stuttgart, W. Spemann. 1913.

Dumstrey. — Das Asthma und die bronchialen Katarrhe. Neue Wege zu ihrer Erkenntnis und Heilung. Von Dr. med. F. Dumstrey. Berlin, Verlag für Volkshygiene und Medizin. 1913.

Eckstein. — Gesammelte Schulhumoresken. Von Ernst Eckstein. Zweite Auflage. Neudamm, J. Neumann. O. J.

Ewald. — Vier feine Freunde und andere Geschichten. Naturwissenschaftliche Märchen von Karl Ewald. Dritter Band der autorisierten deutschen Gesamtausgabe von Hermann Kurz. Mit neun Tafeln und zahlreichen Abbildungen von Willy Planck. Stuttgart, Kosmos, Franckh'sche Verlagshandlung. O. J.

Federer. — Jungfer Therese. Erzählung aus Lachweiler. Von Heinrich Federer. Siebentes Tausend. Berlin, G. Grote. 1913.

Felder. — Franz Michael Felders sämtliche Werke. Herausgegeben im Auftrage des Franz Michael Felder-Vereins zu Bregenz von Hermann Sander. Vier Bände. Leipzig, Hesse und Becker. O. J.

Filek. — Mimis Versorgung. Roman von Egid von Filek. Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus. O. J.

Flemes. — Gottfried Haberkorns Irrtum und andere Geschichten. Von Bernhard Flemes. Hannover, Adolf Sponholtz. O. J.

Freud. — Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker. Von Prof. Dr. Sigmund Freud. Wien, Hugo Heller & Cie. 1913.

Füllhorn-Bücherei: Zur Neujahrszeit im Pfarrhause von Nöddebo. Erzählung von Nicolai (Henrik Scharling). Erste deutsche Ausgabe, aus dem Dänischen übersetzt von W. Reinhardt, neu bearbeitet von L. Freytag. — Eines Verganteten Kinder. Roman von Anton Schott. — Vom köstlichen Humor. Eine Auslese aus der humoristischen Literatur alter und neuer Zeit. Herausgegeben von Ludwig Fürstenwerth. Leipzig, Hesse und Becker. O. J.

Funke. Neue Wanderbeute. Gedichte von L. E. Funke. Stuttgart, J. G. Cotta. 1913.

Gabelentz. — Der große Kavalier. Roman von Georg von der Gabelentz. Erstes bis drittes Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1913.

Geerke. — Der Sturz Napoleons. Von H. P. Geerke. Mit vielen Abbildungen und Porträts. Leipzig, Joh. M. Meulenhoff. 1913.

Gelber. — Auf griechischer Erde. Im Sommer 1912, vor dem Kriege. Von Adolf Gelber. Mit Illustrationen von Hans Temple. Wien, Moritz Perles. 1913.

Glaß. — Giorgione. Ein Roman aus der italienischen Renaissance. Von Max Glaß. Leipzig, Georg Merseburger. 1914.

Goldscheid. — Monismus und Politik. Vortrag, gehalten auf der Magdeburger Tagung des Deutschen Monistenbundes im Herbst 1912 von Rudolf Goldscheid. Wien, Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky. 1913.

Görland. — Die Idee des Schicksals in der Geschichte der Tragödie. Von Dr. Albert Görland. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1913.

Goethe. — Goethes Werke. Volksausgabe. In achtzehn Bänden. Mit Briefen, Tagebüchern und Gesprächen. Herausgegeben von Eduard Engel. Mit 18 Bildnissen, 6 Abbildungen und 24 Handschriften. Leipzig, Hesse und Becker. O. J.

Grundfragen der englischen Volkswirtschaft. Heft 1 der Veröffentlichungen der Handelshochschule München. München, Duncker und Humblot. 1913.

Gsell. — Histoire ancienne de l'Afrique du nord. Par Stéphane Gsell. Tome premier: Les conditions du développement historique, les temps primitifs, la colonisation phénicienne et l'empire de Carthage. Paris, Librairie Hachette. 1913.

La guerre gréco-bulgare. — Juillet 1913. Par Rados, R**, Dufour, Campanaki, Dalmont, Villermont, Nadaud etc. Préface par le colonel Bujac. Ouvrage orné de sept cartes et de 32 illustrations. Paris, Édition de la revue Graecia. 1914.

Gutmann. — Deutschlands Niedergang. Politische Ketzereien. Von Ernst Gutmann. Leipzig, Bruno Volger. 1913.

Halbfaß. — Abseits von der Heerstraße. Wanderungen eines Einsamen durch Deutschlands Gaue. Von Prof. Dr. Wilhelm Halbfaß. Mit 31 Abbildungen. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Harbou. — Der Krieg und die Frauen. Novellen von Thea von Harbou. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 1913.

Hartlieb. — Gott fordert Dich. Gedichte von Wladimir Freiherrn von Hartlieb. Wien, Hugo Heller und Co. 1913.

Hartog. — Richard Wagner. Von J. Hartog. Mit vielen Abbildungen, Porträts und Faksimiles. Leipzig, Johannes M. Meulenhoff. 1913.

Hefele. — Petrarca. Von Dr. Hermann Hefele. Dritter Band der „Religion der Klassiker". Herausgegeben von Prof. Lic. G. Pfannmüller. Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb. 1913.

Heigel. — Zwölf Charakterbilder aus der neueren Geschichte. Von Karl Theodor von Heigel. München, C. H. Beck. 1913.

Hengermüller. — Franz Rákóczi und sein Kampf für Ungarns Freiheit. 1703—1711. Von Freiherrn von Hengermüller. Erster Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1913.

Herold. — Das Lied vom Kinde. Herausgegeben von Theodor Herold. Elftes bis fünfzehntes Tausend. Leipzig, Fritz Eckardt. 1914.

Hertzmann-Ericson. — Dalbuhof. Roman von Gurli Hertzmann-Ericson. Einzig berechtigte Übersetzung von Hedwig Lübky. Dresden, Heinrich Minden. O. J.

Hervé. — Elsaß-Lothringen und die deutsch-französische Verständigung. Von Gustave Hervé. Aus dem Französischen übersetzt und mit einem Vorwort versehen von Hermann Fernau. München, Duncker und Humblot. 1913.

Holst. — Lustige Vögel aus meinem Garten. Von Adolf Holst. Leipzig, Fritz Eckardt. O. J.

Homunculus. — Auf dem Auslug. Von Homunculus. 1. 10. Tausend. Kommissionsverlag R. Löwit, Wien. O. J.

Huggenberger. — Dorfgenossen. Neue Erzählungen von Alfred Huggenberger. Mit Buchschmuck von Otto Marquard. Erstes bis fünftes Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1914.

Jahn. — Die Briefe Friedrich Ludwig Jahns. Von Dr. Wolfgang Meyer. Mit einer Bildnis-Tafel Jahns. Leipzig, Paul Eberhardt. 1913.

Janson. — Die Spekulation Costa Negra. Ein Abenteurer-Roman. Von Gustaf Janson. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Margarete Bahnson. Leipzig, Georg Merseburger. 1914.

Junghans-Gurtis. — Sagen und Märchen von der Frau Holle. Gesammelt und erzählt von E. Junghans-Gurtis. Mit drei farbigen Originalsteinzeichnungen und Textillustrationen. Stuttgart, Holbein-Verlag. O. J.

Kammerer. — Sind wir Sklaven der Vergangenheit oder Werkmeister der Zukunft? Von Paul Kammerer. Wien, Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky. O. J.

Kappstein. — Bibel und Sage. Sage, Mythus und Legende in der Bibel. Die Bibel in der Legende und Anekdote. Von Theodor Kappstein. Berlin, Haude und Spenersche Buchhandlung Max Paschke. 1913.

Kellner. — Geschichte der nordamerikanischen Literatur. Von Professor Dr. Léon Kellner. Sammlung Göschen. Band 685, 686. Berlin, G. J. Göschen. 1913.

Keppler. — Mehr Freude. Von Dr. Paul Wilhelm v. Keppler, Bischof von Rottenburg. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbandlung. O. J.

Kinkel. — Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern. Von Gottfried Kinkel. Leipzig, Hesse und Becker. O. J.

Kinkel. — Verträumte Stunden. Von Walter Kinkel. Leipzig, Xenien-Verlag. O. J.

Kohlenegg. — Der Katzentisch. Roman von Viktor von Kohlenegg. Berlin, Ullstein und Co. 1913.

Kosch. — Das Deutsche Theater und Drama im 19 Jahrhundert mit einem Ausblick auf die Folgezeit. Von Wilhelm Kosch. Mit 57 Porträts. Leipzig, Dyk. 1913.

Koser. — Geschichte der brandenburgisch-preußischen Politik. Von Reinhold Koser. Erster Band: Geschichte der brandenburgischen Politik bis zum Westfälischen Frieden von 1648. Mit einer Karte. Stuttgart. J. G. Cotta. 1913.

Kürschners Jahrbuch 1914. Welt- und Zeitspiegel, Kalender, Geographisch-statistisches Handbuch und Verkehrslexikon. Begründet 1898 von Joseph Kürschner. Herausgegeben von Hermann Hillger. Mit Hunderten von Illustrationen. Berlin, Hermann Hillger. O. J.

Kutschbach. — Die Serben im Balkankrieg 1912—1913 und im Kriege gegen die Bulgaren. Auf Grund amtlichen Materials des Generalkommandos der serbischen Armee bearbeitet von A. Kutschbach. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Stuttgart, Franckhsche Verlagsbandlung. 1913.

Lamprecht. — Der Kaiser. Versuch einer Charakteristik. Von Karl Lamprecht. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1913.

Lehmann. — Mein Weg. Von Lilli Lehmann. Mit 41 Abbildungen Leipzig, S. Hirzel. 1913.

Lobsien. — Unter Schwedens Reichsbanner. Von Wilhelm Lobsien. Mainzer Volks- und Jugendbücher. Herausgeber: Wilhelm Kotzde. Mainz, Jos. Scholz. O. J.

Maartens. — Eva. Ein Fall vom wiedergewonnenen Paradies. Von Maarten Maartens. Bonn, Albert Ahn. O. J.

Mariani. — Don Alessio Martinetti. Filosofo et oratore. Novella straordinaria. Di Luigi Mariani. Pisa, R. Alessandrini & Co. 1914.

Maync. — Geschichte der deutschen Goethe-Biographie. Ein kritischer Abriß. Von Harry Maync. Zweiter Abdruck. Leipzig, H. Haessel. 1914

Mellin. — Ikarus. Eine italienische Reisenovelle. Von H. Mellin (H. v. Thadden). Fünfte Auflage. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1913.

Merkel. — Der Naturphilosoph Gotthilf Heinrich Schubert und die deutsche Romantik. Von Dr. Franz Rudolf Merkel. München, C. H. Beck. 1913.

Meumann. — Intelligenz und Wille. Von Prof. Dr. P. Meumann. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Quelle und Meyer. 1913.

Molière. — Molières Meisterdramen. Übersetzt von Wolf Grafen von Baudissin. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Prof. Dr. Philipp August Becker. Leipzig, Hesse und Becker. O. J.

Müller-Guttenbrunn. — Deutscher Kampf. Erzählungen von Schwaben und Madjaren. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Mit einer Einbandzeichnung von Prof. Hermann Gradl und Einleitung von Paul Schreckenbach. Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1913.

Nagel. — Lyrische Novellen und Skizzen. Von Vally Nagel. Halle (Saale), Richard Mühlmann. 1914.

Nostitz-Rieneck. — Graf Paul von Hoensbroechs Flucht aus Kirche und Orden. Was er verließ und verlor. Von Robert von Nostitz-Rieneck. S. J. Vierte, unveränderte Auflage. München, Jos. Kösel. 1913.

Nylander. — Signal P. H. und andere Erzählungen aus meinem Seemannsleben. Von John William Nylander. Seevolk, 3. Folge. Erstes und zweites Tausend. Leipzig, Georg Merseburger. 1914.

Ostwald. — Wilhelm Ostwald. Festschrift aus Anlaß seines 60. Geburtstages, 2. September 1913, herausgegeben vom Monistenbund in Österreich. Wien, Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky. 1913.

Palante. — Pessimisme et individualisme. Par G. Palante. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1913.

La poésie française du moyen-âge. XIe—XVe siècles. Recueil de textes. Accompagné de traductions, de notices et précédé d'une étude littéraire par Charles Oulmont. Paris, Mercure de France. 1913.

Reinitz. — Das österreichische Staatsschuldenwesen von seinen Anfängen bis zur Jetztzeit. München, Duncker und Humblot. 1913

Sauer. — Ewald Alienus. Briefe eines einsamen Kämpfers. Von W. Sauer. Leipzig, Xenien-Verlag. O. J.

Schulze-Brück. — Die Himmelsschuhe. Novelle von Louise Schulze-Brück. Mit einem Bildnis der Dichterin und einer Einleitung. Leipzig, Hesse und Becker. O. J.

Scott. — Kapitän Scott. Letzte Fahrt. Zwei Bände. Leipzig F. A. Brockhaus. 1913

Serrigny. — L'évolution de l'empire allemand. De 1871 jusqu'à nos jours. Par Bernard Serrigny. Paris, Perrin et Cie. 1913.

Souriau. — L'esthétique de la lumière. Par Paul Souriau. Ouvrage contenant 76 figures dans le texte. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1913.

Spiero. — Adalbert Kalweit. Das Manuskript. Erzählungen von Heinrich Spiero. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Stern. — Geschichte Europas von 1815 bis 1830. Von Alfred Stern. Zweite Auflage. Zwei Bände. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1913.

Thorbecke. — Auf der Savanne. Tagebuch einer Kamerun-Reise. Von Marie Pauline Thorbecke. Mit 16 Bildertafeln und Abbildungen im Text nach eigenen Zeichnungen und Photographien und einer Übersichtsskizze des Reisegebiets. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1914.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Rohr im Winde.

Roman
von
Grazia Deledda.

(Fortsetzung.)

XIII.

Draußen wartete Juanantoni auf Efix.

„Ich hab Euch dreimal gerufen. Gehen wir, Großmutter ist krank und will Euch sprechen. Warum kommt Ihr nicht? Ich esse Euch doch nicht das Brot aus dem Sack!"

Die Alte lag noch angekleidet auf dem Bett. Sie schien zu schlummern, aber als Efix sich über sie beugte, sagte sie mit matter Stimme:

„Siehst du? Sie ist doch an den Fluß gegangen, um zu waschen, denn Arbeit tut not. Und du hattest gesagt, er würde sie heiraten!"

„Tante Pottoi! Man muß Geduld haben! Wir sind geboren, um zu leiden."

Sie hob den Arm und zog Efix fest an sich; ein Geruch von Verwesung und Grab entstieg dem Lager. Aber er wich nicht zurück.

„Hör mich an, Efix, wir stehen vor Gott. Ich gehe von dannen. Er wird selbst kommen und mich holen, Don Zance, wie wir es in den Tagen unserer Kindheit ausgemacht haben. Jetzt ist es Zeit, miteinander davon zu gehen. Und auf dem Wege will ich ihm sagen, daß er nicht auf der Stelle stehen bleibe, wo er gefallen ist, wo du ihn umgebracht hast, und daß er dir verzeihen möge um der Liebe willen, die du seinen Töchtern erzeigt hast. Er wird dir verzeihen, Efix; du hast die Last lange genug getragen; aber jetzt, Efix, jetzt rette du meine Grixenda. Die steht am Rande des Verderbens; sie wartet nur noch auf meinen Tod, um zu fliehen, und ich kann die Augen nicht ruhig schließen. Geh du zu dem Jungen und sag ihm, daß er sie nicht zugrunde richte, daß er sich seines Versprechens, sie zu heiraten, erinnere. Und wenn er sie heiratet, ja, dann wird auch Donna Noemi nicht mehr an ihn denken. Geh!"

Sie stieß ihn zurück, aber ihm war, als wenn er aus der Hölle heraufkäme. Die Alte hatte ihre Augen nicht wieder geöffnet; mit starren Händen, die Finger hart und auseinanderstehend, bewegte sie noch die Lippen, aber sie sprach nicht mehr.

Auch er sprach nicht mehr.

Durch das Loch des Daches strömte, wie durch einen umgekehrten Trichter, ein Sonnenstrahl herein, der das Bett, den schwarzen Körper und den Halsschmuck der Alten beleuchtete, den Rest des traurigen Zimmers aber im Dunkel ließ.

Efix sah wie aus der Tiefe eines Brunnens zu dem hellen Punkt empor; aber seine Betäubung dauerte nur einen Augenblick. Ihm war, als wiche der Strahl aus seiner Bahn, ergösse sich auf ihn und erleuchte ihn. Mit einem Male war im alles klar. Seine Augen unterschieden jetzt alles, das dunkle Irren rings umher, und den lichten Mittelpunkt, der die Strafe Gottes an ihm war.

Und er nahm den Sack, ohne zu sprechen, wieder auf und ging.

Bei Don Predus Hause vorbeikommend, rief er Stefana heraus und sagte ihr, er sei genötigt, in seinen Angelegenheiten zu verreisen, und wisse nicht, wann er zurück sein würde.

„Sag wenigstens, wohin du gehst."

„Nach Nuoro."

Um nach Nuoro zu gelangen, brauchte er zwei Tage. Er wanderte aufwärts, langsam, langsam, in kleinen Absätzen, und am Rande des Weges sich niederwerfend, wenn er müde war. Er schloß die Augen, aber er schlief nicht; wenn er sie wieder öffnete, sah er die gelbliche Landstraße sich im Grün und Blau der Ferne verlieren, hier gegen die Berge von Nuoro, dort gegen das Meer der Baronie, und ihm war, als habe er immer so gelebt, am Rande eines Weges, der halb durchlaufen, halb noch zu durchlaufen war. Dort unten hatte er die Stätte seines Verbrechens gelassen, dort oben, nach den Bergen hin, war die Stätte seiner Buße.

Das Wetter war schön; die Täler waren schon mit Gras bedeckt, und die Veilchen blühten, lachend wie Kinderaugen.

Wasserläufe schimmerten unter dem Grün der Abhänge, und der Fluß murmelte zwischen den Erlen. Karren fuhren auf der Straße vorbei, und Efix kam der Wunsch, mitgenommen zu werden; aber sogleich ärgerte er sich darüber.

Nein, er mußte als Büßer wandern, er mußte sein Ziel erreichen ohne Hilfe von irgend jemandem.

Denn diese seine erste Wanderung hatte ein Ziel; er beschäftigte sich noch mit den Dingen dieser Welt, anzukommen und sich zu beeilen; hernach, so schien es ihm, würde er frei sein und seine Last geduldig bis an seinen Tod tragen.

Die erste Nacht machte er unterwegs in einem Arbeiterhäuschen halt, aber er konnte nicht schlafen. Die Nacht war mild und klar, und der Mond hing vom weißen Himmel über dem von Felsensäulen eingeschlossenen Tal gleich einer goldenen Lampe von der Marmorwölbung eines Tempels herab; aber ein kranker Mann seufzte in dem Häuschen, das traurig wie ein Stall war, und der menschliche Schmerz belebte die Einsamkeit.

Efix brach mit der Morgendämmerung auf, müder als zuvor: siehe, da steigen die Berge von Oliena aus den Nebeln auf, die weiß und dunstig wie eine Wolke Weihrauch vor dem roten Granitaltar des Orthobene schweben. Die ganze Landschaft hat etwas Heiliges an sich; und der Erlöser hemmt seinen Flug auf dem höchsten Felsen, mit dem Kreuz, das seine dunklen Arme auf der golden angehauchten Bläße des Himmels schlagen.

Efix kniet nieder, aber er betet nicht, er kann nicht beten, er hat die Worte vergessen, aber seine Augen, die bebenden Hände, sein ganzer vom Fieber geschüttelter Leib sind ein Gebet.

Aber je höher er empor stieg und je mehr er sich Nuoro näherte, desto deutlicher empfand er ein starkes, ein immer stärkeres Pochen, wie das eines großen, über dem Tale hängenden Herzens. Wer war dort oben? Jemand, der arbeitete und keuchte, aber voll Fröhlichkeit.

„Es ist die Mühle," dachte er, als er in dem schmutzigen Winkel der Comia anlangte.

Giacinto war da. Es war die letzte Station der irdischen Wanderung Efixens, die letzte steile Stufe seines Kalvarienberges, diese kleine, unsaubere, nach Öl riechende Gasse, mit einem toten Kätzchen mitten unter all dem Unrat, mit dem rötlichen Himmel von oben über zwei hohen, grasbewachsenen Mauern, einem braunen Kinderköpfchen, das aus einem Gliziniengebüsch hervorsah, und den Schwalben ringsum.

Efix wandte sich und sah auf das Tal in der Tiefe; der Schatten stieg, einen dunkeln Kreis um die Abhänge des Orthobene beschreibend, und erreichte auch ihn in dem Gäßchen und trieb ihn weiter.

Das Geräusch der Mühle erfüllte das Schweigen mit einem Atem des Lebens, einem Pulsschlag der Bewegung.

Efix gelangte an das Ende des Gäßchens, wandte sich um und stand Giacinto gegenüber, der eilig, barhäuptig, Haar wie Gewand weiß von Mehl und ein Blatt Papier in der Hand, daherkam.

„Efix! Du —!" rief er fröhlich aus.

Efix antwortete nicht, aber es schien, als klammere er sich an den jungen Menschen, um nicht zu fallen.

„Was zum Teufel hast du hier oben zu suchen?"

„Ich suche dich."

Giacintos Gesicht verfinsterte sich.

„Was gibt es denn Neues?"

„Nichts Neues; es ist alles beim alten."

„Geh jetzt, geh zur Mühle und erwarte mich; ich komme auf der Stelle."

Aber Efix saß auf den Steinen, die einen kleinen, im Winkel der Gasse gelegenen Hof umschlossen; er konnte nicht mehr weiter. Blasse Frauen hockten auf der Erde und nähten; andere gingen vorbei, groß, beweglich, mit Mehlkörben auf dem Haupte; Bauern kamen mit zusammengekoppelten Ochsen, Hirten zu Pferde, behäbige Bürger wie Don Predu stiegen zur Schenke Meister Giovannis, und die Rosenkranzglocke klang mit einem weichen Ton in das harte Geklapper der Mühle. Es war ein fast lärmendes Leben im

Vergleich zu der Kirchhofsstille unten im Tale. Efix begann ein Gespräch mit den Frauen und erkundigte sich nach Giacinto.

„Ein Goldjunge! Und fröhlich! Alle haben ihn gern, sogar die Tiere. Ja, nicht lachen, Dummkopf!"

„Wir wissen, weshalb du ihn gern hast. Ich nicht, bei meiner Seele!"

„Du bist ja am meisten in ihn vernarrt, Lucie! Dein Bräutigam ist sogar schon eifersüchtig geworden!"

Efix dachte zurück an das Fest der wundertätigen Jungfrau, an Natolia und Grixenda, die sich beim Tanz um Giacinto stritten, und ein brennender Schmerz durchzuckte ihn; aber mit dem Schmerz ein Verlangen nach Leben, ein Entschluß, etwas zu tun gegen das Schicksal.

Als Giacinto zurückkam, erwartete ihn Efix in der Mitte der Gasse, aufrecht unter der Schwere seines Quersacks.

„Ich habe von ernsten Dingen mit dir zu reden. Wo können wir uns sehen? In der Mühle sind zu viele Leute."

„Also höre; geh bis ans Ende der Straße; siehst du den kleinen Torweg mit zwei Stufen? Da wohne ich, erwarte mich im Hofe."

In dem engen Hof, der von zwei niedrigen, baufälligen, auf Gärten und das Tal blickenden Häuschen eingeschlossen war, fand Efix einen kleinen, dicken Mann mit klaren, traurigen Augen, der Wasser aus dem Brunnen heraufzog.

Es war Giacintos Hauswirt.

„Ich warte auf Don Giacinto," erklärte Efix und legte den Sack ab.

Der Mann lächelte, geschmeichelt von dem Adelstitel, den der Fremde seinem Mieter gab. Er trug den Eimer in das Haus, dessen trübseligen Zustand man durch die Tür wahrnahm. Efix hörte, wie das Wasser in ein Gefäß gegossen wurde, dann sah er den Mann sich bücken, um das Feuer im steinernen Herd anzuzünden.

Efix blieb bis zum Abend und wartete. Ihm war, als wäre er auf einer Galerie im Angesicht des Erlösers, der fern und klein wie eine Schwalbe über den Felsen des Orthobene stand. Das Tal hatte sich mit Schatten gefüllt, und die Sterne bekrönten den Berg; aus den Gärten stieg ein Duft von Goldlack.

Der Mann im Hause bereitete das Abendbrot; manchmal ging er in den Hof und auf die Gasse, aber niemals sprach er.

Giacintos Rückkehr erfüllte die trostlose Behausung mit Fröhlichkeit.

„Das ist mein Hauswirt! Wenn ich mich brav halte, sagt er, will er mich zum Erben seines Palastes machen. Setz dich, Efix!"

„Mir scheint, daß du die Laune gewechselt hast, Giacinto. Du bist lustig geworden."

Giacinto rieb sich die Hände.

„Was willst du, daß ich tun soll? Mich ertränken?" Und er stieß einen Fluch aus.

Der Wirt, über den Kessel gebeugt, um die Maccheroni zu kochen, hob die Augen mit einem Blick des Vorwurfs auf, und Giacinto winkte ihm beschwichtigend zu.

„Nein, ich will nicht mehr fluchen. Verzeiht Ihr mir? Und ändert nicht das Testament!"

Efix sah Giacinto an, als wollte er ihm sagen: „Ich habe mit dir zu sprechen!" aber Giacinto schien der Unterredung ausweichen zu wollen.

Sie aßen alle drei miteinander und sprachen von Giacintos Tanten, von dem fernen Dörfchen und auch von Grixenda.

„Die alte Pottoi ist gestorben —" sagte Efix endlich, in der Hoffnung, zur Sache zu kommen. Aber Giacinto fuhr ihm mit der Gabel vor dem Gesicht herum, als wollte er ihn stechen.

„Geh, Unglücksvogel! Jedesmal bringst du mir eine Todesnachricht. Ich konnte mir's denken, als ich dich sah."

„Das ist nichts. Jetzt will ich dir sagen, Grixenda will uns verlassen, du wirst sie hier in ein paar Tagen ankommen sehen. Bist du zufrieden?"

Giacinto machte sein Kindergesicht aus früherer Zeit, traurig und erschreckt.

„Nein, das nicht! das nicht! Ich will nicht, daß sie kommt!"

„Du willst es nicht? Und wie kannst du es verhindern? Übrigens ist sie deine Verlobte; du hast versprochen, sie zu heiraten."

„Ich kann sie nicht heiraten, wahrhaftig, ich kann nicht!" wandte er sich an seinen Wirt — „ich kann nicht, und ich will nicht! Ich bin nicht in der Lage, mich zu verheiraten; ich bin ein armer Teufel, ich habe andere Pflichten, du weißt es. Ja, ich kann vor diesem Manne sprechen, der alles von mir weiß, wie du es weißt, und auch er hat Mitleid mit mir. Ich muß die Schulden der Tanten bezahlen. Zuerst, als ich hierher kam, dachte ich nicht so viel daran; aber dieser Mann sah, wie bekümmert ich war, und fragte mich, was hast du? Da hab ich ihm alles erzählt. Und er sagte mir: ich werde dich umsonst in meinem Hause behalten, ich werde dir Obdach und auch zu essen geben, wenn du nichts hast, aber du mußt deine Schulden bezahlen."

Efix sah den Mann halb mit Verwunderung, halb mit Mißtrauen an, als wollte er ihn mit den Augen fragen: „Warum so viel Großmut?" Und der Mann, der mit dem Gesicht über dem Teller aß, hob den Blick auf und sagte:

„Weil wir Christen sind!"

Da kehrte Efix gleichsam in sich selbst, in das Haus seiner Seele zurück und erinnerte sich, weshalb er gekommen war.

„Giacinto, und doch mußt du Grixenda heiraten. Sie wird in ein paar Tagen kommen, schick sie nicht fort, stoß sie nicht ins Verderben!"

„Aber Mann Gottes! Hast du keine Ohren, zu hören? Ich sage dir, ich kann sie nicht bei mir behalten, ich kann sie nicht heiraten! Weiß Gott, ich wollte, daß ich könnte, aber ich kann nicht, ich muß die Schulden der Tanten bezahlen."

„Du bezahlst sie, wenn du Grixenda heiratest."

„Hat sie eine Erbschaft gemacht?" fragte Giacinto lachend. Aber Efix betrachtete ihn ernsthaft und wiederholte zweimal: „Ich bin gekommen, um mit dir davon zu sprechen."

Der Wirt fing nun an, zu begreifen, daß seine Gegenwart hier zu viel sei, und ging schweigend hinaus, trotzdem Giacinto widersprach und ihn zurückrief.

„Laß ihn —" sagte Efix. „Was ich dir zu sagen habe, das braucht niemand zu wissen."

Aber als sie nun allein waren, kam doch ein Gefühl von Verlegenheit über sie; die Helligkeit des Herdes schien ein Hindernis zwischen ihnen. Sie gingen auf den Hof hinaus, setzten sich auf die Treppe, und Giacinto zog die Tür hinter sich zu, als wollte er dem Feuer verwehren, sie zu belauschen.

Efix fühlte, daß der andere schon um sein Geheimnis wußte, und doch suchte er nach Worten, um es aus seinem Innersten hervorzuziehen. Ach, es schien ihm dermaßen gewaltig und schwer, daß er es nicht ganz hervorbringen konnte; stückweise vielleicht und blutenden Herzens. Er beugte sich über sich selbst; er grub nach, er zog, er zog es hervor, wie einen Mühlstein aus dem Brunnen. Endlich richtete er sich auf, seufzend, müde, kraftlos.

„Giacinto, wie ich dir sage. Die Dinge dieser Welt sind so. Don Predu wollte Donna Noemi heiraten, und Donna Noemi wollte ihn nicht. Deine Schuld!"

Giacinto antwortete nicht gleich und wunderte sich nicht. Aber nach einem Augenblick packte er den Arm des Alten mit solcher Gewalt, als ob er ihn abreißen wollte. Dann, mit einemmal, hörte Efix ihn schwer Atem holen, wie von einem plötzlichen Übel befallen, und auch er, während er seinen von dem Druck brennenden Arm einrenkte, atmete beklommen.

„Ja, deine Schuld, deine Schuld," begann er wieder mit gedämpfter, fast feindseliger Stimme. „Du hast es nicht gewußt? Nun meinetwegen! Die Alte hat dir also wenigstens davon nichts gesagt. Aber jetzt müssen wir ernsthaft daran denken. Wir müssen ihr diesen Wurm aus dem Gehirn ziehen, deiner Tante. Verstehst du? Verstehst du?"

„Was kann ich tun?" sagte Giacinto endlich. Er schien wieder in seine frühere Traurigkeit zurückzufallen. Gebückt, im Schatten, blickte er auf die Erde zu seinen Füßen und sah einen großen dunklen Abgrund.

„Was du tun kannst? Du weißt es, ich habe es dir gesagt. Fang du damit an, deine Pflicht zu tun; dann wird sie die ihre tun . . ."

„Was kann ich tun, was kann ich? Du glaubst, daß wir es sind, die das Schicksal machen! Erinnerst du dich daran, was wir dort unten auf dem Gute sagten; erinnerst du dich daran? Du, bist du imstande gewesen, das Schicksal zu machen?"

Und auch Efix neigte das Haupt. „Wahr ist es! Wir können das Geschick nicht machen," gab er zu.

„Und du glaubst, daß sie glücklich werden würde, wenn sie Onkel Pietro heiratet? Es ist nicht das Brot allein, das den Menschen glücklich macht; jetzt werde ich das auch gewahr . . . Dazu gehört noch etwas anderes!"

„Aber du — sag mir — du — — —"

„Ich?"

„Ja, du, hast du's gewußt?"

„Was soll ich dir sagen? Ein Mann merkt immer, wenn es sich um solche Dinge handelt. Aber ich schwöre dir bei der Seele meiner Mutter, ich habe die Tante stets in Ehren gehalten, wie etwas Heiliges . . . Aber einmal, ja, ich sag es dir, denn ich weiß, dir kann ich's sagen — nur einmal, als sie ohnmächtig wurde und ich über ihrem Gesicht weinte und sie die Augen aufschlug . . . ja, ich kann dir's sagen, wie ich es meiner Mutter sagen würde, mit derselben Unschuld, . . . da, da haben wir uns angesehen . . . durch die Tränen, und vielleicht da . . . vielleicht da . . . Sieh, ich weiß nicht; mehr kann ich dir nicht sagen. Aber vielleicht bin ich mehr deswegen fortgegangen, als wegen der Schlechtigkeit, die ich begangen habe."

„Laß mich nur noch eins fragen. Als du das letztemal auf das Gut kamst, wußtest du da schon?"

„Ich wußte schon."

„Meiner Treu —" sagte Efix und stand auf. „Du bist ein Mann!"

„Was willst du?" antwortete Giacinto, der sich plötzlich geschmeichelt fühlte. „Ich kenne das Leben ein wenig, nichts weiter. Man lernt das Leben schnell kennen, wenn man da geboren ist, wo ich zur Welt gekommen bin. Aber auch du kennst das Leben auf deine Weise, und darum haben wir uns verstanden, obwohl wir eine verschiedene Sprache sprechen. Weißt du noch, als ich zu dir auf die Besitzung kam? . . . Ich spielte und fälschte Wechsel, weil ich den Kapitän bezahlen und bei meiner Rückkehr eine gute Figur vor ihm machen wollte. Er sollte sagen: ‚Der Unglückliche hat sich wieder aufgerafft!' Und statt dessen bin ich immer tiefer gesunken, immer tiefer . . . Aber es war wie ein Wahnsinn, der mich ergriffen hatte. Jetzt sind mir die Augen aufgegangen, und ich sehe, wo die wahre Rettung ist. Du, wo hast du sie gefunden? Im Leben für die anderen, und so will ich es machen, Efix" — fügte er hinzu. „Du bist es, der mich gerettet hat; ich will sein wie du . . . Antworte, habe ich recht? Ich habe dich oben in Oliena auf die Erde niedergeworfen; aber auch die Heiligen sind mißhandelt worden und haben darum nicht aufgehört, Heilige zu sein. Antworte, habe ich recht?" — wiederholte er und schüttelte Efix an den Schultern. — „Erinnerst du dich, was wir auf dem Gute sprachen? Ich denke immer daran und sage gerade zu mir selbst: Efix und ich sind zwei Unglückliche, aber wir sind wahrhaft Männer, Männer alle beide, mehr als Onkel Pietro und gewiß mehr als der Mileser. Onkel Pietro? Was ist denn an Onkel Pietro? Er hat die Tanten jahrelang in ihrem Leid sitzen lassen, dem Elend preisgegeben und allem Gespött des Dorfes. Und nun bildet er sich ein, etwas Besonderes damit zu tun, daß er Noemi heiraten will! Er tut es, weil das Weib ihm als Weib gefällt, ganz so wie mir Grixenda gefällt, nichts anderes. Ist das Liebe, ist das Barmherzigkeit? Und sie tut wohl daran, daß sie ihn nicht will! Sie tut wohl daran! Ich pflichte ihr bei! Die wahre Liebe ist die deine gewesen gegen sie, und wenn jemand da wäre, den sie lieben und heiraten sollte, und auch heiraten, ja, ich sage es, so müßtest du es sein, nicht Onkel Pietro . . . Statt dessen haben sie dich davongejagt wie einen alten Hund, jetzt, da du zu nichts mehr nütze bist; und du, du liebst sie darum nur

noch mehr, eben weil dein Herz das wahre Herz eines Menschen ist. Aber was machst du denn da, Alter! Schäme dich! Hast du nicht genug geweint? Komm, Alter! Mut! Und vorwärts!"

Er schüttelte ihn aufs neue und packte ihn von hinten an den Schultern; aber Efix weinte, in sich zusammengekauert, das Haupt zwischen den Knien, und sein Schluchzen erfüllte das Schweigen der Nacht, wie unten im Tal das Wehklagen des Kranken.

Er dachte an das Blut, das er vor der alten Kirche in Oliena gespien hatte, nach dem Auftritt mit Giacinto, und auch jetzt war es ihm, als quölle ihm alles Blut aus den Augen, all das schlechte Blut, das Blut der Sünde. Sein Körper war davon erschöpft und seine Seele verdüstert; aber die liebevollen Worte Giacintos und seine eigenen Tränen erhellten die Nacht, die ihn umgab.

Efix blieb eine Woche in Nuoro.

Sowohl er wie Giacinto erwarteten von einem Augenblick zum anderen, Grixenda kommen zu sehen, aber die Tage vergingen, und sie kam nicht.

Giacinto hatte für die Zukunft noch keinerlei Entschließungen gefaßt. Er schien ruhig, arbeitete, kam nur zu den Mahlzeiten nach Hause und scherzte mit seinem Wirte, indem er ihn um Rat fragte, wie er das Mädchen empfangen solle.

„Ich will sie ja gewiß nicht ins Unglück bringen, die arme Waise! Wie wär's, wenn wir sie mit Euch verheirateten? Eine Frau im Hause ist grade, was not tut."

Der Mann sah ihn vorwurfsvoll an, aber er sprach nicht, wenigstens nicht in Efixens Gegenwart. Und dieser seinerseits wollte dem Geschick keine Gewalt antun; er dachte, es wäre Sünde, sich dem Willen der Vorsehung zu widersetzen. Man mußte sich ihr überlassen, wie der Samen dem Wind. Gott weiß, was er tut.

Inzwischen entschloß er sich nicht zur Rückkehr; er wartete auf Grixenda, und wenn Giacinto nicht zu Hause war, stieg er das Gäßchen hernieder und spähte, am Rande des Tales sitzend, den weißen Weg zu Füßen des Berges hinab. Das Geklapper der Mühle unterbrach die Stille des Ortes und gab dem Alten ein Gefühl von Bewegung, ja von Schrecken; es erschien ihm wie das Klopfen eines Herzens, eines neuen Herzens, das die alte, grausame Erde wieder verjüngt. Dort unten schlug Giacintos Herz, und Efix war, als müsse er weinen, wenn er an ihn dachte. Er glaubte ihn immer zu sehen, groß, ernst, weiß vom Mehl, wie eine von Reif bedeckte, junge Pflanze, reingewaschen von der Arbeit und vom Willen zum Guten. Alle lieben ihn, und er ist mit allen freundlich. Die Frauen, die das Getreide zur Mühle tragen, sammeln sich um ihn, wie er gebückt das Mehl abwiegt, und sie betrachten ihn mit den Augen einer Mutter, mit den Augen einer Liebenden. Efix hatte ihm eines Abends zugesehen, und das Dröhnen der Maschine, die Bewegung der bleichen Gestalten auf einem glühenden Hintergrunde, die sich kreuzenden Schatten und das Rasseln der Lasten erschien ihm wie ein Aus-

schnitt aus dem Fegefeuer, und Giacinto wie einer, der unter den Verdammten büßt, aber den Tag der Erlösung erwartet.

Am Sonntag nach Ostern ging Efix zu einem Feste in der Nähe von Nuoro. Es war ein kalter Nachmittag; das kleine Tal von Isalbe, über das der Nordwind hinstrich, schien noch unter der Herrschaft des Winters zu stehen; die Wege waren naß, die Felsen starr unter der klaren Sonne. Der Monte Albo, weit im Hintergrunde von Wolkenmassen umwogt, glich einem Schiffe, das auf stürmischem Meere zwischen den Klippen steckengeblieben ist. Der Wind schlug Efix ins Gesicht, und wie er hinter einer Schar Nuoreser Bäuerinnen herging, die sich in ihre schweren Tücher gewickelt hatten, fühlte er, daß etwas Neues in sein Herz komme. Er glaubte, in einer anderen Welt zu sein, fern von den dumpfen heimatlichen Ebenen.

Die Leute, die zum Feste gingen, hatten ein trauriges, aber ruhiges Aussehen; alle Frauen beteten, alle gingen wie in einer Prozession und bei einem Bußgange; selbst die Musik einer Harmonika, fern aus dem Buschwald, wiederholte das Motiv der heiligen Weisen.

Auch das Kirchlein, auf der Höhe eines felsigen Tales angeklebt, war traurig und verfallen, mit verwittertem Dach; der Wind blies ins Innere hinein, und die Frauen wickelten sich fester in ihre Tücher.

Efix betete einen Augenblick zu den Füßen der kleinen Madonna, die aus ihrer feuchten Nische ganz erschrocken auf all die Leute herabzusehen schien, die sie in ihrer Einsamkeit besuchten; dann ließ er sich unter dem rohen, zerbröckelnden Eingang nieder. Eine Frau verkaufte Konfekt und zuckerbestreute Püppchen aus Mehl. Zwei Bettler in anständiger, bürgerlicher Kleidung saßen auf der Erde — je einer zur Seite der alten morschen Tür — und baten um Almosen mit der Stimme des Gebets.

Efix betrachtete sie nachdenklicher; er entsann sich, sie unten beim Feste der wundertätigen Jungfrau gesehen zu haben. Der eine war noch ein junger Mensch, groß, gebückt, mit einem gelblichen Gesicht, das nur noch aus Knochen bestand. Mit blau unterlaufenen, gesenkten Augenlidern bat er; aber es schien, als ob er schliefe und im Traum spräche, teilnahmlos für alles. Der andere war älter, aber kräftiger, mit einem roten, aufgedunsenen Gesicht und einem beständigen Zittern, das offenbar gemacht war.

Er hatte seinen zerlumpten Hut zwischen die gespreizten Beine gestellt, und von Zeit zu Zeit beugte er sich herab, um die kleinen Geldstücke darin zu zählen.

Aber der Abend sank schnell mit Wolken und Wind, und die Leute gingen nach Hause. Auch die Zuckerwerkverkäuferin schloß ihre fast noch vollen Kästen und begann ein Gespräch mit den Bettlern.

„Das lohnte sich wahrhaftig nicht der Mühe," sagte sie verächtlich, „so weit zu laufen! Ein Fest, so gut wie keins, meine Brüder!"

„Ja, man hat kaum noch das liebe Leben," erwiderte der Alte, schüttete das Geld in ein Schnupftuch und setzte den Hut wieder auf den Kopf. Aber als er im Begriffe war, aufzustehen, fiel er zurück, sein Kopf schlug an die

Mauer und seine Handflächen auf den Boden. Man hörte das Klingen der Münzen gegen den Stein, und der andere Bettler, der den bedrohlichen Lärm gemerkt hatte, erhob sein fahles Gesicht und riß seine gläsernen Augen auf.

Der Alte ächzte, die Frau und Efix waren zu ihm gestürzt, aber es gelang ihnen nicht, seinen Kopf aufzurichten.

„Wir müssen ihn auf die Erde legen," sagte die Frau, „ich will ihm ein wenig Branntwein geben. Flöß du ihm ein paar Tropfen ein."

Efix versuchte es, aber umsonst, der am Boden Liegende hielt die Zähne fest geschlossen.

„Er scheint tot zu sein. Und du, du rührst dich nicht?" fuhr sie den anderen Bettler an. „War er krank? Weshalb antwortest du nicht?"

Der andere versuchte zu sprechen, aber nur ein dumpfes Gurgeln kam aus seinem Munde; dann brach er in Weinen aus.

„Geh, tummle dich, ruf die Hirten da unten im Walde . . ."

„Was schickst du ihn, der blind ist?" sagte Efix, indem er niederkniete, mit einer Hand auf dem Herzen des Alten. Das Herz zitterte, als wolle es jedesmal versuchen, sich zu heben, sank aber gleich wieder zurück.

Und die Dämmerung ward immer dichter; jede Wolke, die über den nahen Horizont schwebte, ließ einen Schleier zurück; der Wind pfiff hinter der Kirche, und alle Gesträuche bebten und neigten sich nach vorn, dem Tale zu, wie wenn sie von Traurigkeit und Angst erschüttert fliehen wollten.

Auch die Frau empfand plötzlich ein Grauen vor der Einöde und diesem unerwarteten Tode. Sie setzte sich ihren Kasten auf den Kopf und sagte:

„Ich muß gehen. Ich werde den Arzt in Nuoro benachrichtigen."

So blieb Efix allein zwischen dem Sterbenden und dem Blinden. Dieser hatte sich etwas beruhigt und erzählte, wie sein Kamerad bereits in den vergangenen Tagen andere Symptome seines Leidens gezeigt habe.

„Er litt am Herzen. Und die Leute glaubten es nicht. Die Leute glauben nie . . ."

„War er dein Verwandter?"

„Nein; wir sind uns begegnet, es sind nun zehn Jahre her, bei dem Feste des Wunders. Ich hatte damals einen Kameraden, Juan Maria, der mich mißhandelte. Er schlug mich wie einen Hund, aber er meinte es gut mit mir; er hat mir nicht einen Soldo weggenommen. Dann kam dieser, Onkel Antoni, und er nahm mich mit sich; er hielt mich wie einen Sohn, er ließ mich nicht von der Hand, wenn ich nicht sicher hingesetzt war. Nun ist es aus . . ."

„Und was willst du jetzt tun?"

„Was soll ich tun? Ich werde hier bleiben und den Tod erwarten. Ich habe alles bei mir, möge meine Seele gerettet sein."

„Ich kann dich nach Nuoro zurückführen," sagte Efix, und plötzlich begann er zu weinen. Über den Sterbenden gebeugt, suchte er ihn ins Leben zurückzurufen, indem er seine Lippen mit dem von der Frau zurückgelassenen Tranke netzte und seine Stirn mit einem in Wein getauchten Lappen anfeuchtete.

Aber das traurige Gesicht färbte sich immer dunkler und immer herber, immer regungsloser erschien es in dem ungewissen Dämmerlicht. Auch das Herz hörte auf zu schlagen. Efix durchlebte noch einmal die schrecklichste Stunde seines Lebens; er sah die Brücke da unten zwischen den Binsen, die im Mondlicht schwankten, er beugte sich, um das Herz seines toten Herrn schlagen zu hören . . .

Aber trotzdem fühlte er sich plötzlich erleichtert, wie jemand, der nach langem Umherirren auf ungangbaren Pfaden den richtigen Weg wiederfindet und eine bekannte Himmelsrichtung erblickt.

„Jetzt will ich Feuer machen," sagte er, „es ist kalt, und wir müssen hier die Nacht zubringen."

„Aber du? Gehst du nicht?" fragte der Blinde, der unbeweglich auf seinem Platze saß.

„Ich werde gehen, wenn Gott es will. Sei nur ruhig."

Er ging, um Holz zu suchen. Der Wind tobte immer stärker, und die Wolken hoben und senkten sich vom Orthobene auf und nieder, wie Lavaströme, wie Rauchsäulen, über das ganze Tal sich ausbreitend; aber über den Höhen von Nuoro war der Himmel leuchtend blau, wie ein Streifen Kobalt, und der Neumond ging in rosigem Glanze zwischen zwei Felsen unter.

Als Efix wieder zu ihrem Schutzdach zurückkehrte, sah er den Blinden, der sich erhoben hatte und, über seinen Kameraden gebeugt, ihn bei Namen rief. Er weinte und suchte das Päckchen mit dem Geld. Als er es gefunden hatte, verbarg er es an seiner Brust und fuhr fort zu weinen.

So verbrachten sie die Nacht. Der Blinde erzählte seine Lebensschicksale, abwechselnd mit Geschichten aus der Bibel.

Sein Schmerz beruhigte sich bald, wie ein heftiges Übel, das schnell vorübergeht.

„Was glaubst du, mein Bruder? Ich bin reich geboren, mein Vater war wie Jakob, nur ohne so viele Söhne, und er sagte: ‚Es tut nichts, daß mein Sohn blind ist, seine Augen sind von Gold (er spielte damit auf seinen Reichtum an), und so wird er uns ebenso gut sehen.' Und meine Mutter, die eine Stimme hatte, süß wie eine Frucht, sagte, ich erinnere mich noch: ‚Es ist genug, daß sich mein Istene seine Unschuld bewahrt, an allem anderen ist nichts gelegen.' Und ich sage dir, mein Bruder, sie haben mir alles aufgezehrt, als mein Vater und meine Mutter tot waren, sie haben mich geplündert wie eine Weintraube; alle, Verwandte und Bekannte, Gott verzeih's ihnen, sie haben mich gezwungen, um Almosen zu betteln, aber meine Unschuld habe ich mir bewahrt, wie ich dir sage, ich habe nie jemandem unrecht getan. Aber der Herr hat mir stets geholfen: zuerst Juan Maria, Gott schenke ihm die ewige Herrlichkeit, dann Onkel Antoni, das sind meine Kameraden, meine Brüder gewesen, wie die Engel, die den Tobias geleiteten. Und jetzt . . ."

„Auch jetzt soll es dir an einem Kameraden nicht fehlen," sagte Efix mit ernster Stimme. „Aber was meinst du damit, wenn du sagst, daß du schuldlos bist?"

„Daß ich der Ewigkeit entgegenwandere", erwiderte der Blinde. — „Ich gehe einer Pforte entgegen, die sich mir nach den ersten zwei Schlägen öffnen wird, und an anderes denke ich nicht. Wenn ich ein Brot habe, so esse ich es, wenn nicht, bin ich auch still. Ich habe nie fremdes Gut berührt, ich habe nie das Weib kennen gelernt. Juan Maria führte mir einmal eins zu. Ich fühlte aber, daß ein Atem von Sünde von ihr ausging, und da hab ich mich zu Boden geworfen, als ginge der Wind vorüber. Was soll ich tun? Wenn ich nicht meine Seele rette, was hab ich sonst noch, lieber Bruder?"

„Aber das Geld von Onkel Antoni hast du ihm genommen, Bösewicht!" sagte Efix.

„Es war mein. Was soll das Geld bei einem Toten? Wie ich dir sage, nein: ich habe nie gestohlen und nie Blut vergossen. Nicht einmal die Brüder Josephs haben Blut vergossen; Juda sprach zu ihnen: Verkaufen wir ihn lieber an die Ismaeliten, als daß wir ihn töten. Und das taten sie. Kennst du sie ganz, die Geschichte von Joseph? Es sollte mir leid tun, wenn du gingest, ohne daß ich sie dir erzählt hätte."

„Nein, nein, ich werde nicht fortgehen," sagte Efix. „Ich werde dich begleiten, morgen in der Frühe; wir werden uns an der Hand führen."

Der Blinde neigte einen Augenblick das Haupt und betastete das Päckchen mit dem Gelde. Er schien über den Entschluß des Unbekannten nicht weiter erstaunt zu sein. Nur fragte er ihn:

„Bist du auch ein Bettler?"

„Ja," antwortete Efix. „Hast du es nicht gemerkt?"

„Gut also. Nimm, behalte du es."

Und er reichte ihm das Päckchen mit dem Geld.

XIV.

Von dort gingen sie zum Feste des heiligen Geistes. Der Blinde kannte die Zeit jedes einzelnen Festes genau, und auch hinsichtlich der zu verfolgenden Marschroute war er es, der den Kameraden führte.

Sie kamen durch Nuoro, und vor der Mühle ließ Efix den Blinden an der Mauer niedersitzen, während er selbst ging, um Giacinto zu begrüßen.

„Ich gehe nun", sagte er zu ihm. „Lebe wohl. Und denk an dein Versprechen."

Giacinto war gerade dabei, einen Sack Gerste zu wiegen; er blickte auf und lächelte.

„Was für ein Versprechen?"

„Richtig zu wiegen," antwortete Efix und ging weiter. Giacinto trat ein paar Schritte hinaus und sah ihn mit dem Blinden Hand in Hand, bleich und zitternd beide wie zwei Kranke.

„Efix," rief er, und als der Alte sich nicht umwandte, lief er hinter ihm her und zog ihn am Sack, den er trug. Aber er erblickte auf seinem Gesicht einen solchen Ausdruck von Ruhe, ja von Glückseligkeit, daß er davon abstand, ihn nach dem Ziel seines Weges zu fragen.

„Wir gehen an einen schönen Ort, zu einem Fest," sagte Efix und winkte ihm aus der Ferne zu. „Wir gehen im Frieden Gottes."

Aber kaum hatten sie Nuoro hinter sich, so gab es einen Zank zwischen ihnen, weil der Blinde, wiewohl sein Ranzen noch gefüllt war, die Vorübergehenden doch anbetteln wollte. Efix sagte:

„Warum bitten, wenn wir noch genug haben?"

„Und morgen? Denkst du nicht an morgen? Und was für ein Bettler bist du? Du bist wohl ein Neuer?"

Da ward Efix inne, daß er nicht betteln wollte, weil er sich schämte, und er errötete über seine Scham.

Das Wetter war schlecht geworden. Gegen Abend begann es zu regnen, und die beiden Gefährten näherten sich einer Hirtenhütte. Aber drinnen wollte man sie nicht, und so mußten sie unter einem Laubdach neben der Viehherde Schutz suchen. Die Hunde bellten; ein trüber Nebel hüllte die ganze nasse Ebene ein, und Wind und Regen löschten das kleine Feuer aus, das Efix zu entzünden versuchte.

Der Blinde blieb unempfindlich, fest unter seiner schmerzreichen Larve. Er saß da, die Arme auf die Knie gestützt, und fuhr fort, Efix seine Geschichten zu erzählen, als ob sie sich schon seit zehn Jahren zusammen gefunden hätten.

„Du mußt wissen, daß dreizehn schöne und gute Jahre dazu gehörten, um das Haus des Königs Salomo zu bauen. Es war in einem Walde, Libanon genannt, wegen der hohen Zedernbäume, die dort wuchsen. Und dies ganze Haus war aus goldenen und silbernen Säulen gemacht, mit geschnitzten Holzbalken und einem Thron aus Marmor wie in den Kirchen. Inmitten des Hauses war ein Hof mit einem Springbrunnen, der Tag und Nacht Wasser gab, und die Mauern waren aus feinem Gestein, in gleiche Stücke geschnitten wie Ziegel. Die Reichtümer im Innern lassen sich nicht zählen; die Teller waren von Gold und die Gefäße von Gold, und das ganze Haus war mit goldenen Granatäpfeln und Lilien geschmückt; auch die Halsbänder der Hunde waren von Gold, und das Geschirr der Pferde von Silber und die Decken von scharlachnem Zeug. Und es kam die Königin von Saba; sie hatte von diesen Dingen bis ans andere Ende der Welt erzählen hören, und sie war neidisch, da auch sie reich war, und sie wollte sehen, wer reicher wäre. Die Frauen sind neugierig."

Einer der Hirten, den die Erzählungen des Blinden anzogen, näherte sich dem Schutzdach; er lief gebückt, um nicht naß zu werden. Dann kamen auch die anderen. Durch den Erfolg ermuntert, belebte sich der Blinde, richtete sich auf und erzählte die Geschichte von Tamar und den Kuchen.

Die Hirten lachten und stießen sich mit den Ellbogen in die Seite. Sie brachten Milch, Brot, gaben dem Blinden Geld.

Aber Efix war traurig, und kaum waren sie allein, so schalt er den Kameraden wegen seiner Verschmitztheit und des bösen Beispiels.

„Du sprichst, wie meine Mutter sprach," antwortete der Blinde und schlief unter dem Regen ein.

Bei dem Feste des heiligen Geistes war nur ein kleines, aber gewähltes Publikum. Es waren reiche Herdenbesitzer mit den dicken Frauen und den schönen, schlanken Töchtern. Sie kamen zu Pferde, stolz und gebräunt die Männer mit ihren langen Messern, die in verzierten ledernen Scheiden am Gürtel befestigt waren; hochgewachsene Jünglinge mit funkelnden Augen und Zähnen, behende wie Beduinen, und schmiegsame Mädchen, lieblich wie die biblischen Gestalten, von denen der Blinde erzählte.

Das Wetter blieb immer neblig, und um die kleine Kirche herum, zwischen dem Gestein und dem Buschwald der Ebene, war ein unendliches Schweigen, ein herber Geruch des Gesträuchs. Der Zug der großen Wolken am grauen Himmel gab der Gegend ein noch phantastischeres Aussehen.

Die Männer und die Frauen kamen auf triefenden Pferden aus den vom Nebel verhüllten Pfaden hervor und stiegen, wie auf ein geheimnisvolles Einverständnis, an diesem weltentlegenen Punkte schweigend ab. Efix, der mit dem Blinden unter dem Eingang der Kirche saß, war es zumute, als träume er.

Auch hier waren keine anderen Bettler, und er hatte ein unbestimmtes Gefühl von Furcht, als die derben und selbstbewußten Männer an ihm vorüberschritten: ein Gefühl von Furcht und Scham, ja sogar von Neid. Das waren Männer; ihre Hände schienen Fäuste zu sein, bereit das Glück festzuhalten, wenn es vorüberkam. Sie machten den Eindruck von Banditen, von Menschen, die über dem Gesetze stehen. Diese, fürwahr, empfanden keine Reue über ihre Sünden, über ihre Heldentaten; die peinigten sich nicht, wenn sie sich selbst Recht geschafft hatten auf Erden. Es war ihm, als betrachteten sie ihn mit Verachtung, während sie ihm das Geld hinwarfen; als schämten sie sich, daß auch er ein Mensch sei, und als wollten sie ihn von ihrem Wege mit dem Fuße forträumen wie einen schmutzigen Lappen.

Aber dann blickte er in die Ferne, und jenseits des Nebels schien ihm eine andere Welt zu beginnen, und es öffnete sich die große Pforte der Ewigkeit, von der der Blinde sprach. Und er bereute seine Scham.

Der Blinde fuhr inzwischen in seinen Erzählungen fort; er deklamierte laut, und es war, als täte er es nur für sich selbst, wie ein Rad, das mechanisch seine Bahn abrollt. Dieser Mangel an Seele machte Efix traurig, und doch bewegten ihn die hohlen Worte des Gefährten, die ihm wie eine mahnende Stimme klangen.

„Was tun wir in diesem Leben, wir, die wir den mildtätigen Seelen, die uns Almosen geben, eine Last sind? Nun, mein Freund, alles geschieht nach dem Befehl des Herrn; wir sind seine Werkzeuge, und er bedient sich unserer, um das Herz der Menschen zu prüfen, wie der Landmann die Hacke gebraucht, um die Erde aufzuwerfen und zu sehen, ob sie fruchtbar ist. Ihr Christen, seht in uns nicht zwei arme Geschöpfe, trauriger als die gefallenen

Blätter, abgezehrter als die Aussätzigen: erblickt in uns die Werkzeuge des Herrn, durch die er euer Herz umwühlen will!"

Die Kupfermünzen fielen hart und klirrend vor ihnen nieder. Da waren zwei junge Leute aus Nuoro, ein paar auffallend schöne Menschen, die, um bei den Mädchen Aufmerksamkeit zu erregen, dem Blinden Geldstücke zuwarfen, wobei sie aus einiger Entfernung auf seine Brust zielten und jedesmal lachten, wenn sie getroffen hatten. Dann, näherkommend, nahmen sie Fix aufs Korn und belustigten sich wie beim Scheibenschießen. Bei jedem Anprall eines Geldstückes fuhr er zusammen, als steinigten sie ihn; aber doch raffte er die Münzen mit einer gewissen Gier auf, und als endlich das Spiel zu Ende war, fühlte er aufs neue Scham und Reue.

Während in der kleinen Kirche der Geistliche die Messe las, rüsteten einige der Frauen das Mittagsmahl. Sie hatten das Feuer unter einem einsamen Baume entzündet, und der Rauch vermischte sich mit dem Nebel. Das Rot ihrer Mieder leuchtete durch das Grau, heller als die Flamme. Es gab weder Gesang noch Musik bei diesem kleinen Fest, das eher eine Versammlung von Räubern und Hirten schien, die der Wunsch, ihre Frauen wiederzusehen und die heilige Messe zu hören, hier zusammenführte.

Um die Mittagszeit versammelten sich alle unter dem Baume um das Feuer herum, und der Priester setzte sich zu ihnen. Das Wetter klärte sich auf. Ein goldener Sonnenstrahl drang durch die Wolken und fiel gerade auf den Baum, unter dem man tafelte. Die an der Erde sitzenden Hirten, die Frauen mit den Körbchen in der Hand, der Geistliche, der sich einen Sack wie ein Halstuch zum Schutze gegen die Feuchtigkeit um die Schultern gelegt hatte, die lachenden Kinder, die Hunde, die mit dem Schwanze wedelten und zu ihren Herren aufsahen, den Knochen zum Abnagen erwartend, das alles erinnerte an die anmutige Feierlichkeit einer biblischen Szene.

Die frommen Frauen brachten den beiden Bettlern große Schüsseln mit Fleisch und Brot, und als der Blinde das Geräusch ihrer Schritte auf dem Rasen hörte, erhob er die Stimme und fing wieder an zu erzählen:

„Ja, es war einmal ein König, der die Bäume und die Tiere und sogar das Feuer anbeten ließ. Da machte Gott, der beleidigt war, daß die Sklaven dieses Königs so schlecht wurden, daß sie sich verschworen, ihren Herrn zu töten. Und so taten sie. Ja, er hatte ein Götzenbild ganz aus Gold anbeten lassen; daher ist auf der Welt solch eine Gier nach dem Golde geblieben, und die Verwandten töten sogar die Verwandten um des Geldes willen. So ist es mir ergangen — meine Verwandten, als sie mich des Lichtes beraubt sahen, plünderten mich aus, wie der Wind den Baum im Herbste entblättert."

Die Leute machten sich früh auf den Heimweg, und die beiden Bettler blieben wiederum in der Trostlosigkeit des verlassenen Ortes zurück.

Der Nebel zerteilte sich, die Umrisse dunkler Wälder erschienen auf dem blassen Blau des Horizontes und der fernen Berge; dann ward alles hell, als hätten unsichtbare Hände überall die Schleier des schlechten Wetters hinweggezogen, und ein großer Regenbogen in sieben leuchtenden Farben und

ein kleinerer, matterer wölbten sich über der feierlichen Landschaft. Der Nuoreser Frühling lächelte mit allem Zauber eines goldenen Sonnenunterganges vor den Augen des alten Efix, der noch immer unter der Pforte der kleinen Kirche saß. Große gelbe Ranunkeln, feucht wie von Tau, glitzerten auf den silbernen Wiesen, und die ersten Sterne, die beim Sinken des Abends erschienen, grüßten die Blumen; Himmel und Erde glichen zwei Spiegeln, die einander zurückstrahlten. Eine Nachtigall sang auf dem einsamen Baum, der noch von Rauch durchzogen war. Die ganze Frische des Abends, die Harmonie der heiteren Fernen, der Gruß der Sterne an die Blumen und der Blumen an die Sterne, die stolze Fröhlichkeit der beiden jungen Hirten und die verborgene Leidenschaft der Frauen mit den roten Miedern, die Schwermut der Armen, die auf den Brosamen von der Reichen Tische warten, die Schmerzen und die Hoffnungen, die Vergangenheit, die verlorene Heimat, die Liebe, die Sünde, die Reue, das Gebet, der Gesang des Wanderers, der da geht und geht und nicht weiß, wo er die Nacht zubringen soll, sich aber von Gott geführt weiß, die grüne Einsamkeit des Gutes da unten, der Geruch der Wolfsmilch, Grixendas Lachen und Weinen, das Lachen und Weinen Noemis, das Lachen und Weinen Efixens, das Lachen und Weinen der ganzen Welt — es zitterte und bebte in den Tönen der Nachtigall auf dem einsamen Baume, der höher erschien als die Berge, dessen Gipfel den Himmel erreichte und dessen letztes Blatt einen der Sterne berührte.

Und Efix fing an zu weinen. Er wußte nicht warum, aber er weinte. Ihm war, als wäre er allein auf der Welt mit der Nachtigall als Gefährtin. Er fühlte noch, wie die Münzen der beiden schönen Jünglinge aus Nuoro gegen seine Brust schlugen, und fuhr zusammen, als steinigten sie ihn; aber es war ein Schauer der Freude, es war die Wollust des Martyriums. Sein Kamerad, mit den Schultern an die geschlossene Türe gelehnt und mit den Händen im Schoße, schlief und schnarchte.

Von da gingen sie weiter zum Feste der heiligen Märtyrer. Sie wanderten immer in kleinen Absätzen und machten halt in den Schafhürden, wo es dem Blinden gelang, sich bei den Hirten Gehör zu verschaffen, indem er sagte, er erkenne sie am Geruch. Die rührendsten Episoden des Alten Testaments erzählte er den Beschränkten und Gottesfürchtigen, und die in übler Darstellung etwas Anstößiges hatten, jungen Leuten und Leichtfertigen.

Dieses Treiben seines Gefährten betrübte Efix, und manchmal fühlte er sich so angeekelt, daß er daran dachte, den Blinden zu verlassen. Aber wenn er es noch einmal überdachte, schien ihm seine Buße vollständiger, wenn er ausharrte, und er sagte sich selbst: „Es ist, wie wenn ich einen Kranken führte, einen Aussätzigen. Gott wird mir mein Werk der Barmherzigkeit um so mehr in Rechnung bringen."

Auf dem Wege stießen andere Bettler zu ihnen, die sich zum Feste begaben. Alle begrüßten den Blinden wie einen alten Bekannten, betrachteten Efix aber mit mißtrauischen Blicken.

„Du bist noch stark und kräftig," sagte ihm ein lahmer junger Mann. „Wie kommt es, daß du betteln gehst?"

„Ich habe ein verborgenes Leiden, das mich verzehrt und mich hindert zu arbeiten," erwiderte Efix; aber er schämte sich seiner Lüge.

„Gott will, daß wir arbeiten, so lange wir können; könnte ich doch arbeiten! Ach wie glücklich sind die, die arbeiten können!"

Efix dachte an Giacinto, der gut und froh geworden war, seit er Arbeit gefunden hatte, und fragte sich gramvoll, ob er nicht abermals gefehlt habe, da er seine armen Herrinnen verließ.

So ging und ging er, aber er fand keinen Frieden, und seine Gedanken waren immer da unten zwischen dem Rohr und den Erlen des kleinen Gutes. Besonders abends, wenn die Nachtigall sang, verzehrte ihn das Heimweh.

„Was wird Don Predu denken, der mich mit der Antwort Donna Noemis erwartet? Aber Gott wird sorgen, und er wird gut sorgen, jetzt, da ich mit meiner Todsünde und mit meinem Bannfluch fern von ihnen bin . . ."

Und er ging, ging in der Reihe mit den Bettlern, aufwärts, aufwärts durch das grüne Tal von Mamojada, aufwärts, aufwärts auf Fonni zu, auf den Wegen, über die in der Dämmerung des Abends die Berge von Gennargentu herabhingen mit ihren abenteuerlichen Formen von Mauern, von Burgen, von Zyklopengräbern, von silbernen Städten, von blauen, mit Nebel bedeckten Wäldern; aber es war ihm zumute, als wäre sein Körper ein leerer Sack, vom Winde hin und her geschüttelt, ein armseliges, schmutziges Ding, das unter die Lumpen geworfen zu werden verdiente.

Und seine Gefährten waren nicht besser daran als er.

Sie wanderten, sie wußten nicht von wo her, sie wußten nicht warum; die Orte des Vergnügens, die sie aufsuchten, waren ihnen gleichgültig, nicht fröhlicher, nicht trauriger als die Einsamkeit, in denen sie Rast machten, um sich auszuruhen oder um zu essen.

Und dennoch herrschte zwischen ihnen Zank und Streit; sie sagten sich böse Worte und sprachen schlecht von Gott, beneideten einander — kurz, sie hatten alle Leidenschaften der vom Glück begünstigten Menschen. Efix, todmüde, mit dem Fieber in den Adern, versuchte nicht, sie zu bekehren, und doch fühlte er Mitleid mit ihnen. Er wandelte wie im Traum, fortgeschleppt von einer Schar von Gespenstern, dergleichen ihm manchmal nachts auf dem Gute begegnet waren, und ihn fröstelte vor Schreck in dem Gedanken, schon tot zu sein und noch durch diese Welt zu irren, ausgestoßen aus den Reichen des Jenseits.

In Fonni versammelten sich die Bettler in dem inneren Hofe der Basilika. Das Fest dauerte drei Tage und war sehr belebt; es waren dort Leute aus entfernteren Dörfern, und für Efix begann eine neue Qual. Er hatte Furcht, erkannt zu werden, und suchte sich hinter seinem Kameraden zu verbergen.

In ihrer Nähe standen zwei andere Bettler, ein blinder Alter und ein jüngerer Mann, der, bevor er hier eingetroffen war, sich auf der Brust eine Wunde beigebracht und durch Einreibung mit dem Saft einer Giftpflanze

zu einer künstlichen Geschwulst gemacht hatte, um sie der Menge als eine bösartige Wucherung vorzustellen.

Sie waren gut gekleidet, mit blauen Hosen und Barchentjacken, und sie gaben sich das Ansehen von Herren. Efix war empört über den Betrug des jüngeren Bettlers, und als die Geldstücke in den Hut seines Kameraden fielen, fühlte er sich erniedrigt, weil es ihm schien, als betrüge auch er die Mitleidigen.

Und die Münzen fielen ohne Aufhör. Efix hatte es nie für möglich gehalten, daß es so viele mildtätige Menschen auf der Welt gäbe; besonders die Frauen waren freigebig, und ein leichter Schatten überflog ihre schönen bronzefarbenen Gesichter, so oft der junge Bettler sein Gebrechen zeigte.

Fast alle Frauen blieben vor ihm stehen und begannen zu fragen. Da waren hohe, schlanke Gestalten, mit Lorbeer bekränzt, mit gelb und grün in Hieroglyphenschrift bestickten Schürzen und scharlachenen Kapuzen; sie schienen von weither aus dem alten Ägypten zu kommen. Andere dagegen hatten mächtige Hüften, volle Gesichter, mit zwei reifen Äpfeln als Wangen und üppigem Munde; sie waren in Brokat gekleidet, mit großen Tüchern wie orientalische Schleier, und hatten in ihren Augen die ganze Lieblichkeit und Kraft, in ihren gemessenen Worten die ganze Weisheit der großen Eleonora von Arborea.

Efix antwortete gesenkten Hauptes auf ihre Fragen und nahm die Almosen traurigen Herzens entgegen.

Mit einem Male machten auch einige Männer vor dem alten Blinden und dem falschen Kranken halt, und einer von ihnen bückte sich, um die Geschwulst genauer zu betrachten.

„Ja, so wahr mir Gott helfe," sagte er, „ganz so war es. Und es hat nur noch ein Jahr mit ihm gedauert."

„Nur ein Jahr?" rief ein hagerer junger Mensch mit einem verschmitzten Gesicht. „Ach, das wäre mir nicht genug, um auch nur drei von den tausend Dingen, die ich im Kopf habe, zu Ende zu bringen. Da! Nimm!" Und er warf dem Kranken eine Silbermünze zu. Darauf entstand ein Wettstreit, wer dem zum Tode Bestimmten wohl am meisten gäbe. Efixens Gefährte war grün vor Neid. Seine Stimme zitterte, aber die Gaben strömten nach der anderen Seite.

Um die Mittagszeit zerstreute die Menge sich durch das Dorf, und die Bettler setzten sich zurecht, um ihre Mahlzeit zu halten. Efix gab das Brot seinem Kameraden, aber der wies es zurück. Er war schlechter Laune und schweigsam, und es sah so aus, als sänne er auf irgend etwas Finsteres. In der Tat, als am Nachmittage der Hof der Basilika sich wieder füllte und die Frauen beim Vorübergehen in die Tasche griffen, um dem falschen Kranken ein Almosen zu geben, fing der Blinde an vor sich hin zu sprechen: „Seht ihn euch genauer an! Er ist gesünder als ihr. Er hat sich mit einer vergifteten Nadel gestochen!"

„Aber sei doch still, Kind Gottes!" sagte Efix und zog ihn am Ärmel.

Aber der Blinde schwoll von Bosheit und fuhr fort, Schmähungen aus-

zustoßen, so daß er die Aufmerksamkeit der Leute erregte und viele zu lachen begannen, indem sie sich über den Kranken beugten und ihn näher betrachteten.

Bleich, regungslos gab dieser keine Antwort, wehrte sich nicht. Aber mit einem Male erhob sich sein Gefährte, der alte Blinde, schwankend wie ein vom Winde geschüttelter Baumstamm, und stürzte sich, nachdem er ein paar Schritte gemacht, auf Istenes und begann ihm mit den Fäusten auf den Kopf zu schlagen wie mit zwei Hämmern.

Hierauf rang der eine Blinde mit dem anderen, und da es ihm nicht gelang, ihn zu Fall zu bringen, biß er ihn. Sie sprachen nicht, aber ihr Schweigen machte die Szene noch entsetzlicher. Im Nu stand ein Haufe von Menschen um sie herum, und das Geschrei der Frauen mischte sich mit dem Gelächter der Männer.

„Ich möchte bloß wissen, wie er es gemacht hat, ihn zu sehen!"

„Ach, der ist nicht blind! Der Schlag soll sie alle rühren, sie verstellen sich vom ersten bis zum letzten . . ."

„Und ich habe ihm dreimal neun Realen gegeben! Sag mal, wie hast du dir die Geschwulst gemacht? — Sage es mir, ich gebe dir noch einmal neun Realen, dann mache ich mir auch eine und komme frei vom Militär."

„Achtung! Die Soldaten kommen."

„Immer ruhig, die tun uns nichts!"

Die Menge teilte sich, um die Karabinieri durchzulassen. Stattlich, mit den rotblauen Federbüschen, standen sie da und sahen auf die beiden Bettler herab, die zusammengekauert wie Lumpenbündel auf der Erde lagen. Der alte Blinde zitterte am ganzen Leibe vor Wut, aber er tat den Mund nicht auf. Der andere sagte mit trauriger Stimme, er wüßte von nichts, er habe sich nicht geregt und nur gefühlt, wie ein Mensch über ihn her gefallen wäre wie eine einstürzende Mauer.

Man richtete ihn auf, man trug ihn davon. Die Menge zog hinterher, wie bei einer Prozession. Auch Efix folgte dem Zuge.

„Jetzt verhaften sie auch mich und werden wissen wollen, wer ich bin, und werden alles erfahren und mich verurteilen."

Indessen kümmerte sich niemand um ihn, und nachdem die beiden Blinden in die Kaserne abgeführt worden waren, zerstreute sich die Menge, und er blieb allein zurück, in einiger Entfernung wartend, mit dem Blick auf die Tür, hinter der seine Kameraden verschwunden waren.

Er hatte Furcht, aber um nichts auf der Welt hätte er den Blinden verlassen. Er blieb dort eine Stunde, zwei, drei, ohne daß er es merkte. Der Platz war leer, alle Leute waren unten beim Feste, und in diesem Winkel schien das Dorf unbewohnt zu sein. Die Sonne brannte auf die Holzdächer der niedrigen Häuser, der Wind des Nachmittags trug einen Duft wohlriechender Kräuter herüber und hin und wieder einen Schrei, einen fernen Klang.

Dieser Friede vermehrte die Unruhe des alten Mannes. Zum ersten Male ward ihm der Irrtum seiner Buße klar. Nein, das war es nicht, was er geträumt hatte.

Und seine arme Herrinnen, was mochten sie dulden, allein und über sein Verschwinden beunruhigt? Zum ersten Male kam ihm der Gedanke, zurückzukehren und seine Tage zu ihren Füßen wie ein treuer Hund zu beschließen. Zurückzukehren, sei es auch auf die Gefahr seiner Seele, aber nicht sie leiden zu lassen: das war die wahre Buße. Doch seinen Gefährten konnte er nicht im Stiche lassen. Und siehe, da öffnete sich die Tür der Kaserne, und die beiden Blinden kamen heraus, wie zwei Brüder sich an den Händen haltend.

Ein Karabiniere stieß sie gutmütig vor sich her und rief: „Dorthin, dorthin, zum Kuckuck."

Efix ging ihnen entgegen und nahm seinen Kameraden bei der Hand. So zogen sie zum Hofe der Basilika zurück. Da war Tanz und Musik, die untergehende Sonne färbte den Glockenturm rosig, die Holzdächer, die hohen Bäume rings um die alte Kirche. Alles war rot, schwarz, weiß und violett in dem bläulichen Schatten des Hofes. Aus der Basilika drang ein ruhiges Psalmodieren, ein Wohlgeruch von Weihrauch, der sich mit dem Dufte mischte, den der Wind aus den Gärten und von den Bergen herübertrug.

Efix zog seine Gefährten hinter sich her. Als sie den Rundgang durch den Hof beendet hatten, ließ er sie auf den Stufen der Kirche niedersitzen und begab sich auf die Suche nach dem falschen Kranken. Aber wie sehr er auch suchte, er fand ihn nicht mehr; die anderen Bettler sagten ihm, er habe sich aus Furcht vor den Karabinieri davongemacht. So blieb Efix denn allein bei den beiden Blinden zurück.

XV.

Die Feste waren einander ähnlich. Die meisten fielen in den Frühling und Herbst, und sie spielten sich um die kleinen, einsamen Landkirchen ab, auf den Bergen, auf den Hochebenen, am Rande der Täler. An den das ganze Jahr verlassenen Orten, auf den unbebauten Feldern war es dann wie ein unerwartetes Aufblühen, wie ein Hereinbrechen von Leben und Freude. Die bunten Farben der ländlichen Trachten, das Scharlachrot und Gelb der Stirnbinden, das brennende Karmoisin der Schürzen — alles das leuchtete wie eine Wildnis von Blumen zwischen dem Grün der Mastixbäume und dem Grau der Stoppelfelder.

Und überall wurde getrunken, gesungen, getanzt, gerauft.

Efix, der ebenso wie die anderen Bettler gekleidet war, schleppte die beiden Blinden hinter sich her, als wären sie sein Verbrechen und seine Strafe. Er liebte sie nicht, aber er ertrug sie mit unendlicher Geduld.

Auch sie liebten ihn nicht, aber sie waren wegen seiner Aufmerksamkeiten einer auf den anderen eifersüchtig und zankten unaufhörlich darüber.

So kamen sie auf den Orthobene zum Feste des Erlösers.

Es war August; der große rote Mond stieg aus dem Meere empor und warf sein Licht auf das Gebüsch, unter dem die Bettler die erste Nacht verbrachten. Beim Morgengrauen hörte man ein fernes Psalmodieren, und eine Reihe von Priestern, der eine Prozession folgte, erschien im Hintergrunde des Waldes.

Über einem Felsen erhob sich der bronzene Erlöser zum Fluge, und es war, als zögere er noch, wie in Erwartung, daß das Volk ihn um die Gnade bitte, derentwegen es hinaufgestiegen war. Das schwarze Kreuz vereinte den blauen Himmel mit der grauen Erde. Und im Nu bedeckten sich die Felsen mit Rot und Weiß, und die einsamen Steineichen erblühten von lachenden Kindergesichtern. Die alten Hirten knieten zwischen den Sträuchern nieder, die Priester umgaben den steinernen Altar, der aus dem lebenden Felsen geschnitten war, und der Weihrauch mischte sich noch einmal mit dem Dufte des Taxus und des Thymians.

Unter einer Steineiche betete Efix neben einem Greise, der aussah wie ein bekehrter Druide. Es war der einzige Tag, an dem er sich in seinem Elend heiter fühlte; alle Menschen schienen hier einander gleich im Anblick des Erlösers, der seinen Flug auf dem Felsen hemmte, alle gleich klein im Schatten des Kreuzes, das von der grauen Erde zum blauen Himmel emporragte.

Im September stiegen die Bettler auf den Monte Gonare, von dessen Gipfel das Heiligtum weit umher fast über die ganze Insel blickt.

Das Wetter war wieder schlecht geworden; es tobten krachende Gewitter, und die Abhänge der Berge waren gefurcht von Bächen schlammigen Gewässers.

Der Wind zerzauste die wilden Mähnen der Wälder; der ganze Berg, von den Schlägen des Donners zitternd, glich einem gefesselten Ungeheuer, das sich heulend in seinen Ketten windet. Dennoch kamen die Leute von allen Seiten, kamen von gewundenen Fußpfaden, allen aufwärts sich schlängelnden Straßen und sammelten sich um die kleine Kirche. Sie waren alle zu Pferde, und wieder war es Efix, der sich mit seinen beiden Blinden in einer Art Felsennische längs des Weges geborgen hatte, als sei dies ein Stelldichein, bei dem man, wie schlecht auch das Wetter sein mochte, nicht fehlen durfte.

Indessen hörte der Regen auf, und zwischen dem Chaos von Wolken, das den Berg umgab, wurden andere Berge, blau zwischen all dem Grau, Ränder des Himmels und Flecken der Sonne sichtbar. Efix fühlte sein Herz schlagen, und er blickte gen Osten, in der Hoffnung, dort unten den Berg von Galte zu sehen und die Ebene am Meer. Aber der Nebel bedeckte die Erde; er sah vor sich die Gestalten zu Pferde vorüberziehen, wie oben die Wolken, und die Geschichte der Sündflut, die der junge Blinde dem alten Blinden erzählte, schien ihm die eigene zu sein. Ja, so war es, — einige Patriarchen hatten sich gerettet und waren auf den Berg geflüchtet; sie stiegen herauf mit ihren Frauen und Kindern, und ihr Antlitz trug einen feierlichen Ausdruck, traurig und fröhlich zugleich, denn sie hatten alles verloren, alles gerettet.

Die Frauen sahen aus dem Rahmen ihrer Tücher und über den Kopf gezogenen Röcke heraus mit großen verwirrten Augen, in deren Grunde aber doch ein Funke von Freude glänzte; irgend etwas ängstigte sie, irgend etwas erheiterte sie, und vielleicht war beides dasselbe. Aus der Ferne und dem

Nebel klang verworrenes Geschrei herüber, wie das Wiehern wilder Rosse im Wettlauf mit dem Sturm.

Efix sah und hörte auf alles: er hatte beständig Furcht, erkannt zu werden, obwohl er unkenntlich genug geworden war. Aber plötzlich fuhr er erschreckt auf, kroch in sich zusammen, öffnete beide Augen weit und schloß sie wieder, wie Kinder, wenn sie sich verbergen wollen.

In etwas nachlässiger Haltung kam ein Mann heraufgeritten, den ein Barchentmantel, mit Scharlach gefüttert, ganz bedeckte. Es war eine Art spanischen Mantels, der, wenn der Wind seine Falten hob, einen mit Stickerei verzierten Quersack und die derben Beine des Reiters sehen ließ, an denen silberne Sporen steckten.

Unter der Kapuze zeichnete sich ein gutmütiges Gesicht ab, das sarkastisch lächelte. Es war Don Predu!

Efix schlug die Augen wieder auf: er war vorübergeritten, ohne ihn zu erkennen.

Nachdem der Regen aufgehört hatte, begannen die Bettler ihren Weg fortzusetzen. Das Rollen des Donners und das Tosen des Windes begleitete sie: so wanderten sie dahin, langsam, langsam, gebeugt, ohne ein Wort zu sprechen, als suchten sie etwas zwischen den trockenen Blättern des vom Regen gebadeten Weges.

An einem der Kreuze, die den Weg bezeichneten, machten die Bettler halt; der Wind hatte nicht nachgelassen, aber die laue Sonne wärmte ihre Glieder. Alles schimmerte rings umher, und unten in den Tälern bildete der silberne Nebel leuchtende Seen und Teiche.

Efix nahm die Almosen mit gesenktem Haupte entgegen, um nicht erkannt zu werden. Aber von Zeit zu Zeit hob er die Augen und horchte gespannt, als lausche er einer fernen Stimme.

„Efix" — so sprach die Stimme — „wenn du hier in wahrer Buße stehst, warum fürchtest du dich, erkannt zu werden? Erhebe dich, wenn dein Herr vorbeikommt." Und mit einem Male hatte er ein Gefühl der Freude, wie er es seit lange nicht mehr empfunden. Er stand auf und stützte sich auf das Felsstück, unter dem die Blinden sich vor dem Winde schützten. Allmählich kamen die Leute zurück, nachdem sie die Messe gehört hatten; einige junge Mädchen aus Nuoro, schön wie Rosen, stiegen herunter, dicht aneinander geschmiegt, und lachten und sprachen:

„Habt ihr den Mann gesehen, der kommuniziert hat? Er ist ein Adliger, ein steinreicher Herr, ein Baron, aber verzaubert . . ."

„Ja, ein armes Mädchen, das er heiraten sollte und nicht geheiratet hat, ließ ihn verhexen."

„Geh und häng dich, Maria, was sagst du? Wenn sie ihn verhext hat, so tat sie's doch, damit er sie heirate . . ."

„Aber darum brauchst du mich nicht zu stoßen! Geh und brich dir den Hals, Franziska!"

Mit blinkenden Zähnen in den niedlichen Lästermäulern kamen sie an Efix vorüber, und eine warf den Bettlern ein Geldstück hin.

Efix wartete auf Don Predu. Die Patriarchen stiegen herauf, die schweigsamen Frauen, die Jünglinge, die kleinen Hirtenbuben mit den von der Einsamkeit traurigen Augen: Don Predu ließ sich nicht sehen.

Efix wartete. Aber nachmittags waren alle schon zu den Hütten unten auf der Lichtung zurückgekehrt, und Don Predu war noch nicht vorbeigekommen.

Das Wetter erhellte sich, der Nordwind verjagte die Wolken, sog den Nebel aus den Tälern auf, und über der Landschaft lag das kalte Blau des Himmels. Die anderen Bettler waren hinuntergestiegen, und die Blinden fragten Efix, warum er sie hier oben im Winde lasse. Er sagte:

„Ich möchte nach unten gehen und beten; wenn ihr wollt, kommt mit mir."

Ungern gehorchten sie ihm, weil sie Furcht hatten, allein zu bleiben.

Sie stiegen abwärts. Der Wind warf sich gegen die kleine Kirche, und nur wenige Leute klammerten sich an den Felsen, um von oben dem Pferderennen zu halbem Preise zuzusehen. Der Sturm fegte den Pfad entlang, und die Bauern, die die Pferde ritten, hatten sich die Kapuzen über den Kopf gezogen. Menschliche Rufe verloren sich, vom Winde gebrochen, in der Einsamkeit.

Efix ließ die Blinden an der Mauer niedersitzen und trat in die Kirche. Der Geruch des Weihrauchs bewegte ihn und rief ihm die alte Basilika, rief ihm seine ganze Vergangenheit zurück. Don Predu kniete zur Seite des Altars, mit seinem rotfaltigen Mantel, die blauschwarzen Haare im Halbdunkel, den Sporn am Fuße. Er schien einer der alten Barone zu sein, die umgehen, wie Efix sie von der Wucherin hatte beschreiben gehört. Er betete, ohne sich zu rühren. Efix näherte sich und berührte ihn am Mantel.

Der Mann drehte sich um, überrascht, dann heftig. Er erkannte den Bettler nicht und scheuchte ihn fort, ärgerlich, in seinem Gebete gestört zu sein. Aber Efix sah ihn fest an:

„Don Predu, ich bin es, Efix, Euer Diener!"

„— Efix?"

Don Predu sprang auf, hob die Falten des Mantels und schien den Alten umarmen zu wollen.

„Du — du!" — — —

Sie blickten einander an wie zwei alte Freunde, und Efix sah, daß Don Predu unglücklich war wie er selbst.

„Du — du?" — — —

„Ja," sagte Don Predu, der sich zuerst faßte. „Giacinto hat mir von deinen Taten erzählt, du Tropf; jetzt hast du dich gar auf das Betteln verlegt, du fauler Strick! Ein schönes Gewerbe. Da nimm!"

Er reichte ihm eine Münze, aber Efix war nicht beleidigt. Er sah Don Predu mit seinen treuen Hundeaugen an und seufzte.

„Don Predu, mein Herr, gebt mir Nachricht von meinen Herrinnen . . .

„Deine Herrinnen? Wer sieht sie? Die halten sich in ihrer Höhle verborgen wie Marder . . ."

„Und Giacinto?"

„Ich habe ihn in Nuoro gesehen, er stirbt vor Hunger! Warum hast du ihn nicht mit dir genommen? Jetzt heiratet er Grixenda."

„Dann ist es gut —" sagte Efix. „Das hatte er versprochen."

Weiter sprach er nichts. Aber das Herz begann ihm zu klopfen und freudige Dinge zu sagen.

„O, das ist eine Gnade von Gott, Don Predu, mein Herr," dachte er und lächelte zu den Schimpfreden des Mannes, der nach dem ersten Ausbruch der Freude sich erniedrigt fühlte, weil der Bettler ihn erkannt hatte.

Gegen Ende September begaben sich die Bettler zum Feste des heiligen Cosmus und Damian, in der Nähe von Mamojada, und gleich darauf zogen sie weiter nach Bitti zur wundertätigen Jungfrau.

Um rechtzeitig anzukommen, wanderten sie die ganze Nacht. Der Mond beleuchtete die Wälder der Hochebene, und die Nacht war mild und still.

Sie machten zwischen Ormne und Bitti, in der Mitte der Berge, Rast. Efix war müde, aber nicht mehr unruhig, wie in der ersten Zeit. Jetzt hatte er ein Ziel, und jeder Schritt führte ihn dem Ende seiner Wanderung näher.

Es war noch Nacht; aber schon kam ein Schauer des Lichtes von Osten her über Gipfel nach Gipfel, und die Morgendämmerung erhob sich aus dem Meere. Efix, mit geschlossenen Augen, schlief nicht, aus Furcht, man möchte ihm den Rucksack mit dem auf den letzten Festen gesammelten Gelde rauben; er hielt ihn dicht an sich und betastete ihn von Zeit zu Zeit; aus halbgeschlossenen Augenlidern sah er seine Kameraden im ungewissen Dämmerlicht unter einer Eiche zusammengekauert schlafen. Aber plötzlich bemerkte er, daß der alte Blinde sich aufsetzte, sich nach vorn beugte, wie um ein entferntes Geräusch besser zu hören, und sich, mit der Hand gegen den Stamm der Eiche gestützt, langsam und vorsichtig erhob. Dann schlich er sich näher, bückte sich und zog den Rucksack in die Höhe.

Efix traute seinen Augen nicht und blieb regungslos liegen. Der Blinde jedoch machte sich mit seiner Beute davon: leise, leise, ohne sich umzuwenden, schritt er auf dem Wege dahin, und seine Gestalt hob sich groß und dunkel von dem Hintergrunde der Berge ab.

Jetzt sprang Efix auf, aber ihm war, als zöge ihn eine unsichtbare Hand zurück und zwänge ihn, ruhig auf seinem Platze zu verharren. Und als allmählich seine Überraschung verflogen war, überkam ihn eine Fröhlichkeit, eine Lust, zu lachen; und er lachte, und der Himmel ringsum färbte sich blau und rosig, und die Meisen sangen im Gebüsch.

„Ja," dachte er, „Gott hat mich von einem meiner Gefährten befreit! O, welch eine Last hat er mir abgenommen!" Er weckte den anderen und sagte ihm, was vorgefallen.

„Siehst du!" rief der Blinde. „Ich wußte, daß er sich verstellte. Hab ich es nicht gleich gesagt? Und du hast ihn hinter dir her geschleppt, du hast mich Tag und Nacht mit ihm gequält. Nun werden wir ihn anzeigen, wir werden ihn suchen und ihm die Knochen zerbrechen."

Efix lächelte. Während des Festes war er beinahe glücklich. Eine Menschenmenge, wie er sie noch nicht gesehen hatte, erfüllte die Kirche, den Platz daneben und den Weg, der ins Dorf führte. Eine Prozession bewegte sich wie eine rote und weiße, gelbe und schwarze Schlange unablässig um die Kirche herum; die Fahnen flatterten wie große Schmetterlinge in der Sonne, Choräle, Gewieher der zum Rennen aufgezäumten Pferde und Freudenschreie mischten sich mit dem Psalmodieren der Pilger.

Es kamen Frauen vorbei, mit schwarzen, gelösten Haaren, die wie Trauerschleier auf die Schultern hingen; es folgten Männer mit entblößtem Haupte, eine Kerze in der Hand, barfüßig, bestäubt, als kämen sie vom anderen Ende der Welt. Geduldig klommen die Pferde den Weg in die Höhe, und sie trugen Lasten von Glück, Lasten von Leid auf ihren Rücken; da kamen auf ihnen geritten Jünglinge mit flammendem Antlitz und pulsenden Adern, bleiche Mädchen, die Gedanken der Leidenschaft hinter ihrer Stirn wie in einem Schrein von Elfenbein verschlossen; da kamen Kranke, Wahnsinnige, Besessene: und in den Augen aller war das Leben und der Tod.

Efix hatte sich in einiger Entfernung von der Kirche aufgestellt, an einem Platze, wo nicht viele Menschen vorüber kamen. Der Blinde hörte nicht auf zu murren, zwischen einer Wehklage und der anderen, sein Gesicht war finster und drohend.

Gegen Abend — die Ernte war spärlich gewesen — machte er seinem Zorne Luft, indem er Efix beschuldigte, den anderen Kameraden ermordet zu haben, um sich zu befreien und sich seines Geldes zu bemächtigen. Efix lächelte.

„Komm —" sagte er und faßte ihn bei der Hand. Sie gingen noch einen Augenblick auf und ab, dann machten sie halt.

„Hörst du?" sagte Efix.

Der Blinde hörte die Stimme des anderen Gefährten, der unmittelbar vor ihnen bettelte.

„Aber diesmal macht ihr mir's nicht wie das letzte Mal," sagte Efix. „Wenn ihr euch heute wieder rauft und sie euch verhaften, wahrhaftig, ich wasche meine Hände in Unschuld!"

Da beugte sich der echte Blinde über den falschen und fragte halblaut mit zusammengepreßten Zähnen:

„Warum hast du das getan, Pharisäer?"

„Weil es mir gut scheint und gefällt."

Efix lächelte. Der echte Blinde bemerkte dieses Lächeln und geriet darüber in Wut; seine ganze Erbitterung auf den diebischen Genossen richtete sich gegen Efix:

„Ich will nicht mehr mit dir gehen. Eher werfe ich mich auf den Boden hin und verrecke. Du bist ein Einfaltspinsel, ein Nichtsnutz; du gehst nur mit

mir, um dich lustig zu machen und mich zu quälen. Geh und häng dich, pack dich zur Hölle, wo sie am tiefsten ist!"

„Du sprichst so, weil du weißt, daß ich dich doch nicht verlasse," sagte Efix. „Du kennst mich, obgleich du blind bist, und ich kenne dich nicht, obgleich ich sehen kann. Aber wenn du glaubst, daß du hier einen anderen Kameraden findest, so mach nur — ich werde dir helfen."

Der falsche Blinde hörte zu, den gestohlenen Rucksack dicht an sich gepreßt. Er reichte Istenes die Hand und sagte ihm: „Dann bleib bei mir, zum Teufel!"

So standen sie da, Hand in Hand, wie Efix sie aus der Kaserne in Fonni hatte heraus kommen sehen. Sie schienen darauf zu warten, daß er noch etwas sage, sie vielleicht herausfordere. Aber Efix zog das Päckchen mit dem in den letzten Tagen gesammelten Gelde hervor, ließ es dem echten Blinden in die Hand fallen und ging davon.

Er war frei. Aber er hatte das körperliche Gefühl, als zöge ihn noch etwas zu seinen Gefährten, und er empfand Gewissensbisse, sie verlassen zu haben. Die ganze Nacht und den ganzen Tag wanderte er durch das Tal von Isalle dahin, bis er ans Meer kam. Dort warf er sich auf die Erde zwischen zwei Gebüschen von Steinlinden, und ihm war, als kehrte er nun in sein Dorf zurück, nachdem er den Weg vollendet.

Aber im Traume sah er den Blinden, in sich zusammengekauert, mit seinen bläulichen, halbgeöffneten Lippen, und er glaubte zu hören, wie er ihn verhöhnte und bemitleidete:

„Du glaubst, am Ziele zu sein und ruhen zu können?" sagte er. „Du wirst sehen, wirst sehen: jetzt erst beginnt deine Wanderschaft."

Je mehr sich Efix dem heimischen Gute näherte und mühsam den steilen Weg emporklomm, desto deutlicher vernahm er ein Klagen der Harmonika, als wäre es eine Täuschung seines Ohres, das an die Musik der Feste gewöhnt war.

So viele weit entfernte Dinge kamen ihm wieder in den Sinn, und alle Blätter ringsherum bewegten sich leise, wie um ihn zu grüßen. Da war die Hecke, da war der Fluß, der Hügel, die Hütte. Er verspürte keine eigentliche Rührung: aber die sanfte, verhaltene Klage, die aus der Ruhe des grünlichen Wassers emporzusteigen schien, war wie ein Zurückrufen. Er trat ein, er blickte um sich und sah sogleich, daß das Gut schlecht gehalten war; man merkte, daß ihm der Herr gefehlt hatte. Die Bäume waren fast alle der Früchte beraubt, und hier und dort hingen abgerissene Äste nieder. Juanantoni saß unter dem Laubengange vor der Hütte und spielte die Harmonika, und die schwermütige Weise legte sich rings wie ein traumhafter Schleier über den stillen Ort. Als der Junge den unbekannten Mann sich nähern und sich bücken sah, um in die Hütte zu blicken, hörte er auf zu spielen, und seine sanften Augen wurden drohend.

„Was wollt Ihr?"

Der Mann nahm die Mütze ab.

„Onkel Efix!“ — rief der Junge und begann wieder zu spielen, zu gleicher Zeit sprechend und lachend. „Aber wart Ihr nicht gestorben? Man sagte, Ihr wäret in Amerika, wäret reich geworden und hättet Euren Herrinnen Säcke voll Geld geschickt. Jetzt bin ich hier Wächter; wenn ich wollte, könnte ich Euch wie einen Dieb davonjagen. Aber ich tue es nicht. Wollt Ihr eine Traube? Da nehmt! Mein Herr, Don Predu, macht sich nichts aus diesem Stückchen Land; er hat so viele andere Besitzungen! Das große Gut von Badde Saliche, ja, das bringt ihm schon tüchtig was ein. Was hier wächst, das schickt mein Herr alles seinen Basen, Euren Herrinnen, zum Geschenk. Aber die halten sich immer versteckt, wie der Igel in seinen Stacheln. Ach, Onkel Efix, ich muß Euch etwas erzählen: Neulich nacht — des Nachts schließe ich mich in der Hütte ein, weil ich Angst vor den Gespenstern habe und immer Großmutter an der Tür kratzen höre — neulich nacht, welch ein Schrecken! Ich fühle, wie sich etwas Weiches dicht an meinen Füßen bewegt. Ich habe geschrien, ich habe geschwitzt; aber als es Tag wurde, sah ich, daß es ein verwundeter Hase war. Er hatte sich in der Schlinge gefangen, und es war ihm geglückt, zu entwischen; nun saß er da mit seiner gebrochenen Pfote und sah mich an mit den zwei Augen eines Christenmenschen. Ich hab ihm die Pfote verbunden; aber hernach hat er das Fieber bekommen; er brannte in meinen Händen wie ein Haufen Feuer, wurde schwarz, schwarz und ist gestorben.“

Efix hatte sich neben ihn gesetzt und blickte in die Ferne.

„Was sagst du dazu,“ fragte er ernsthaft, „Don Predu will mich wieder in seinen Dienst nehmen?“

Da bekam das Gesicht des Jungen wieder einen drohenden Ausdruck.

„Und dann wird er mich fortjagen? Und was soll ich dann anfangen? Grixenda heiratet und geht fort. Und ich, was soll aus mir werden? Soll ich betteln gehen? Nein, da geht Ihr doch lieber, Ihr seid alt!“

„Du hast recht,“ sagte Efix und senkte das Haupt. Aber seine Unterwürfigkeit stimmte den Jungen wohlwollend.

„Don Predu ist so reich, daß er Euch ebenfalls wiedernehmen kann; er kann Euch auf die anderen Güter schicken, weil ich gern hier bliebe. Hier ist ein schöner Posten, das sagt auch Grixenda.“

„Was macht Grixenda?“ fragte Efix.

„Sie näht ihr Hochzeitskleid.“

„Sage mir, Juanantoni, ist Don Giacinto zurückgekommen?“

„Mein Schwager,“ antwortete der Junge stolz, „ist gekommen, ja, im vergangenen Juli. Grixenda war immer krank; ein wenig später, und er hätte sie nicht mehr lebend gefunden. Ja, er ist gekommen . . .“

Er schwieg, das Gesicht auf die Harmonika gebeugt, die Augen voll von schweren Erinnerungen.

„Sag mir alles, du kannst es mir sagen, Juanantoni. Ich gehöre wie mit zur Familie.“

„Ja, ich will es Euch sagen. Also, Grixenda war immer krank; sie verzehrte sich wie eine Kerze. Nachts hatte sie das Fieber, sie stand wie eine

Wahnsinnige auf und sagte: ich will nach Nuoro gehen. Aber wenn sie die Tür öffnen wollte, so konnte sie es nicht. Versteht: da war die Großmutter draußen, die hielt die Tür zu und ließ sie nicht fort. Endlich einmal bin ich nach Nuoro gegangen. Dort hab ich meinen Schwager gefunden, an einem Ort wie die Hölle: in der Mühle. Ich sagte ihm alles. Da bat er sich drei Tage Urlaub aus und kam mit mir. Er hatte sich ein Pferd gemietet, denn das kostet weniger als ein Wagen, und ließ mich hinten aufsitzen — das war schön, so dahin zu reiten, ich kam mir wie ein Riese vor. So hat er Grixenda zur Frau erbeten, und so werden sie mit Hilfe der Heiligen einander heiraten."

„Von wem hat er sie sich denn zur Frau erbeten?"

„Ich weiß nicht, von ihr selbst."

„Sag mir, Juanantoni, ist Don Giacinto bei seinen Tanten, meinen Herrinnen, gewesen?"

Der Junge zögerte wieder einen Augenblick.

„Ja," sagte er dann, „er ist bei ihnen gewesen. Ich glaube, sie haben einen Streit miteinander gehabt, denn er kam mit geröteten Augen heraus, als wenn er geweint hätte. Grixenda sah ihn an und lachte, aber er biß sich auf die Zähne und sagte: Das ist das letzte Mal, daß sie mich gesehen haben."

Efix fragte nicht weiter. Er verbrachte die Nacht in der Hütte, und da sich ein heftiger Wind aufgemacht hatte und das Rohr auf dem Hügel ächzte wie die Seelen der Verdammten, so daß der kleine Wächter in Furcht geriet, begann er die Geschichten aus der Bibel zu erzählen, wobei er den Tonfall des Blinden nachahmte.

„Ja, es war einmal ein König, der ließ die Bäume, die Tiere und endlich sogar das Feuer anbeten. Da fügte der wahre Gott, den er beleidigt hatte, es so, daß die Sklaven dieses Königs schlecht wurden und sich verschworen, ihren Herrn zu töten. Ja, er ließ ein Götzenbild ganz aus Gold machen. Daher ist auf der Welt solch eine Gier nach Gold geblieben, und ein Bruder mordet den anderen um des Goldes willen. Selbst die unschuldigen Tiere beten das Gold an."

Dann fuhr er fort, den Tempel und die Paläste des Königs Salomo zu beschreiben, aber Juanantoni schlief ein, während er noch erzählte. Draußen rauschte das Röhricht am Graben so laut, daß es sich anhörte, als ob eine Schlacht geschlagen würde.

Als Efix am Morgen aus der Hütte hervortrat, sah er Hunderte von Rohrstauden abgerissen herniederhängen, und die langen Blätter wie zerbrochene Schwerter am Boden verstreut. Und die noch stehengebliebenen, auch sie zerzaust, schienen sich ein wenig zu neigen, um ihre toten Gefährten zu sehen und mit ihren wunden Blättern zu liebkosen.

Efix hatte seinen Rucksack wieder auf die Schulter genommen, und Juanantoni, der, inzwischen erwacht, auf der Matte saß, sah den Alten mit seinen schönen, nachdenklichen Augen an.

„Nehmt Euch Trauben, Onkel Efix. Wenn Euch Don Predu wieder hierher schickt, so bin ich's zufrieden. Wir werden uns die Zeit mit Geschichtenerzählen vertreiben. Und geht zu Grixenda, um sie zu begrüßen."

So stieg denn Efix wieder den Weg zum Dorfe hinauf. Der Morgen war frisch, fast kalt, und die weißen Hügel schienen mit Schnee bedeckt. Die Anhöhen oberhalb der durch die Ebene verstreuten Ortschaften, hinter dem Schlosse, rauchten wie zugedeckte Kohlenmeiler, und alles war still und wie tot im rosigen Morgen.

Efix fand seine verlorene Seele wieder; ihm war, als kehre er in das Haus seiner Schmerzen zurück, wie der verlorene Sohn.

Er ging geradenwegs zu der Wucherin und lachte, als er sah, daß diese, wiewohl sie ihn nicht gleich erkannte, ihn doch freundlich empfing, da sie ihn für einen Fremden hielt, einen Diener, den irgend ein Gutsbesitzer geschickt hatte, um Geld von ihr zu holen.

„Kallina, die Raben sollen dich hacken, erkennst du mich nicht? Auch du bist schmaler geworden."

Sie hatte ihre Schuhe in der Hand, ließ einen nach dem anderen fallen und bückte sich, um sie wieder aufzuheben.

„Efix, seh ich recht? Wie ich dich verwünscht habe, bist du gegangen! Du hast sogar die Kleider gewechselt. Weißt du noch, wie du mich erwürgen wolltest?"

„Ich bin immer noch in Zeiten, wenn du nicht aufhörst! Sag mir, wie geht's?"

Es ging ihr nicht allzu gut. Seit einiger Zeit litt sie beständig am Magen, und die Schmerzen, sowie die Schlaflosigkeit hatten sie klein gemacht, klein, dürr, gebückt, als hätte der Vampyr sie ausgesogen.

„Das ist eine Hundekrankheit, mein alter Efix. Ich habe schließlich eine Wallfahrt zum heiligen Franziskus gelobt, jetzt im Oktober . . ."

„Höre," sagte Efix, der sich vor der Feuerstätte niedergelassen hatte und noch keine Miene machte, weiter zu gehen, „es ist unnütz, daß du dich auf die Wallfahrt begibst. Wenn du eine Buße zu tun hast, so mach sie in deinem Hause ab."

„Ich habe keine Buße zu tun! Meine Seele steht vor Gott, nicht vor einem Sünder deinesgleichen."

Er senkte den Kopf.

„Höre," begann er wieder, „ich brauche Kleider und Geld. Du mußt mir helfen, Kallina; wenn du nur willst, kannst du es. Ich bin wie der Soldat, der im Kriege gewesen ist: ich komme zurück, aber diese Kleider kann ich nicht behalten."

„Sag mir wenigstens, wo du gewesen bist."

„Ja, ich wollte ein wenig die Welt durchstreifen. Ich bin bis im Morgenlande gewesen, wo der Tempel und das Haus des Königs Salomo war. Dieses Haus war ganz von Gold, mit Pforten, die zu Knäufen goldene Paradiesäpfel hatten. Und die Teller und die Gefäße waren von Gold, und

sogar die Schlüssel und die Stangen, um die Pforten zu schließen, waren von Gold . . ."

Die Frau betrachtete ihn von unten, während sie neue Schnüre in ihre Schuhe zog, ohne deshalb die alten fortzuwerfen, die noch verwandt werden konnten, um irgend etwas festzubinden. Warum sprach er so, mit dem singenden Tonfalle der Bettler? Machte er sich über sie lustig oder hatte er das Fieber?

„Fix, meine Seele, das Herumschweifen durch die Welt hat dir die Schuhe und das Gehirn abgenutzt!"

Trotzdem gab sie ihm das Geld.

Aber er ging noch nicht.

„So kann ich nicht ausgehen, vor den spottsüchtigen Mägden Don Predus mich zeigen. Du mußt mir die Kleider besorgen! Geh! Woran denkst du, wenn du nicht schläfst? Geh, geh, auch du bist eine Christin!"

„Was, auch ich? Eine bessere Christin, als du, meine Seele! Ich habe niemals mein Haus und mein Dorf verlassen, um als alte Frau in der Welt umher zu laufen."

„Hör auf, Kallina! Am Ende greifst du wieder zum Pfahl, wie damals!"

Den ganzen Tag fuhren sie fort, sich Grobheiten zu sagen, halb im Scherz, halb im Ernst. Aber am Nachmittag ging sie doch hin, um einen fast neuen Anzug von einer Frau zu kaufen, deren Mann nach Amerika ausgewandert war.

(Schluß folgt.)

Über den Ursprung des Humanismus[1]).

Von

Konrad Burdach.

I.

Wenn ich hier spreche von dem Ursprung des Humanismus, so will und kann ich kaum mehr bieten als die guten Dienste eines redlichen Führers, der bemüht ist, vor Fallstricken und Irrwegen zu warnen und den Weg von Hindernissen frei zu machen. Ein dichtes Gestrüpp von Vorurteilen, ererbten Formeln und Schlagworten gilt es zu durchbrechen und über die Geschichtslegenden hinweg, an denen unsere Wissenschaft reicher ist, als man insgemein glaubt, die rechte Bahn zu finden zur schlichten Wirklichkeit und zu der Fülle des geschichtlichen Lebens, wie es entstand und sich wandelte. Eine genauere Auseinandersetzung mit den abweichenden Meinungen hochgeschätzter Weggenossen, die zu gleichem Ziel andere Pfade einschlagen, verbietet sich in dieser Stunde von selbst, und auch auf die Ergebnisse meiner eigenen vieljährigen Forschungen kann ich hier nur Schlaglichter fallen lassen.

Einen Vorbehalt muß ich freilich gleich am Eingang machen. Im strengen Sinne des Wortes zum Ursprung des Humanismus geleiten, das vermag ich nicht. Zwar hat einer unserer bekanntesten Historiker, Eduard Meyer, es als die eigentliche und „die größte Aufgabe der Geschichtsbetrachtung" hingestellt, „das Gewordene als Werdendes zu begreifen, sich hinein zu versetzen in den Moment, wo das, was uns in der Geschichte als Tatsache entgegentritt, noch nicht war, sondern erst werden, erst geboren werden soll," und diese Formulierung, die ihr Urheber nur vom Standpunkt der politischen Geschichte für die Sphäre der Willensentschlüsse und Taten gab und begründete,

[1]) Das Nachstehende gibt im wesentlichen einen Vortrag wieder, den ich am 2. Oktober 1913 vor der 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in der Marburger Universitätsaula gehalten habe. Der gegenwärtige Abdruck wahrt den Augenblickscharakter der Rede, erweitert aber ihren Inhalt und sucht namentlich die Ergebnisse durch reichere Quellenbelege überzeugender zu gestalten. Die wissenschaftliche Grundlage ist enthalten in meinem Buch ‚Rienzo und die geistige Wandlung seiner Zeit', dessen erste Hälfte soeben erschien (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1913) und dessen zweite Hälfte im Druck ist. Es bildet den einleitenden ersten Teil zu der von mir im Verein mit Paul Piur im vorigen Jahre (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1912) herausgegebenen kritischen Edition des Briefwechsels des Cola di Rienzo (= Band II des von mir im Auftrage der Berliner Akademie der Wissenschaften unternommenen Werkes ‚Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung').

hat offenbar eine allgemeine Geltung in dem Sinne, daß es die erste und höchste Pflicht aller, also insbesondere auch der das geistige Leben umfassenden geschichtlichen Forschung sein muß, das Hervortreten des Neuen zu ermitteln und darzustellen. Aber ich glaube, man hat diese Forderung dahin einzuschränken, daß nur das als neu Wirkende, von den Zeitgenossen als neu Empfundene, also das relativ Neue, mithin nur ein Teil des objektiven Werdeprozesses unserer Erkenntnis überhaupt zugänglich ist. Der wirkliche Entstehungsakt physischen wie geistigen Lebens bleibt menschlichen Sinnen und Gedanken ein unergründbares Mysterium. Der Geschichtschreiber schreitet fortwährend zwischen zwei niemals auszugleichenden Gegensätzen: dort sieht er sich der Kontinuität der Entwicklung, hier dem Erscheinen des vorher nicht Dagewesenen gegenüber. Mitten hindurch führt allein der Weg an sein Ziel. Aber dieses Ziel des Geschichtschreibers gleicht der Quadratur des Zirkels: die ewig fließende Kreislinie des Werdens soll er begreifen und darstellen als das quadratische, in geraden Linien und in Winkeln gebrochene und erstarrende Bild des Entstandenen. Die physikalische Theorie läßt freilich neuerdings das bisher als unverbrüchlich geltende Gesetz der Stetigkeit aller dynamischen Wirkungen fallen, gibt den ehrwürdigen Satz natura non facit saltus preis und nimmt neben den stetigen Veränderungen der Natur auch explosionsartig verlaufende an. Die Theorie der Geistesgeschichte muß oft genug in dem Hervortreten und Eingreifen großer Persönlichkeiten Explosionen erkennen. Aber die Kräfte dieser scheinbar rein persönlichen Anstöße erweisen sich einer tiefer dringenden Untersuchung wohl immer als Glieder einer weiten, zusammenhängenden Kette vorher und daneben gehender Strebungen. So entsteht immer wieder das geheimnisvolle Problem einer Stetigkeit der Entwicklung, aus deren innerstem Schoß auf dunklen Wegen Neuschöpfungen dann doch sprungweise hervorbrechen. Die geschichtliche Forschung kommt, meine ich, niemals über den Widerspruch hinaus, daß sie jenen alten Satz „Die Natur macht keine Sprünge" gleichzeitig bejaht und verneint.

Der Streit, den man vielfach geführt hat um die Anfänge des Humanismus, beruht daher auf einer falschen Fragestellung. Humanistische Strömungen im weiteren Sinne hat es im ganzen Mittelalter gegeben. Was wir im engeren und eigentlichen Sinne Humanismus nennen und von Rechts wegen allein so nennen sollen, unterscheidet sich von den verwandten Regungen der früheren Jahrhunderte durch die weithin reichende Macht seiner Wirkung und den neuen Geist, der von ihm ausgeht. Auch viele mittelalterliche Menschen kannten antike Autoren und bildeten daran ihre lateinische Sprache wie ihr Wissen und ihre Gesinnung. Aber erst in jener Kulturbewegung, die wir gemeinhin Humanismus nennen, tritt solche Kenntnis und solche Nachbildung antiker Schriftsteller als ein Programm neuer Anschauung und Gestaltung des Lebens auf, als begeistert gepriesene Quelle einer Bereicherung und Läuterung des Menschen. Erst damals tritt sie auf — was vielleicht die Hauptsache ist — mit dem neu erwachten Sinn und Gefühl für die Persönlichkeit der nachgeahmten Schriftsteller, für die geschlossene Individualität ihres Stils. Alle mittelalterliche

Nachahmung alter Autoren verfährt — mit verschwindenden Ausnahmen — nach dem Prinzip der Glossographen, d. h. sie spießt Einzelheiten, schöne oder gewählte oder wirkungsvolle Ausdrücke und Wendungen ('Glossen') mit Sammeleifer auf, gleichviel, wo sie sie findet, aus allen erreichbaren Schriften oder Wörterbüchern, unbekümmert um Zeit und Person des Urhebers, und flickt sie dann mit naivem Stolz ein in die eigene, aus unantikem, gleichzeitigem Sprachgeist gestaltete lateinische Rede. Der eigentliche Humanismus hingegen bemüht sich, allerdings lange auch noch mit schwachem Erfolge, von vornherein, sein erwähltes antikes Muster als ein Ganzes, als eine persönliche Stilerscheinung nachzubilden. Aber selbstverständlich, dieses neue, geschichtlichere, stilempfindende Verhältnis zu den alten Autoren dringt nur allmählich durch, es gibt dabei Übergänge und Rückfälle. Dem Willen und Ahnen entspricht vielfach nicht die Tat. Auch manche der ersten wirklichen Humanisten bleiben noch im äußerlichen eklektischen Zusammenflicken stecken.

Noch einen zweiten Vorbehalt muß ich machen gegenüber der Fassung meines Themas. Einen scheinbar wortklauberischen. Indessen hängen daran gefährlichste und hartnäckigste Täuschungen. Ich habe versprochen, vom Ursprung des Humanismus zu reden, als sei er ein lebendes Wesen, das als Ganzes irgendwo und irgendwann auf die Welt kam und als Ganzes dann weiter gewachsen ist. Und doch hat der Humanismus als ein geschlossenes Ganzes niemals existiert. Es gab Männer und Frauen, unter sich verschieden in ihrer persönlichen Art und in ihrem sachlichen Streben, und diese Männer und Frauen haben Reden gehalten, Schriften verfaßt, Studien getrieben, Lebensziele erstrebt, gleichfalls von verschiedenartigem Charakter. Diese Männer und Frauen wie ihre Lebensäußerungen sind wir nach dem ihnen, wie wir wahrzunehmen glauben, gemeinsamen Grundzug 'Humanisten' und 'Humanismus' zu nennen übereingekommen. Aber wir verfahren dabei wie die sogenannten Realisten unter den Scholastikern des Mittelalters, die den allgemeinen Begriffen, den 'Universalien', Realität beilegten. In gleicher Weise setzen auch wir — hypostasierend wie die Mythologien der Urzeit — ein Wesen von einheitlicher Substanz und von voller Wirklichkeit und heißen es, als wäre es ein lebendiges Individuum, Humanismus. Wir sollten uns aber hier wie in unzähligen ähnlichen Fällen — nicht bloß der theologischen, philosophischen, juristischen Dogmengeschichte, sondern auch der Kunst-, Literatur- und Kulturgeschichte! — darüber klar werden, daß wir einen abstrakten Hilfsbegriff nur erfinden, um unendliche Reihen mannigfaltiger geistiger Erscheinungen und recht verschiedener Persönlichkeiten uns übersichtlich und faßbar zu machen. Wir können das, nach einem Grundgesetz menschlicher Wahrnehmung und Erkenntnis, nur dadurch erreichen, daß wir gewisse Eigentümlichkeiten, die in diesen Reihen von Varietäten uns ähnlich oder übereinstimmend erscheinen, aus dem uns angeborenen systematischen Bedürfnis schärfer sehen und stärker betonen als die Unterschiede. Humanismus und auch der verwandte Begriff Renaissance, über den ich gleich eingehender reden werde, sind notwendige, jedoch willkürliche Marken für eine bunte Fülle des Werdens, das in parallelen, aber auch in vielfach auseinanderstrebenden Wellen verläuft, für

ein Schaffen, an dem viele verwandte, aber auch manche höchst differente, ja gegensätzliche Individualitäten beteiligt sind, für eine komplizierte, allmähliche Entwicklung, die drei Jahrhunderte dauert und wechselnde Strömungen umfaßt. Diese Marken Humanismus oder Renaissance sind willkürlich, ja irrig, weil sie diesem vielquelligen, vielgestaltigen, vielgeistigen Leben den falschen Schein einer realen Wesenseinheit geben. Und ebenso eine willkürliche, ja irreführende Marke ist der seit Burckhardt und Nietzsche vielbeliebte ‚Renaissancemensch', die Wonne aller Bohême-Naturen, als geschichtsphilosophisches Schlagwort hoch beliebt bei den Feuilletonisten: die freie, geniale Persönlichkeit, frech frevelnd in verwegener Sündhaftigkeit, dieser Typus eines ästhetischen Immoralismus, dieser herrische, ruhmsüchtige, machtgierige, unersättliche Genußmensch, dieser frivole Verächter der Religion, der doch mit der Kirche und ihren Dienern Frieden hält, weil er sie für ein unentbehrliches Mittel ansieht, die Masse durch Betrug zu lenken. Dieses Bild paßt in manchen Zügen auf einzelne Menschen der Renaissancezeit, aber gewiß nicht auf ihre schaffenden, wirklichen Führer. Und vergeblich ist das Bemühen, die unendliche Mannigfaltigkeit verschiedenartiger Individualitäten zu einer einheitlichen Gesamtpersönlichkeit zu komprimieren. Im Zeitalter der Renaissance sind tausende und abertausende Bilder für Kirchen bestellt, gemalt, bezahlt worden. Weitaus die Mehrzahl dieser Gemälde durchleuchtet ein so inniges und tiefes religiöses Gefühl, wie es unsere heutigen Maler nicht mehr oder nur selten erreichen, wie es auch dem 18. Jahrhundert fremd war. Sind alle diese Bilder unter völliger Ausschaltung „des Renaissancemenschen" zustande gekommen? Oder besaß dieser „Renaissancemensch" die sonst unerhörte magische Kraft, in der Kunst das Gegenteil seines inneren Wesens und Wollens auszudrücken und gleich dem Antichrist der christlichen Mythologie dadurch alle Beschauer zu täuschen? Heute denken bei dem Wort Renaissancemensch die meisten an Cesare Borgia, an die fürchterlichen italienischen Stadttyrannen oder an Pietro Aretino. Aber es gab auch im Mittelalter und im Altertum ähnliche vom Rausch der Herrschaft trunkene Wüteriche und laszive Poeten, es gab anderseits in der Renaissance auch edle gerechte Fürsten und viele Dichter von reiner Art. Und war denn der Zeitgenosse des Aretino, Michelangelo, der jenen einen Schuft nannte, kein Renaissancemensch?

II.

Das Wort Humanismus schon an sich ist ein schillerndes. Es haftet daran ein doppelter Begriff. Zunächst die Vorstellung und das Gebot einer geistigen Bildung, die als ihren Inhalt und ihr Ziel das Menschliche sucht, wir dürfen sagen das Ideal des Menschen. Anderseits verknüpft sich damit, in einem spezielleren Sinne, eine bestimmte, geschichtlich bedingte Richtung des Studiums, welche dieses Ideal des Menschen auf einem einzigen, fest umgrenzten Wege zu finden und sich anzueignen glaubt: durch Vertiefung in eine längst vergangene Epoche menschlicher Kultur, in das griechisch-römische Altertum. Die Idee der Humanität liegt dem zugrunde,

aber zugleich auch die Meinung, daß diese Humanität nur einmal sich voll und rein offenbart habe und daher nur aus dieser einen Quelle zu schöpfen sei. Mit anderen Worten: der Begriff des Humanismus steht in wechselseitigem Zusammenhang mit dem Begriff des Klassischen. Die griechisch-römische Kunst und Literatur, Wissenschaft und Sprache sind nach dieser Auffassung die vollendetsten und daher vorbildlichen, d. h. klassischen Ausprägungen des idealen Typus menschlicher Bildung. Und die Voraussetzung war dabei lange Zeit, mindestens vom 15. bis zum 18. Jahrhundert: das höchste Ziel menschlicher Bildung läßt sich erreichen durch Nachahmung geschichtlicher Muster, durch eine Art Wiederbelebung vergangener Kultur. Das bekannte, vielbenutzte und ohne Frage höchst verdienstvolle, wenn auch oft überschätzte Buch Georg Voigts spricht dieses als Wesen des Humanismus in seinem Titel aus: 'Die Wiederbelebung des klassischen Altertums oder das erste Jahrhundert des Humanismus.'

Ich lasse es vorläufig auf sich beruhen, inwieweit diese Anschauung des Klassizismus heute noch Macht besitzt, desgleichen, welche Schwankungen sie durchlaufen hat von Nicolaus von Wyle, Sebastian Brant und Melanchthon bis zu Lessing, Winckelmann, Friedr. Aug. Wolf und Wilh. von Humboldt. Dies eine steht fest: die gesamte moderne Geistesbewegung seit dem 15. Jahrhundert ist auf das stärkste von jenen Ideen des Humanismus im Sinne eines absoluten Klassizismus beeinflußt worden. Wohl hat es an Reaktionen und an lebhaftem Widerstand dagegen nicht gefehlt. Wohl hat die erwachende moderne Naturwissenschaft, das moderne politische und wirtschaftliche Leben, insbesondere auch die philosophische und ästhetische Arbeit des 17. und 18. Jahrhunderts demgegenüber andere, freiere Gesichtspunkte entfaltet. Aber die eigentliche Lebensquelle der modernen europäischen Bildung, vor allem der Kunst und Literatur, ist doch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts der Humanismus geblieben.

Nicht auf die Geschichte des Wortes 'Humanismus' [1]) und 'humanistisch' will ich hier eingehen. Vielmehr möchte ich Andeutungen geben über das Werden des Begriffs, der dem Wort Humanismus zugrunde liegt. Und dabei wird es namentlich darauf ankommen, jene Doppelnatur dieses Begriffs in seine beiden Elemente zu zerlegen. Die Frage erhebt sich als die wichtigste: erscheint wirklich von Anfang an im europäischen Geistesleben das neue Postulat einer Bildung nach dem Typus des idealen Menschen rein und ausschließlich in der Fassung des Klassizismus? Erblickt die aus dem Mittelalter hinausführende geistige Bewegung wirklich von Anfang an den erstrebten Typus des idealen Menschen ausschließlich im römischen oder griechischen Altertum? Ich werde zeigen, daß dies keineswegs der Fall war.

[1]) Das ist eine Aufgabe für sich, deren Lösung schwierig und noch kaum ernsthaft in Angriff genommen ist. Nach vereinzelten Beiträgen der neueren Forschung verheißt soeben Ernst Heyfelder in einem präludierenden Aufsatz 'Die Ausdrücke Renaissance und Humanismus' (Deutsche Literaturzeitung 1913, 6. September, S. 2245—2250) darüber ein Buch.

Jene Frage leitet sofort auf eine zweite: in welchem Verhältnis steht das, was wir gewohnt sind 'Humanismus' zu nennen, oder genauer die Strömung, aus welcher der Humanismus hervorgeht, zu jener geistigen Bewegung, die den Namen 'Renaissance' führt?

Humanismus und Renaissance — darüber herrscht nirgends ein Zweifel — sind Wechselbegriffe. Die beiden Namen bezeichnen uns heute zwei eng verwandte, ja einander berührende und vielfach sich durchdringende Erscheinungen der Kulturbewegung. Auch die Renaissance stellte als Bildungsideal das klassische Altertum auf und suchte dieses zu einer lebendigen, bestimmenden Macht des modernen Daseins zu erheben. Auch die Renaissance strebte nach dem idealen Typus des Menschentums. So könnte man geneigt sein, Humanismus und Renaissance für verschiedene Namen derselben Bewegung zu halten. Aber der allgemeine Sprachgebrauch unterscheidet sie doch: man schränkt den Begriff Humanismus auf die gelehrte und literarische Seite jenes Kulturprozesses ein, während man den Begriff der Renaissance teils im engeren Sinne nur auf die Kunst und die künstlerische Gestaltung des Lebens bezieht, teils im weitesten Sinne ausdehnt auf die gesamte geistige Kultur und dann ebenso von dem Renaissancemenschen, dem Renaissancestaat, der Renaissanceethik, der Renaissancepoesie usw. redet. Wie scharf Humanismus und Renaissance unterschieden worden ist, lehrt besonders das genannte Buch Georg Voigts: es behandelt das erste Jahrhundert des Humanismus, und es läßt die gleichzeitige künstlerische Bewegung Italiens, die durchaus demselben Sinn wie der Humanismus entsprang, nahezu unberücksichtigt. Es ist das auffallend und verrät sicherlich eine gewisse Einseitigkeit und Enge des Gesichtskreises. Aber es steht doch auch im Einklang mit der vulgären Periodisierung unserer Kunstgeschichte, die den Anfang der eigentlichen Renaissancekunst erst um 1400 ansetzt und daher das 14. Jahrhundert, die Grundlegung des Humanismus, nicht mehr einschließt.

Hier stoßen wir nun auf den ersten Verhau, der unsere Schritte hemmt und den wir wegräumen müssen: die jahrhundertalten Irrtümer und Unklarheiten über den Sinn und das Ziel jener Kulturwandlung, die uns *Renaissance* heißt.

Zwar wird man sagen: was kommt es auf den Namen an? Die Namen entstehen nach den Dingen. Aber dieser Gemeinplatz gilt hier doch nur bedingt. Freilich, was wir Renaissance nennen, war — so scheint es — als Sache früher da, als dieser technische Ausdruck wissenschaftlicher Klassifizierung. Die neuerdings geführten Nachforschungen nach dem ersten Auftauchen und der allmählichen Verbreitung dieses französischen Wortes 'Renaissance' und dessen italienischer Grundlage rinascita leiteten nur bis Vasari, also in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. Aber sobald man, wie es offenbar die Pflicht geschichtlicher Forschung verlangt, die verwandten Wortbildungen und Wortableitungen mit heranzieht, sobald man *dem zugrunde liegenden Bilde in den gleichzeitigen Quellen nachgeht*, dann zeigt sich, daß es in sehr viel frühere Zeit zurückreicht und daß es eine Stimmung, ein Verlangen der Zeit wiedergibt, die älter sind als die Werke und Leistungen,

denen man ausgesprochen den Charakter der sogenannten Renaissance beilegen darf.

Schon 1892 hatte ein Germanist, Rudolf Hildebrand, der unvergleichliche Kulturhistoriker der deutschen Wortkunde, das Richtige mit genialer Intuition ausgesprochen. 'Renaissance' bedeutet Wiedergeburt. Aber die, die das Wort und das ihm zugrunde liegende Bild zuerst brauchten, meinten damit nicht die Wiedergeburt des römischen Altertums. Nicht die 'Wiederbelebung' von etwas Totem, einer toten Kultur, nicht die Wiederherstellung einer zerstörten Welt. Vielmehr dachten sie an sich, an ihr eigenes Selbst und ihr eigenes gegenwärtiges Leben, an die eigene menschliche Wiedergeburt, an die Erneuerung ihres Menschentums. Es ist der bekannte christliche Begriff, an den sie anknüpfen, der uns allen aus den Paulinischen Briefen wie aus dem Dogma vom Sakrament der Taufe und der Buße geläufig ist, und dem hier eine freiere, allgemeinere, aus der kirchlichen Sphäre entrückte, menschliche Beziehung gegeben wird. Hildebrand hat einen Beweis für diese Interpretation nicht geführt. Auch der Göttinger Kunsthistoriker Robert Vischer, der in einer geistvollen Rektoratsrede des Jahres 1895, ohne Hildebrands Aufsatz zu kennen, dieselbe Erklärung vertreten hat, versuchte es nicht, aus den Quellen sie zu erhärten. Durch selbständige Erforschung der italienischen Quellen kam ich vor mehreren Jahren, ohne von Vischers Rede zu wissen, zu einer klaren Erkenntnis[1]) des Sachverhalts, die auf die gesamte Entwicklung der Renaissance ein helleres Licht wirft und für die geschichtliche Beurteilung ihres Werdens und Heranwachsens einschneidende Bedeutung hat. Das Bild des neuen Lebens, der Wiedergeburt tritt nicht erst „gegen Ende des 15., zu Beginn des 16. Jahrhunderts" auf und nicht erst „jetzt denkt man gelegentlich auch an mehr als an die Studien"; nicht damals erst „beginnen die Theologen, die Sehnsucht der Zeit tiefer zu fassen, und pflegen die Hoffnung auf eine Wiedergeburt der Frömmigkeit". Vielmehr muß man dieser Formulierung Karl Brandis in seiner schönen, gedankenreichen und anregenden Göttinger Kaisergeburtstagsrede (Das Werden der Renaissance 1908, 2. Abdruck 1910, S. 8) die Feststellung entgegensetzen: das Bild des neuen Lebens, der Wiedergeburt beherrscht bereits das Zeitalter Bonaventuras, Dantes, Petrarcas, Boccaccios, Rienzos, es bleibt im 15. Jahrhundert wirksam und wird im 16. Jahrhundert zu dauernder Gültigkeit fixiert. Und dieses Bild bezieht sich von Anfang an auf mehr als die Studien: es dient schon bei seinem ersten Aufkommen dem Verlangen der führenden Männer nach einem Umschwung, nach einer Umgestaltung der geistigen Kultur, zunächst der Kirche und des Staats, später überwiegend der Literatur, der Kunst, des sittlichen und sozialen Lebens als Ausdruck. Es ist das Schlagwort für die ersehnte Umwertung der politisch-religiösen, dann mehr und mehr der ethischen und künstlerischen Maßstäbe.

[1]) Eingehender begründete ich sie in der Abhandlung 'Sinn und Ursprung der Worte Renaissance und Reformation' (Sitzungsberichte der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften 1910, S. 594—646; auch einzeln im Buchhandel, Kommissionsverlag Berlin, Georg Reimer).

Dabei muß mit größtem Nachdruck eine höchst bedeutsame Tatsache betont werden: beinahe alle gleichzeitigen italienischen Schriftsteller, seien es Dichter, Gelehrte, Künstler, die sich in rückblickenden Betrachtungen über den Umschwung und Aufschwung der italienischen Kultur, der italienischen Künste und Wissenschaften äußerten, faßten das Zeitalter Dantes und Giottos als die Wende, als den großen Anfang. Insbesondere Vasari erscheinen die drei Jahrhunderte Trecento, Quattrocento, Cinquecento als Einheit einer großen aufsteigenden nationalen Bewegung. Wer den Begriff rinascita (Renaissance) zeitlich einschränkt und das 14. Jahrhundert, das Zeitalter des werdenden Humanismus, das Zeitalter Dantes, Petrarcas, Boccaccios, aber auch Giottos, der Lorenzetti, der machtvollen Anfänge einer neuen Freskomalerei und Plastik, davon ausschließt, setzt sich in Widerspruch mit zahlreichen übereinstimmenden Aussagen und Anschauungen der gleichzeitigen geschichtlichen Zeugnisse.

Humanismus und Renaissance sind für eine wirkliche, aus den Quellen schöpfende kulturgeschichtliche Forschung eine Einheit. Georg Voigts isolierende Behandlung des Humanismus, welche die gleichzeitige künstlerische Bewegung in den Hintergrund schiebt, war ein Notbehelf. In der universalen Behandlung der Epoche des Humanismus bleibt Jakob Burckhardt in seinen allbekannten Werken Meister und Muster.

Aber man muß sich stets gegenwärtig halten: ein großer Teil der Unklarheit und der gegensätzlichen Auffassungen, die über Wesen, Ursprung, Verlauf, Wirksamkeit der sogenannten Renaissance herrschen, beruht auf dem gegenwärtigen, völlig regellosen Gebrauch des Wortes. Überwiegend wird es, wie gesagt, im engeren, rein künstlerischen Sinne gefaßt. Auf der anderen Seite versteht man das geistige Leben des literarischen und künstlerischen Gebietes in jenem Zeitraum. Endlich drittens zieht man überhaupt die Gesamterscheinung dieses Zeitraumes mit in den Namen hinein, so daß 'Renaissance' kaum mehr ist als die chronologische Bezeichnung einer bestimmten geschichtlichen Periode.

Voigts isolierende Darstellung des ersten Jahrhunderts des eigentlichen Humanismus entsprach allerdings einer heute zu wenig beachteten Tatsache: die eigentlich humanistische Bewegung, d. h. die sprachlich-stilistische, literarisch-antiquarische und moralphilosophische, war die Grundlage der künstlerischen, der Renaissance. Man hat früher, stärker, bewußter die lateinischen Autoren mit den neuen Augen der hereinbrechenden modernen Zeit gelesen, Empfindung für den individuellen Stil der antiken Schriftsteller bekommen, in der antiken Geschichte und Sittenlehre, in den heroischen Typen eines Cincinnatus, Curtius, Mucius Scaevola, Regulus, eines Brutus, Cato, der Scipionen Führer zur Erneuerung und Veredlung der eigenen Kultur erblickt, als man von der mittelalterlichen ehrfürchtigen Scheu vor den Resten antiker Kunst und aus vereinzelten Nachahmungen dieses oder jenes antiken Bildwerkes fortschritt zu jenem neuen künstlerischen und kunsttheoretischen Programm, zu jenem entschlossenen Anknüpfen des eigenen künstlerischen Schaffens an antike Vorbilder. Das ganze italienische Trecento ist bereits

erfüllt von dem Geist des Humanismus. Aber erst am Ende desselben setzt sich auch in der italienischen Kunst der neue, an der Antike geformte Stil durch. Und selbst diese neue Malerei, Skulptur, Architektur des Quattrocento blieb und fühlte sich noch lange abhängig von dem ihr die Wege weisenden literarischen Lehrer, dem Humanismus: noch Leone Battista Alberti, der bedeutendste Theoretiker des 15. Jahrhunderts, gab den Künstlern den Rat, mit Dichtern und Rhetoren Freundschaft zu schließen, da diese die Künstler mit Stoffen versehen. Man ersieht daraus beiläufig: es ist unmöglich, in allgemeinen Formeln das Wesen der Renaissance zu erschöpfen. Ohne Zweifel, die Renaissance brachte eine Befreiung der eigentlich bildnerischen Kräfte des Menschen. Aber die Kunstwerke der Renaissance, die Früchte dieser Emanzipation des gestaltenden Künstlertriebes, sind von Anfang an und bleiben überwiegend lange Zeit in Stoff und Tendenz, sofern sie sich der kirchlichen und religiösen Sphäre fern halten, literarisch. Das heißt: ob profan oder kirchlich-religiös, in ihrem Kern sind sie immer humanistisch.

Wie wenig eine Trennung von Humanismus und Renaissance sich wirklich durchführen läßt, zeigt nicht bloß der schwankende Sprachgebrauch, der — mit Recht — auch eine Renaissancepoesie, einen Renaissanceredner, einen Renaissancegelehrten kennt. Es ergibt sich zwingender aus einem wahrhaft geschichtlichen Erfassen der künstlerischen Renaissancebewegung. Dazu führt vor allem die Erkenntnis, daß die inneren Triebe beider Bewegungen verwandt, ja im Grunde identisch sind. Wenn ich heute den Namen 'Humanismus' an die Spitze gestellt habe, so geschah es, weil ich hier auf das eigentlich Künstlerische nicht näher eingehe und nur den Kern, der beiden Bewegungen gemein ist, in seinem Ursprung beleuchten will. Dieser Kern ist das Streben nach neuen Menschheitswerten, nach dem idealen Typus des Menschen. Und dieser Kern erscheint zuerst in literarischer Ausprägung, bevor er die Kunst in neue Bahnen drängt.

III.

Die beiden großen religiösen Erwecker des 13. Jahrhunderts, der calabrische Abt Joachim von Fiore und der heilige Franz von Assisi, sowie ihre Nachfolger und Schüler, die sogenannten Spiritualen, brauchen als Leit- und Stichwort der von ihnen bewirkten Reaktion gegen theologische Gelehrsamkeit, kirchliche Macht und Herrschaft, hierarchischen Prunk, Dogma und Buchstaben und als Ausdruck der von ihnen geforderten neuen Frömmigkeit, des ungeschriebenen 'Ewigen Evangeliums' (Evangelium aeternum) im erwarteten Zeitalter des Geistes und der in kindlicher Fröhlichkeit wirkenden brüderlichen Liebe, die Bezeichnungen renovatio, nova vita, renasci, regenerari. Es ist ein altes mystisches, zweiseitiges Bild: die Erneuerung des Christenmenschen und die Erneuerung, die reformatio der Kirche, dem sie durch ihren religiösen Enthusiasmus vermehrtes und neues Gewicht geben. Diese mystischen religiösen Bilder wandeln sich unter der neu erstarkenden Wirkung Augustins, unter einer im einzelnen noch aufzuklärenden wechselseitigen Beeinflussung deutscher und italienischer mystischer Predigt und Schriftstellerei und unter

dem Eindringen neuplatonischer Stimmungen und werden, indem jene Franziskanisch-Joachimische Bewegung auf die Laienschaft übergreift, aus einer kirchlichen Forderung ein Gefühl und Verlangen rein menschlicher Art, das weite Kreise erfüllt. Es drängt sich nun auch das Bedürfnis und die Darstellungskraft der Phantasie, der Sinne hinein. Das Stichwort der kirchlichen Reinigung wird ein Gefäß für die Sehnsucht nach Besserung und Erhebung im weltlichen Bereich: im politisch-sozialen wie im poetisch-künstlerischen.

Der große Franziskaner Generalminister Bonaventura, einer der wirksamsten Bahnbrecher der europäischen Mystik des ausgehenden Mittelalters, hat die Phantasie und die Empfindung der Maler, der Dichter, der dramatischen Aufführungen, der Publizistik und Epistolographie nicht nur in Italien, sondern im gesamten christlichen Europa damals und bis ins 15. Jahrhundert unberechenbar befruchtet. Er nun schwelgt in den Paulinischen Worten „Erneuert Euch im Geiste Eures Herzens" (Epheser 4, 23), „Lasset uns wandeln in der Neuheit des Lebens" (Römer 6, 12). Er prägt zündende Bilder für die „Reformation der Seele": die menschliche Seele hat der göttliche Künstler mittels der Natur nach seinem Bilde geschaffen. Welch entscheidende Wirkung von diesen Gedanken ausgeht, werde ich später darlegen. Die von Gott in der Gottebenbildlichkeit geschaffene Seele ist deformiert durch die Sünde. Aber sie kann und soll reformiert, d. h. in ihre ursprüngliche gottähnliche Form zurückversetzt werden. Mit unerschöpflicher Beredsamkeit preist Bonaventura diese geforderte Neuheit des Lebens und zählt alle Elemente des Neuwerdens auf: „neue Sehnsucht nach Ewigkeit," „die neue Rede der Menschheit," „die neuen Zeichen der Heiligung," „den neuen Geist und das Herz von Fleisch" an Stelle „des versteinten Herzens," „die neuen Beispiele der Liebe," „die neuen Loblieder auf Gott," „die neuen Wettkämpfe der Mannhaftigkeit," „die neuen Beseligungen." Und eine gluterfüllte mystische Lyrik, deren bekannteste Vertreter der Dichter des Dies irae Thomas von Celano und Jacopone von Todi sind, überträgt das mit unerhörter Bildkraft und realistischer Farbenpracht in eine Erotik, die aus der religiösen Sphäre hineinwächst in die Welt der Sinne und der irdischen Phantasie.

Dantes autobiographisch-allegorischer Roman, die Vita nova, tut dann den entscheidenden Schritt in das rein persönliche Leben des menschlichen Subjekts und zeigt das Neuwerden durch die läuternde Kraft der Liebe. Gleich Joachim von Fiore, Franz von Assisi, gleich den Joachimischen Spiritualen und den Dichtern der mystischen Erotik glaubt er an die Erneuerung der menschlichen Seele. Allein er sucht sie nicht mehr ausschließlich im Verhältnis zu Gott. Wohl hofft auch er auf die reformatio der Kirche, gleich jenen. Aber er erwartet sie im Zusammenhang mit einer großen Umwandlung alles Irdischen, des Staates, der Gesellschaft. Und er ringt nach dem neuen Leben im Einklang des Schönen und Himmlischen, in jener neuen Poesie, der das Licht der übersinnlichen Wahrheit, Weisheit, Schönheit aufleuchtet aus der bunten Erscheinungsfülle der Welt und des Menschen. Die

Vita nova und ihre höhere künstlerische Erfüllung, die Divina Commedia, gestalten den großen Gedanken der Epoche: die Wiedergeburt, die ideale Umformung, d. h. die Renaissance und die Reformation der Individuen wie der Gemeinschaft.

Wundervoll und mächtig hat Dante diese Idee der Wiedergeburt am Schluß des Purgatorio ausgesprochen. Im Pinienhain des irdischen Paradieses, wo die Wiege der Menschheit steht, empfängt der reuige Dichter nach dem Eingeständnis seiner Lebensirrung Bad und Trunk der Befreiung im Letheſtrom — dann unterweisen ihn die antiken drei Kardinaltugenden und die drei christlichen Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung. Ihm entschleiert Beatrice nun ihre himmlische Schönheit. Ihm enthüllt sich in ergreifenden Visionen die Geschichte der Menschheit: der Sündenfall und das zur irdischen Glückseligkeit zurückführende Kaisertum, Einheit und furchtbarer Zwist der beiden Weltgewalten, des Imperiums und des Papsttums, die Entartung der Kirche. Aber Beatrice tröstet durch die Weissagung einer besseren Zukunft: Gott wird den Retter senden, den Messiaskaiser, und am hohen Mittag trinkt auf Befehl Beatricens der Dichter aus dem zweiten Paradiesesfluß Eunoë den neuen, guten Sinn und bekennt: „Ich kehrte zurück von der heiligsten Welle neugeschaffen, so wie neue Pflanzen, die erneut sind mit neuem Laube: geläutert und bereit für den Flug zu den Sternen" (Purgat. 33, 143—145):

Rifatto sì come piante novelle
Rinnovellate di novella fronda,
Puro e disposto a salire alle stelle.

Auch Petrarca hat wiederholt vollbewußt und in aller Klarheit, ja mit scharf zugespitzter Betonung das Bild der Verjüngung, der Wiedergeburt oder das verwandte des Erweckens und Erwachens aus Betäubung und Schlaf verwendet, um den Umschwung und die vorwärtsdrängende Bewegung, um den Anbruch einer neuen Kultur zu bezeichnen, den er in Italien herbeizuführen sich mühte, und den er triumphierend durchdringen sah. Von Dante übernimmt Petrarca ein altes Gleichnis, das in der Tropik des Alten Testaments, doch auch in antiker literarischer Tradition wurzelt: Rom in der Zeit seines Niedergangs, da Papst und Kaiser ihm fern bleiben, erscheint als eine edle trauernde Witwe, als eine von zwei Gemahlen Verlassene. Berühmt ist aus dem Purgatorio (6, 112—114) die Klage, die Tag und Nacht die einsame Witwe an den erwarteten deutschen Kaiser richtet: „Komm, sieh deine Roma weinen". Dies Motiv wird bei Petrarca ein fester Bestandteil seiner politischen und kirchlichen Theorie. Besonders wirksam entfaltet er die Allegorie in vier Versepisteln und in seiner vielerörterten sechsten Kanzone, die Roms neuen Herrn und Retter feiert, unter dem jetzt überwiegend der päpstliche Senator Roms von 1337, Bosone da Gubbio, verstanden wird, während manches darin den römischen Tribunen von 1347, Cola di Rienzo, erkennen zu lassen scheint. Dem nationalen Kultus Roms und der lateinischen Zukunftsidee ersteht hier ein neuer Ausdruck. In jenen Elegien über Verlust, Verfall, Entartung einstiger Kraft und Herrlichkeit erscheint Rom als alte,

kranke, gebrechliche Frau. Aber auch das Bild der erträumten besseren Zukunft wird lebendig, und in der Kanzone stellt sich diese Wandlung als volle Wirklichkeit dar: Rom, die Vertreterin der italienischen Nation, die alte geschichtliche Metropole Italiens, zeigt sich zunächst in der Gestalt der trägen, schlafenden Greisin, in schwerer Betäubung, durch Menschenanruf unerweckbar. Aber der neue Herr ist da, den höhere Bestimmung sendet. Er wird die Alte bei den aufgelösten Flechten fassen, daß sie sich aufrichtet aus dem Schlamm. Die Heroen der altrömischen Zeit werden heraufbeschworen: die Scipionen, Brutus; und der Typus antiker Bürgergröße Fabricius jubelt über die Kunde der bevorstehenden Erneuerung: 'Mein Rom wird wieder schön sein'. Und nun gewahrt der Dichter Roma in der wiedergewonnenen Schönheit und Jugendkraft, nicht mehr als hilfloses, träges, altes Weib, sondern als herrliche würdige Frau, die sich schmückt, um den zurückkehrenden Gemahl festlich zu empfangen. Die Vorstellung der Verjüngung zieht hier in das alte Brautbild ein und macht es zum Rahmen der Idee, welche die Epoche bewegt: der Idee der Wiedergeburt und der Wiederkehr eines idealen Zeitalters.

Zwei jener Versepisteln Petrarcas malen die ersehnte Heimkehr Papst Benedikts XII. aus Avignon nach Rom wie ein zauberhaftes Zukunftsidyll. Dem unter Gottes Führung die Alpen Überschreitenden wird auf Italiens Auen ein Wunder entgegentreten: die Pracht der Landschaft, die Schönheit der Menschen, die Milde des Klimas, aber auch überall ein Erblühen der Frömmigkeit, der Liebe, des Friedens; das Meer frei von Piraten, Gewässer und Luft rein von Seuchenkeim und Verpestung, die Felder fruchtbar, die Städte in Ruhe beglückt, das Volk im Vollbesitz aller Tugend. Die Übersiedlung von Frankreich nach Italien wird ihm vorkommen wie der Übertritt aus irdischer Welt in ein Märchenparadies.

In solchen Worten lebt eine Stimmung, die von der Heimkehr des Papsttums aus Frankreich nach Italien etwas wie den Anbruch des goldenen Zeitalters, wie eine allgemeine ideale Umformung der Menschheit erwartet. Diese Stimmung war damals in einem Kreis führender Geister verbreitet. Sie dünkt uns Heutigen unvernünftig. Aber aus dieser unvernünftigen Stimmung entsprang der Humanismus der Renaissance. Denn er war am Anfang, da sein Morgenlicht die Welt überflutete, eine Jugendtrunkenheit. Erst viel später wurde er ein Dogma der Formalisten und der Schulmeister.

Als Petrarca im Jahr 1352 das römische Volk aufrief zum Beistand für den zu Avignon in päpstlicher Untersuchungshaft sitzenden einstigen römischen Tribunen Rienzo, da fand er in dessen Tat dies als das wesentliche Verdienst: er habe eine für die ganze Welt bedeutungsvolle Angelegenheit, die viele Jahrhunderte durch von Schlaf betäubt, ja begraben gewesen sei, belebt, und sie bilde einzig den Weg zur Reformation des Staates und zu einer Eröffnung des goldenen Zeitalters. Nicht also erst die Zeitgenossen Leos X. „überkam ein solches Gefühl von Lebenshöhe und Herrlichkeit, daß man glaubte zu erleben post multa saecula auream aetatem"

(nach vielen Jahrhunderten das goldene Zeitalter), wie man nach dem bisherigen Stand unseres Wissens meinen konnte. Wählt Petrarca zunächst das Bild der Wiederbelebung eines Schlafenden, Begrabenen, Scheintoten, so zeigt die Fortführung seiner Ausdrucksweise, daß ihm die erstrebte Wandlung, nämlich die politische, kirchliche und vor allem moralische, nationale Wiedererhebung Roms, durchaus zugleich als Erneuerung des Menschen erschien. Rienzos Befreiung und Reformation der Stadt Rom, sein Tribunat und seine Krönung habe, meinte er, bewirkt, daß „der Kern der Dinge sich änderte", daß „das Antlitz der Erde ein anderes und der Zustand der Geister von dem früheren verschieden ward, daß nichts mehr sich selber ähnlich blieb von allem, was unter dem Himmel lebt". Nicht also die Wiederherstellung, Wiederentdeckung, Wiederbelebung toter antiker Dinge, antiker Kunst und Literatur nennt er als das Entscheidende. Mit Bildern christlich-religiöser Prägung vielmehr, in Anlehnung an die durch die Liturgie[1]) der Pfingstmesse und der Votivmessen des heiligen Geistes allbekannten Psalmworte (Ps. 103, 30): „Sende deinen heiligen Geist aus, und du wirst das Antlitz der Erde erneuern", in Anlehnung auch an die Vorstellung der Apokalypse (Offenbar. Joh. 21, 1. 2. 5) vom neuen Himmel und der neuen Erde glaubte er, am besten Ursprung, Wesen und Absicht der großen Lebensprozesse bezeichnen zu können, deren Zeuge er war und in die er selbst gleich Dante, Rienzo und ihren Geistesgenossen treibend und führend eingriff. Daneben spielt bei Dante, Petrarca und Rienzo besonders das uralte Symbol des Phönix eine wichtige Rolle: des einzigartigen Vogels, der in regelmäßigen großen Zeitabständen sich freiwillig verbrennt und aus der Asche verjüngt wiederersteht. Eine lange, aus der Antike stammende Tradition hatte das zum Ausdruck gemacht für dynastische, staatliche, gesellschaftliche oder allgemein kulturelle Entwicklungs- und Erneuerungsvorgänge. Nun wird das Phönixbild ein Gewand für die kirchliche, politische, nationale, künstlerische Messiaserwartung des Zeitalters und für die erhoffte neue Ära.

Am durchschlagendsten hat indessen der von Petrarca Gepriesene und Verteidigte selbst, Cola di Rienzo, der Bezwinger des Tyrannenadels von Rom, der Hersteller einer geordneten römischen Rechtspflege und Verwaltung, der Schöpfer eines Bundes italienischer Staaten unter Roms Führung, der Begründer des Programms der nationalen italienischen Einheit (unanimitas), in den eindrucksvollen symbolischen Zeremonien seiner Erhebung

[1]) Die als heidnisch, irreligiös, unchristlich geltende Renaissance hat überhaupt aus der christlichen Liturgie ihre Phantasie und ihre Empfindung in viel weiterem Umfang befruchtet, als das bisher beachtet und dem allgemeinen Bewußtsein vertraut ist. Oft schöpfen Malerei und bildende Kunst der großen Renaissancemeister aus der Liturgie einzelne Motive wie die Auswahl und Anordnung des religiösen Stoffes. Rienzo knüpft seine Zeremonien und Feste, aber auch den Bildschatz seiner Manifeste und Briefe gern an typische Formeln der allen geläufigen liturgischen Ausdrucksweise. Mehrere Belege geben dafür die Anmerkungen zu der neuen kritischen Rienzo-Ausgabe (Vom Mittelalter zur Reformation II, 3. 4), weitere Nachweise soll der vorbereitete Kommentar (ebenda II, 5) bringen.

zum Ritter und Kandidaten des heiligen Geistes, seiner Krönung zum Augustus wie in seinen durch die Welt fliegenden, überall mit Staunen gelesenen, ob ihrer Wortkunst selbst von den Gegnern bewunderten Manifesten und Briefen das Bild der Wiedergeburt, mit bewußter Anknüpfung an die kirchliche Tropik, besonders an den Gebrauch der Liturgie, immer und immer wiederholt, um die Erneuerung der Freiheit und Größe Roms und seine eigene Erneuerung auszudrücken. Sein Bad in der Taufwanne des Kaisers Konstantin im Lateranischen Baptisterium erscheint uns leicht als eine phantastische Komödie. Und sie gilt als solche wohl auch dem von der Geschichtswissenschaft rezipierten Urteil über Rienzo. Aber sie war viel mehr. Sie hatte eine viel tiefere Bedeutung und Wirkung. Sie entsprach dem Geist eines Zeitalters, das in der Befreiung der Phantasie Rettung suchte.

In der wahrscheinlich von Rienzo selbst verfaßten Beschreibung der sechs ihm bei seiner Krönung aufgesetzten Kränze (von Eichen-, Epheu-, Myrten-, Lorbeer-, Olivenzweigen und von vergoldetem Silber) dienen Zitate aus Lucan, Persius, Vergil, Prudentius, den Sinn der einzelnen Kränze zu erläutern. Für den Lorbeerkranz allein wird ein moderner Dichter aufgerufen: drei Terzinen Dantes aus dem Eingang des Paradiso (1, 22—30). Im 25. Gesang aber, in Versen seiner Spätzeit, die feierlich den letzten Aufschwung einleiten, erklingt (Vers 1—9) des Dichters rührender Wunsch nach endlicher voller Versöhnung mit der Vaterstadt, die ihn vertrieb. Sein heiliges Gedicht werde vielleicht die Grausamkeit seiner Feinde erweichen, die ihn, einen zweiten Jeremia, ausgeschlossen hat von der Hürde, darin er einst als junges Lamm in Unschuld schlief. Nach Florenz hofft er heimzukehren mit anderer Stimme, mit einem anderen Vließ. Als ein Umgewandelter, als Dichter. Dann will er dort an dem Taufbrunnen, wo er die Taufe empfing, den Lorbeerkranz gewinnen. Er meint damit die Taufwanne im Baptisterium von Florenz, das er Inferno 19, 17 liebkost als mio bel San Giovanni. In jener Szene des Purgatorio, die ich vorher erwähnt habe, erlebte der Dichter durch Bad und Trunk aus den Quellen des irdischen Paradieses Lethe und Eunoë seine Wiedergeburt, die ihn neu schuf, wie im Frühling sich die Bäume mit neuem Laub erneuern. Jetzt ersehnt der alte Dichter eine letzte Wiedergeburt. Die Heimkehr zum Taufborn der Kindheit, wo einst im Taufbecken des heiligen Johannes Baptista ihm die sakramentale Wiedergeburt zuteil ward, soll ihm zugleich die Weihe durch den heiligen Kranz des Apollo, soll ihm die Unschuld und den Frieden des Lammstandes der Kindheit auf erhöhter Stufe wiedergeben und im Stande der Reife ihm bringen die letzte und höchste Metamorphose, die herrlichste Wiedergeburt, die ihn erhebt zum gottbegnadeten, mit dem Cäsarenkranz geehrten heiligen Dichter und so seinen eigentlichen Lebenslauf durch die allgemeine Anerkennung und Dankbarkeit der Heimat verklärt. Rienzos Ritterbad im Baptisterium des heiligen Johannes Baptista bei der Lateranischen Basilica, seine nächtliche Ruhe dann auf dem Bett an der Stelle, die, wie die alte Biographie besonders hervorhebt, den Namen führte lo fonte di santo Giovanni, übertragen — man hat das unbegreiflicherweise bisher nie erkannt —

jenes Sehnsuchtsbild Dantes in die Wirklichkeit und versetzen es aus der persönlichen Sphäre in die öffentliche. Diese Zeremonie der Wiedergeburt des römischen Tribunen in der Taufwanne des Kaisers Konstantin, das Vorspiel der wenige Wochen später folgenden Lorbeerbekränzung bei der Krönung zum Augustus, konnte nur deshalb weithin starke Resonanz finden, weil sie in einer Symbolik redete, die den Mitlebenden verständlich war als Ausdruck des Verlangens nach Erneuerung der inneren und äußeren Welt.

So kam meine rein sprachlich-philologische Untersuchung, die zeigt, wie der religiöse Begriff der Wiedergeburt aus den Kreisen der kirchlichen und politisch-sozialen Reformer eindringt in die Gedanken und den Gebrauch der humanistischen Bewegung, auf ganz selbständigem Wege zu einer Bestätigung der Ansicht Henry Thodes in seinem unvergänglichen Buch über Franz von Assisi. Sein Verdienst bleibt es, die tiefe psychische Erregung, die von der Tat und der Wirkung des heiligen Franz ausging und Italien auf länger denn ein Jahrhundert entflammte, als eine Quelle jenes seelischen Aufschwungs erkannt und nachgewiesen zu haben, die in der Kunst der jungen Renaissance uns entgegentritt. Wie weit im einzelnen der unmittelbare Einfluß der franziskanischen Bewegung auf die Kirchenbauten und die kirchliche Malerei der folgenden Jahrhunderte reichte, mag dahingestellt werden. Auch das ist den Gegnern Thodes einzuräumen, daß die Askese des Franz und seiner Nachfolger, zumal der von der strengen Observanz der Spiritualen, durch eine Kluft sich scheidet von der Freude an Pracht und Festlichkeit, die schon den Anfängen der Renaissance eignet, und daß z. B. Petrarca mit offenem Widerwillen, Dante mit gemessener Zurückhaltung den Zelanten gegenüberstehen.

Aber es scheint mir unumstößlich: die Stimmung der Renaissance, die grenzenlose Sehnsucht nach neuem Leben, nach Vereinfachung, Erwärmung und Reinigung der in Künstlichkeit und Formelkram erstarrenden Kultur ist durch die aufwühlende, die ganze Nation im Innersten erfassende franziskanische Strömung und gerade auch durch die zelantische der auf Joachim von Fiore sich berufenden Spiritualen zwar nicht hervorgebracht, aber mächtig gefördert worden.

An der Stelle, da ich zu Ihnen rede, in der Stadt der heiligen Elisabeth, umfängt uns die Erinnerung an diese tiefen religiösen Schauer, an den gewaltigen Seelenaufschwung, an die wilde Leidenschaft der Askese, die im 13. Jahrhundert von Italien aus durch die Welt drangen, mit zwingender Gewalt: Ehrfurcht weckend, beklemmend. Hier schlug die aus dem Wirken des heiligen Franz entsprungene Bewegung, der Orden der Minoriten, früh Wurzel, wenige Jahre nach des Stifters Tod. Das Bild über meinem Haupt an der Wand dieses Saales stellt jenen hinreißenden Enthusiasmus der neuen Frömmigkeit, jene aufopfernde Hingabe im Dienst der Liebe packend, erschütternd vor Augen. Aus der Trunkenheit des Gefühls, das die heilige Elisabeth an die Betten der von Todesangst gefolterten Aussätzigen trieb und ihr Kraft verlieh, ohne Scheu vor Leibesmarter und Lebensgefahr deren Wäsche mit eigenen Händen zu reinigen, stammt der innerste Impuls

der Renaissance. Der Orkan jenes gotterfüllten Liebesverlangens einer neuen Frömmigkeit, in der die Persönlichkeit sich ergießt, um eins zu werden mit dem Überpersönlichen und unterzutauchen in dem himmlischen Licht der Gnade, stillte sich zum Wehen eines neuen Geistes menschlichen Lebens, und aus der Flamme der Selbstzerfleischung, der Selbstverzehrung entzündete sich das starke Feuer einer Sehnsucht, die im Irdischen die Schöpferkraft der Persönlichkeit mit überpersönlichem Gehalt zu erfüllen und in der Liebe zur Schönheit des Daseins, in deren künstlerisch-poetischer Gestaltung die Wiedergeburt des Menschentums, die Umfassung des Göttlichen zu gewinnen sucht. Aus wilden Fluten, die zu menschlicher Selbstvernichtung fortrissen, hat der Humanismus, hat die Renaissance die Völker des Mittelalters gerettet. Das ist ihr ewiges geschichtliches Verdienst. Diese Umwandlung der Delirien des religiösen Gefühls aus einer lebenzerstörenden in eine lebenbejahende Kraft ist ihr Werk. In dieser Umwandlung liegt die Scheide der Epochen, hier birgt sich das Mysterium der Entstehung des Humanismus und der Renaissance, das wir nur ahnen, aber niemals erforschen können.

IV.

Nichts verdunkelt die historische Einsicht in das Wesen und das Werden des Humanismus so sehr als das Fortleben der Urteile, welche die befangene Geschichtsbetrachtung der Aufklärungszeit darüber formuliert hat. Als Goethe nach Italien ging, da ließ er sich zunächst in seiner Wertung der Renaissance von dem rationalistischen Klassizismus seiner Zeit bestimmen. Hatten ihm früher für sein kunstgeschichtliches Urteil Hagedorn und Oeser die Richtung gewiesen, so waren nun Raphael Mengs und Winckelmann, aber doch auch noch der mit den Maßstäben aufklärerischer Enge und Trockenheit beschreibende und richtende Italien-Bädeker Volkmann seine Führer. So konnte er ungerührt an den romanischen und gotischen Wunderwerken Italiens, an der Kunst der Frührenaissance vorübergehen. Tischbeins Neigung zu mittelalterlichen Stoffen, des Gefährten Interesse für die staufischen Denkmäler Siziliens fanden bei ihm kein Echo. Vor der herben Strenge, der ausdrucksvollen Kraft, der asketischen Hoheit und sentimentalen Mystik des Trecento in Padua, Florenz, Siena, Assisi blieb er kühl. Hier tat sich ihm eine neue unbekannte Welt auf, an der er nicht verweilen wollte. Auch die starke Wahrhaftigkeit der Quattrocentokunst, die Winckelmann als Härte, Übertreibung, Dürre und Gesuchtheit empfunden, reizte ihn nicht, sich darein zu versenken, obgleich ihn in Mantegnas Bildern „die scharfe, sichere Gegenwart" hinriß, die er dann treffend als geschichtliche Vorstufe der folgenden Entwicklung würdigte, und obgleich er für Leonardo da Vinci manch ehrendes Lob bereit hat. Wie wenig doch hatte er sich Zeit gegönnt, die Eigenart der umbrischen Malerei zu ergründen, wenn er Perugino einfach als braven Mann und eine ehrliche deutsche Haut charakterisiert! Dagegen fand er im hastigen Drang nach Rom, der hergebrachten Route damaliger Italienfahrten folgend, doch die Geduld zu einem Abstecher nach Cento, dem Geburtsort

Guercinos, und widmete dort und auch sonst diesem vom Eklektizismus zum Naturalismus sich wendenden Epigonen liebevolle Aufmerksamkeit und Bewunderung. Für die architektonische Sicherheit, Größe und die dekorative Pracht der Jesuitenkirchen hatte er Worte der Anerkennung, und eingehend sprach er von Guido Reni mit Begeisterung, von Domenichino, den Caracci, selbst dem Spätling Maratti mit Wärme oder doch mit lebhaftem Interesse. Die künstlerische Bedeutung der Renaissance suchte er als Kind seiner Zeit allein im Cinquecento und Secento. Das wahre Wesen der Renaissance glaubte er aber im Grunde doch nur in dem antikischen Palladio und in Raffael begreifen zu können. Die beiden sind ihrer Begabung nach von so verschiedenem Rang, daß man heute darüber staunt, wenn Goethe sie fast als einander ebenbürtig behandelt. Aber eins haben sie allerdings gemein: beide waren sie *Nachbildner der antiken Kunst*. Und das gab in Goethes Schätzung der Renaissance den Ausschlag. Von einer Übersicht über ihre Entwicklung war er ja weit entfernt. Zwar will er Raffael nicht „als einen Gott, der wie Melchisedek ohne Vater und Mutter erschienen" preisen: er will „seine Vorgänger und Meister ansehen, die stufenweise die Pyramide zur Höhe gebaut hatten, bis er zuletzt den letzten Stein des Gipfels aufsetzte". Aber diesen Vorsatz, die gesamte Renaissance geschichtlich zu umfassen, läßt er doch unausgeführt. Nur für die venezianische Malerei hat er, wie die Paralipomena zur Italienischen Reise zeigen, ein Schema genauerer historischer Ableitung entworfen.

Die Geschichte der ganzen italienischen Kunst trifft allerdings seine Formel: „Der Glaube hat die Künste wieder hervorgehoben, der Aberglaube hingegen hat sie abermals zugrunde gerichtet" (Bologna, 19. Oktober 1786; Weimar. Ausgabe 30, 165). Der erste dieser Sätze bietet eine geniale Intuition jener Wahrheit, die ich mich hier zu erweisen bemühe und aus der allein der Ursprung des Humanismus zu verstehen ist; er entspricht übrigens auch einer Grundüberzeugung, die er später zu Riemer in bekannten Worten so ausdrückte: „Die Menschen sind nur solange produktiv (in Poesie und Kunst), als sie noch religiös sind" (26. März 1814). Aber der zweite Satz jenes unmutvollen Bekenntnisses aus Bologna verrät in der Einführung des vagen Werturteils „Aberglauben" wiederum den Geist der Aufklärung. Der schwebte bannend über ihm in jenen Tagen, da die Bolognesische Kunst ihn zwischen Entzücken und Zorn hin und her trieb. Der redete aus ihm, wenn er „die Augen von den abscheulich dummen, mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigenden Gegenständen wegkehren" wollte, „über die man toll wird, indem man sie verehren und lieben möchte". „Man ist immer auf der Anatomie, dem Rabenstein, dem Schindanger, immer Leiden des Helden, niemals Handlung, nie ein gegenwärtiges Interesse, *immer etwas phantastisch von außen Erwartetes*." Nur leise und ohne daß es Goethe klar gewesen ist, weisen die letzten Worte darauf hin, wie diese Vorliebe für Darstellungen des Martyriums nicht fremdartige Auswüchse waren, nicht bloß der Entartung eines reineren Triebes entsprangen, sondern ganz natürlich aus dem religiösen Urgrund der Renaissancekunst, aus jenem

spiritualen Verlangen nach dem Überweltlichen, aus jener in Todeswonnen schwelgenden erotischen Mystik, die ich früher schilderte, zugleich allerdings auch aus der wilden Grausamkeitswollust dieses gewalttätigen, leidenschaftlichen Zeitalters und vor allem auch aus der künstlerischen Tendenz nach Steigerung des Pathos hervorgehen konnten.

In seinem Verhältnis zur Renaissance war und blieb Goethe der Schüler Winckelmanns. Aus tiefem Enthusiasmus der Liebe hatte Winckelmann den Begriff eines seelischen Kunstideals geschaffen, als das Urbild dieses Ideals die griechischen Göttergestalten gezeigt und sie so anzuschauen und empfinden gelehrt. Dieses Evangelium „der edlen Einfalt und stillen Größe" im Herzen, maß Goethe die Renaissance. Das Gesetzliche, die Klarheit, Reinheit, Bestimmtheit und Harmonie der Formen, die sogenannte „Existenzkunst", der stille Frieden und die Schönheit des Typus, der „Stil, der auf den Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge ruht" — das war es, was er in aller Kunst suchte, was er in der Antike entdeckte; und die Renaissance begeisterte ihn nur, weil und soweit er das auch in ihr wiederfand. Daran änderte auch der kurze Rausch des Entzückens nichts, in den ihn Michelangelos Bilder in der Sistina versetzt hatten und der dann leise nachklang in jenem nächtlichen Streit über seinen Vorzug vor Raffael, von dem die 1820—1829 verfaßte Darstellung des zweiten römischen Aufenthalts berichtet. Nur insofern die Renaissance die Natur und die antike Kunst widerspiegelt, diese beiden Quellen des Kanons innerer Ordnung und typischer Schöpfung, dem Goethe auf der Höhe seines Lebens und bis zu dessen Vollendung in seinem Dichten, Denken, Forschen nachstrebte, nur insoweit errang sie seine Teilnahme, seine Liebe und sein Verständnis. Er hat, als er 1814 die entscheidende Arbeit an der Redaktion seiner 'Italienischen Reise' durchführte, die zugrunde liegenden, im Augenblick geschriebenen Briefe und Tagebücher an Frau von Stein, Herder, Karl August mannigfach inhaltlich und stilistisch umgeformt. Aber seinen Standpunkt der Renaissance gegenüber hat er nicht verändert. Nach wie vor schiebt er die mittelalterlichen, die christlichen, die romantischen Elemente der Renaissance beiseite, obgleich er gerade damals in der Freundschaft mit den Gebrüdern Boisserée einen tiefen künstlerischen Umschwung erlebte und innerlich den einseitigen Klassizismus überwindend zur altdeutschen Kunst und zum deutschen Mittelalter ein gerechteres, geschichtlicheres Verhältnis gewann. Gerade in jenen Winterwochen, da er die Gedichte des 'Deutschen Divans' zu einem vorläufigen Korpus zusammenstellte und ihm den Prolog 'Hegire' vorsetzte, gestaltete er aus den alten gleichzeitigen Aufzeichnungen über seine italienische Hegire jenes bedeutungsvollste Supplement zu 'Dichtung und Wahrheit', die Darstellung des endlichen Eintritts in das seit frühester Jugend ersehnte Arkadien. Der Gedanke der Wiedergeburt, den die ersten Briefe aus Rom als frohes Erlebnis des eigenen menschlichen, künstlerischen, wissenschaftlichen Seins verkündeten, zieht sich als einigendes Band auch durch den neuen westöstlichen Frühling seiner lyrischen Dichtung. Diese Verjüngung, zu der ihm im Epimenides-Sommer die Fahrt in die von Fremdherrschaft befreite,

als deutscher Staat wiedergeborene rheinische Heimat, die erneute Versenkung in die altdeutsche Kunst, die Wiederannäherung an die so lange vergessenen Neigungen und Formen seiner genialischen Frühzeit und die Abkehr von den antiken Maßen seiner klassizistischen Epoche verholfen hatten, stand in einem ihm völlig bewußten Parallelismus zu jener ersten Verjüngung, zu jenem ersten Epimenides-Erwachen unter dem Himmel Italiens. Das Buch aber über diese italienische Reise, da es ja lediglich eine geschichtliche Urkunde seines persönlichen Bildungsganges, ein Bestandteil seiner Autobiographie sein sollte, ließ er jetzt dennoch hinausziehen als ungemildertes Bekenntnis des durch Winckelmannschen Idealismus vertieften und durch die selbsterarbeitete schöpferische Synthese von Natur und Kunst befruchteten Klassizismus. Als Bekenntnis allerdings nicht etwa einer spontanen, unbewußten Wandlung. Immer noch sieht man Goethe viel zu sehr als Kind des Glückes, als bloßes Naturprodukt, als ein Menschenexemplar an, dessen köstliches Reifen der zufälligen Konstellation günstiger Schicksale verdankt sei. Nichts ist irriger. Goethe wurde groß, er überlebte die Prometheusglut seiner Wertherzeit nur durch die unvergleichliche Kraft der Selbstzucht, die er vom Vater ererbt hatte. Seine Italienische Reise ist die rückhaltlose Beichte einer unerbittlich durchgreifenden Seelentherapie. Nach anregenden Winken Hackerts über die Landschaften Poussins, Claude Lorrains, Salvator Rosas will er nun gleich wieder die Natur ansehen und wieder finden, und lesen, was jene gefunden und mehr oder weniger nachgeahmt haben, das muß die Seele erweitern, reinigen und ihr zuletzt den höchsten anschauenden Begriff von Natur und Kunst geben. „Ich will auch nicht mehr ruhen, bis mir nichts mehr Wort und Tradition, sondern lebendiger Begriff ist" (Rom, 27. Juni 1787). Und angesichts der Sibyllen Raffaels urteilt er, Volkmanns törichtem Absprechen wehrend: „Wie in dem Organismus der Natur, so thut sich auch in der Kunst innerhalb der genausten Schranke die Vollkommenheit der Lebensäußerung auf" (Rom, Dezember 1787, Bericht).

Goethes 'Italienische Reise' war das Dokument seiner eignen in strenger Gymnastik des Sehens und Empfindens durchgeführten Erziehung zu künstlerischer Selbstbeschränkung und Läuterung durch die Betrachtung der großen Kunst und der Natur. Die Zeitgenossen und die folgenden Generationen verstanden das Buch aber anders. Ihnen war es das abschließende kunstgeschichtliche Urteil eines Kenners von höchster Autorität. So hat es unberechenbar gewirkt und wirkt es heute noch fort, hat es die Dauer und Befestigung der von der Aufklärung und von dem rationalistischen wie idealistischen Klassizismus geschaffenen Auffassung der Renaissance mächtig gefördert, die doch Goethe selbst teilweise überwunden hatte.

In Goethes 'Italienischer Reise' kommt das Wort Renaissance noch nicht vor. Aber wohl kennt sie dessen technischen Sinn in der wissenschaftlichen Terminologie. Sie erwähnt das damals sich in Vorbereitung befindende Werk des Chevalier d'Agincourt, das später unter dem Titel 'Histoire de l'art depuis sa décadence au 4me siècle jusqu'à son renouvellement au 16me'

erschienen ist, und bezeichnet es als „Geschichte der Kunst von ihrem Verfall bis zur Auflebung". Offenbar steht hier „Auflebung" im Sinn von Wiederaufleben. Aber während in dem 1810—1823 gedruckten Buch der Titel «son renouvellement» lautet, d. h. das Wiederaufleben der Kunst gemeint ist, spricht Goethe — schwerlich ohne Absicht — allgemeiner; der ungewöhnliche Ausdruck „bis zur Auflebung" kann das Wiederaufleben der gesamten Kultur mit einschließen. Abgesehen von dieser leisen Verschiedenheit der Auffassung teilt Goethe im übrigen die Anschauung des französischen Geschichtschreibers der Renaissance: auch ihm fällt das Wiederaufleben erst in das 16. Jahrhundert: „Zu Anfang des 16. Jahrhunderts hatte sich der Geist der bildenden Kunst völlig aus der Barbarei des Mittelalters emporgehoben" (Paralipomena zur Italienischen Reise, Weimar. Ausgabe 32, 414). Alle früheren Jahrhunderte, außer dem eigentlichen Mittelalter auch das Trecento und Quattrocento, gehören demnach noch zum „Verfall". Und dieser Verfall heißt auch für Goethe barbarisch.

Auf der Antithese zwischen dem Ideal, das sich in der vollendeten Kunst und am reinsten in der antiken Skulptur darstellt, und dem barbarischen Zerrbild, das der Verfall der Kunst hervorbringt, ruht wie Winckelmanns so Goethes ganze Kunsttheorie. Barbarisch ist natürlich vor allem das frühe Mittelalter, barbarisch sind auch Dante und Giotto, im Barbarischen noch mehr oder weniger befangen die Quattrocentisten, dem Barbarischen nähern sich bereits wieder Michel Angelo und die Manieristen, das Barbarische bedeckt am stärksten alle moderne Kunst. Das tägliche Anschauen von Gipsabgüssen antiker Statuen bringt nach Goethes Ansicht die Rettung: „es wird dadurch unmöglich, in Barbarei zurückzufallen."

Verwandt mit dieser Antithese zwischen dem künstlerischen Ideal, dessen Urbild in hellenischer Kunst, dessen Abbild in Raffael und Palladio lebt, und dem Barbarischen der mittelalterlich-modernen Welt ist die andere bekannte Antithese Goethes: das Klassische das Gesunde, das Romantische das Kranke. Man weiß, daß Goethe in späteren Jahren diese Formel weitherzig auslegte: auch das Nibelungenlied galt ihm da als gesund, rückte also aus der Sphäre des Romantischen empor und ward dem Klassischen ebenbürtig. Aber in den folgenden Generationen, und ich möchte glauben auch heute noch, wirkt diese mildere Deutung weniger fort als das starre Dogma jener römischen Tage, da Goethe sich als entschiedenen Nichtchristen, als offenen Gegner aller mittelalterlichen Kunst fühlte und hinstellte. Goetheverehrer und Goethehasser haben sich um die Wette bemüht, das Bild des „alten Heiden" der Nachwelt einzuprägen. Es bedarf zwar sehr der Berichtigung — denn Goethes durch und durch religiöse Natur war mit dem sittlichen und poetischen Gehalt des Christentums innerlich verwachsen[1]) wie

[1]) Ich möchte hier nur auf den viel zu wenig beachteten Abschnitt über Philippus Neri in der Italienischen Reise hinweisen. Darin hat Goethe mit tiefer Symbolik den inneren Zusammenhang zwischen Reformation und Renaissance darstellen und zugleich sein eigenes religiöses Ideal aussprechen wollen (vgl. besonders die Paralipomena Weimar. Ausgabe 32, S. 414 f.). Bedeutsam auch, wie unbefangen und duldsam er hier

wenige —, aber der große Heide von Weimar bleibt, scheint es, ein unzerstörbarer legendärer Begriff.

So konnte sich Heinrich Heine im Einklang mit Goethe glauben, als er das trügende Schlagwort in Umlauf brachte von dem Dualismus, der die gesamte Weltkultur durchziehe, von dem Gegensatz und Wechsel zwischen schönheitsliebendem Hellenentum, sinnenfrohem Heidentum einerseits und asketischem Nazarenertum, weltfeindlichem Judaismus und Christentum anderseits. Noch in Friedrich Nietzsches Urteilen wirkt diese Formel nach. Und ich irre wohl kaum, wenn ich annehme, daß die eigentliche Vulgata des ästhetischen und kunst- wie kulturgeschichtlichen Bewußtseins unserer Zeit immer noch entscheidend beeinflußt wird von den angedeuteten Werturteilen und Gruppierungen des rationalistischen Klassizismus und Idealismus, wie sie durch Raphael Mengs, Winckelmann, Goethe, Heine in weiteste Kreise verbreitet wurden.

Die Auffassung, die sich diesen weltgeschichtlichen Dualismus konstruiert hat, ist gleich weit entfernt von einer gerechten, d. h. geschichtlichen Würdigung des Altertums wie des Mittelalters und der Renaissance. Längst hat die wirklich historische Erforschung des Hellenentums ergeben, daß seit früher Zeit auch unter dem sonnigen Himmel Griechenlands starke mystische und asketische Strömungen bestanden. In der Orphik des 6. Jahrhunderts v. Chr., die an den orgiastischen Dionysuskult sich lehnend eine theologische Erlösungslehre mit religiösen Sakramenten und allerlei Askese ausbildete, in den Mysterien, in den vom Orient beeinflußten Kulten des späteren Altertums gewannen sie eine kaum zu ermessende Kraft und haben den Grund für das Christentum bereiten helfen. Aber auch das allgemeine Bewußtsein der gebildeten Hellenen war keineswegs frei von düsterer Anschauung des Lebens. Mit nichten war die Kultur der Hellenen ein einziger Tempel ewiger Heiterkeit, des ungetrübten Weltgenusses, des gläubigen Schönheitsdienstes. Der Philosoph, den Winckelmann und die ihm folgenden Anhänger eines absoluten idealistischen Klassizismus gewohnt sind als Priester eines enthusiastischen Kultes der sinnlichen Schönheit und der im Menschlichen und in Menschendarstellung wurzelnden Kunst zu betrachten, und den sie so gern als vornehmsten Zeugen für das Dogma des idealen Griechentums aufrufen, Plato, ging ja in seinem Denken durchaus von einer asketischen Weltansicht aus. Bekanntlich hat niemand jemals schärfere und feindseligere Anklagen gegen die bildende Kunst und die Dichtung erhoben als er. Wohl glaubte er an die Schönheit und pries das Sehnen nach der Schönheit. Aber die Schönheit, die er meinte, das war eine gestaltlose, überirdische, göttliche Schönheit. Die menschliche Gestalt, die sinnliche Körperwelt war ihm ein schnödes Gefängnis, dem zu entrinnen die sittlich-religiöse Pflicht gebot. Fleisch und Farben der Erdenwesen galten ihm als sterblicher Tand, die

über die ekstatischen Zustände, über Visionen, Wirkung in die Ferne, Gedankenlesen, Suggestion sich äußert. Der „große Heide“ erscheint hier als verständnisvoller Kenner und Beurteiler des christlichen Seelenlebens und der mystischen Erregungen eines „frommen edlen Enthusiasmus“.

Welt der Erscheinung als täuschender Schein. Die Poeten und Bildhauer als Gaukler und Verführer, die vom Wege zur Wahrheit durch Lügen ablocken. Augustin und die mittelalterlichen Philosophen wußten wohl, warum sie sich auf Plato stützten: er war in der Tat ein Bundesgenosse für die christliche Grundlehre von der Weltüberwindung und Weltentsagung. Wem vollends die griechische Tragödie, die Gedankenwelt des Äschylus und Euripides lebendig wird, der kann unmöglich an die alte Legende vom naiven, sonnigen Griechentum glauben. Umgekehrt hat es dem Mittelalter gewiß nicht an sinnlicher Lebensfreude, an starkem Weltsinn, an ungebändigter Entfaltung des menschlichen Kraftgefühls mächtiger Persönlichkeiten, an titanischer Auflehnung wider das Schicksal gefehlt. Wie im Altertum und Mittelalter Weltlust und Weltunlust sich mischen, so zeigen auch Humanismus und Renaissance diese Gegensätze miteinander verflochten: Petrarca in seiner Zweiseelennatur ist dafür typisch. Auch Boccaccio und Lorenzo von Medici bestätigen, daß diese Weltkinder der Renaissance im Innersten ihres Wesens immer gläubige Christen und Glieder der Kirche geblieben sind und sich dessen wieder bewußt werden, sobald tiefe Erschütterungen sie in Seelennot bringen.

Die Quelle jener geistreichen Antithese des weltbejahenden Hellenentums und des weltentsagenden Mittelalters ist das ganz bescheidene praktische Bedürfnis der Schule. Im 17. Jahrhundert empfanden Gelehrte, die zugleich Protestanten und Humanisten waren, die Notwendigkeit, für den Unterricht die weltgeschichtliche Entwicklung übersichtlich zu periodisieren. In nicht unberechtigtem Stolz mußten sie natürlich Reformation und Humanismus als den großen einheitlichen Kulturfortschritt zusammenfassen. Was davor liegt, ist das Dunkel barbarischer Jahrhunderte. Aus ihnen hat das neue Licht der 'Kirchenverbesserung' und der 'Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften', wie man sagte, hat die aufgeklärte Neuzeit die Welt errettet. Und in dem hier angewandten Begriff 'Wiederherstellung' lag zugleich: die dunkeln Jahrhunderte — oder wie Goethe in seiner Italienischen Reise sagte: „die niedern Jahrhunderte" — haben nur verfinstert, erniedrigt, zerstört, sie sind eine Unterbrechung der Weltkultur, die das Altertum geschaffen hatte, sie haben die Entartung und den Verfall der christlichen Urkirche gebracht. Diese Periode der Zerstörung, der Unterbrechung, des Niedergangs nannte man folgerecht das Mittelstück, media aetas, das Mittelalter. Und weil nun jene protestantischen Schulmänner gemäß ihrem mangelhaften geschichtlichen Sinn ihre Perioden stets mit einem äußerlich möglichst in die Augen fallenden Gipfel beginnen wollten, datierten sie das Ende des Mittelalters bald mit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken und der Flucht griechischer Gelehrter nach Italien, bald mit der Entdeckung Amerikas, bald mit der Reformation Luthers.

Das erste Datum sollte den eigentlichen Anfang des Humanismus, den Wiederbeginn griechischer Studien in Italien bezeichnen. Und es wirkt noch heute in den landläufigen Darstellungen des Humanismus nach. Sehr mit Unrecht. Denn der Humanismus ist seinem Ursprung und seinem über-

wiegenden Einfluß nach eine lateinische Bewegung gewesen, und die Bedeutung des Falls von Konstantinopel liegt viel mehr auf politischem, kirchlichem, wirtschaftlichem Gebiete als auf dem der Wissenschaftsgeschichte. Daran kann der von einigen humanistischen Gräcisten dem Erwachen der griechischen Studien in Italien gestreute Weihrauch nichts ändern.

Das zweite Datum knüpft lediglich an ein Ereignis der Wirtschaftsbewegung an, aber an ein solches, das zunächst und nach längerer Zeit von geringen Folgen war und seine wahre Bedeutung erst viel später enthüllte.

Das dritte Datum ist jedenfalls das bedeutungsvollste. Die Tat Luthers brachte wirklich eine Umwälzung nicht bloß des gesamten kirchlichen und religiösen, sondern auch des geistigen Lebens hervor. Läßt man also das Einteilungsprinzip gelten, das die Grenzen auf die Höhepunkte der geschichtlichen Bewegungen legt, statt an ihre Anfänge, so wäre diese Datierung nicht zu beanstanden. Allein man darf dieses Prinzip nicht gelten lassen, denn es ist absolut unwissenschaftlich. Jede Periodisierung ist zu verwerfen, die nicht ihre Marksteine so setzt, daß innerhalb der durch sie festgestellten Abschnitte die großen geschichtlichen Prozesse, die der Einteilung zugrunde liegen, ihrem ganzen Verlauf nach sich abspielen, von ihren Anfängen bis zum Höhepunkt und zu ihrem Ausgang.

Vor kurzem hat Karl Zeumer in einer auch für ungelehrte Geschichtsfreunde lesenswerten Schrift den überraschenden Nachweis geführt, daß der allbekannte Ausdruck 'Heiliges römisches Reich deutscher Nation' nicht, wie wir in der Schule lernten und seitdem als unumstößlich betrachteten, im Mittelalter geformt und gebraucht wurde, sondern erst im 17. Jahrhundert eingeführt worden ist. Auch unser Begriff und unsere Begrenzung der Renaissance wie des Mittelalters sind ein Produkt dieses 17. Jahrhunderts, und sie wurden dadurch nicht wahrer, daß große Geister, Winckelmann und Goethe, Heine, Burckhardt und Nietzsche aus ihrem Eigenbesitz etwas dazu getan haben. Dieser Begriff, den jedes Jahr in allen Kultursprachen hunderte wissenschaftlicher oder populärer Bücher, zahllose Zeitungsaufsätze, mannigfache poetische Gestaltungen immer wieder verkünden, der uns allen seit der Schulzeit in Fleisch und Blut übergegangen, er ist eine wissenschaftliche Legende, die Erbschaft einer Zeit, die weder die Fähigkeit noch den Willen besaß, eine geistige Bewegung geschichtlich in ihrem Wesen und Ursprung zu ergründen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Der Panamakanal.

Von

Vizeadmiral a. D. **P. G. Hoffmann.**

II.

Wer die Bedeutung des Panamakanals vorausschauend zum Gegenstand seiner Betrachtung macht, wird sich auf die Erfahrungen berufen dürfen, die uns eine nun bald halbhundertjährige Geschichte des Suezkanals an die Hand gibt. Er wird daraus die Berechtigung herleiten, an erster Stelle einen Aufschwung der Schiffahrt und des Handels nach den Küsten, die uns viertausend Meilen näher gerückt werden, vorherzusagen und damit den Ausblick auf schnellere Ausbreitung menschlicher Kultur über die wenigst bevölkerten Länder des Erdballs verbinden. Erst in zweiter Linie werden nach den Erfahrungen des Suezkanals die Vorteile zu nennen sein, die die einzelnen Nationen aus der neuen Verkehrsstraße ziehen können, und nur im Anschluß daran würde die Bedeutung des abgekürzten Wasserweges im Seekriege eine Stelle finden. Aber in gerade umgekehrter Reihenfolge sind die treibenden Kräfte aufzuzählen, die zum Bau des Kanals geführt haben. Die Bedürfnisse des Krieges haben den Ausschlag gegeben, den Bau zu betreiben, den mächtige Verkehrsinteressen zu verzögern trachteten. Und was den Anteil betrifft, den die internationale Gemeinschaft der zivilisierten Völker an der Durchstechung des Isthmus hat, so kann man sagen, daß die leitenden Nationen, die sich rühmen dürfen, die menschliche Kulturwelt zu vertreten, dem Panamakanal ebenso wie dem Suezkanal, ehe er fertig war, nicht mehr als ein gewisses neugieriges Interesse entgegengebracht haben, nicht viel anders, als wenn es sich nur um einen sportlichen Triumph der Ingenieurkunst gehandelt hätte. Wenn man den gegenwärtigen Zustand gerecht beurteilen will, so muß man sich immer diese Tatsachen vor Augen halten. Als Präsident Hayes im Jahre 1880 in seiner Botschaft von dem zukünftigen Kanal als von einem Teil des Küstengebiets der Vereinigten Staaten sprach, mußte das als eine Überhebung erscheinen, die dem wahren Stand der Dinge zuwider lief. Damals betrachtete die ganze Welt, mit Ausnahme der vereinzelten amerikanischen Imperialisten, es als ausgeschlossen, daß der zu durchstechende Isthmus sich jemals im souveränen Besitz der Vereinigten Staaten befinden könne. Mit dem Gedanken einer interozeanischen Wasserstraße war die Vorstellung verknüpft, daß eine solche lediglich auf neutralem Boden im Interesse

des Handelsverkehrs zustande kommen werde. An einen Kanal als Flottenstation dachten nicht einmal die heißblütigsten Chauvinisten unter den amerikanischen Republikanern.

Heute muß man den Panamakanal von zwei Gesichtspunkten getrennt betrachten, einmal nach seiner Bedeutung als interozeanische Straße des Verkehrs, dann aber auch als Stützpunkt der amerikanischen Kriegsflotte an dem strategisch wichtigsten Teil der Küstenlinie der Vereinigten Staaten. Dieser letztere Gesichtspunkt, der entscheidend geworden ist für den Bau des Kanals und für seine Befestigung, soll hier in erster Linie einer Erörterung unterzogen werden.

Als im spanisch-amerikanischen Kriege die Heranziehung des Schlachtschiffs Oregon von Kalifornien nach Kuba nötig wurde und einen beträchtlichen Zeitaufwand in Anspruch nahm, galt der praktische Beweis als erbracht, daß der Bau des Panamakanals eine militärische Notwendigkeit geworden sei. Wenn die Vereinigten Staaten im Stillen Ozean ebenso wie im Atlantischen für die Wahrung politischer Interessen und Küstenschutz eine Flotte für erforderlich hielten — und diese Frage konnte nach der Erwerbung der Sandwichinseln und der Philippinen nicht mehr verneint werden —, so war es klar, daß der Panamakanal, der eine Konzentration der Flotte je nach Bedürfnis in dem einen oder dem anderen Ozean ohne Zeitverlust ermöglicht, für viele hundert Millionen Dollar nicht zu teuer erworben sein würde. Denn er bietet das Mittel, kommende Kriegsgefahren zu beseitigen und einen ausgebrochenen Krieg abzukürzen, indem er die atlantische und die pazifische Flottenbasis um 8000 Seemeilen einander näher bringt. Sogleich wurde die Frage aufgeworfen: Erfüllt ein neutraler Panamakanal diesen Zweck, oder ist ein Kanal vorzuziehen, über den die Vereinigten Staaten alleinige Schutzrechte ausüben? Diese Frage wurde in einer Regierungskommission 1899—1900 eingehend erörtert. Der Bericht derselben kam zu dem Resultat: „Ein nicht neutraler Kanal, der von den Vereinigten Staaten verteidigt werden muß, gleichviel ob durch Landbefestigungen oder durch die Flotte, würde eine Quelle der Schwächung sein." Gewiß, er würde einen Teil der Streitkräfte absorbieren, der frei bliebe für anderweitige kriegerische Verwendung, wenn allseitige Anerkennung dem Panamakanal denselben Status wie dem Suezkanal sicherte, der immer frei und offen bleibt in Kriegs- und Friedenszeit für jedes Handels- oder Kriegsschiff ohne Unterschied der Flagge. Diese Auffassung machten sich die Verfasser des Vertrages zu eigen, der am 5. Februar 1900 zwischen Hay und Pauncefote abgeschlossen wurde, der aber nicht ratifiziert worden ist. In diesem Vertrage wurde das „allgemeine Prinzip" des Clayton Bulwer-Vertrages von 1850, welches in der Einleitung zu demselben bezeichnet ist, als das Prinzip der Neutralisation, nicht nur unangetastet gelassen, sondern ausdrücklich bekräftigt durch Aufzählung dreier Besonderheiten, die dem Begriff der Neutralisation entsprechen: das Verbot der Anlage von Befestigungen wurde ausgesprochen, sogleich nach Abschluß des Vertrages sollten alle anderen Nationen zum Beitritt zu demselben aufgefordert werden, der Kanal sollte frei und offen sein allen Nationen zu

gleichen Bedingungen. Aber die amerikanische Volksvertretung verwarf diesen Vertrag. Die amerikanische Nation wollte allein für den Schutz der allen Nationen offenen Wasserstraße einstehen. Die dafür zu ergreifenden Maßregeln wurden als eine inneramerikanische Angelegenheit bezeichnet, eine Mitgarantie durch andere Mächte als dem Grundsatz der Monroedoktrin zuwiderlaufend abgelehnt. Das Verbot, Befestigungen anzulegen, die Einladung an andere Nationen, dem Vertrage beizutreten, wurde gestrichen. Der Wortlaut, daß die beiden vertragschließenden Mächte eine Reihe von Grundsätzen der Suezkanalkonvention als Basis der Neutralisation des Panamakanals adoptieren, wurde dahin abgeändert, daß die Vereinigten Staaten allein diese Grundsätze sich zu eigen machen. So kam die zweite, am 18. November 1901 ratifizierte Fassung des Hay-Pauncefote-Vertrages zustande, welche das „allgemeine Prinzip" aufrecht zu erhalten verspricht, aber nach dieser seiner Vorgeschichte dasselbe beschränkt auf das einseitige Versprechen der Vereinigten Staaten, allen Nationen zu gleichen Bedingungen die Durchfahrt zu gewähren. Das Prinzip der Neutralisation begreift nun nicht mehr in sich den Schutz des Kanals durch mehrere Garantiemächte. Die Vereinigten Staaten haben die Verpflichtung, ihn zu schützen, für sich allein in Anspruch genommen.

Das Spooner Gesetz, das 1902 dem Präsidenten die ausgedehntesten Vollmachten für die Inangriffnahme des Kanalbaus übertrug, hat sogleich die Konsequenzen aus dieser Sachlage gezogen, indem es auch die Maßregeln zum Schutz des Kanals mit in diese Vollmacht aufnahm. Nun trat die unerwartete Wendung ein, daß die Vereinigten Staaten in den Besitz der Souveränitätsrechte über die Kanalzone gelangten. In dem Vertrage mit Panama stipulierten sie noch darüber hinaus, daß ihnen das Recht zustehe, „falls es nötig werden sollte", zum Schutz des Kanals ihre Land- und Seestreitkräfte zu verwenden und zu demselben Zweck Befestigungen zu errichten. Sie haben sich dadurch in Besitz der Zuständigkeit gesetzt, auch über die Grenze der Kanalzone hinaus Befestigungen auszudehnen. Man hat geltend gemacht, daß damit permanente Befestigungen nicht zugestanden worden seien. Aber die britische Regierung hat später ausdrücklich erklärt, „nun die Vereinigten Staaten praktisch die Souveränität über den Kanal besäßen, stelle sie das Recht derselben nicht in Frage, zum Schutze des Kanals die einem Kriegführenden zustehenden Rechte auszuüben". Es blieb also nur eine Frage der Opportunität, in welchem Umfange solche Rechte angewendet werden sollten. Damals bestand eine starke Strömung gegen die Befestigung des Kanals. Man machte geltend, daß ein befestigter Kanal die internationale Scheu, ein solches gemeinnütziges Werk zu beschießen und zu zerstören, geradezu vernichten müsse; der Schutz, der nach den Beschlüssen vom Haag unbefestigten Küstenplätzen zugesichert sei, müsse dem Kanal bewahrt bleiben. Auch vom militärwissenschaftlichen Standpunkt wurden gegen die Notwendigkeit „monumentaler" Befestigungen Einwendungen geltend gemacht: Wenn die amerikanische Flotte nicht die Zugangsgewässer zum Kanal beherrscht, so nützen auch die Befestigungen an den beiden Enden nichts. Gegen Eroberung des Kanals

muß die Flotte, gegen Handstreiche eine Besatzung den Kanal schützen, hat man gesagt. Was die Befestigungen an den Enden für den Panamakanal bedeuten, haben andere Strategen darauf geantwortet, das sind Gibraltar und Malta einerseits, Perim und Aden andererseits für den Suezkanal der Engländer. Um zu verhindern, daß eine Flotte außerhalb des Kanals seine freie Benutzung dadurch beeinträchtigt, daß sie den Gegner beim Debouchieren stört oder innerhalb der Dreimeilenzone die Neutralität bricht, bedarf es der Befestigungen an den Kanalausgängen, macht Admiral Mahan geltend. Bei diesen Diskussionen wird der Kanal nicht anders bewertet wie ein Kriegshafen, und der neutrale Charakter, den er ursprünglich haben sollte, bleibt gänzlich unbeachtet.

Inzwischen hatte der amerikanische Imperialismus eine wesentliche Stärkung erfahren. In dem Konflikt der europäischen Mächte England, Deutschland, Italien mit Venezuela traten die Vereinigten Staaten als Vormund dieser Republik auf und fanden mit diesem Anspruch willige Anerkennung. Im Januar 1905 übernahmen sie das Mandat, die verletzten Rechte Deutschlands und Italiens zu verteidigen. Auch Frankreich erkannte in dem Konflikt mit Venezuela wegen einer französischen Kabelgesellschaft die Vormachtstellung der Nordamerikaner an. Nach solchen diplomatischen Erfolgen war es ausgeschlossen, daß die Auffassung noch einmal die Oberhand gewinnen könnte, nach der sich die Nordamerikaner im Besitz des Kanals als Treuhänder der zivilisierten Welt betrachten sollten. Die Kanalzone galt von jetzt ab als Kolonie, der freie Verkehr der Nationen durch den zukünftigen Kanal als ein Zugeständnis. „Wir würden ein Protektorat über Teile unseres Landes herstellen, wenn wir fremde Mächte als Garanten der Unverletzlichkeit des Kanals zulassen wollten," schrieb Mahan. „Die Befestigung ist eine Ehrenpflicht des amerikanischen Volkes, keine Befestigungen zu errichten, war ein Zeichen der Schwäche," ließ sich Roosevelt vernehmen. Präsident Taft bezeichnete in seiner Botschaft vom Januar 1911 die Befestigung des Kanals als eine Verpflichtung, die die Vereinigten Staaten England gegenüber eingegangen seien, und benutzte damit den Flottenschrecken, der wegen der deutschen Rivalität in England ausgebrochen war. Politische Gründe gaben den Ausschlag. Durch die Errichtung der monumentalen Befestigungen sollte der Welt die amerikanische Souveränität über den Kanal vor Augen geführt werden. Mit einem Aufwand von 14 Millionen Dollar werden jetzt permanente Werke an den Ausgängen des Kanals errichtet, deren Armierung, soviel bekannt, aus vier 14zölligen und sechs 6zölligen Kanonen und zwölf 12zölligen Mörsern bestehen wird. Gegenwärtig befinden sich 500 Seesoldaten und 1000 Mann Infanterie in der Zone. In Zukunft soll die Garnison, abgesehen von der Artillerie, in 3000 Mann Infanterie in Culebra, dem Sitz der Kanalregierung, und 1000 Seesoldaten in Balboa, dem Marinedepot — mit dem ein Trockendock für die größten Schiffe der Welt verbunden sein wird — bestehen. Ein Kreuzer, ein Kanonenboot und ein Truppentransportschiff werden dort beständig stationiert sein. Damit wird die Kanalzone den Stützpunkt für die Schutzherrschaft der Vereinigten Staaten über die mittel-

amerikanischen Republiken bilden und darüber hinaus zu jeder Zeit zu einem Waffenplatz ersten Ranges ausgestaltet werden können. Es ist im Kanalgesetz vom 24. August 1912 vorgesehen, daß im Kriege oder bei eintretender Kriegsgefahr der Präsident der Vereinigten Staaten einem Offizier der Armee die Militärdiktatur über die Kanalzone übertragen soll. Nach der Landseite zu ist der Kanal durch die Unwegsamkeit des Landes geschützt, und bisher geht die Politik der Vereinigten Staaten dahin, die Aufschließung des benachbarten Gebietes durch Versagung der Genehmigung für den Bau von Eisenbahnen innerhalb der Republik von Panama von der Kanalzone aus zu verhindern.

Aus alledem folgt, daß der Status des Panamakanals durch den Übergang der Souveränität über die Kanalzone an die Vereinigten Staaten nicht mehr dem Wortlaut des Vertrages zwischen diesen und dem britischen Reich entspricht. Die Worte in Artikel III unter 6: „Die Kanalanlagen usw. sollen in Kriegs- und Friedenszeiten völlige Immunität gegen Angriffe oder Verletzung durch Kriegführende genießen", haben nur einen Sinn, wenn der Kanal für Kriegführende, auf deren einer Seite die Vereinigten Staaten stehen, im Kriege als passierbar betrachtet werden könnte. Dies ist aber nicht mehr der Fall, nachdem die britische Regierung ausdrücklich das Recht der Amerikaner anerkannt hat, den Kanal als Kriegführende zu schützen, und würde auch ohne dieses Anerkenntnis hinfällig sein, da der einzige Komparent, England, im Kriege mit den Vereinigten Staaten den Anspruch auf alle amerikanischen Verbindlichkeiten verliert, keine andere Nation aber Ansprüche durch Verträge erworben hat. Der neutrale Status des Kanals ist daher beschränkt auf das Recht der Nationen, ihn zu gleichen Bedingungen zu benutzen, so lange sie mit den Vereinigten Staaten sich im Friedenszustande befinden. Und auch dieses Recht ist so lange nicht völkerrechtlich begründet, bis es sich durch tatsächliche Übung zu einem internationalen Gewohnheitsrecht herausgebildet haben wird.

Es ist von Interesse, hiermit in Vergleich zu stellen die ganz andere Entwicklung, auf dem die völkerrechtliche Stellung des Suezkanals heute beruht:

Der Suezkanal ist eine privatwirtschaftliche Gründung, die von derjenigen Nation, welche vornehmlich, wenn nicht ausschließlich, militärisches Interesse an einem Schiffahrtsweg durch das Rote Meer hatte, England, bekämpft wurde. England beherrschte den Seeweg nach Ostindien um das Kap der guten Hoffnung durch seine Flotte so ausschließlich, daß jede Ablenkung des Verkehrs von diesem Wege ihm unerwünscht war. Der Firman des Vizekönigs von Ägypten, auf dem die Konzession der Suezkanalgesellschaft beruht, erklärte den Suezkanal für alle Zeiten als eine neutrale Durchfahrt für die Handelsschiffe aller Nationen. Von Kriegsschiffen war nicht die Rede, aber sie waren ebenso wie Handelsschiffe zugelassen. Der Kanal galt für sie durch stillschweigendes Übereinkommen als neutrales Gebiet. Erst die Deklaration vom Dezember 1873 bestimmt, „daß in Zukunft die Schiffahrt im Suezkanal gemeinsam sein sollte den Handelsschiffen, den Kriegs-

schiffen und den Schiffen zum Transport von Truppen". Mit der raschen Zunahme der Frequenz des Kanals und der wachsenden Bedeutung der Dampfschiffahrt wuchs auch Englands Interesse am Kanal. Ein Disput mit der Suezkanalgesellschaft über das Meßverfahren, in dessen Verlauf die Gesellschaft den Engländern den Kanal zu sperren drohte (1874), bildete den Ausgangspunkt für das Bestreben der englischen Regierung, den Kanal unter ihre Kontrolle zu bringen. Als der Vizekönig von Ägypten in Finanznöten Verhandlungen mit französischen Kapitalisten anknüpfte, um sich seines Aktienbesitzes zu entäußern, protestierte Lord Derby dagegen, als unvereinbar mit dem Kontrollrecht der Pforte über den Kanal, und übernahm dann schleunigst selbst diesen ganzen Anteil von nahezu der Hälfte des Bestandes von Suezkanalaktien im Jahre 1875. Zwei Jahre später, als der russisch-türkische Krieg ausgebrochen war, erklärte die britische Regierung, daß sie feindselige Handlungen seitens Rußlands im Suezkanal nicht dulden werde, und im Jahre 1882 besetzten englische Truppen die Kanalzone, um den Kanal zu schützen. Jetzt erst, durch Rundschreiben vom 3. Januar 1883, lud Lord Granville die Mächte zu einer Beratung über ein Suezkanalabkommen ein, „um den Kanal vor zukünftigen Gefahren zu bewahren"; bis dahin waren Anregungen, den Kanal zu neutralisieren, von England zurückgewiesen worden. Aber noch zweimal erhob England Bedenken, die vereinbarten Bestimmungen der Konvention in Kraft zu setzen, angesichts des Ausnahmezustandes, der durch die provisorische Okkupation in Ägypten bestehe. Auch als schließlich die Suezkanalkonvention unterm 29. Oktober 1888 von neun Mächten ratifiziert war, wurden die Ratifikationen nicht ausgetauscht, d. h. die Konvention wurde nicht als bindend von England anerkannt. Dies geschah erst, als der neue politische Status von Ägypten durch die englisch-französische Deklaration vom 8. April 1904 von Frankreich akzeptiert und die Erklärung des Dreibundes eingegangen war, daß die englische Okkupation Ägyptens nicht angefochten werden würde. Einverständnis aber wurde darüber von England ausdrücklich vorausgesetzt, daß eine Kontrolle der Durchführung der Konvention von Vertretern der Mächte (Artikel VIII) als unvereinbar mit der englischen Okkupation Ägyptens nicht ausgeübt werden solle.

Die Suezkanalkonvention beschränkt in erheblichem Maße die Souveränität der Türkei über den Kanal. Sie besagt ausdrücklich, daß Kriegführende, auch wenn das Ottomanische Reich eine der kriegführenden Mächte sein sollte, kein Recht des Krieges innerhalb des Kanals ausüben dürfen. Alles, was die Amerikaner in bezug auf die Neutralisation des Panamakanals als ihre Absicht im Hay-Pauncefote-Vertrag kund geben, ist für den Suezkanal als ein Übereinkommen der Mächte festgelegt, wie es in der Einleitung heißt: „als ein System, bestimmt für alle Zeiten und für alle Mächte den freien Gebrauch des Kanals zu garantieren."

Aber wie aus dem hier gegebenen geschichtlichen Überblick hervorgeht, ist die Stellung Englands zum Suezkanal nach vielen Wandlungen heute doch sehr ähnlich derjenigen, die Nordamerika zum Panamakanal einnimmt. England übt die Souveränität aus über das Land, das der Suezkanal durch-

quert, und hat damit die Macht und in Kriegsnöten auch das Recht, den Suezkanal zu sperren, wenn es aus Gründen der Selbstverteidigung diesen Schritt irgendeiner anderen Macht gegenüber für notwendig erachten sollte. An dem Willen, den Panamakanal dem Verkehr offen zu halten, ist ebensowenig zu zweifeln, als an der Offenhaltung des Suezkanals. Das Anrecht, das alle Völker daran geltendmachen, beruht auf völkerrechtlichen Anschauungen, die im öffentlichen Bewußtsein schon heute feste Wurzel gefaßt haben.

* * *

In jüngster Zeit hat das Verhalten des Kongresses bei Beratung des Panamakanalgesetzes, welches die zukünftige Benutzung und Verwaltung des Kanals zu regeln bestimmt ist, zu vielfacher Beunruhigung bei nichtamerikanischen Schiffahrtsinteressenten Anlaß gegeben. Es ist zweifelhaft geworden, ob die Freiheit der Schiffahrt für alle Völker zu gleichen Bedingungen als unverbrüchlicher Grundsatz aufrecht erhalten werden wird.

In Amerika regt sich naturgemäß das Bestreben, den Panamakanal als Nationaleigentum zu betrachten, das zum Nutzen der Eigentümer in erster Linie bestimmt ist. Die Abgabenfreiheit auf künstlichen Wasserstraßen, die den Vereinigten Staaten gehören, ist durch ein Gesetz vom 5. Juli 1884 gewährleistet und nicht, wie in Deutschland, durch neuerliche Anschauungen fiskalischer Wirtschaftspolitik in Mißkredit gebracht. Innerhalb des eigenen Landes erscheint dem Amerikaner die sportelfreie Benutzung von Schleusen und Kanälen als etwas Selbstverständliches. Die großen Schleusenanlagen, die den größten Kanalverkehr der Welt vom Lake Superior abwärts vermitteln, sind auf der amerikanischen wie auf der kanadischen Seite praktisch abgabenfrei. Das erklärt die günstige Aufnahme, die der Gedanke in den Vereinigten Staaten gefunden hat, auch den Panamakanal für die amerikanische Schiffahrt gebührenfrei zu lassen. Dabei ist die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Niedergang gelenkt worden, den die amerikanische Schiffahrt im Wettbewerb mit der Schiffahrt des Auslandes erfahren hat, seitdem die Vorteile des billigen Schiffbauholzes durch allgemeinen Übergang zum Eisenschiffbau in Fortfall gekommen sind und die Bau- und Betriebskosten dem Schiffahrtsgewerbe unverhältnismäßige Lasten aufgelegt haben. Bisher waren nur Schiffe, die in den Vereinigten Staaten gebaut waren, zur Führung der amerikanischen Flagge berechtigt. Die hohen Löhne im Eisenschiffbau bewirken, daß die amerikanischen Schiffe ein viel höheres Anlagekapital zu verzinsen haben als die europäischen. Die von den Genossenschaften durchgesetzten Löhnungs- und Beköstigungsvorschriften auf amerikanischen Schiffen, die Verordnungen über Zusammensetzung der Besatzung sind derart, daß im Verkehr mit dem Auslande der Handel sich fremder Schiffe bedienen muß oder seine eigenen Schiffe unter fremder Flagge fahren läßt[1]).

[1]) In der Merchant Marine Commission vom Jahre 1905 wurde folgender Vergleich zweier Dampfer (der jetzt vielleicht nicht mehr voll zutrifft) mitgeteilt: Es zahlten an Löhnen für ein Jahr: der amerikanische Dampfer Accapulco (2572 Tons, 65 Mann Be-

Die Folge dieses Mißverhältnisses ist, daß die amerikanische Flagge im Auslande immer seltener wird. Obgleich ein beträchtlicher amerikanischer Handel durch den Suezkanal nach Ostasien geht, passierten ihn im Jahre 1911 nur zwei amerikanische Schiffe gegen 3089 englische. Im Verkehr zwischen amerikanischen Häfen dagegen, der uneigentlich Küstenhandel genannt wird, aber auch den Handel zwischen amerikanischen Häfen um das Kap Horn und mit Kuba, Portoriko, Hawai und den Philippinen mit umfaßt, ist ausschließlich die amerikanische Flagge zugelassen. Für diesen Handel verfügt die Union über einen von Jahr zu Jahr stark zunehmenden Schiffsbestand. So ist die Klage der Amerikaner begreiflich, wenn sie sagen: „Wir bauen dem Weltverkehr eine Verkehrsstraße mit amerikanischem Gelde, aber der Weltverkehr wird sie unter Ausschluß der amerikanischen Schiffe benutzen. Die Zunahme des auswärtigen amerikanischen Handels wird nur fremden Schiffen zugute kommen." Zahlenmäßig läßt sich diese Entwicklung aus folgender Zusammenstellung ersehen[1]):

I. Import und Export der Vereinigten Staaten über See (einschließlich über die großen Seen).

Jahr	In fremden Schiffen (in Millionen Dollars)	In Schiffen der Vereinigten Staaten (in Millionen Dollars)	Anteil der amerikanischen Schiffe (in Prozenten)
1885	1080	195	15,3
1890	1371	202	12,9
1895	1286	171	11,7
1900	1894	195	9,3
1905	2103	291	12,1
1910	2722	261	8,7

II. Tonnengehalt (gross tons = 100 cub. ft. Raumgehalt) amerikanischer Schiffe.

Jahr	Im auswärtigen Handel	Im Walfischfang	In der Seefischerei	Im Handel zwischen amerikanischen Häfen
1885	1 262 814	25 184	82 565	2 895 371
1890	908 062	18 633	68 367	3 409 435
1895	822 347	15 839	69 060	3 728 714
1900	816 795	9 899	5 629	4 286 516
1905	943 750	10 763	60 342	5 441 688
1910	782 517	9 308	47 291	6 668 966

Unter den Vorschlägen, die gemacht worden sind, diesem Niedergang des amerikanischen Anteils am Schiffsverkehr mit dem Auslande zu begegnen, befindet sich auch der, von Schiffen unter amerikanischer Flagge im Panama-

satzung) zwischen San Franzisco und Panama 36720 Dollar, der englische Dampfer Panama (2553 Tons, 86 Mann Besatzung) zwischen San Franzisco und Valparaiso 18430 Dollar.

[1]) Nach dem Statistical Abstract of the United States.

kanal keine Gebühren zu erheben. Die Befürworter einer solchen Maßnahme bestreiten, daß eine Vorzugsstellung der Eigentümer des Kanals, also des amerikanischen Volkes, den Verträgen zuwiderlaufen würde, und machen geltend, auch wenn der Wortlaut allen Nationen die Benutzung des Kanals zu gleichen Bedingungen zusichere, so könne doch den Erbauern des Kanals nicht versagt werden, was jeder andern Nation freistehe, ihren Handelsschiffen durch Rückzahlung der Kanalgebühren eine Subvention zu gewähren. Erwägungen praktischer Art sind gegen solche Vorschläge mit Erfolg geltend gemacht. Eine Unterstützung in Höhe der Kanalgebühren würde unzureichend sein, im Auslandsverkehr die amerikanische Schiffahrt erfolgreich zu stärken; man würde die Gefahr von Repressalien heraufbeschwören und andere Staaten dazu veranlassen, auch ihrerseits die Panamakanalabgaben den eigenen Schiffen zu ersetzen. Subventionen, wenn sie gezahlt werden sollen, müssen so hoch bemessen werden, daß sie nicht nur dem Empfänger einen kleinen Zuschuß gewähren, sondern ihn in den Stand setzen, die fremde Konkurrenz zu überwinden.

Diese Einwände haben dazu geführt, von einer allgemeinen Gebührenfreiheit amerikanischer Schiffe im Panamakanal abzusehen. Für die Ausnahmestellung des den Panamakanal passierenden amerikanischen Küstenhandels sprachen aber noch besondere Gründe des eigentümlichen Verkehrslebens der Vereinigten Staaten. Die Küstenschiffahrt wird beherrscht von den mächtigen Gemeinschaften der Eisenbahnen, die bisher mit Erfolg darüber gewacht haben, daß ihnen das Monopol des Frachtverkehrs von Küste zu Küste nicht geschmälert wird. Die Eisenbahngesellschaften haben, teils mit eigenen Dampfern, teils mit von ihnen hoch subventionierten Dampferlinien, die Frachtsätze der Küstenschiffahrt so zu normieren gewußt, daß die letztere nur ein Werkzeug geblieben ist, den Eisenbahnen Frachten für ihren Monopolbetrieb zuzuführen oder andere Eisenbahnsysteme zu bekämpfen. Die Tehuantepec- und die Panamabahn wurden auf solche Weise zurückgedrängt. Als es galt, die Verbindung der deutschen Kosmoslinie mit der San Salvadoreisenbahn zu verdrängen, setzte die von den nördlichen Eisenbahnen subventionierte Pazific Mail Dampfergesellschaft ihre Frachtsätze von 33⅓ auf 12½ Shilling herab. In einem Aufsatz der North American Review werden folgende Angaben gemacht[1]): Im Jahre 1910 wurden von Kalifornien nach den östlichen Märkten Eisenbahnfrachten im Betrage von 14 Millionen Dollar für die Zitronen- und Apfelsinenernte gezahlt, 25 Dollar die Tonne. In Gefrierschiffen durch den Panamakanal würde die Fracht höchstens 5 Dollar betragen einschließlich der Kanalgebühren. Denn die Westküste führt Getreide nach Europa aus für 8 Dollar die Tonne. Eine einzelne Fruchternte kann auf dem Wasserwege 10 Millionen Dollar sparen. Wo solche Einbußen für die Eisenbahnen auf dem Spiele stehen, ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die großen Trusts ihre Dampfer mit Verlust durch den Panamakanal

[1]) Mc Lellan, The Panama Canal vv. America Shipping North American Review, Januar 1911.

laufen lassen, um die Schiffahrtskonkurrenz von Küste zu Küste zu ersticken. Um dem entgegenzutreten, bestimmt das Panamakanalgesetz von 1912, daß eine Eisenbahngesellschaft, die in irgendeiner Weise mit dem Schiffahrtsverkehr durch den Panamakanal konkurriert, keinerlei Eigentumsrecht, Anteil oder Kontrolle an einem Schiff haben darf, das diesen Wasserweg benutzt. Es ist wahrscheinlich, daß die Tarifpolitik der Eisenbahnen infolgedessen eine durchgreifende Wandlung erfährt. Sie werden den nun hoffnungslosen Wettkampf mit dem zukünftigen Schiffsverkehr von Küste zu Küste aufgeben. Die Tarife werden nicht mehr den transkontinentalen Durchgangsverkehr bevorzugen, sondern darauf zugeschnitten werden, zu verhindern, daß die weiter landeinwärts gelegenen Industriezentren ihre Erzeugnisse nach der Küste senden, um sie auf dem Wasserwege nach der entgegengesetzten Küste zu versenden. Den Küstenplätzen als Vermittlern des Verkehrs zwischen dem Hinterlande im Osten und dem Hinterlande im Westen werden sie Abbruch zu tun versuchen durch Ausbau der Binnenlandstarife unter Ausschluß von Vorzugstarifen nach den Verschiffungsorten. Dadurch wird eine allgemeine Verbilligung der binnenländischen Frachtkosten entstehen, vielleicht ein zeitweiliger Ausfall von Eisenbahneinnahmen, aber in der Gesamtwirkung regerer Verkehr im inneren und damit neue Prosperität. Um aber diese Wirkung des Schiffsverkehrs von Küste zu Küste noch weiter zu begünstigen, sollen den amerikanischen Schiffen, die im Besitz des Monopols der Küstenschiffahrt sind, auch die Kanalgebühren erlassen werden. Dafür ist die Überlegung maßgebend, daß eine Belastung des Küstenhandels durch Abgaben im Panamakanal den gesamten Frachtverkehr auch im Binnenlande belasten würde. Wenn sich Schiffe und Eisenbahnen gegenseitig befehden und ihre Tarife so weit herunterdrücken, daß sie eben noch bestehen können, so wird das allgemeine Niveau offenbar von der Höhe der Kanalgebühren beeinflußt werden. Die Verteuerung der Schiffsfracht überträgt sich auf den gesamten Warenverkehr, und die Bevölkerung hat viel mehr Schaden davon, als der Staat an den Kanaleinnahmen gewinnt.

Ein weiterer Beweggrund für die Subventionierung der amerikanischen Küstenschiffahrt durch Befreiung von den Kanalgebühren ist die Konkurrenz mit Kanada. Britisch Kolumbia, so meint man, hat den ganzen Vorteil des billigeren britischen Schiffsbetriebes und billige Kohlen noch dazu. Der ungeheure Reichtum jenes neuen Landes an Weizen, Holz, Fischen wird der Westküste der Vereinigten Staaten im Verkehr mit der Ostküste eine gar nicht zu unterbietende Konkurrenz machen. Auch die Schiffahrt von den östlichen englischen Kolonien nach der Westküste Amerikas wird überwiegend vorteilhafter zu betreiben sein als der amerikanische Küstenhandel.

Emory R. Johnson, der wirtschaftliche Beirat der Isthmian Canal Commission, ist in seinem großen Bericht[1]) über die Aussichten des Panamakanals solchen Befürchtungen sehr entschieden entgegengetreten. Er vertritt die Anschauung, daß der Kampf zwischen Schiffahrt und Eisenbahn gar nicht

[1]) Emory R. Johnson, Panama Canal Traffic and Tolls. Washington 1912.

zu einem Tiefstande der Frachtsätze führen wird. Die ganze Tendenz des Schiffahrtsverkehrs geht dahin, ihn in Händen kapitalkräftiger Gesellschaften und Pools und Trusts zu vereinigen. Nur die wenigen Verfrachter, die ganze Schiffe chartern, können Bedingungen stellen. Im übrigen werden die Frachtsätze nicht nach den Gestehungskosten normiert, sondern nach dem Höchstsatz, den der Handel zu tragen imstande ist. Die Schiffahrtsgesellschaften unterbieten nicht die Eisenbahnen, sondern setzen in „Konferenzen" mit den Eisenbahntrusts die Tarife fest. Wird ihnen die Kanalgebühr erspart, so ziehen sie größeren Gewinn, aber lassen ihn nicht den Verfrachtern zufließen. Johnson rät daher ab, die Küstenschiffahrt abgabenfrei im Panamakanal zu lassen. Gegen den Wettbewerb Kanadas aber hält er die Einfuhrzölle für die allein gegebene Abwehrmaßregel. — Der Kongreß hat sich aber diese Auffassung nicht zu eigen gemacht und hat in das Panamakanalgesetz die Bestimmung aufgenommen: „Keine Gebühren sollen von Schiffen erhoben werden, die im Küstenhandel der Vereinigten Staaten beschäftigt sind."

Die britische Regierung hat gegen diese Bestimmung Einspruch erhoben, um so entschiedener, als an einer anderen Stelle des Gesetzes die zurzeit ganz überflüssige Vorsorge getroffen ist, daß, wenn Überschüsse erzielt werden, für Bürger der Vereinigten Staaten — nicht für Ausländer — die Abgaben ermäßigt werden müssen. Der Protest Englands ist in der Form erfolgt, daß eine Subventionierung der amerikanischen Schiffahrt zwar nicht angefochten werden solle, daß aber die Freilassung von den Abgaben für einen Teil der amerikanischen Schiffe eine unzulässige Art der Mehrbelastung für britische und fremde Schiffe nach sich ziehe, die den Verträgen zuwiderlaufe. Die Vereinigten Staaten haben darauf erwidert, daß man doch abwarten solle, bis eine Mehrbelastung wirklich eingetreten sei, und haben nachgewiesen, daß den inzwischen vom Präsidenten normierten Kanalgebühren eine zu erwartende Gesamtfrequenz einschließlich der Küstenschiffahrt zugrunde gelegt sei. Die Abgaben seien nicht höher bemessen, als sie sein müßten — zur Verzinsung des Baukapitals und zur Bestreitung der Betriebskosten —, wenn keine Abgabenfreiheit gewährt würde. Zugleich nimmt die Vereinigte Staatenregierung für ihre Kriegs- und Regierungsschiffe die Abgabenfreiheit in Anspruch mit der Begründung, daß der Verkehr dieser Schiffe im Kanal einen Teil der für denselben aufzuwendenden Schutzmaßregeln darstelle, den man nicht auseinander halten könne und deren Berechtigung von der britischen Regierung anerkannt worden sei. Einen Vorschlag, diese Angelegenheit dem Haager Schiedsgericht zu unterbreiten, haben die Amerikaner abgelehnt. Sie machen geltend: Es handelt sich um den Wortlaut eines Gesetzes, über dessen verfassungsmäßige Gültigkeit zu entscheiden allein der oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten zuständig ist. Der Präsident der Vereinigten Staaten kann nicht ein in aller Form zustande gekommenes Gesetz einem internationalen Gerichtshof zur Prüfung auf seine Rechtmäßigkeit unterbreiten, bevor es nicht vor dem höchsten Gericht der Vereinigten Staaten angefochten worden ist. Nach der amerikanischen Verfassung ist dieses Gericht zuständig, zu prüfen, ob das Panamakanalgesetz in Einklang mit den gesetzlich anerkannten Verpflichtungen der

Vereinigten Staaten anderen Nationen gegenüber erlassen worden ist, sobald eine Partei, die sich geschädigt fühlt, wegen des Tarifs Klage erhebt. Das Haager Schiedsgericht aber wird erst eintreten können, wenn eine Beeinträchtigung der Rechte einer anderen Nation durch die amerikanische Gesetzgebung wirklich erfolgt ist. — Wenn diese Auffassung aufrecht erhalten wird [1]), so steht zu erwarten, daß die Frage der Kanalgebühren sozusagen versumpft. Die britische Regierung hat ihr Recht durch den Protest gewahrt, und die amerikanische Regierung hat es in der Hand, das Panamakanalgesetz so zur Ausführung zu bringen, daß Unrecht gegen Ausländer vermieden wird. Mehr ist auf diplomatischem Wege sicher nicht zu erreichen.

Wenig beachtet ist bisher der Teil des englischen Protestes, der sich mehr gegen das Wesen der Küstenschiffahrt nach amerikanischem Recht als gegen das Panamakanalgesetz wendet. „Coastwise trade" ist ein Begriff, der nicht so umschrieben werden kann, daß Begünstigungen, die demselben zufallen, nicht auch dem „foreign trade" zugute kommen. Wenn die Begünstigung erheblich genug ist, wird der auswärtige Handel sie sich zunutze machen durch Umladung in einem amerikanischen Hafen und Weiterverschiffung von dort in begünstigten Schiffen. Wenn der auswärtige amerikanische Handel beträchtlichen Aufschwung nimmt, so wird die Beschränkung, die Schiffe fremder Flaggen auf ihren Reisen von Hafen zu Hafen erfahren, den Verfrachtern so viel Belästigung und Kosten auferlegen, daß das ganze System des Küstenhandels darüber zusammenbricht.

* * *

Die Berechnungen, die Emory R. Johnson im Auftrage der Regierung zum Zweck einer Rentabilitätsveranschlagung des Kanals im Jahre 1900 und nochmals 1912 vorgenommen hat, ergeben eine Zunahme des für den Panamakanal in Betracht kommenden Handels von 5 Millionen Tons 1899 auf 8⅓ Millionen 1910. Daraus folgert Johnson für 1915 einen Schiffsverkehr von 10,5 Millionen Registertonnen, der sich wie folgt zusammensetzt:

Amerikanischer Schiffsverkehr von Küste zu Küste . .	1 000 000
Handel mit dem Auslande in amerikanischen Schiffen	720 000
Handel Amerikas und des Auslandes in fremden Schiffen	8 780 000
Gesamter Kanalverkehr in Netto-Registertonnen	10 500 000

Demgegenüber veranschlagt Johnson die Kosten	
der Verzinsung des aufgewendeten Kapitals . . .	11 500 000 $
der Unterhaltung des Kanals und des Betriebes . .	4 500 000 $
Zusammen ausschließl. Amortisation des Anlagekapitals und Verteidigung des Kanals	16 000 000 $

[1]) Präsident Wilson legt keinen Wert auf die Gebührenfreiheit für den Küstenhandel. Dem Hause liegt ein Resolutionsentwurf vor, der in Abänderung des Kanalgesetzes die Gebührenfreiheit auszusetzen bezweckt, bis die sonstigen Einnahmen die Kosten des Betriebes decken und der diplomatische Zwist über diese Frage ausgeglichen ist. (Antrag Adamson 23. Dez. 1913.)

In bezug auf die zu bemessende Höhe der Abgaben geht Johnsons Gutachten dahin, daß die Tarifpolitik darauf gerichtet sein müsse: 1. den Verkehr nach der pazifischen Küste Südamerikas von der Magalhäesstraße abzulenken, 2. den Gebrauch des Handelsweges um das Kap der guten Hoffnung zwischen der Ostküste der Vereinigten Staaten und Australien zu verhindern, 3. dem Suezkanal den Verkehr zwischen der Ostküste der Vereinigten Staaten und dem Orient östlich von Singapore zu entziehen, 4. mit dem Suezkanal für einen Teil des europäischen Handels mit dem fernen Osten in Wettbewerb zu treten. Um diesen Anforderungen zu genügen, darf aber die Kanalgebühr den Betrag von einem Dollar für die Registertonne nicht wesentlich übersteigen, während die obige Berechnung etwa 1½ Dollar für die Rentabilität des Kanals verlangt. Johnson rechnet aber auf eine schnelle Steigerung des Verkehrs. Er weist nach, daß in dem mit 1910 ablaufenden Jahrzehnt der Verkehr der Vereinigten Staaten mit nicht europäischen Ländern um 67,5 v. H., der der atlantischen Küsten der Vereinigten Staaten mit den Ländern des Stillen Ozeans um 63,1 v. H. und der des Suezkanals um 70,23 v. H. zugenommen hat. Danach und unter Berücksichtigung des Umstandes, daß der Kanal einen überaus belebenden Einfluß auf den Bevölkerungszuwachs von Westamerika haben wird, erscheint eine Zunahme des Verkehrs durch den Panamakanal für die Dekade 1915—1925 von mindestens 60 v. H. nicht zu hoch gegriffen. Das würde für das Jahr 1925 dann 17 Millionen Nettotonnen Kanalfrequenz ergeben. Es ist unmöglich, andere als solche Schätzungen einer Einnahmeveranschlagung zugrunde zu legen. Erst in fünf bis zehn Jahren wird sich ein Zustand einstellen, der zuverlässige Erfahrungsdaten aufzustellen gestattet. Das Gesetz sieht daher vor, daß der Kanaltarif vom Präsidenten von Zeit zu Zeit abgeändert werden kann. Durch Proklamation vom 14. November 1912 sind folgende Gebühren für die Benutzung des Panamakanals festgesetzt:

1. Für Handelsschiffe, die Fracht oder Passagiere befördern, 1,20 Dollar für die Netto-Schiffstonne (d. h. je 100 Kubikfuß wirkliche Ladefähigkeit). 2. Für Schiffe in Ballast ohne Fracht oder Passagiere eine Verminderung dieser Gebühr um 0,40 Dollar für jede Tonne. 3. Für Kriegsschiffe 0,50 Dollar per Tonne Deplazement (Gewicht des Schiffskörpers). 4. Für Transportschiffe (Truppen-, Hospital-, Vorratsschiffe für militärische Zwecke) dieselben Sätze wie für Handelsschiffe unter 1.

Vergleicht man diese Sätze mit denen des Suezkanals, so ergeben sich nur geringfügige Unterschiede. Dort sind seit dem 1. Januar 1913 folgende Sätze in Kraft getreten: für beladene Schiffe 6,25 Fr. (1,206 Dollar) per Sueztonne[1]). Für Schiffe in Ballast wird ein Nachlaß von 2,50 Fr. (0,50 Dollar) gewährt. Für jeden Passagier wird außerdem ein Satz von 10 Fr. erhoben,

[1]) Das Meßverfahren für den Suezkanal, das ohne Mitwirkung der Amerikaner international vereinbart worden ist, ist veraltet und wird für den Panamakanal voraussichtlich eine Neuordnung erfahren. Als Vergleichsmaßstab kann man rechnen 6 Netto Schiffstonne gleich 7 Sueztonnen; das Verhältnis schwankt aber stark je nach dem Umfang der Aufbauten über Deck.

der im Panamatarif ganz fortfällt. Kriegsschiffe werden nach dem Sueztarif wie Handelsschiffe behandelt, was ein ganz kompliziertes und gar nicht einwandfrei durchzuführendes Vermessungsverfahren zur Folge hat. Man rechnet im Durchschnitt, daß auf eine Tonne Deplazement 0,34—0,40 Suez-tonne vermessen werden. Danach kann man sagen: Frachtdampfer sind im Panamakanal gleich hoch belastet, Passagierdampfer sind günstiger gestellt, Kriegsschiffe müssen erheblich mehr zahlen als im Suezkanal. Der Wunsch, die Auswanderung nach der Westküste Amerikas von Europa zu begünstigen, und die Abneigung, fremden Regierungen etwas zu schenken, kommt bei diesen Festsetzungen zum Ausdruck.

Der Suezkanal hat im Jahre 1911 Gebühren für 18 324 794 Tonnen und 275 651 Passagiere erhoben (1870 waren es 436 609 Tonnen und 26 758 Passagiere). Er hat die Gebühr von 10 Fr. auf 6,25 Fr. herabgesetzt und zahlte seinen Aktionären 33% Dividende. Er ist daher ein leistungs-fähiger, bedrohlicher Konkurrent für den Panamakanal und in der Lage, seinen Tarif weiter herabzusetzen, wenn ihm ein Tarifkampf opportun er-scheinen sollte.

Um zu ermessen, wie sich der Wettbewerb zwischen Suezkanal und Panamakanal gestalten wird, ist es nötig, sich mit den neuen Seewegen bekannt zu machen, die durch den Panamakanal eröffnet werden. Der Wert derselben bemißt sich in erster Linie nach der Abkürzung der Entfernungen, die sie bringen sollen. Es ist deshalb unerläßlich, einige Zahlenangaben hier vorzuführen.

Ein Blick auf die Karte stellt es außer Zweifel, daß der Panamakanal für die Nordamerikaner eine Umwälzung des Weltverkehrs bedeutet, wie es der Suezkanal für kein Volk der alten Welt gewesen ist. New York wird auf einmal allen Küstenländern des Stillen Ozeans beträchtlich näher gerückt und erhält einen Vorsprung in den Handelsbeziehungen zu den zukunftsreichsten Märkten der alten und der neuen Welt. Wie sich der Weg durch den Kanal zu den bisherigen kürzesten Verbindungen New Yorks nach Westen verhält, zeigt folgende Tabelle (nach den Angaben des Hydrogr. Amts der Vereinigten Staaten):

Nach	Entfernungen von New York auf dem Seewege (in Seemeilen)			
	via Panama (2012)	via Magalhães (6942)	via Gibraltar (3195)	via Kap der guten Hoffnung (9736)
San Franzisco	5 262	13 135	—	—
Yokohama	9 798	—	13 566	
Schanghai	10 649	—	12 525	—
Hongkong	11 691	—	11 673	—
Melbourne	10 392	—	12 981	13 162
Wellington (Neuseeland)	8 851	11 344	—	14 441

Alles, was östlich von Hongkong liegt, wird näher an New York heran-gerückt durch den Panamakanal. Für Europa dagegen bleibt für ganz Ost-asien und Australien alles beim alten, nur Neuseeland kommt uns durch den

Panamakanal näher, wie folgende Zahlen erkennen lassen (nach einer Zusammenstellung im Jahrbuch des Norddeutschen Lloyd 1913):

Nach	Entfernung von Bremerhaven (in Seemeilen)	
	durch den Suezkanal	durch den Panamakanal
Yokohama	11 520	12 940
Hongkong	10 008	14 040
Sidney	11 775	13 040
Wellington	12 635	11 080

Über die Aussichten, mit denen die Ostküste der Vereinigten Staaten mit Europa nun in der Zone östlich von Hongkong in Wettbewerb tritt, belehrt die folgende Übersicht (nach dem Bericht Johnsons):

Nach	Von New York via Panama (2017)		Von Liverpool[1]) via Aden (4608)		Unterschied kürzer via Suez — Panama + (in Seemeilen)
	über die Zwischenhäfen	Entfernung (in Seemeilen)	über die Zwischenhäfen	Entfernung (in Seemeilen)	
Yokohama .	San Franzisco	9 798	Colombo, Schanghai	11 687	+ 1880
Schanghai .	San Franzisco, Yokohama	10 839	Colombo, Hongkong	10 637	— 202
Hongkong .	San Franzisco, Yokohama	11 383	Colombo, Singapore	9 785	— 1598
Sidney . .	Tahiti	9 811	Colombo, King Georg-Sound	12 235	+ 2424
Wellington	Tahiti	8 851	King Georg-Sound, Melbourne	12 989	+ 4138

Für die Wahl des einzuschlagenden Weges ist nicht ausschließlich die Entfernung maßgebend. Andere Umstände, wie Verfrachtungsgelegenheiten in Zwischenhäfen, Preise für Kohlen und Öl, spielen dabei eine Rolle. Am Panamakanal plant man — Oberst Goethals, der Chefingenieur des Kanals, tritt eifrig dafür ein — von Regierungs wegen alle möglichen Erleichterungen für die passierenden Schiffe einzurichten, Kohlen zu Beschaffungspreisen abzugeben, Docks und Werkstätten für Reparaturen bereit zu stellen, alles, was zur Schiffsausrüstung gehört, zu billigsten Bedingungen vorzusehen. Der Suezkanal bietet solche Vorteile nicht, die Kohlenpreise an der ganzen Strecke von Gibraltar bis Singapore sind recht hohe. Für den Verkehr zwischen Europa und Japan bietet der Weg durch den Panamakanal hierdurch und durch die Möglichkeit, ohne viel Umwege San Franzisco oder New York in die Reise mit einzubeziehen, wo immer Frachtgelegenheit vorhanden ist, Vorteile, die dazu führen werden, daß ein Teil des Suezverkehrs, nicht nur der von Amerika kommende, sondern auch von Europa, nach dem Panamakanal

[1]) Die Entfernungen von den deutschen Nordseehäfen sind etwa 200 Seemeilen größer als von Liverpool.

abgelenkt wird. Reisen rund um die Erde werden von Handelsschiffen mehr als bisher ausgeführt werden. Die Inselwelt des Stillen Ozeans wird Europa durch den Panamakanal so viel näher gerückt, daß der Verkehr dorthin eine Steigerung erfahren wird — nicht nur für Handelszwecke, der Strom der Reisenden wird sich diesem schönsten Teil der Welt zuwenden, sobald die Verkehrsgelegenheiten dahin geschaffen sind. Der Stille Ozean wird von mannigfaltigen neuen Hochstraßen vom Panamakanal aus belebt werden.

Alle diese Möglichkeiten treten aber ganz zurück gegen die Wichtigkeit des Gebietes, auf dem die unbestreitbare Monopolstellung des neuen Kanals sich geltend machen wird. Die langgestreckte Westküste des amerikanischen Kontinents hat bis zur Eröffnung der ersten transkontinentalen Eisenbahnen in einer Abgeschlossenheit verharrt, von der man sich heute nur noch schwer eine Vorstellung machen kann und die auch jetzt nur teilweise überwunden ist. Ein zahlenmäßiger Vergleich des bisherigen und des zukünftigen Zustandes ergibt sich aus folgender Tabelle:

Nach	Entfernung in Seemeilen von			
	New York		Hamburg	
	via Panama (2017)	via Magalhães (6942)	via Panama (5110)	via Magalhães (7695)
Vancouver	6157	14 040	9260	14 788
San Franzisco	5262	13 135	8355	13 883
Acapulco	3443	11 524	6536	12 272
Honolulu	6702	13 312	9795	14 060
Callao	3363	9 612	6456	10 361
Valparaiso	4633	8 380	7726	9 128

Für einen Dampfer von 12 Seemeilen Durchschnittsgeschwindigkeit verkürzt sich die Reise um folgende Anzahl Tage durch Benutzung des Panamakanals:

Nach	Von New York	Von Hamburg
Vancouver	26,8	19,1
San Franzisco	26,8	19,1
Acapulco	27,5	19,9
Honolulu	22,4	14,8
Callao	21,2	13,5
Valparaiso	12,5	4,8

Alle Schiffe von Europa und von der Ostküste Amerikas werden also eine Abkürzung der Reisedauer durch den Panamakanal gewinnen, die amerikanischen verhältnismäßig eine viel bedeutendere als die europäischen Schiffe. Das westliche Nordamerika hat unstreitig in jeder Beziehung den größten Vorteil von der neuen Verbindung, und in diesen Vorteil teilen sich die beiden Nationen, die sich im Besitz dieses Küstenlandes befinden: die Vereinigten Staaten und das Britische Reich. Die Erschließung der Westküste von Britisch Nordamerika wird England außerordentliche politische und wirtschaftliche

Vorteile bringen. Vancouver, schon jetzt eine wichtige Flottenstation, — die allerdings zurzeit wegen des Streits mit Kanada um den Flottenbeitrag von der englischen Marine gemieden wird —, wird aus einem weit vorgeschobenen Posten zu einem strategischen Stützpunkt ersten Ranges an einer Hochstraße des Weltverkehrs und rückt 6000 Seemeilen näher an die heimatliche Basis heran. Britisch Kolumbia, das schon allein durch seine Eisenbahnverbindung einen erstaunlichen Aufschwung genommen hat, tritt als Ausfuhrland wichtiger Rohstoffe in Wettbewerb mit den Weststaaten der Union.

Außer England ist kaum eine andere Nation Europas politisch durch Kolonialbesitz am Panamakanal interessiert. Frankreich hofft für seine Inseln Martinique und Guadeloupe einerseits, die Gesellschaftsinseln und Neu-Kaledonien andererseits durch ihre Lage an neuen Dampferwegen Vorteile zu erlangen und bereitet Maßnahmen vor, die passierenden Schiffe zum Anlaufen dieser Orte anzulocken; aber das ist im besten Falle von ganz lokaler Bedeutung.

So werden wir auf die Betrachtung geführt, was denn der Panamakanal für Deutschland bedeutet?

Diejenigen, die die Meinung vertreten, daß das Deutsche Reich vermöge seiner Großmachtstellung im Herzen Europas Anspruch darauf hat, auch als Weltmacht überall Vorteile zu ernten, wo andere vor vielen Jahrzehnten, ja Jahrhunderten gesäet haben, werden mißvergnügt im Schmollwinkel sitzen, denn sie müssen sich sagen, daß die Vereinigten Staaten und das Britische Reich ausschließlich großen politischen Gewinn aus dem Panamakanal ziehen werden. Diejenigen, die fest daran glauben, daß nur auf dem Wege der Heeres- und Flottenvermehrung das Heil liegt, daß wir „jeden Mann und jeden Groschen", den wir erübrigen können, hier anlegen müssen, weil nur auf diese Weise unsere politische Machtsphäre sich zu wirklicher Weltgeltung erweitern lasse, werden in der Durchstechung des Isthmus ein Unglück sehen, denn die Aufschließung der Westküste Amerikas gibt keine Handhabe, unsere Wehrkraft zur Erweiterung der deutschen Weltgeltung in Bewegung zu setzen; ja der Panamakanal kann Kapital und Menschen verleiten, mehr als bisher in die Ferne zu ziehen. Für uns hat er ganz ausschließlich eine eminent friedliche Bedeutung.

Wenn die amerikanische Rechnung nur annähernd richtig ist, daß der Kanal von Panama einen Schiffsverkehr vom halben Betrage des Suezverkehrs auf sich ziehen wird, ohne den letzteren irgendwie herabzumindern, so muß eine Nachfrage nach Schiffsraum angenommen werden, die einen lebhaften Aufschwung des Verkehrs bei allen Schiffahrt treibenden Völkern zur Voraussetzung hat. Das ist nur natürlich. Ein großer Teil dessen, was jetzt nur von der Ostküste in Amerika hineingeht, wird zu Schiff nach der Westküste befördert. Der Schiffsverkehr übernimmt den Teil der Erschließung des Landes, den die Eisenbahnen nur unzureichend bewältigen können. Indem die Westseite Amerikas Europa näher gerückt und der gesamte Erdteil statt von einer Seite nun von zwei Seiten zugänglich gemacht ist, fällt ein großer Teil des wachsenden Personen- und Handelsverkehrs der europäischen und

damit auch der deutschen Schiffahrt zu. Wir werden Passagiere und Auswanderer, die bisher nur von Osten aus das Land betraten, nun auch nach dem Westen befördern. Wir werden Getreide und Früchte und Rohstoffe für unsere Industrie nicht fast ausschließlich wie bisher von der Ostküste, sondern in wachsender Menge von der Westküste Nordamerikas beziehen. In dem auswärtigen Handel Deutschlands nimmt Nordamerika jetzt trotz seiner räumlichen Entfernung die erste Stelle hinter Rußland ein. Je mehr sich die Erwartung eines lebhaften Aufschwunges der Vereinigten Staaten infolge der Eröffnung des Panamakanals erfüllt, desto mehr wird auch der deutsche Warenaustausch mit diesem Lande zunehmen.

Nicht anders wie mit den Vereinigten Staaten im großen wird es mit den zwölf lateinischen Republiken der Westküste gehen, die von dem Panamakanal ein ganz neues Leben erhoffen. Ihr Gedeihen, mag es noch so sehr von nordamerikanischen Einflüssen abhängig bleiben, kommt doch immer dem gesamten internationalen Verkehr und damit auch deutscher Schiffahrt und deutscher Industrie zugute.

Von diesen Ländern ist das südlichste, Chile, für uns von besonderem Interesse, weil es seit langer Zeit mit Deutschland in regen Beziehungen steht und eine große Anzahl von Deutschen zu sich herangezogen hat. Wegen seiner Lage in der gemäßigten Zone, seiner geordneten politischen Verhältnisse und seinen Salpeterschätzen, die als Ausfuhrartikel eine Segelschiffsreise von beliebiger Dauer vertragen können, ist es vor allen anderen selbständig zu Wohlstand gelangt trotz seiner großen Entfernung von Europa und trotz des vorherrschenden spanisch-indianischen Elementes seiner Bevölkerung. Die Entfernung von Hamburg verkürzt sich durch den Panamakanal um 1500 Seemeilen, dagegen von New York um 3700. Wird nun Deutschland von Nordamerika verdrängt werden?

Unser Handel mit Chile stützt sich auf den enormen Bedarf von Salpeter, den unsere intensive Bodenkultur von dort her bezieht — 1912 waren es über 800000 Tonnen im Werte von etwa 150 Millionen Mark —, dem aber ein vorläufig noch geringer Bedarf an Industrieerzeugnissen seitens Chile gegenübersteht. Infolgedessen ist immer übergenug Raum in Schiffen vorhanden, die von Chile Salpeter holen, und alle Waren dorthin können zu außerordentlich billigen Frachtsätzen verschifft werden. Salpeter bedarf aber keiner schnellen Beförderung; man benutzt noch heute mit Vorliebe Segelschiffe, die gewissermaßen dem europäischen Handel die Lagerhäuser ersetzen. So lange Nordamerika keinen Bedarf an Salpeter und daher keine so billige Verfrachtungsgelegenheit nach Chile hatte, gingen amerikanische Waren über Europa nach Chile. Aber seit Beginn dieses Jahrhunderts ist Salpeter in schnell zunehmender Menge auch nach der atlantischen Seite Nordamerikas verschifft worden, und zwar nicht in Segelschiffen — weil die Segelschiffahrt zwischen der Südspitze Amerikas und den Vereinigten Staaten sehr viel zeitraubender ist, als die nach und von Europa, — sondern überwiegend in Dampfschiffen. Damit ist der Vorteil billiger Frachten und zugleich schnellere Beförderung auf Nordamerika übergegangen und dem Ausfuhrhandel von

dort nach Chile zustatten gekommen. Ein aufstrebender Handelsverkehr läßt sich mit Segelschiffen nur für ganz vereinzelte Erzeugnisse betreiben. Dieser in europäischen Dampfschiffen unterhaltene amerikanische Verkehr hofft, bei billigen Kohlenpreisen in Panama, durch die Abkürzung der Reise die Kosten der Kanalgebühren wett zu machen. Der europäische Salpeterhandel aber wird sich weiter der zwar langsamen, jedoch wohlfeilen Beförderung um die Südspitze Amerikas bedienen. Daß durch diesen Unterschied in den Verkehrsverhältnissen die Ausfuhr von Industrieerzeugnissen aller Art von der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten nach Chile stark begünstigt wird, bedarf keines weiteren Nachweises. Vorläufig ist der deutsche Handel mit Chile noch sehr viel bedeutender, als der nordamerikanische. Aber schon ohne den Panamakanal hat der letztere schneller zugenommen als der erstere, wie folgende den statistischen Jahrbüchern beider Länder entnommene Zahlen zeigen:

Ausfuhr nach und Einfuhr aus Chile in Millionen Mark.

Im Jahre	Deutsches Reich			Vereinigte Staaten		
	Ausfuhr	Einfuhr	Zusammen	Ausfuhr	Einfuhr	Zusammen
1900	39,9	89,9	129,8	13,8	29,9	43,7
1910	85,4	158,4	243,8	34,9	87,8	122,7
Zunahme in einem Jahrzehnt	114 %	76 %	90 %	153 %	173 %	171 %

Dazu mag erwähnt werden, daß unter den von Deutschland nach Chile exportierten Erzeugnissen neuerdings — Zucker an erster Stelle steht, während Peru mit seinen Zuckerrohrplantagen Chile vor der Tür liegt. Es werden sich also in Zukunft im Panamakanal mit Zucker beladene Schiffe aus Deutschland mit solchen aus Peru begegnen. Nordamerika aber wird Stahl und Baumwolle und die daraus gefertigten Industrieerzeugnisse senden. Wenn wir unsere chilenische Vorzugsstellung bewahren wollen, so müssen wir große und schnelle Dampfer durch den Panamakanal nach und von Chile fahren lassen. Der Aufschwung Südamerikas rechtfertigt das allein schon für den Passagier- und Postverkehr. Es ist zu berücksichtigen, daß für die Häfen Chiles nicht nur der lange schmale Küstenstreifen des Landes als Hinterland in Betracht kommt, sondern nach Ausbau eines vollspurigen Eisenbahnnetzes, an dem emsig gearbeitet wird, auch ein größerer Teil Argentiniens. Die ganze gemäßigte Zone Südamerikas muß als deutsches Kolonialgebiet im wirtschaftlichen Sinne gelten. Nirgend wären subventionierte Postdampfer gerechtfertigter, als für die Verbindung Deutschlands mit Chile via Panama[1]). Leider wird

[1]) Im Jahrbuch des Norddeutschen Lloyd 1812/13 werden diese Verhältnisse in einem Aufsatz über den Panamakanal einer sehr kühlen Beurteilung unterzogen. Es heißt dort: „Es erscheint reichlich verfrüht, wenn heute schon von verschiedenen Seiten prophezeit wird, daß der deutsche Handel durch den Panamakanal von dem nordamerikanischen Handel vertrieben werden würde — — — Unsere Handelsbeziehungen zu den Staaten an der Westküste Südamerikas mit Ausnahme Chiles sind noch nicht allzu bedeutend. Allerdings wird mit der durch den Panamakanal besonders angeregten Ent-

für die gemäßigte Zone der Westküste Südamerikas ebenso wie Nordamerikas das Interesse des Deutschen Reiches stark eingeengt durch die Besorgnis, es könnten von dort her Erzeugnisse eingeführt werden, die Deutschland mit Rücksicht auf seine klimatischen Verhältnisse — aber ohne Rücksicht auf Wohlfeilheit — selbst erzeugen kann. Wenn die agrarischen Befürchtungen nicht einen so großen Raum einnähmen, so müßte die Eröffnung des Panamakanals eine wichtige Rolle im Haushalte Deutschlands spielen durch Verbilligung der Lebensmittel infolge der Zufuhren von den Getreide und Vieh in steigendem Maße produzierenden Hinterländern der westamerikanischen Häfen. Diese Länder müßten betrachtet werden als die verheißungsvollsten Siedelungsgebiete Europas, unbeschadet ihrer politischen Selbständigkeit. Wenn sie jetzt durch Dampfschiffe und Eisenbahnen mit Hilfe des europäischen und nordamerikanischen Kapitals erschlossen werden, so wird man den Zustrom der gelben Rasse von jenseits des Stillen Ozeans nur abwenden können, wenn man sie der europäischen Auswanderung zugänglich macht. Und wie im Norden den Angelsachsen, so wird im Süden den Deutschen die führende Stellung zufallen.

Wie dem nun auch sein möge, die Bedeutung des Panamakanals liegt nicht in den derzeitigen Vorteilen, die einzelnen Kulturstaaten durch seine Eröffnung zuteil wird, sondern in dem Zukunftsgewinn, den die ganze Westküste Amerikas von ihm erwarten darf. Und dieser Gewinn fällt auch den Ländern der heißen Zone zu. Überall regt es sich in den Ländern der tropischen Westküste. Die politische Unsicherheit und die wirtschaftliche Unfähigkeit dieser lateinischen Republiken wird überwunden durch das Eindringen des Kapitals und der Intelligenz aus den germanischen Kulturländern. In Zentralamerika konsolidieren sich die staatlichen Verhältnisse unter dem einer Schutzherrschaft gleichkommenden Einfluß der Vereinigten Staaten; in Südamerika, wo man sich gegen diesen Einfluß sträubt, erlangt die britische Regierung wichtige Konzessionen für privatwirtschaftliche Unternehmungen. Kolumbia und Ecuador scheinen auf diese Weise ihre Selbständigkeit den Nordamerikanern gegenüber sichern zu wollen. Peru legt vor Callao einen Freihafen an und baut sein Eisenbahnnetz aus; Bolivia erwartet von einer nahen Zukunft mehrfache Verbindungen mit pazifischen Häfen. Von Mexiko bis Chile ist man beschäftigt mit Projekten. Eine panamerikanische Bahn mit Anschlüssen an alle namhaften Küstenorte des Stillen Ozeans soll das

wicklung dieser Länder zu rechnen sein, so daß sie eines Tages als Markt für unsere Erzeugnisse oder als Lieferanten stark in Betracht kommen. — In absehbarer Zeit wird nun sicherlich Chilisalpeter nicht auf Dampfern durch den Panamakanal befördert und damit die Tonne schon allein um 1 Dollar Kanalabgaben belastet werden, sondern vorläufig wird Chilisalpeter noch auf Segelschiffen und um das Kap Horn befördert werden. Auch Eisen, Eisenbahnschienen, Zement und einige andere Massenartikel werden diesen Weg noch innehalten. Dazu kommt, daß die deutsche Frachtschiffahrt sehr häufig Rundfahrten macht, um möglichst viele Häfen anzulaufen und so günstige Verfrachtungsgelegenheiten zu haben. Die deutschen Südamerikafrachtdampfer werden auf ihren Rundreisen wahrscheinlich immer nur einmal den Kanal benutzen." — In Hamburg scheint man die Sachlage anders zu beurteilen. (Vgl. weiter unten.)

Gerippe abgeben, an das sich neues Leben durch Hebung der Bodenkultur und des Bergbaues überall durch großkapitalistische Unternehmungen von Nordamerikanern, Briten und Deutschen ansetzen wird. Naturgemäß fällt in allen diesen Ländern immer demjenigen, der das meiste Kapital hineinträgt, auch der größte Handelsvorteil zu. Wir sehen das schon jetzt an der atlantischen Seite. In Guatemala und Venezuela, wo sehr bedeutende deutsche Kapitalien investiert sind, ist der deutsche Import (wenn man Petroleum und Mehl außer Betracht läßt, worin Nordamerika konkurrenzlos dasteht) gegenwärtig dem der Vereinigten Staaten überlegen. Es ist nicht einzusehen, weshalb nicht auch an der pazifischen Küste Deutschland Fuß fassen soll.

Über die Bestrebungen, die in Deutschland im Gange sind, den Panamakanal rechtzeitig für deutsche Schiffahrts- und Handelsinteressen nutzbar zu machen, können wir nur unvollständig berichten. Am meisten rührt sich Hamburg und die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft. Die letztere bereitet auf verschiedentliche Weise Erweiterung ihrer regelmäßigen Dampferlinien durch den Panamakanal vor. In Gemeinschaft mit der seit langer Zeit den deutschen Verkehr an der Westküste beherrschenden Kosmoslinie wird eine „Agenzia Maritima Kosmos" von ihr betrieben werden, in Gemeinschaft mit der Amerikanischen Atlantic-Pacific-Transport-Kompanie wird sie sich die Verbindung mit Vancouver und Kolumbia sichern. Ob ein deutsches Kohlendepot am Panamakanal errichtet werden kann, wofür sich die Hamburger und das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat lebhaft interessieren, scheint angesichts des amerikanischen Planes, die ganze Schiffsausrüstung dort zum Regierungsunternehmen zu machen, sehr zweifelhaft, denn Grund und Boden ist überall von der Kanalverwaltung mit Beschlag belegt.

Wie hoch die Erwartungen der Amerikaner gehen, zeigt das Projekt der Durchstechung Cubas, um den Weg von New York zum Kanal abzukürzen, zeigt ferner die Erwerbung des Monopols für die Erbauung eines interozeanischen Nicaraguakanals und die gescheiterte Verhandlung mit Kolumbia, für das Kanalprojekt vom Golf von Darien mit Benutzung des Atratoflusses die gleiche Zusicherung zu erlangen. Daß Privatkapital sich in den nächsten Dezennien auf solche Konkurrenzprojekte einlassen sollte, ist offenbar ganz ausgeschlossen. —

Diese unsere Würdigung der kulturellen Bedeutung des Panamakanals würde unvollständig sein, wollte sie unerwähnt lassen, was während der Bauperiode auf dem Isthmus an sanitären Erfolgen erzielt worden ist. Die Kostenberechnung, die wir wiedergegeben haben, enthält einen Posten von 20 Millionen Dollar für die Maßnahmen, die notwendig waren, um den beim Kanalbau beschäftigten Menschen Schutz gegen das ungesunde Klima zu schaffen. Diese Summe ist für sanitäre Zwecke in weiterem Sinne noch wesentlich überschritten worden. Es handelte sich darum nicht nur, einer fluktuierenden Arbeiterbevölkerung von 30000 Köpfen und darüber unter schwierigsten Umständen mit allen Mitteln der Hygiene gesunde Lebensbedingungen zu verschaffen, überall für gutes Trinkwasser, Kanalisation und

Abfuhr zu sorgen, sondern auch vor allem den Kampf gegen gelbes Fieber und Malaria zu führen, diese beiden Krankheiten, die bis vor kurzem als das größte Hindernis für den Bau des Kanals gegolten hatten. Die Amerikaner haben das große Glück gehabt, daß bei Beginn ihrer Arbeit auf dem Isthmus über die Natur dieser Krankheiten ganz neues Licht verbreitet war durch die Entdeckung, daß sie ausschließlich durch je eine bekannte Art von Moskitos von Mensch zu Menschen übertragen werden. Sie haben nach Überwindung einer Gelbfieber-Epidemie (1905) diese gefürchtetste aller Tropenkrankheiten vollständig unterdrückt und von Jahr zu Jahr eine Verminderung der Malaria erreicht. Die weite Verbreitung der chronischen Malaria macht es unmöglich, diese Krankheit dadurch zu bekämpfen, daß man, wie beim Gelbfieber, den Zuzug infizierter Individuen verhindert. Das gelbe Fieber führt zum Tode oder zur Genesung; nach Erlöschen einer Epidemie findet der Moskito „Stegomyia" keine Beschäftigung mehr. Aber die Malariaparasiten werden von mehr als der Hälfte der ihren Geschäften nachgehenden Bevölkerung im Blut herumgetragen und sind noch jahrelang nach der Infektion übertragungsfähig. Gegen den Moskito „Anophetes", der sie verschleppt — und nur auf diese Weise überträgt sich Malaria —, richtet sich deshalb ein beständiger Vertilgungskrieg, als das einzige Mittel, der Verbreitung der Krankheit Einhalt zu tun. Systematische Beseitigung der Brutstätten des Insekts aus der Nähe aller menschlichen Wohnstätten auf dem Isthmus hat sich in zunehmendem Maße bewährt. Völlige Ausrottung ist begreiflicherweise nicht möglich. Aber die Zahl der Malariakranken ist in sechs Jahren auf ein Drittel des früheren Prozentsatzes herabgedrückt, und in den mit Metallgaze abgeschlossenen Häusern findet man in der trockenen Jahreszeit nur noch vereinzelt Moskitos. In der allerletzten Zeit sind ganz außerordentliche Erfolge erzielt worden. Bei Verlegung der Eisenbahn hat man in den Barackenlagern die Methode in Anwendung gebracht, die Moskitos täglich in den Häusern zu zerstören. Man hat dadurch erreicht, daß im ersten Halbjahr 1913 dort nur noch drei Malariafälle (0,4 v. H.) gegen 225 Fälle (8 v. H.) in der gleichen Periode 1912 zu verzeichnen waren [1]).

Die Bedeutung dieser Errungenschaften reicht weit über den Vorteil hinaus, der dem Kanal zugute gekommen ist. Es ist hier der Beweis erbracht, daß Erdarbeiten im ungesundesten Tropenklima von Arbeitern, auch von Europäern, ohne gesundheitsschädliche Folgen ausgeführt werden können, während man noch vor zwanzig Jahren der Überzeugung war, daß die Durchstechung des Isthmus Hekatomben von Menschenleben fordern werde. Wenn man die Erfahrungen, die die Ärzte beim Panamakanal haben sammeln können, für die Tropenländer allgemein nutzbar macht, so wird am allerersten das tropische Amerika und insbesondere die durch den Kanal uns so nahe gebrachte Westküste davon Nutzen ziehen. Denn diese Länder sind dünn bevölkert, das Negerelement ist verhältnismäßig schwach vertreten. Dem weißen

[1]) Das Malaria-Sanatorium befindet sich auf der Insel Taboga, fünfzehn Seemeilen von Panama (nicht Colon, wie irrtümlich S. 78, Z. 4 v. u. im Januarheft angegeben) im Stillen Ozean.

Manne bieten sich infolgedessen hier günstigere Lebensbedingungen als irgendwo sonst in den Tropenländern.

Wie hoch die Erwartungen derer gehen, die an den sanitären Errungenschaften beim Panamakanalbau den hervorragendsten Anteil haben, zeigen folgende Worte des Chefarztes der Kanalzone William C. Gorgas[1]):

„Ich meine, der Hygieniker kann jetzt nachweisen, daß jedwede in die Tropen versetzte Bevölkerung sich gegen diese beiden Krankheiten (Gelbes Fieber und Malaria) durch Maßregeln schützen kann, die zugleich einfach und wohlfeil sind; daß nach Ausschaltung dieser beiden Krankheiten das Leben in den Tropen für die Angelsachsen gesunder sein wird als in der gemäßigten Zone; daß allmählich innerhalb der nächsten zwei bis drei Jahrhunderte tropische Länder, die der menschlichen Arbeit viel reicheren Lohn verheißen, als es die gemäßigten Zonen vermögen, von den weißen Rassen besiedelt sein werden, und daß wiederum, wie zu Anfang des Menschengeschlechts, die heißen Länder in höherem Maße als die gemäßigten zum Mittelpunkt von Reichtum, Zivilisation und Volksmenge sich entwickeln werden."

Nichts kann wohl heller das siegesbewußte Gefühl hoher Befriedigung beleuchten, das die energischen Erbauer des Panamakanals beseelt, als dieser von einem der gefeiertsten Mitarbeiter an dem großen Werk herrührende Ausblick in die ferne Zukunft!

[1]) Nach Saxon Mills, The Panama Canal 1913.

Gedanken über den Sprung in der Entwicklung.

Von

Julius von Wiesner.

Die Allmählichkeit des Naturgeschehens, insbesondere die ohne sichtlichen Sprung sich nach und nach vollziehende Entwicklung der lebenden Wesen, tritt dem aufmerksamen Beobachter in zahllosen Formen entgegen.

Die Spruchweisheit der alten und der neuen Zeit umschließt manches Wort, welches dieses allmähliche Werden zum Ausdruck bringt. Aber keiner dieser Aussprüche fand eine größere Beachtung, und keiner übte in denkenden Köpfen eine größere Wirkung aus, als der Linnésche Satz: „Natura non facit saltus".

Ob dieses zu großer Popularität gelangte Wort ursprünglich von Linné geprägt wurde, ist keineswegs gewiß. In Schopenhauers Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung" findet sich der Hinweis auf eine Stelle der aristotelischen Schriften, welche in lateinischer Übersetzung genau wie der genannte Linnésche Satz lautet, und in dem bekannten Werke Büchmanns, „Geflügelte Worte" [1]), ist eine Reihe von Aussprüchen enthalten, welche dem Sinne nach mehr oder minder genau mit dem Linnéschen Worte übereinstimmen.

Wie dem auch sei, ob Linné, unabhängig von früheren Autoren, den Ausspruch „Natura non facit saltus" geschaffen oder ob er seine Sentenz aus einer älteren Quelle schöpfte: gewiß ist, daß erst nach dem Erscheinen seiner Philosophia botanica, in welchem Fundamentalwerke der genannte Satz enthalten ist, der Sinn desselben allgemeinere Beachtung fand und gerade an ihn anschließend sowohl Naturforscher als Philosophen die Allmählichkeit der Naturvorgänge in ausgedehntem Maße diskutierten.

In der Philosophia botanica steht der Linnésche Satz ganz unvermittelt da [2]), neben anderen Sentenzen allgemeiner Geltung. Was dieser Satz zu bedeuten habe, wird an der betreffenden Stelle nicht ausdrücklich gesagt. Da er aber in der Philosophia botanica steht, gewann er eine spezifische Richtung nach dem organischen Geschehen. Und es ist nicht zu bezweifeln, daß Linné mit diesem Satze vor allem ausdrücken wollte, daß die Entwicklung der organischen Wesen allmählich, das ist ohne sichtlichen Sprung, erfolge. Man kann aber in der Interpretation des Linnéschen Wortes noch weiter gehen. Wie wir heute genau wissen, hat Linné auch deszendenztheoretische Gedanken

[1]) 24. Auflage, Berlin 1910, S. 450.

[2]) Editio tertia, Berolini, 1740, p. 28.

ausgesprochen, indem er der Meinung war, daß alle Arten einer Gattung sich von einer Art ableiten. Es läßt mithin sein Ausspruch auch die Deutung zu, daß die Entstehung neuer Arten allmählich sich vollziehe. Genau derselbe Gedanke liegt der Darwinschen Selektionstheorie zugrunde. Und so ist es gewiß höchst merkwürdig, daß der in der Geschichte der Naturwissenschaft stets betonte Gegensatz zwischen Linné und Darwin gerade rücksichtlich eines Hauptpunktes der Darwinschen Lehre nicht aufrecht erhalten werden kann[1]). Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, daß man kein besseres Motto der Darwinschen Selektionstheorie voranstellen könnte, als das Linnésche Wort: Natura non facit saltus. Mit der Darwinschen Selektionshypothese hat dieser Linnésche Satz geradezu seinen Kulminationspunkt erreicht, indem von da ab der Sprung in der phylogenetischen Entwicklung immer mehr und mehr an Bedeutung gewinnt, ja die aufwärtsschreitende Entwicklung der organischen Welt immer mehr und mehr auf den Gedanken des Sprunges aufgebaut wird.

Tatsächlich kannte Darwin schon einige Fälle sprunghafter Entwicklung, aber er ging ihr stets vorsichtig aus dem Wege, weil er bestrebt war, die aufsteigende Entwicklung der beiden organischen Reiche auf die Allmählichkeit des Naturgeschehens zu gründen.

Nach Darwin ist es beinahe sicher, daß viele Spezies durch Abstufungen hervorgebracht wurden; aber nur in seltenen Fällen ist es nach Darwin eine abrupte Art und Weise gewesen, durch welche neue Formen entstanden sind[2]). Und warum vermeidet die Natur den Sprung? Auf diese Frage hat Darwin folgende Antwort gegeben: Nach der Theorie der natürlichen Zuchtwahl (Selektionstheorie) können wir deutlich einsehen, warum sie den Sprung vermeidet . . ., „denn die natürliche Zuchtwahl wirkt nur dadurch, daß sie sich kleine, allmähliche Abänderungen zunutze macht; sie kann nie einen großen und plötzlichen Sprung machen, sondern muß mit kurzen und sicheren, aber langsamen Schritten vorschreiten[3])".

Die von Darwin zugegebenen, weil tatsächlich festgestellten sprunghaften Änderungen in der Entwicklung der Organismen lassen nach seiner Auffassung keinen Schatten einer naturwissenschaftlichen Erklärung zu. Und wenn man doch den Versuch einer Erklärung unternehmen wollte, würde man in den Bereich des Wunders geraten und das Gebiet der Wissenschaft verlassen[4]).

In diesem wichtigen Punkte hat Darwin wohl geirrt. Denn der Sprung kann in den Augen des Naturforschers nicht als Wunder gelten; auch kann er durch den nach Darwin gewissermaßen einzig möglichen Erläuterungsversuch nicht zu einem Wunder gestempelt werden. Der Sprung ist eben wie alle Dinge, die wir nicht oder noch nicht erklären können, in den Augen der Naturforscher ein Rätsel, welches uns gar nicht auf die Wege

[1]) Über das Verhältnis Darwins zu Linné s. mein unten genanntes Essay „Die Licht- und Schattenseiten des Darwinismus".

[2]) Entstehung der Arten. Deutsch von Corns. S. 284.

[3]) a. a. O. S. 223.

[4]) a. a. O. S. 284.

des Wunderglaubens führen muß. Denn schließlich sind die Ergebnisse der Wissenschaft durchweg Lösungen von Rätseln, welche sich häufig genug als Vorstufe der Erkenntnis darstellen.

So ist der Sprung der wunde Punkt der Darwinschen Selektionslehre, und die hervorragendsten Bekämpfer dieser Lehre haben im Sprung die Achillesferse des Darwinismus erkannt und sind schließlich zu einer Abstammungslehre gelangt, in welcher nicht die Allmählichkeit des Naturgeschehens, sondern geradezu der Sprung zum springenden Punkt der neuen Deszendenzlehre geworden ist.

Mit genialem Vorausblick hat Karl Ernst v. Baer in seiner Kritik des Darwinismus[1]) auf die Frage hin, unter welcher Form man sich die Transmutation der Organismen, auf der schließlich jede nur immer denkbare Art der Abstammungslehre beruhen muß, zu denken habe, sehr bestimmt gesagt: „Ich antworte unbedenklich: als eine sprungweise". Dieser heute zu hoher Geltung gekommene Satz hat zur Zeit, als der Ruhm der Selektionslehre die Welt erfüllte und die Schlagworte „natürliche Auslese", „Kampf ums Dasein" und das Spencersche „Überleben des Passendsten" als unantastbare Errungenschaften der Wissenschaft gefeiert wurden, gar keine Beachtung gefunden. Erst langsam und etappenweise vordringend gelangt der Sprung in der Entwicklung zur Beachtung.

Der berühmte deutsche Histologe Kölliker hat in einer Kritik des Darwinismus (1864) die untergeordnete Stellung des Sprungs als Erklärungsprinzip der Transmutation der Organismen, wie sie sich in Darwins Augen darstellte, erkannt, indem er das Bestehen der allmählichen und der sprungweisen Entwicklung in den Vordergrund stellte und zeigte, welche Vorteile die letztere gegenüber der ersteren bei dem Versuche, die aufsteigende Entwicklung der Organismenwelt zu erklären, darbiete. Der Sprung in der Entwicklung, der bei Darwin einen Ausnahmsfall bildete und zur Erklärung der Transmutation ungenügend schien, wurde der allmählichen Entwicklung als ebenso berechtigter, ja sichtlich wichtigerer Faktor gegenübergestellt.

Spätere Forscher, insbesondere der Russe Korschinsky, setzten mit Erfolg fort, was Kölliker mit Ernst begann. Korschinsky sagt ausdrücklich: Darwin kannte die plötzliche Abweichung, sprach ihr aber nur eine untergeordnete Bedeutung zu, weil er sie für ein abnormes Phänomen hielt. Korschinsky aber war es gelungen, zu zeigen, daß der Sprung eine normale Erscheinung ist, die er anfangs als Seltenheit betrachtete, später aber in zahlreichen Fällen konstatieren konnte. So bereitete sich nach und nach jener Zustand vor, welcher zu der von de Vries begründeten Mutationstheorie führte, die sich in aller Kürze folgendermaßen charakterisieren läßt. Eine Umwandlung der organischen Formen besteht. Aber die Transformation erfolgt in zweierlei Weise: durch Variation und durch Mutation. Die Variation, genauer ausgedrückt die fluktuierende Variation, stellt sich als Folge sichtlich allmählicher Abänderung dar; sie kann sich verstärken, sie

[1]) Reden usw., 2. Auflage, S. 436.

kann sich vermindern, ja sie kann erlöschen. Die Mutation hingegen ist nur Folge eines Sprungs und kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Der Sprung und nur er allein bringt neue bleibende Formen hervor. Die fortschreitende Entwicklung des Reiches der Organismen beruht also nicht, wie Darwin lehrte, auf allmählicher, sondern auf sprungweise erfolgender Veränderung.

Der Sprung kommt also, der Mutationstheorie zufolge, immer zur Geltung, wenn Neues und relativ Bleibendes, das ist nur durch einen neuen Sprung Veränderbares, geschaffen wird.

Über die Verbreitung des Sprungs in der Natur liegen keine anderen wissenschaftlich verwerteten Nachweise vor als diejenigen, welche die Mutationstheoretiker erbracht haben. Über eine etwaige weitere Verbreitung in der Natur, über die Formen, die er sonst noch annimmt, über die Wirkungen, die er sonst noch ausüben kann, und über sein Wesen sind wir so gut wie gar nicht unterrichtet. Hierüber nach Klarheit zu ringen scheint aber mit Rücksicht auf die hohe, allseits anerkannte Bedeutung des Entwicklungsgedankens eine der aktuellsten und wichtigsten wissenschaftlichen Aufgaben zu sein. Über die Schwierigkeit dieses Gegenstandes kann wohl kein Zweifel bestehen, und niemand wird in den nachfolgenden Auseinandersetzungen eine Lösung dieser großen Frage erwarten. Es soll durch die hier entwickelten Gedanken auf eine bisher nur wenig empfundene Lücke unseres Wissens in der Hoffnung hingewiesen werden, damit einige Anregungen zu weiteren Forschungen zu geben.

Scheidet man alles durch Beobachtung Faßbare und durch Denkarbeit Erschließbare in Sein und Werden, so ist vollkommen klar, daß sowohl das allmähliche Geschehen als auch der Sprung dem Werden, genauer gesagt dem Entstehen und der Entwicklung angehört. In dieser Beziehung gibt es also keinen Unterschied zwischen allmählichem Geschehen und Sprung. Und wenn man kritisch in die Unterschiede, welche zwischen Entstehung und Entwicklung bestehen, eingeht, so kommt man zu dem Resultate, daß sowohl das Entstehen als die Entwicklung ebenso allmählich wie sprungweise erfolgen könne.

Indem man versucht, dem Wesen des Sprungs näherzutreten, kann man an dem von Leibniz aufgestellten Kontinuitätsprinzip, demzufolge alles Geschehen in der Natur dem strengsten Gesetz der Allmählichkeit unterliegt, nicht achtlos vorübergehen. Niemand hätte auf Grund seiner philosophischen Anschauungen mehr Grund gehabt, den Satz „Natura non facit saltus“ auszusprechen, als Leibniz, und da er sein Kontinuitätsprinzip auch auf alles Geschehen der lebenden Welt ausdehnte, so war ich seiner Zeit ja gewiß im Rechte, als ich aussprach, daß die Darwinsche Deszendenztheorie in vollem Einklange mit dem Leibnizschen Kontinuitätsprinzip stehe[1]). Für

[1]) Die Licht- und Schattenseiten des Darwinismus. Österreichische Rundschau 1909. Dieses Essay ist auch abgedruckt in meinem Werke: Natur — Geist — Technik, Leipzig 1910, Engelmann.

Leibniz gibt es keinen Sprung in unserem Sinne; für ihn ist der Sprung nur ein Spezialfall des stetigen Geschehens. Selbstverständlich kann eine solche Einordnung nur auf metaphysischer Grundlage erfolgen, nur unter Annahme unendlicher Teilbarkeit, unendlich kleiner Wege, unendlich großer Geschwindigkeiten und anderer metaphysischer Prinzipien. Da ich den Sprung aber nur naturwissenschaftlich begreiflich zu machen suche, so muß ich alles Metaphysische aus meinen Gedankengängen ausschließen und betrachte den Sprung als einen spezifischen, dem allmählichen Geschehen nicht untergeordneten Prozeß. In diesem Betracht stehe ich also auf demselben Standpunkte wie die Mutationstheoretiker, welche zwischen Sprung und allmählichem Geschehen streng unterscheiden.

Wenn ich nun auch das Kontinuitätsprinzip in seiner metaphysischen Fassung zu meinen Erörterungen über Allmählichkeit und Sprung nicht verwerten kann, lehne ich es aber nicht ab, die Gedanken jener Philosophen zu berücksichtigen, welche sich mit dem Verhalten der Allmählichkeit des Naturgeschehens zum Sprunge beschäftigt haben, ohne hierbei ins metaphysische Gebiet zu geraten.

Unter den namhaften Philosophen ist hier vor allen anderen Schopenhauer zu nennen. Mit besonderer Vorliebe faßt er den Satz „Natura non facit saltus" kritisch ins Auge und betont, ohne die Regel zu leugnen, ausdrücklich die Tatsache des Sprungs. Für ihn kommt kaum ein größerer Sprung in der Natur vor, als der vom Leblosen zum Lebenden. Zwischen diesem und jenem gibt es für ihn keine Brücke, keinen Übergang [1]), und die große Mehrzahl der Naturforscher, welche der Hypothese huldigen, daß das Lebende aus dem Leblosen hervorgegangen, müssen Schopenhauer zustimmen, daß hier tatsächlich ein Sprung, und wohl der größte vorliegt, den die Natur unternommen hat.

Schopenhauer wies mehrfach noch auf andere Ausnahmen von der hier oft genannten Regel hin. So ist es mit Bezug auf die so wichtige moderne Frage des Ursprungs der Menschheit gewiß von hohem Interesse, sich zu erinnern, daß nach seiner Ansicht der Schritt vom Affen zum Menschen ein „unmäßig großer", also man kann sagen ein sprunghafter gewesen sei.

Aus den hier berührten Ansichten Schopenhauers wird man zweierlei ableiten dürfen. Da er die Urzeugung als Folge eines Sprungs ansieht, so erkennt man, daß nach seiner Ansicht ein Sprung auch im anorganischen Gebiete vorkomme, während die Mutationstheoretiker nur einen Sprung im Bereiche der Lebenden im Auge haben. Und sodann wird man Schopenhauer wohl als einen Vorläufer der Mutationstheoretiker betrachten dürfen, da er den „saltus", welcher doch das Grundelement der Mutationstheorie bildet, im Walten der organischen Natur frühzeitig erkannte.

---

[1]) Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung, 4. Auflage, Bd. II. Hier heißt es S. 335 wörtlich: „In der Tat ist die Grenze zwischen dem Unorganischen und dem Organischen die am schärfsten gezogene in der ganzen Natur und vielleicht die einzige, welche keine Übergänge zuläßt, so daß das „Natura non facit saltus" hier eine Ausnahme zu erleiden scheint."

Was man bisher als Sprung im Werden bezeichnete, beruht entweder auf tatsächlichen Beobachtungen, wie z. B. die Entstehung neuer organischer Formen durch Mutation, oder aber auf Vorstellungen, welche, so berechtigt sie uns erscheinen, doch der tatsächlichen Begründung entbehren, wie z. B. der Gedanke Schopenhauers über die Urzeugung der Organismen durch einen Sprung aus dem Leblosen ins Lebende. Trotz dieser Zwiespältigkeit der Begriffsanwendung kann doch der Versuch gemacht werden, den Sprung zu definieren. Man kann die Grenzen des Begriffes „Sprung" weiter ziehen, als es die Mutationstheoretiker getan haben; man kann hierunter wohl jeden Vorgang verstehen, welcher zu einer Wesensänderung führt, die sich plötzlich vollzieht oder wenigstens plötzlich zu vollziehen beginnt, also im Gegensatz zu einer allmählichen Veränderung steht. Die Plötzlichkeit der Wesensänderung muß aber im Sinne des gesunden Menschenverstandes genommen werden, also ohne metaphysischen Hintergedanken. In diesem Sinne genommen, ist es zulässig, eine Vorbereitung für den Sprung zuzugeben. Wie ich mir diese Vorbereitung denke, will ich durch ein einfaches Beispiel veranschaulichen. Nach den gemeinschaftlich von Bunsen und Roscoe durchgeführten Untersuchungen über photochemische Induktion tritt in einem Gemisch von Chlor und Wasserstoff bei vollkommenem Abschluß des Lichtes keine Veränderung ein. Wird dieses Gemisch beleuchtet, so tritt allerdings sofort auch keine Veränderung ein; aber es steigert sich unter dem Einfluß des Lichtes die Verbindungsfähigkeit von Chlor und Wasserstoff, und mit einem Male entsteht die aus Chlor und Wasserstoff bestehende Verbindung Chlorwasserstoff, welcher in wässeriger Lösung die bekannte Salzsäure bildet. Es entsteht keine Zwischenstufe, sondern plötzlich, mit einem Sprung, ist die Salzsäure da, freilich nicht ohne Vorbereitung, die kurz oder lang währen kann, je nach der Intensität des hierbei wirkenden Lichtes.

In der hier vorgeführten Entstehung der Salzsäure aus Chlor und Wasserstoff liegt also bereits ein in der anorganischen Welt sich vollziehender Sprung vor, der, weil tatsächlich begründet, für uns noch schwerer wiegen muß als der Gedanke Schopenhauers über den bezüglich der Urzeugung angenommenen Sprung vom Leblosen zum Lebenden.

Ich gehe nun daran, die Verbreitung des Sprunges in der Welt des Leblosen weiter zu verfolgen.

In einer vor kurzem erschienenen, gut durchdachten Untersuchung über das Leibnizsche Kontinuitätsprinzip[1]) wurde die Frage diskutiert, ob die beim Eispunkt der Temperatur sich einstellende Umwandlung von Wasser in Eis als saltus zu gelten habe. Nach meiner Auffassung liegt nicht nur hier, sondern in jedem Falle, in welchem eine Änderung des Aggregatzustandes stattfindet, ein Sprung vor, denn jede molekulare Änderung, welche zur Änderung des Aggregatzustandes führt, erfolgt im Sinne unserer früheren Auseinandersetzungen plötzlich.

[1]) A. Schwadron, De natura saltibus. Archiv für systematische Philosophie, herausgegeben von L. Stein. Berlin 1913.

Ich meine auch, daß die Entstehung jeder chemischen Verbindung auf einem Sprung beruhte. Wenn z. B. eine Säure mit einem Alkali zu einem Salze sich verbindet, so geschieht dies nicht sukzessive, gewissermaßen durch allmähliche Mischung der Eigenschaften des Komponenten bis zur Gleichartigkeit, sondern durch plötzliches Entstehen des neuen Körpers, in unserem Falle des betreffenden Salzes. Ich erinnere hier auch auf die geschilderte sprungweise Entstehung von Salzsäure aus Chlor und Wasserstoff im Lichte.

Bei der letzten Naturforscherversammlung (Wien, September 1913) hat Professor Rinne auf überraschende Eigentümlichkeiten der kristallisierten Substanz aufmerksam gemacht, die auf sprungweise erfolgenden morphologischen Verhältnissen beruhen und im Zusammenhang mit unserer Auffassung des Sprunges stehen dürften.

So scheint also in der unbelebten Welt der Sprung eine große Verbreitung zu haben, und der Satz „Natura non facit saltus" dürfte im Reiche des Anorganischen viel eingeschränkter sein, als früher angenommen wurde[1]).

Indem ich mich der Verbreitung des Sprungs in der lebenden Welt, also in seinem Auftreten bei Pflanzen und Tieren, zuwende, möchte ich zunächst nochmals daran erinnern, daß man bisher den saltus nur in bezug auf die phylogenetische Entwicklung der beiden organischen Reiche ins Auge faßte, also nur in Rücksicht auf die Deszendenztheorie in Betracht zog. Wenn man sich aber bei diesen phylogenetischen Studien auf Beobachtungen oder auf das Experiment gestützt hat, also eine tatsächliche Begründung der Aufstellungen über die Entstehung der Arten versuchte, so konnte dies doch nur auf ontogenetischer Basis geschehen, d. h. man mußte auf die der Beobachtung direkt zugängliche Individualentwicklung eingehen.

Ich will nunmehr den Sprung in der ontogenetischen Entwicklung der Organismen zu erfassen trachten, ohne alle Rücksichtnahme auf die phylogenetischen Konsequenzen, die sich aus den gemachten Wahrnehmungen etwa ziehen lassen.

Da scheint vor allem folgende längst bekannte, uns in tausenderlei Formen entgegentretende Tatsache von fundamentaler Bedeutung zu sein. Aus der tierischen und aus der pflanzlichen Eizelle gehen im Laufe der Weiterentwicklung andere Zellen hervor, welche spezifische Charaktere besitzen, sowohl untereinander und von den Eizellen verschieden sind und untereinander gar keinerlei Übergänge erkennen lassen. Und je höher die Pflanze oder das Tier organisiert ist, desto zahlreicher und desto mannigfaltiger sind diese Abkömmlinge der Eizelle. Da liegt z. B. im Baumstamme unterhalb der Rinde im lebenden Gewebe, welches im wachsenden Stamme oder Ast Rinde und Holz aufbaut, das Kambium. Es besteht aus länglichen zarten Zellen, welche durch Teilung eine Zeit lang ihresgleichen hervorbringen, später in andere nicht mehr teilungsfähige Zellen umgewandelt werden, welche den verschiedensten Charakter an sich tragen. Auf diese Weise werden gebildet die zur Rinde gehörigen Bastzellen, die zum Holze gehörigen Holzzellen, die

[1]) S. Nachschrift.

Siebröhren der Rinde, die Gefäße des Holzes usw. Da alle diese Bildungen aus den Kambiumzellen sich ableiten und scharf unterschiedene, nicht durch Übergänge verbundene Formen darstellen, so muß man zu der Ansicht gelangen, daß hier nicht ein allmähliches Entstehen, sondern eine gesetzmäßige, aber sprungweise erfolgende Entwicklung vorliegt.

Indem man darüber nachdenkt, auf welche Art die Umbildung dieser gleichartig erscheinenden Kambiumzellen in die eben genannten höchst verschiedenartigen Zellen und Zellenabkömmlinge vor sich geht, gerät man in das Dilemma jener Antinomie, welche durch die doch einander widerstreitenden Hypothesen der Präformation und Epigenesis gegeben ist. Nach ersterer ist alles, was in der Entwicklung zum Vorschein kommt, schon im Keim oder in der Anlage *vorgebildet*; nach letzterer *entstehen* im Laufe der Entwicklung — natürlich aus organischen Anlagen — neue Zellen, Gewebe, Organe als wahre Neubildungen.

Die Präformationslehre kann man allerdings mit der Allmählichkeit der Entwicklung gut in Einklang bringen; aber damit ist uns nicht gedient, denn diese Lehre muß naturgemäß immer mehr in den Hintergrund treten, da sie in ihren letzten Konsequenzen zu einer Absurdität führt. Müßte man doch, um nur ein Beispiel aus der ontogenetischen Sphäre zu wählen, annehmen, daß alles, was beispielsweise in einem Baume und noch dazu periodisch an Organen zum Vorschein kommt, schon in der Eizelle vorgebildet wäre.

Die Epigenesislehre läßt sich durch die Annahme einer allmählichen Entwicklung nicht verständlich machen, gewinnt aber an Wahrscheinlichkeit durch die Annahme des Sprungs.

Aus den hier vorgebrachten Andeutungen ist zu ersehen, daß der Sprung in der vor unseren Augen vor sich gehenden Individualentwicklung (Ontogenie) ein großes Terrain beherrscht, also nicht auf die Phylogenie beschränkt ist, und daß er auch als leitender Gedanke in dunkle Gebiete der organischen Entwicklung hineinleuchtet, wo die Annahme eines allmählichen Geschehens ihre erklärende Kraft verliert. —

Wie schon früher betont, lautet der Grundgedanke der Mutationstheorie dahin, daß alle bleibenden Formen, z. B. neue Arten, durch Sprung, alle fluktuierende Formen (Varietäten) durch allmähliche Umbildung entstehen. An dem sprungweisen Entstehen der neuen Formen ist nach unseren dermaligen Erfahrungen nicht zu zweifeln; sie können nur durch weitere Sprünge in neue bleibende Formen umgewandelt werden. Eingehende Untersuchungen haben aber gelehrt, daß auch die fluktuierenden Formen nicht ganz allmählich, sondern auch schrittweise, also auch durch mehr oder minder große Sprünge entstehen. Und so scheint wieder nur ein gradueller oder auch gar kein Unterschied zwischen Mutation und Variation zu bestehen, sofern beide sprungweise zustande kommen. Aber die Art des Sprungs ist in beiden Fällen eine verschiedene, welche ich im Anschluß an die oben vorgeführten Anschauungen folgendermaßen charakterisieren möchte. Alle Änderungen der Aggregatzustände entstehen sprungweise und zwar in gerader und umgekehrter Richtung. Diese Sprünge sind *reversibel*. So wie sich das Wasser sprungweise in

Eis verwandelt, so geht das Eis sprungweise wieder in Wasser über, also aus dem festen in den flüssigen Aggregatzustand. Und durch analoge reversible Sprünge entstehen die fluktuierenden Formen des Pflanzen- und Tierreiches, während die Mutationen nicht rückbildbar sind, also durch irreversible Sprünge zustande kommen.

Alle oben vorgeführten Sprünge der anorganischen Welt sind reversibler Natur, womit nicht behauptet werden soll, daß nicht auch irreversible Sprünge daselbst herrschen können. Der reversible Sprung ist in der belebten Welt nicht auf die Entstehung der Varietäten beschränkt, denn schon aus obigen Betrachtungen ergibt sich, daß rein chemische oder physikalische im lebenden Organismus stattfindende Prozesse durch reversible Sprünge vermittelt werden. Es ist aber auch der irreversible Sprung im organischen Reiche nicht auf die Mutation, überhaupt nicht auf die Phylogenie beschränkt. Er spielt auch in der Ontogenie eine Rolle, denn der Sprung, welcher z. B. von der Kambiumzelle zur Bastzelle, zur Holzzelle, zu Siebröhren und Gefäßen führt, ist ein irreversibler. Man muß aber hinzufügen: in der Regel. Denn ausnahmsweise können Zellen, die bereits einen Dauerzustand angenommen haben, wieder auf die embryonale Stufe zurückkehren, wobei der auch hier stattfindende Sprung den reversiblen Charakter annimmt. Hingegen ist kein Zurückgehen des irreversiblen Sprungs auf den reversiblen im Bereiche der Phylogenie bekannt geworden.

Während der in der Individualentwicklung (Ontogenese) sich einstellende irreversible Sprung gesetzmäßig vorgezeichnet ist — wir wissen ja bestimmt, was in der Weiterentwicklung der Pflanze aus der Kambiumzelle wird —, können wir nicht voraussagen, wohin der irreversible, in der Phylogenese sich einstellende, zur Mutation führende Sprung gelangt. Wir können die neuen Arten nicht voraussehen, und insofern liegt im irreversiblen Sprung das Geheimnis der stufenweisen Entwicklung des organischen Reiches.

Wie der irreversible in der Individualentwicklung sich vollziehende Sprung in streng gesetzmäßiger Weise sich vollzieht, so wird der irreversible, in die Phylogenese bestimmt eingreifende Sprung wohl auch ein gesetzmäßiger sein. Wir wissen es nicht, aber wir ahnen es, und die zuerst von K. E. von Baer betonte „Zielstrebigkeit" und das von Nägeli angenommene „Vervollkommnungsprinzip" sind die Zeugen dieser Ahnung.

Die weite Verbreitung des Sprungs in der Natur steht, erfahrungsmäßig betrachtet, im Widerspruch mit dem Kontinuitätsprinzip. Merkwürdigerweise wurde auch eine dem Kontinuitätsprinzip geradezu entgegengesetzte Meinung ausgesprochen, derzufolge es gar keine allmähliche Entwicklung gebe. Mit Rücksicht auf die Abstammungslehre ist diese Meinung von Detto ausgesprochen worden. Er sagt in seiner Theorie der Anpassung[1]): „Die Mutationstheorie unterscheidet sich von der Selektionstheorie durch die Annahme einer sprungweisen, plötzlichen Entstehung der neuen Formen. Die

[1]) Jena 1904. S. auch Detto, Naturwissenschaftliche Wochenschrift, 1902.

Selektionstheorie nimmt eine ganz allmähliche Umwandlung der Formen an, die in unmerklich kleinen Veränderungen bestehen soll. Vom logischen Standpunkt ist dazu zu bemerken, daß eine tatsächlich allmähliche, d. h. nicht wenigstens in kleinen Sprüngen erfolgende Umbildung nicht vorstellbar ist . . ."

Das ist doch ein förmliches Schulbeispiel einer Antinomie: nach der einen Ansicht gibt es nur ein allmähliches, nach der anderen nur ein sprungweises Werden in der organischen Entwicklung oder im Geschehen überhaupt.

Ich will nun durch ein einfaches Beispiel zeigen, daß ganz allmähliche, sprunglose Formänderungen faktisch existieren. Wenn eine kugelförmige Zelle im Gewebeverbande von gleichgroßen und gleichgeformten Zellen umgeben ist, so platten sich diese Zellen bei Wirkung eines inneren Druckes (Turgor) ab, und langsam und allmählich, ohne jeden Sprung wird die mittlere Zelle ein Polyeder, z. B. wenn alle Zellen auf den kleinsten Raum verteilt sind, im Rhombendodekaeder. In den Pflanzengeweben kommen solche „Hemmungsbildungen" häufig vor, sind aber gewöhnlich viel komplizierterer Natur. Wie einfach oder wie kompliziert sie aber auch sein mögen: in jedem Falle gehen die neuen Formen aus den vorangegangenen ganz allmählich hervor. Das ergibt sich, wie man wohl sagen darf, aus dem Vorgeführten mit mathematischer Sicherheit und deshalb auch mit logischer Gewißheit.

So dürfen wir wohl die früher betonte Antinomie des organischen Geschehens als überwunden ansehen und können nunmehr ohne Scheu den Satz aussprechen: alles Geschehen im lebenden Organismus erfolgt teils allmählich, teils durch Sprung.

Allmählichkeit und Sprung schließen sich also nicht aus, laufen vielmehr im Geschehen nebeneinander, und daß sie im Organismus harmonisch zusammenwirken, möchte ich durch ein einfaches Beispiel veranschaulichen. Die Stoffe, welche den Organismus aufbauen, entstehen, wie alle chemischen Individuen, sprungweise, aber sie häufen sich allmählich an. So müssen also bei allen mit Assimilation und überhaupt mit Stoffbildung verbundenen Organisationsvorgängen, z. B. bei der Zellbildung, beim Wachstum usw., Sprung und Allmählichkeit miteinander verbunden sein.

Das wirkungsvolle Eingreifen des Sprungs, insbesondere der richtunggebende Einfluß des irreversiblen Sprungs auf die organische Entwicklung legt die Frage nahe, ob nicht auch auf anderen Gebieten, auf welchen der so fruchtbare Entwicklungsgedanke sich Geltung verschaffte (in der Gesellschaft, im Staate, in der Kultur usw.), der Sprung eine Rolle spiele. Merkwürdig! Gerade hier, wo die Verhältnisse viel mehr verschleiert zu liegen scheinen als im Pflanzen- und Tierleben, tritt uns der Sprung vielfach geradezu als ein erklärendes Element entgegen, während er in der phylogenetischen Entwicklung der belebten Welt in tiefes Geheimnis gehüllt ist. Jede Entdeckung führt sichtlich zu einem sprungweisen Fortschritt der Wissenschaft, jede Erfindung zu einem sprungweisen Fortschritt der Technik. So erscheint uns hier der Sprung als eine einleuchtende Ursache des Fortschrittes, während er in der Phylogenie uns als bloße Tatsache gegenübersteht, die man allerdings mit Rücksicht auf etwa erkennbar werdende Anpassungen als zweckmäßige Ein-

richtung, also teleologisch deuten könnte. Freilich mit geringerem Erfolge als die sich so offenbar darstellende Wirkung von Erfindungen auf wirtschaftlichem Gebiete. Worauf es aber in der naturwissenschaftlichen Ergründung des irreversiblen, in die organische Entwicklung so mächtig eingreifenden Sprungs am meisten ankommt, das ist die kausale Erklärung dieses Sprungs, also die Feststellung jener Ursachen, welche den Sprung bedingen. Hier stehen wir aber vor einem ungelösten Rätsel; gerade hier liegt das schon oben berührte Geheimnis.

So ist auch die von Herbert Spencer ins Leben gerufene und mit so großen Hoffnungen begrüßte Philosophie des Evolutionismus, welcher von vielen Seiten eine alle anderen philosophischen Systeme überragende Stellung zuerkannt wurde, durch den irreversiblen Sprung wieder in bescheidenere Grenzen gewiesen. Wir stehen ja hier vor einem Geheimnis, das dem Begründer des Evolutionismus unbekannt geblieben war. Denn auch Spencer stand gleich Darwin auf dem Linnéschen Standpunkt, der durch das „Natura non facit saltus" gekennzeichnet ist. Die Enträtselung des irreversiblen Sprungs bleibt späteren Zeiten vorbehalten, wenn es überhaupt möglich sein sollte, den Schleier dieses Geheimnisses zu heben. Und so scheint auch die Evolutionsphilosophie, trotz des unleugbaren Nutzens, den die Verfolgung jedweder Entwicklungsgeschichte in sich schließt, wie andere vorhergegangene philosophische Systeme, den Stempel der Unzulänglichkeit an sich zu tragen[1])!

---

[1]) Nachschrift. Der vorstehende, im Oktober in Meran geschriebene Aufsatz befand sich bereits durch etwa zwei Wochen in den Händen der Redaktion, als ich in der Dezembernummer der „Deutschen Rundschau" die Rede las, welche Prof. Max Planck zum Antritte seines Rektorates an der Universität in Berlin am 15. Oktober über neue Bahnen der physikalischen Erkenntnis hielt. In einem Teile dieser gedankenreichen Rede wird gezeigt, daß auch im Gebiete des physikalischen Geschehens das alte Dogma „Natura non facit saltus" seine Gültigkeit einzubüßen beginnt und ein sprunghaftes Geschehen erkennbar wird, ein Gegenstand, den ich im obigen Aufsatz nur berührte, da es sich mir, dem Pflanzenphysiologen, doch hauptsächlich um biologische Probleme handelte. Es sei mir gestattet, jenen Satz aus der Rede Plancks hier anzuführen, welcher die sich vollziehende Wendung in den Anschauungen der Physiker ausdrückt: „Die Stetigkeit aller dynamischen Wirkungen war früher eine unbestrittene Voraussetzung aller physikalischen Theorien, die sich in freier Anlehnung an Aristoteles zu dem bekannten Dogma „Natura non facit saltus" verdichtete. Aber auch in diese von altersher stets respektierte Veste der physikalischen Wissenschaft hat die heutige Forschung eine beträchtliche Bresche geschlagen. Diesmal sind es die Prinzipien der Thermodynamik, mit denen auf Grund neuer Erfahrungstatsachen jener Satz in Kollision geriet, und wenn nicht alle Zeichen trügen, so sind die Tage seiner Gültigkeit gezählt. Die Natur scheint allerdings Sprünge zu machen, und zwar solche von sehr sonderbarer Art." Zur näheren Begründung dieser Auffassung sei auf den dieser Stelle (Deutsche Rundschau, Dez. 1913, S. 356) folgenden Text verwiesen.

Der Pietismus nach seiner geschichtlichen Notwendigkeit und seinen Gefahren.

Von

Friedrich Wiegand.

Jahrhundertrückblicke sind wohl lehrreich, aber nicht immer erfreulich. Wer im Jahre 1630 bei der ersten Jahrhundertfeier der Augsburgischen Konfession seine Gedanken mit ernster Überlegung nach rückwärts schweifen ließ, der konnte sich leicht zu der Frage veranlaßt sehen: War das, was auf kirchlichem Gebiete in diesem Zeitraum erreicht war, wirklich des ungeheuren dafür gezahlten Preises wert? Vier Generationen theologischer Kämpfe, geführt mit aller Wildheit und rücksichtslosen Einseitigkeit, hatten die aus dem Mittelalter überkommene feinere Kultur des deutschen Volkes völlig geknickt. Die Wissenschaft verarmt, ohne Kraft und ohne Glanz. Die Kunst lehrhaft versteift, tendenziös und geschmacklos. Das Volksleben verödet und verroht. In politischer Hinsicht Deutschland seiner Weltstellung beraubt. Die einst viel bewunderten Reichsstädte in ihrer Freiheit beschränkt und der Verarmung und muffigen Philisterhaftigkeit preisgegeben. Die Ritter auf die Selbständigkeit verzichtend und froh, mit Hilfe des Landesherrn eine das Volkswohl schädigende Adelskaste bilden zu können. Die regierenden Herren in der Hauptsache brutale Absolutisten, deren Tagesbeschäftigung in Jagen, Trinken und kleinlicher Interessenpolitik bestand. Dazu ein Bauernstand, der nach den großen, hoffnungsreichen Erhebungen des 15. und 16. Jahrhunderts in tiefen Stumpfsinn zurückgefallen war, verhöhnt von den Bürgern, zertreten vom Adel, ausgeplündert von den Fürsten. Über alle Schichten der Bevölkerung aber ausgebreitet ein wahnwitziger Aberglaube, der in Hexenprozessen und Scheußlichkeiten der Tortur schwelgte, wie sie dem Mittelalter niemals auch nur annähernd bekannt gewesen waren. So stand es um die sozialen Früchte der reformatorischen Zeit in Deutschland nach Ablauf des ersten Jahrhunderts.

Und nicht besser lagen die kirchlichen Verhältnisse zu derselben Zeit.

Was Luther nur als etwas Vorübergehendes angesehen hatte, war inzwischen zur dauernden Einrichtung geworden: schon über hundert Jahre lenkten die Landesherren als Notbischöfe die Geschicke der evangelischen Landeskirchen in Deutschland, und wie sie es taten, erschien manchem evangelischen Christen, und zwar nicht immer mit Unrecht, als ein wirklicher Notstand. Freilich hatten diese Notbischöfe durch ihre Beamten die großen evangelischen Massen zusammengehalten und vor der Auflösung in zahllose Sekten, Gruppen und

Parteien bewahrt; durch sie war der Protestantismus eine Volkskirche geworden. Aber diese Segnungen wiesen doch neuerdings auch wieder sehr bedenkliche Seiten auf. Für den Fürsten des 17. Jahrhunderts war die kirchenregimentliche Pflicht etwas Ererbtes und Äußerliches. Das Konsistorium erschien ihm als ein Mittel zur Macht, als eine Vertretung fürstlicher Standesinteressen; wie in ihm die weltlichen Mitglieder stets in der Überzahl waren, so drehten sich auch seine Verhandlungen vorwiegend um äußere Dinge, um Ehesachen, Kirchenzuchtsfälle und Rechtsverhältnisse der Geistlichen. Nicht minder blieben in den zahlreichen Reichsstädten die Kirchensachen einem Magistratsausschusse zugeteilt, der sie nach dem gleichen Schema wie polizeiliche und andere Angelegenheiten erledigte. So hören wir den Stoßseufzer: Lieber unter einer katholischen oder gar einer heidnischen Obrigkeit, die zwar der Kirche nichts hilft, aber auch in religiöse Dinge nicht dreinredet. Freilich eine starke Übertreibung. Denn daß die fürstlichen Konsistorien das evangelische Leben geradezu gehemmt hätten, davon kann natürlich nicht die Rede sein. Sie waren nur jedenfalls recht unbequem, zumal wenn sie das hierarchische Gelüste manches Pfarrers im Zaume hielten und dem, was die Pfarrer für den Geist hielten, kräftig das Maul stopften. Denn die Pfarrer von damals bildeten in der Hauptsache noch ein gutes Stück Mittelalter, über dem nur ein dünner evangelischer Firnis lag.

Die Frage, was von den Pfarrern des 17. Jahrhunderts zu halten sei, ist fast zu einer Parteisache geworden und in völlig widersprechendem Sinne beantwortet. Konfessionelle Lutheraner treten nach wie vor dafür ein, daß in dieser klassischen Periode der lutherischen Orthodoxie auch der Pfarrerstand durchaus auf der Höhe gestanden habe. Umgekehrt ist, wer nicht zu jener Gruppe gehört, leicht geneigt, die Pfarrer des 17. Jahrhunderts für die miserabelsten in der Kirchengeschichte zu erklären, für ein Gemisch von Streitsucht und Herrschsucht, von Fanatismus und Liederlichkeit. Hier haben namentlich die vom Gegensatze gegen den Konfessionalismus diktierten Bücher Tholucks in Halle das Urteil kräftig beeinflußt. Tholuck hat uns so viele schmutzige Histörchen aus jenen Jahrzehnten aufgetischt, daß wir vor diesen Pfarrern und Kandidaten, diesen Professoren und Studenten alle Achtung verloren haben. Des Rätsels Lösung gewinnt man wohl am leichtesten, wenn man daran festhält, daß auch die Pfarrer die Kinder ihrer Zeit sind und darum mit keinem anderen Maßstabe gemessen werden dürfen als ihre Zeitgenossen. Man darf eben vom 17. Jahrhundert überhaupt nicht allzuviel verlangen. Die Unfertigkeit schaut aus allen Ecken und Winkeln hervor.

Mit der dem evangelischen Volke tief eingeprägten Lehre von der Rechtfertigung vertrug sich die sittliche Laxheit sehr wohl. Ein jeder befreite sich nur allzugern von den guten Werken, die ja nach Ausweis der Dogmatik zur Seligkeit nicht mehr nötig waren. Und wen sein Leben drückte, der beruhigte sich bei der regelmäßig begehrten, aber auch regelmäßig gespendeten Absolution in der zur festen Einrichtung gewordenen Privatbeichte. Die Sitten waren rauh nicht bloß infolge der langen Kriegsnöte, sondern gerade im fröhlichen Behagen, daß es nunmehr mit dem Kriege zu Ende sei. Noch

einmal machte sich die altgermanische Trunksucht als wilde Lebenskunst breit, ehe sie endgültig vor den feineren Sitten Frankreichs und der Niederlande zurückwich. Vertrat doch noch Friedrich Wilhelm I. von Preußen Francke gegenüber den Trunk als sein Königsrecht. Gasterei und Schlemmerei, derbe Spiele und naive Zoten waren in allen Ständen an der Tagesordnung. In den Kleidermoden wetteiferte unsinniger Aufwand mit schamloser Ausgelassenheit: die tief dekolletierte Dame am Abendmahlstisch ist ein stehendes Ärgernis. Ein gewisses Kraftprotzentum macht sich breit. Der Renommist ist eine stehende Figur. Alles zankt und streitet und lebt in Kriegslust und Prozeßstimmung. Die reformatorische Bewegung hatte wohl die kirchlichen Verhältnisse verändert, aber das sittliche Leben nur unzureichend angepackt. Das Volk war nicht besser, wohl aber ein gutes Stück roher als im ausgehenden Mittelalter. Ein und dieselbe Person zeichnet sich nicht selten durch tadellose Orthodoxie und zugleich sittliche Niederträchtigkeit aus. Fürsten, die eifrig beten und die Bibel lesen, die rechte Lehre schützen und gegen Falsch- und Andersgläubige das Schwert in die Faust nehmen, sind daneben Meister im Trunk und derbe Zyniker. Die innere Durchsäuerung des deutschen Volkes mit dem Evangelium war noch eine Aufgabe der Zukunft.

Kein Wunder darum, daß es in den Häusern der evangelischen Pfarrer nicht besser aussah. Auch hier überall ein halbiertes Christentum. Zelotische Streittheologen, jähzornig, geldgierig, unmäßig; die Söhne unerzogen, die Töchter liederlich; das akademische Leben brutal und gewalttätig. Der Student ahmt den Junker und die Soldateska nach und bringt Roheit, Herrschsucht und knechtisches Gebaren mit ins Amt. Der Humanismus war inmitten der theologischen Händel untergegangen. Alle wissenschaftlichen Interessen werden von der polemischen Dogmatik und ihren unzähligen Disputationen verschlungen. Auch die Predigten waren nichts anderes als die auf die Kanzel übertragene Streitlust der Zeit. Wir besitzen noch Predigtmanuskripte mit leerem Raum in der Mitte und der Randbemerkung: hier wird gezankt. Dazu bedurfte es eben keiner besonderen Vorbereitung. Dieses Zanken, das jeder Pfarrer aus dem Stegreif konnte, galt aber zumeist den Leisetretern, Moderantisten, Ohrenkrauern und Suppenfressern, d. h. allen denen, die irgendwie den Frieden liebten.

Dieser Dogmatismus bildete den hauptsächlichen Vorwurf der Zeit. Immerhin haben jene Männer auch hierin nur in ungeschicktem Traditionalismus einen überkommenen Faden weitergesponnen; sie dürfen daher auf einige Entschuldigung Anspruch erheben. Denn wie es einst die Angst gewesen war, der Protestantismus möchte in lauter Einzelsekten auseinanderbrechen, was zur Schaffung eines Einigungsbandes in den Bekenntnissen des Konkordienbuches und der Dortrechter Synode geführt hatte, so schien es noch immer als Pflicht der Selbsterhaltung, wenn man bestrebt war, das Kleinod der reinen Lehre wie einen Augapfel zu hüten. Die Vergünstigungen der verschiedenen Religionsfrieden galten eben nur den Bekennern dieser oder jener bestimmten Formel. Wer von ihr abwich, konnte leicht auch vom Religionsfrieden ausgeschlossen werden. Darum war der scholastische Über-

eifer, der den Glaubensinhalt immer genauer definierte und distinguierte und das Lehrsystem bis in alle Feinheiten der Gemeinde unentwegt einprägte, kein ganz überflüssiges Spiel; er hing eng mit der Daseinsfrage der evangelischen Kirche zusammen.

Daß Luther in den Frühlingstagen der Reformation dergleichen ferngelegen hatte, daß ihm sogar etwas wie die Freiheit der Gewissen vorschweben konnte, dies war in Deutschland längst vergessen. Schließlich schafft sich jede Zeit dasjenige Maß von Freiheit, das sie vertragen kann, und jene Zeit traute sich noch wenig zu. Der Protestantismus des 17. Jahrhunderts war jedenfalls nur eine Dynasten- und Pastorenkirche. Der ausgleichende dritte Stand fehlte so gut wie ganz. Man sprach wohl von dem allgemeinen Priestertum der Gläubigen, aber es blieb bei den leeren Worten. Zu einer Zeit, da das englische Volk unter Cromwell seine großen Siege über Königtum und Hierarchie errang, jene blutigen Siege, die bis heute den Grund für die Größe Englands und für die Freiheit seiner kirchlichen Verhältnisse gelegt haben, sah es das deutsche Volk noch als natürlich an, unmündig zu sein und sich regieren zu lassen, politisch von den immer absolutistischer sich gebärdenden Fürsten, kirchlich von den Pfarrern, ganz wie in der katholischen Zeit. An ein Mitregieren in Staat und Kirche dachte niemand.

Für die Orthodoxie von damals, sie mochte sich nun lutherisch oder reformiert nennen, genügte es aber, daß sich der Christ an bestimmte kirchliche Satzungen sowie an den Mechanismus der Gottesdienste band; eine innere Anteilnahme der Laien war nicht nötig. Während Atheismus und Skeptizismus, gestützt auf die ausländische Literatur, anfingen, sich in den gebildeten Kreisen einzuführen, blieben religiöse Gegenstände in der allgemeinen Unterhaltung verpönt. Sie waren ausschließlich Sache der bevormundenden Theologen. Und während die römische Kirche seit Carlo Borromeo die Innere Mission als Hebel der Rekatholisierung gebrauchte und eine fieberhafte Liebestätigkeit entwickelte, während Bettelmönche und Jesuiten miteinander wetteiferten, die spanischen und portugiesischen Kolonien sowie China und Indien dem Papste zu Füßen zu legen, und durch diese ihre erfolgreiche Missionsarbeit in drei Weltteilen das gebildete Europa geradezu blendeten, fehlte in der evangelischen Kirche noch jede Arbeit im großen Stile, noch jede Zusammenfassung der Kräfte. Wohl lassen sich wieder manche Entschuldigungen dafür anführen. So war mit einem Missionsphantasten wie Justinianus v. Weltz kein vernünftiger Bund zu flechten. Aber es bleibt auch die Tatsache bestehen, daß die damals bedeutendste Fakultät, die Wittenberger, jede Missionspflicht der evangelischen Kirche schlankweg ablehnte. Seit Adams und der Apostel Tagen sei zur Verbreitung des Glaubens genug geschehen; niemand könne sich mit Unwissenheit vor Gott entschuldigen; würde aber Missionsarbeit noch nötig sein, so fiele sie ausschließlich den Pflegern und Säugammen der Kirche, d. h. der weltlichen Obrigkeit, zu. Schlagender als durch dieses akademische Gutachten konnte der Mangel an Freiheitssinn und Unternehmungsgeist in der evangelischen Kirche nicht zum Ausdruck gebracht werden, zumal da der einzelne solche Gedankenreihen noch kräftig unterstrich.

Daß hier unerträgliche Mißstände vorlagen, dieses Bewußtsein drang immer mehr in die breiten Massen des Protestantismus. Denn die religiöse Frage war zwar nicht mehr wie im 16. Jahrhundert die einzige Frage, welche die Gemüter beschäftigte; wohl aber war sie noch immer die erste und wichtigste. Einer kühlen Gleichgültigkeit, die alle Gruppen gewähren ließ und nicht danach fragte, ob Katholik, Protestant oder Wiedertäufer, wenn nur die wirtschaftliche Kultur des Landes dabei gedieh, huldigte wohl der Sohn des Märtyrer-Winterkönigs, der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz; aber ein solcher Regierungsgrundsatz war immerhin damals noch eine Seltenheit. Um so stärker wirkte der Toleranzgedanke Cromwells über den Kanal. Gerade die häufigen Religionswechsel in den letzten Menschenaltern legten den Gedanken nahe, daß es weniger auf eine bestimmte Religionsform ankomme, als auf die fromme und anständige Gesinnung des Menschen. Ja diese Erwägung ist sogar weit häufiger, als man in dem Zeitalter der Orthodoxie von vornherein annehmen sollte. Sie findet ihren Ausdruck sowohl in der auf den Helmstedter Georg Calixt zurückgehenden synkretistischen Bewegung, wie in den zahlreichen Unionsbestrebungen der Zeit. Georg Calixt wollte gegenüber der konfessionellen Dreiteilung und Vierteilung einen allen christlichen Konfessionen gemeinsamen Glaubensbesitz herausarbeiten. Auf dem Wege einer etwas hölzernen Subtraktion gewann er im Gegensatze zur Orthodoxie im Apostolischen Symbol ein Lehrminimum, mit dem sich alle Christen ohne Ausnahme begnügen sollten. Die friedliche Absicht war gut, der eingeschlagene Weg hingegen gründlich verfehlt. Denn die große Menge der Gebildeten zog aus dieser Theologie des Ut omnes unum nur die Überzeugung des Indifferentismus: es ist schließlich in der Religion alles eins. Die zahlreichen, Aufsehen erregenden Übertritte fürstlicher und gelehrter Personen zum Katholizismus im 17. Jahrhundert lagen in der Regel auf dieser Linie. Mehr als einer, der seine Kirche verließ, hat sich dabei auf Georg Calixt berufen. So kam man also nicht weiter. Und doch war die innere Not groß.

Dies bewiesen klar die Virtuosen der lutherischen Orthodoxie in Pommern und Sachsen. Der Greifswalder König, der mit seinem vielgebrauchten Studentenbuche, der Theologia positiva acroamatica, weite Kreise beeinflußte, faßt die Dogmatik wie eine Art Mathematik. Alles ist bei ihm die Methode, dagegen fehlen Gemüt und Gefühl völlig; ein Schematismus ohne Fleisch und Blut. Der Wittenberger Calov aber nimmt wohl das Verdienst für sich in Anspruch, der Erweichung des protestantischen Gewissens als einer Hauptgefahr entgegengetreten zu sein; aber die wilde Leidenschaftlichkeit, mit der er es tat, erfüllt uns noch heute in der Erinnerung mit Entsetzen. Dieser berüchtigtste aller orthodoxen Streithähne, der fünf Frauen zu Grabe getragen hatte und als Zweiundsiebzigjähriger mit der sechsten den Ehebund schloß, hatte denn doch, wenngleich er zuweilen fünfhundert Studenten um sein Katheder versammelte, von evangelischem Geiste und evangelischer Sittlichkeit nur noch herzlich wenig an sich. Er teilte mit Luther in der Hauptsache bloß die Grobheit. Darum war auch der von ihm in Szene gesetzte Witten-

berger Consensus repetitus, eine Konkordienformel in verschärfter und verengter Form, nur ein Schlag ins Wasser.

Solche Mißverhältnisse züchteten innerhalb des Protestantismus geradezu den Unionsgedanken. Sein eigentlicher Vertreter, der Schotte Dury, fand zumal in Cassel eifrigen Beifall. Es war kein geringer Erfolg, wenn sich die Überzeugung durchsetzte, daß Reformierte ebenso wie Lutheraner der Seligkeit teilhaftig werden könnten und daß darum die gegenseitigen Verketzerungen auf Kanzel und Katheder zu unterlassen seien. Jedenfalls wurde der Unionsgedanke die Grundlage der kurbrandenburgischen Kirchenpolitik seit Kurfürst Friedrich Wilhelm. Er litt selbst am schwersten unter der religiösen Intoleranz. Mußte er sich doch von der im Geiste Calovs in Wittenberg gebildeten Pastorenschaft allsonntäglich auf den Berliner Kanzeln sagen lassen: Die Calvinisten sind keine Christen; wer nicht lutherisch ist, der ist verflucht. Gleichwohl scheiterten des Kurfürsten Unionspläne; er konnte nur auf dem Verwaltungswege einige Ruhe zwischen den zankenden Parteien herstellen. Das Opfer dieser Bewegung ist bekanntlich Paul Gerhardt geworden. Sein zartes Gewissen erlaubte ihm nicht, einer Landeskirche zu dienen, in der man von ihm stillschweigend voraussetzte, daß er die konfessionellen Unterschiede zwischen Lutheranern und Reformierten für etwas Nebensächliches halte. Und doch hatte der Kurfürst nicht ganz unrecht, wenn er ihn ungern scheiden sah, weil er gerade ihn unter diejenigen Elemente zählte, von denen unbewußt eine Überwindung der starren Einseitigkeit zu erwarten stand. Das Kirchenlied, mit dem sein Name für alle Zeiten verknüpft ist, lebte bereits auf den Lippen von ungezählten Tausenden und führte immer wieder brüderlich zusammen, was die unerbittliche Polemik auseinandergerissen hatte.

Was hier nach dichterischem Ausdruck rang, war zugleich die treibende Kraft in der Erbauungsliteratur jener Zeit. Man spricht noch heute von den alten Tröstern, denn diese Schriften sind seitdem für Tausende neben der Bibel ein Tröster in der Not gewesen. In Johann Arndt leben Stimmungen und Bedürfnisse, für die ihm das orthodoxe System keine Befriedigung bot. Denn er brauchte neben der Glaubensgerechtigkeit Luthers vor allem die Heiligung des Lebens in der Nachfolge Christi. Sich von der Welt abkehren und von der Kreaturliebe losmachen, dagegen das Ebenbild Gottes in sich erneuern und Gott in sich wohnen lassen: dies und nur dies ist die wahre Vollkommenheit. Johann Arndt ist Mystiker, er hört auf den Geist, auf das innere Wort; darum sind ihm alle äußeren Betätigungen der Kirche im letzten Grunde gleichgültig. Wer den Geist hat, kann Predigt und Kultus, kann Lehre und Verfassung entbehren. So sprach und schrieb im Zeitalter der Orthodoxie und entwickelten Kirchlichkeit ein Generalsuperintendent, also ein Mann, dem gerade die Pflege dieser äußeren Kirchlichkeit in die Hände gelegt war. Er will den lutherischen Kirchenglauben durchaus nicht unterschätzen, aber doch auch das Recht haben, das Gute zu nehmen, wo er es findet, bei Tauler, Thomas von Kempen und Valentin Weigel, bei Papisten und Irrlehrern. Aus seiner Schule ist denn auch Spener hervorgegangen. Neben Johann Arndt steht der edelste Typus lutherischer Orthodoxie, der

Dogmatiker von Jena, Johann Gerhard. Mag er als Gelehrter, als Lehrer oder als Erbauungsschriftsteller sich äußern, überall zeigt er die Richtung auf das innere religiöse Leben, trägt auch er eine spezifisch mystische Färbung. Nicht minder wollen Joachim Lütkemann, Heinrich Müller, Christian Scriver treue und verständige Söhne ihrer Kirche sein. Aber da sie zugleich auf den Fanatismus und die zähnefletschende Raufluft verzichten, so werden diese Vorläufer des Pietismus trotz ihrer Frömmigkeit und erbaulichen Produktivität den Orthodoxen rasch verdächtig. Denn sie verschmähten es, wie Heinrich Müller sagt, den vier stummen Kirchengötzen, dem Taufstein, dem Predigtstuhl, dem Beichtstuhl, dem Altar, in kraftloser Weise nachzulaufen.

Reine Lehre und richtiges Bekenntnis allein tun es nicht; es braucht der Gottesfurcht und der Nächstenliebe. Dies Bewußtsein greift immer mehr um sich; es beseelt alle Maßnahmen von Fürsten wie Herzog Ernst dem Frommen von Sachsen-Altenburg und Gotha und von Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt. Fromm wie sie selbst sind, wollen sie auch ihre Untertanen zu frommem Leben erziehen. Dazu sollen helfen die Einführung der Konfirmation, die Einsetzung von Laienpresbytern, der Erlaß von Sonntagsordnungen, das Interesse an der Heidenmission, die Zugänglichmachung der Bibel. Im praktischen Schwaben aber hat Johann Valentin Andreä unter der materiellen Not und sittlichen Verrohung des großen Krieges bereits das ganze Stiftungs- und Unterstützungswesen der Inneren Mission im Prinzip angebaut, die Fürsorge für Kinder, Handwerker und Studenten, für Arme, Kranke und Blödsinnige, für Hebung des geistlichen Standes und Besserung der Laienmoral. Und Meyfart, der Dichter von „Jerusalem du hochgebaute Stadt", sieht als akademischer Lehrer in Erfurt seine vornehmste Aufgabe in der Erziehung der Studenten zu christlicher Zucht und Sitte. Freilich schufen seine Übertreibungen mehr Verbitterung als Nutzen. Aber seine Grundgedanken waren richtig. Bei der theologischen Jugend mußte der Hebel eingesetzt werden.

Alle diese Männer, die Praktiker und Theoretiker, die Geistlichen und Laien, die Männer des Regiments und der Wissenschaft, beherrscht durchweg der Gedanke: sie wollen Ernst machen mit den Rechten und den Pflichten aller Gläubigen; sie verlangen die Mitarbeit aller Stände gegenüber der toten Handwerksmäßigkeit der auf ihr Amt pochenden Pfarrer; sie versuchen, zu allen Fragen des täglichen Verkehrs in geistlicher Weise Stellung zu nehmen und dadurch Leben in die toten Kirchenformen zu bringen.

Allen diesen Forderungen entsprochen zu haben, macht die Bedeutung des Pietismus aus.

In glücklicher Mischung vereinigte von Anfang an der Elsässer Philipp Jakob Spener in sich die verschiedensten Elemente: neben Luther auch Calvin, neben der deutschen Theologie die asketische Literatur des geistig lebendigen England, neben der Kenntnis des heimischen Kirchentums die puritanischen Einflüsse, neben der gewohnheitsmäßigen Frömmigkeit das Dringen auf beständige Selbstbeobachtung, verbunden freilich zugleich mit einer ängstlichen,

weltflüchtigen Sittlichkeit. Schon der Student führt im Gegensatze zu seinen Kommilitonen ein mehr als einhäusiges Leben: kein Trunk, kein Tanz, kein Verkehr. Solch ein Leben war selbst auf einer Prinzenuniversität mit milden Sitten und scharfer Aufsicht wie dem damaligen Straßburg etwas Ungewöhnliches. Seine selbstauferlegten Fasten, seine Vorliebe für die Einsamkeit, seine prüde Angst vor allem Weiblichen erschienen mit Recht als unjugendlich und unmännlich. Immerhin hatte ein Mann von solch strenger Zucht an sich selbst, von solch würdiger Haltung, von solcher Kraft des Gebets das Zeug dazu, das Gewissen seiner Zeit zu werden.

Trotzdem war dieses scheinbar weltfremde Gotteskind nicht ohne eine Jakobsader, er war geschickt und schlau. Er weiß, daß es auch für einen Theologen nützlich ist, nicht bloß die Sprachen der Bibel zu kennen, sondern vor allem ein elegantes Französisch zu sprechen. Wenn er den landläufigen Ritt der Verbindungsstudenten nicht mitmacht, so schaut sein zu Boden gesenktes Auge um so angelegentlicher nach einflußreichen Beziehungen aus. Seine Beschäftigung mit den sehr ungeistlichen Liebhabereien der Heraldik und Genealogie hat ihm die Türen adliger und fürstlicher Häuser geöffnet, und niemand hat diese Beziehungen aufmerksamer gepflegt als Spener. Hat man den Adel, so hat man die Masse. Auf das Bürgertum hingegen sieht Spener herab und verzichtet er. Spener ist niemals Volksmann gewesen im Sinne von Luther, seine weibische Natur langte nur zum Kabinettsprediger und Hofkaplan; die große Menge hat ihn nie gekannt.

Auch seine Heirat mit der wohlhabenden Straßburger Ratsherrntochter spricht nicht gerade für Weltungewandtheit. Und ebensowenig hat er Lust verspürt, sich in untergeordneten Stellungen oder in abgelegenen Nestern aufzuhalten. Er ist stets auf den Höhen der Menschheit gewandelt; Straßburg, Frankfurt, Dresden, Berlin waren seine einzigen Stationen. Jedesmal brachte ihm die Ortsveränderung eine Rettung aus unerträglich gewordenen Verhältnissen. Aber keinmal griff Spener rasch und fröhlich zu; immer vielmehr spielte er den Spröden. War's wirklich nur der heilige Wunsch, des göttlichen Willens ganz gewiß zu sein, was ihn zögern ließ? Oder war's Unentschlossenheit? Oder vielleicht etwas von jener Schlauheit, die da weiß, daß der Zurückhaltende auf bessere Bedingungen rechnen darf, als der, welcher offen und ehrlich ist und aus seinen Empfindungen kein Hehl macht?

So zeigt denn auch die große Tat seines Lebens dieses doppelte Gesicht: den Ernst des Christen, der nur an das persönliche Heil des einzelnen denkt, und die kluge Geschicklichkeit, die zur Erreichung dieses Zieles sofort die passende Form zur Hand hat.

Seit Spener haben wir das Konventikelchristentum und mit ihm die Personalgemeinde, die sich frei um einen wahlverwandten Pfarrer schart, im Gegensatze zur ordentlichen Parochialgemeinde, in der das Wie des Pfarrers hinter dem Was der kirchlichen Ordnungen zurücktritt. In den Jahren 1668 und 1669 erlebte Deutschland diese für das religiöse Leben des neuzeitlichen Protestantismus bedeutungsvolle Bildung zum erstenmal in Frankfurt a. M.: fromme Männer und Frauen, denen der Pfarrer ihrer Parochie nicht genügt

und die sich dafür dem von ihnen frei Erkorenen als dem ihnen allein zusagenden und zuverlässigen Dolmetscher evangelischer Gedanken mit Leib und Seele ergeben. Die Sache schien durchaus harmlos vom Standpunkte dessen, der das zündende Wort unter die Menge warf; denn sie verallgemeinerte nur das, was einst der Student Spener für sich selbst in Straßburg getrieben hatte. Vor allem, sie versprach Kräfte lebendig zu machen, die bisher gebunden gewesen waren. Aber sie war gefährlich, sofern sie zu einer Preisgabe der kirchlichen Ordnungen und zu einer unkontrollierbaren Loslösung von allem geschichtlich Gewordenen und geschichtlich Berechtigten führte. Diesen überaus wählerischen Konventikelchristen wurde die landeskirchliche Gemeinde nur allzu rasch zu etwas Überflüssigem, ja zum Babel, in dem man nicht mehr länger bleiben konnte. Mit den Halben und Laxen wollte man nicht einmal mehr zusammen beten und nicht einmal mehr zusammen kommunizieren.

Spener will ein orthodoxer Lutheraner sein, und er war es auch ohne alle Frage. Aber was ihm vor allem in die Augen sticht, sind doch die Mängel in der lutherischen Kirche. Ihnen gegenüber gefällt er sich in Schwarzseherei, und die Übertreibung ist sein Lebenselement. „Der Teufel läßt sich gern die strammste Verteidigung der Orthodoxie gefallen, wenn nur die, welche sie verteidigen, im Leben ihm dienen." Also Teufelsdiener überall, sofern sie nicht den ganz bestimmten Spenerschen Stempel tragen. So kommt es auch, daß er, der keine Sekte stiften will, der sich mit Händen und Füßen gegen den Ausschluß aus der Landeskirche wehrt, gleichwohl den separatistischen Gelüsten seiner Anhänger so gut wie nie entgegentritt. Diese seine besten Seelen muß er in jeder Weise schonen. Hier siegte das Parteiinteresse über die Wahrheit.

Das eigentliche Programm des Pietismus brachten dann die Pia desideria. Spener hat hier ruhig in der Form, aber um so leidenschaftlicher im Inhalt ausgesprochen, was Tausenden auf den Lippen schwebte, Binsenwahrheiten, alte Forderungen, für die man bisher nur nicht die rechte Formel hatte finden können. In den Pia desideria hat sich Spener zugleich völlig ausgeschöpft. Alle Vorzüge und alle Schwächen des Pietismus, das Förderſame und das Revolutionäre: hier ist es bereits alles beisammen. Unter den Mitteln, die er vorschlug, war eins sofort greifbar und allgemein verständlich: die Empfehlung der Konventikel. Was in Frankfurt nur zufällige Formen angenommen hatte, sollte jetzt eine allgemeine Einrichtung werden; um den erweckten Pfarrer sollte sich ein Kreis von Kernchristen scharen, der die ganze Gemeinde sauerteigartig beeinflußte. Und wie sich Spener deren Leben dachte, zeigten alsbald seine bis ins einzelne gehenden Vorschriften in der Seelsorge und von der Kanzel herab.

Aber erst die Dresdener Zeit offenbarte aufs schärfste den Gegensatz zwischen der alten und der neuen Art. Kurfürst Johann Georg III. stand zwar an der Spitze des Corpus evangelicum; aber der Hofteufel trieb sein Wesen im Schlosse. Dazu hatte Calovs Orthodoxie alles geistige Leben an der Universität Wittenberg niedergebrannt. Und seine Schüler, die Pfarrer

des Landes, taten in jeder Hinsicht desgleichen. Immerhin fehlte es in Sachsen nicht an Männern und Frauen, mit denen Spener hätte zusammenwirken können und müssen. Hier aber versagte bei dem frommen Manne überall der natürliche Takt; er ging in heiligem Stolze seine eigenen Wege. Seine immerhin einflußreiche, aber schließlich doch nur dekorative Stellung als Oberhofprediger reizte ihn, dem Kurfürsten seinen seelsorgerlichen Rat in unerbetenen Briefen aufzudrängen. Obwohl noch ein Fremder im Lande, glaubte er die Landesgeistlichkeit in Hirtenbriefen rügen und die Lehrmethode der Universität Leipzig sogar durch direktes Eingreifen plötzlich ändern zu können. Aus Vorlesungen sollten Erbauungsstunden, aus wissenschaftlichen Vereinen religiöse Konventikel, aus wißbegierigen Studenten langhaarige Seminaristen, studiosi satis pii sed satis indocti werden. Die rasche Folge war Speners völlige Vereinsamung. Er fand keinen Freund, keinen Bekannten. Er konnte nur noch durch Briefe in die Ferne lieben. Was er in nächster Nähe hatte, drückte ihn, erschien ihm nicht liebenswert. Für ihn selbst war dieser Zustand freilich nicht allzuschwer. Er konnte allein sein, und er fand rasch einen Ersatz in Berlin. Groß aber war der Schade für das Land. Man hat immer einseitig Sachsen schuld gegeben und hat wohl gar behauptet, Sachsens politischer Niedergang stehe in Verbindung mit der Abweisung des Pietismus, dessen freundliche Aufnahme umgekehrt Brandenburg groß gemacht habe. Mir will scheinen, daß man die Schuld vor allem auf Seiten dessen suchen muß, dem unter schwierigen Verhältnissen Geduld und Geschick ausgingen, während er in dem weit bequemeren Brandenburg allerdings besser abschnitt.

In der brandenburgischen Geistlichkeit war die Macht des ausschließlichen Luthertums in den letzten Jahrzehnten der Hauptsache nach gebrochen. Das Verbot der Universität Wittenberg, die Außerkurssetzung der Konkordienformel, die Beseitigung der Kanzelpolemik waren wichtige Anzeichen. Umgekehrt sahen sich die Pfarrer vom Kurfürsten angewiesen, auf der Kanzel praktische Theologie zu treiben, vom Glauben nur zu predigen, sofern er lebendig und in der Liebe tätig ist. In diese Stimmung paßte Spener vortrefflich hinein: mildlutherisch-unionistisch; ein Christentum nicht der Lehre, sondern der Tat; nicht viel Dogmatik, aber um so mehr Rechtschaffenheit und fromme Ehrbarkeit.

Der Hof blieb Spener dauernd verschlossen. Nicht einmal bei der Kurfürstin, einer klugen Frau, aber bösen Christin, hatte er Zutritt, seitdem er sich gegen das Theater ausgesprochen hatte. Sie hielt es mit seinen Feinden, d. h. der Welt. Umsomehr sah er in der „Rekommandation bei hohen Ministris" eine göttliche Fügung, die er geschickt ausnutzte. Er gewinnt Eingang in den Kreisen des brandenburgischen Land- und Militäradels, und er stellt damit eine Verbindung her, die für den deutschen Osten bis heute von Bedeutung geblieben ist, die Verbindung adliger und kirchlicher Interessen. Schon begegnen die Namen Canstein, Kanitz, Below, Natzmer, Sparr, Gersdorff. Während er das fleißige Berliner Bürgertum, das zur Bekehrung wenig, zum Vergnügen um so mehr geneigt war, nicht zu nehmen wußte,

verpflichtet er sich die adligen Damen und durch sie ihre Gatten und Söhne für seine eigenen kirchenpolitischen Pläne.

In dieser Richtung gipfelt Speners Berliner Tätigkeit. Sein Pfarramt tritt zurück, in den Sitzungen des Konsistoriums schläft er. Spener ist ein Parteihaupt, der Pietismus die zukunftsreiche Partei in der protestantischen Kirche Deutschlands. Spener hat sich zu diesem Standpunkte mit Nachdruck bekannt; die Parteibildung wird für ihn eine Reichgottessache. Nach der parteipolitischen Stellung beurteilt er die Religiosität des einzelnen. Brieflicher und publizistischer Verkehr schaffen das Gefühl der Zusammengehörigkeit und schließen oft sehr krause Elemente unter dem einen Parteiprogramm zusammen. Denn der Parteistandpunkt macht blind. Bei vielen dieser Pietisten war vom Enthusiasmus zur Unsittlichkeit oft nur ein Schritt, mit dem kirchlichen Zwang verwarfen sie auch die bürgerliche Ordnung. Polizeiliche Maßregelungen, Verbote, Ausweisungen konnten darum nicht ausbleiben. Man soll nun freilich den Strom, der die Räder treibt, nicht nach dem Tang beurteilen, den er nebenbei noch mit sich schleift. Aber es darf auch nicht übersehen werden, daß das Parteihaupt Spener weder die Kraft besaß, jener trüben Elemente Herr zu werden, noch den Mut und die Aufrichtigkeit, Parteigenossen dieser Art von sich abzuschütteln. Alles, was gegen sie gesagt wurde, war in seinen Augen nur Kalumnie. Gegenüber ungezählten Angriffen bildet er die höchst bedenkliche, aber seitdem bei den Pietisten beliebte Anschauung heraus: er identifiziert sich, seine Freunde und ihre gemeinsame Arbeit ohne weiteres mit dem Werke Gottes, das in allen seinen Teilen unbedingt gut sein muß. Wer darum diesem Werke Gottes in seinen einzelnen Vertretern widerspricht, der hat den Geist der Lästerung, der treibt die Werke dieser Welt und des Teufels.

Zugleich wird Spener der Vater einer kirchlichen do ut des-Politik. Er hat Helfer, von denen er recht gut weiß, daß sie ihn unterstützen, nicht weil sie seine Gesinnung teilen, sondern aus ganz anderen Beweggründen. Und er benutzt diese Gründe, selbst wenn sie seinen eigenen Grundsätzen durchaus widersprechen. Seine ganze Tendenz geht auf kirchliche Freiheit, und doch redet er dem Staatsabsolutismus in der Kirche das Wort, sofern der Arm der Bürokratie seine Partei fördert. Mit sittlicher Strenge entrüstet er sich wohl über die Orthodoxen, aber nicht über seine adligen Gönner. Es geht ein leiser jesuitischer Zug durch diese Pietisten. Die persönlichen Mängel werden gern übersehen um des der Partei geleisteten Dienstes willen.

Alle Hebel hat Spener in Bewegung gesetzt, als es sich um die Gründung der Universität Halle handelte. Brandenburg besaß damals nur die beiden unbedeutenden Hochschulen Frankfurt a. O. und Duisburg. Zwar lagen noch Wittenberg und Leipzig in der Nähe der Grenze, aber ihre lutherischen Traditionen standen zu schroff im Widerspruch mit der hohenzollernschen Unionspolitik. So tauchte der Gedanke an eine brandenburgische Unionsfakultät auf, der Spener sofort den pietistischen Stempel aufzuprägen beschloß. Und in der Tat wurde Halle sofort das Muster einer pietistisch-unionistischen Fakultät. Die stille Arbeit in der Wissenschaft galt für überflüssig, ja für

eitel und darum für seelengefährlich. Alles war auf religiöse Erbauung und praktische Verwertung zugeschnitten. Die echte Hallesche Vorlesung unterschied sich kaum von der Bibelstunde und war nur insoweit allenfalls zu ertragen, als hinter ihr eine besonders originelle Persönlichkeit wie A. H. Francke stand. Aber selbst seine Vorlesungen boten unter sehr viel Spreu nur wenige Goldkörner. Dazu bekam das Leben in Halle rasch etwas von geistlicher Dressur. Gebet und geistliche Übungen wuchsen ungemessen in die Breite. Die Studenten mußten zugleich praktisch mit anfassen, sie wurden in der Seelsorge beschäftigt und gefielen sich in Frühreife und einem gewissen Virtuosentum der gesalbten Sprache. Wenn dann, was nicht selten vorkam, einer von ihnen durchs Examen fiel, so war immer nur der Unglaube des Examinators daran schuld, der dem frommen Jüngling nicht hatte gerecht werden können. So bildete sich die bald in ganz Deutschland sprichwörtliche „hallische" Art heraus, die bleichen Gestalten, geschmacklos im Anzug, heftig in den Bewegungen, melancholisch bis zur Geistesstörung; ein Gemisch von manierierter Gefühlsseligkeit und geistlicher Anmaßung.

Ihrem Meister, A. H. Francke, hatte es keine Ruhe gelassen, daß er ein frommer und beruflich tüchtiger Mensch war. Immer wieder tauchte in ihm das Verlangen auf nach etwas Außerordentlichem, das nicht von dieser Welt ist, bis er wirklich an einem Sonntagabend in Lüneburg das überwältigende Ereignis erlebte. Das Bewußtsein davon hat ihn nie wieder verlassen; jetzt hatte er festen Boden unter den Füßen. Lüneburg war seine geistige Geburtsstadt geworden. Überall, wo er auftrat, entwickelte Francke eine fieberhafte Tätigkeit in Vorlesungen und Predigten wie im persönlichen Verkehr; aber die Kehrseite davon waren Rücksichtslosigkeit, Verachtung der Wissenschaft, selbstgefälliges Pharisäertum. Erst die praktische Arbeit brachte ihm eine glückliche Ablenkung und half dem neuen Leben in ihm zur Entfaltung.

Die drängerische Arbeit an der Gemeinde, diese Masse von Predigten, Bibelstunden und Katechesen, die uns heute bei einem Großstadtpfarrer ganz geläufig ist, wirkte damals verblüffend. Rasch folgten Franckes berühmte Anstalten in Halle. Für arm galt ihm jeder, der seiner materiellen oder geistlichen Hilfe irgendwie bedurfte. Eins entwickelte sich mit innerer Notwendigkeit aus dem anderen. Dazu beruhten diese kostspieligen Unternehmungen nur auf freiwilligen Beiträgen und auf dem Vertrauen, daß diese Beiträge wachsen würden; ohne Rückhalt am Kirchenregiment, ohne Garantie der Regierung, nur getragen von der begeisterten Mitarbeit der pietistischen Parteigenossen. In diesen Franckeschen Anstalten erlebte Deutschland zum erstenmal das Beispiel weitgreifender gemeinnütziger Unternehmungen, die nur durch den freien Zusammenschluß einzelner begründet waren. Hier erwachte zum erstenmal in der protestantischen Kirche das Bewußtsein, daß das Größte geschaffen werden kann durch die friedliche Arbeit vieler Kleiner. Die pietistische Bewegung bekam etwas Volkstümliches; bisher gebundene Kräfte wurden in den Gemeinden lebendig.

Von diesem neu entdeckten Grundsatze aus war es leicht, auch solche

christliche Werke ins Leben zu rufen, die, ohne örtlich an Halle gebunden zu sein, gleichwohl von Halle Geist und Leben empfingen.

Canstein benutzte die Muße seiner Verabschiedung, um das noch immer kostspielige Bibelbuch zum billigen Volksgut zu machen. Die von ihm mit hohen Opfern an Kraft, Zeit und Geld gegründete und geleitete Bibelgesellschaft nahm damit einen Faden wieder auf, der seit Luther völlig am Boden gelegen hatte.

Samuel Urlsperger in Augsburg trat für die durch Erzbischof Firmian vertriebenen Salzburger Protestanten ein. Im Handumdrehen flossen ihm Hunderttausende aus allen Teilen Europas und Amerikas zu. Überall hatte er seine Freunde, die sich der Auswanderer liebreich annahmen. Er selbst folgte ihnen bis in ihre amerikanischen Kolonien mit Rat und Tat, mit Predigern, Büchern und Geld. Die Diasporapflege war entdeckt.

Vor allem beweist die Art, wie Francke die Heidenmission in die Hand genommen hat, am besten seine Glaubenskraft und zugleich den praktischen Verstand der Pietisten. Was bisher von der offiziellen Kirche niedergehalten wurde und geradezu unmöglich schien, dies ließ er in einer Form erstehen, die man ebensowenig in der alten Kirche wie im Mittelalter gekannt hatte. Denn auch diese Mission trieb er auf Grund eines freien Vereines von Pfarrern und gläubigen Laien, als direkte Auswirkung eines in der Gemeinde lodernden Glaubenslebens, als Ausdruck der Freiwilligkeit, der Begeisterung, der von aller amtlichen Hilfe und Leitung absehenden Tatkraft der Gemeindeglieder. Mochten sich die Herrnhuter mit einem wahren Märtyrerheroismus unter die rohen Naturvölker und in die mörderischesten Klimata stürzen, mochte Francke die Sache so geschickt einfädeln, daß Dänemark die Kosten trug und Halle die geistige Leitung in der Hand behielt: immer zeigt sich dieselbe virtuose Behandlung des Missionsproblems. Gewiß haben auch hier die Pietisten die schwersten Fehler auf dem Gewissen. Sie haben geflissentlich die Berichte gefälscht, die Mißgriffe vertuscht, die Erfolge in unwahrer Weise aufgebauscht. Sie haben die Mitarbeiter, die nicht zu ihrer Partei gehörten, unerhört mißhandelt, haben berechtigte Forderungen der Nichtpietisten verdreht und in das Licht eines gottentfremdeten Christenhasses zu rücken versucht. Sie haben sich über Recht und Ordnung im bürgerlichen Verkehr und geschäftlichen Leben hinweggesetzt und haben durch ihre läppischen Spielereien die Missionsarbeit bis in unsere Tage hinein bei allen Fernstehenden gründlich in Verruf gebracht. Und doch kann alle protestantische Mission in Deutschland, England und Skandinavien nur von der pietistischen Methode ausgehen, und auch innerlich können wir uns keine erfolgreiche Missionsarbeit vorstellen, die nicht mit einem Tropfen pietistischen Öles gesalbt wäre.

Und dieselben freundlichen Züge zeigt die Arbeit im Institutum Iudaicum in Halle. Sie führte zwar vielfach zu einem süßlichen Bekehrungsgetändel und zu einer Überschwenglichkeit, die gern bereit war, sich zu täuschen und noch mehr sich täuschen zu lassen. Aber sie half doch auch den Jahrhunderte alten rohen Judenhaß überwinden. Gerade in dem pietistischen Berlin sollte

schon nach wenigen Jahrzehnten der gebildete Jude eine tonangebende Rolle im gesellschaftlichen und schöngeistigen Leben spielen.

Der auf kirchliche Sonderbildung gerichtete Zug des norddeutschen Pietismus hat dann in der Brüdergemeinde tatsächlich zu einem kirchlichen Sonderleben geführt, mit dem sich bald, wie nicht anders zu erwarten war, eine den meisten Pietisten selbst unangenehme neue Mode und geschraubte Manier verband. Graf Zinzendorf gehört bereits einer jüngeren Schicht an. Er ist inmitten der pietistisch interessierten Adelskreise des Ostens aufgewachsen, und seine Erziehung litt an spielerisch sentimentalen Zügen und krankhaften Nebenerscheinungen. Im Umgange mit seinem Bruder Jesus zeigt er eine Weichlichkeit und Gefühlsseligkeit, die weit über die schlimmste hällische Art hinausgeht. Einen standesgemäßen Lebensberuf lehnt er, unevangelisch genug, ab, um sich dafür in der Herzensreligion, in vornehmer Beschaulichkeit und vielbeschäftigter Unbeschäftigtheit zu verlieren. Aber allmählich wirken seine Schloßkonventikel von Berthelsdorf auf weitere Kreise; seine kompilatorische Schriftstellerei versteht es, schläfrige Christen aufzuwecken und die sich mehrenden Aufklärer günstig zu beeinflussen. Dagegen war die Bildung der Brüdergemeinde und ihre besondere Form von vornherein nicht eigentlich beabsichtigt. Sie bildet aber insofern eine glückliche Fügung, als sie den separatistischen Zug des Pietismus auffing und unschädlich machte. Wem die Volkskirche in ihrer bunten Mischung nicht genügte, der fand seine Befriedigung fortan in der „Gemeinde". In Herrnhut fiel beides noch zusammen, anderwärts war es freundnachbarlich getrennt.

In dieser Brüdergemeinde konnten nunmehr alle pietistischen Liebhabereien ungehemmt zur Durchführung kommen: die Umformung des Kultus, die Ersetzung alles Pastoralen durch eine wohlgegliederte Laienhierarchie, die Gruppierung nach Alter und Geschlecht und die damit zusammenhängenden Spezialgottesdienste, der Aberglaube der Losungen und des Loses. Daneben treibt die weibische Art die wildesten Blüten in Wort und Schrift, in Poesie und verzerrter Prosa; die vielgerügten Obszönitäten lassen den Verkehr in diesen Kreisen als geistlichen Doppelgänger des gleichzeitigen sinnlich-galanten Rokoko erscheinen. Und der geistliche Hochmut der damaligen Herrnhuter findet seinen Grund in dem Glauben, aller Unruhe überhoben zu sein und unerschütterlich in der Gnade zu stehen.

Und doch sind auch von dieser Sonderbildung so viele Lebenskräfte in die Kirche zurückgeströmt, daß sie die Nachteile reichlich wettgemacht haben. Der gute fromme Kern, der trotz aller Wunderlichkeiten in ihr steckte, setzte sich durch und erzwang sich die öffentliche Anerkennung weit über die Grenzen Deutschlands hinaus. Ein starkes Band verknüpfte die Brüdergemeinden des Erdkreises zur Brüderunität. Die brennende Liebe zu Jesus und der glühende Eifer, alle Menschen zu ihm zu führen, ließ die Brüdergemeinde alle Missions- und Diasporaarbeit als selbstverständliche Kirchen- und Gemeindesache ansehen, als etwas, das nicht im Belieben des einzelnen stand, sondern die gemeinsame heilige Pflicht aller war.

Trotz dieser weitgreifenden Erfolge war indessen die Masse der Pietisten nicht allzugroß; sie blieben allerorten nur kleine Häuflein, an denen die große Welt achselzuckend vorüberging, falls sie sich nicht durch ihre Regsamkeit bemerklich machten oder durch Absonderlichkeiten zum Hohne reizten. Nur in Württemberg ist der Pietismus zu einer wirklichen Volksmacht geworden und eine solche bis heute geblieben. Die gesunde Eigenart des schwäbischen Volkes schuf sich einen Typus, der für die Entwicklung des Gesamtpietismus von höchster Wichtigkeit wurde. Die alte Kultur hat im Süden den Bürger wie den Bauern selbständiger und gegen jeden Druck von oben empfindlicher gemacht, als es im militärisch erzogenen Norden möglich war. Wie die soziale Unzufriedenheit leicht religiöse Formen annimmt, so wahrt sich umgekehrt der Fromme in stärkerem Maße seine politische Überzeugung und die Freiheit des Handelns. So war es einst in den Tagen der Bauernunruhen, so jetzt, da sich Demokratie und Frömmigkeit gegen Herzog, Adel und Regierung zusammenfanden. Der Pietismus, der im Norden nie den adligen Interessenkreis verleugnet hat und nur mit Hilfe persönlicher Beziehungen zu wirken wußte, war in Württemberg durchaus bürgerlich, wirkte direkt und erreichte mehr. Durch das Zusammengehen mit dem politischen Liberalismus wurde er zu einer breiten Macht im Volke, der sich auf die Dauer auch Hof und Kirchenregierung nicht entziehen konnten. Ein Mann wie Johann Jakob Moser, Pietist und Volkstribun in einer Person, wäre im Norden ein Unding gewesen, wie er es denn auch in Frankfurt a. d. O. keine drei Jahre ausgehalten hat. Und ebensowenig ist je ein Hofprediger im Stile des Samuel Urlsperger aus dem norddeutschen Pietismus hervorgegangen. Jedenfalls gelang es dem württembergischen Pietismus mit seiner offenen und mutigen Politik verhältnismäßig rasch, alle seine Wünsche verwirklicht zu sehen. Kirchenbehörden, Pfarrerschaft und Fakultät arbeiteten im neuen Geiste einander in die Hände. Die sogenannten Stunden, d. h. die Konventikel, wurden freigegeben, ohne daß die Bürokratie vor dem in ihnen liegenden demokratischen Wesen Angst gehabt hätte. So entwickelten sie sich zu einer in Schwaben allgemein verbreiteten und Leben spendenden kirchlichen Einrichtung. Und weiter, wie der Schwabe alles gründlich nimmt, sowohl nach Seiten des Gefühls wie des Verstandes, wie er fromm und kritisch zugleich ist, so hat auch der schwäbische Pietismus grundsätzlich an der Fühlung mit der Wissenschaft festgehalten. Zwischen Pfarrerschaft und Fakultät kam es nie zu einer Entfremdung. Im Gegensatze zu den Kreisen um Spener und Francke, die zur eigentlichen Theologie stets nur eine gebrochene Stellung eingenommen haben, ging aus Württemberg Bengels Gnomon hervor, neben der aus der krankhaften Opposition geborenen und darum einseitigen „Kirchen- und Ketzerhistorie" Gottfried Arnolds das einzige wissenschaftliche Werk des Pietismus von bleibender Bedeutung. Und Bengel wurde nicht müde, die Verbindung von Frömmigkeit und theologischen Studien immer wieder einzuschärfen. So sind denn auch nur die Söhne des württembergischen Pietismus, die Supranaturalisten, in der Lage gewesen, dem späteren Rationalismus ein einigermaßen schätzenswertes Gegengewicht zu bieten. Was dem preußischen

Pietismus durchaus fehlt, hat der schwäbische in reichem Maße besessen: Volkstümlichkeit, Kirchlichkeit, Wissenschaftlichkeit.

Seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts verbreiteten sich die Pietisten allmählich über die Höfe und Edelsitze, sie drangen in die Fakultäten ein und beeinflußten die Kirchenbehörden. Langsam änderte die Orthodoxie ihr Gesicht, die scholastische Polemik wurde matter und verstummte. Die alten Gegner starben aus. Die Pietisten sahen naiv genug darin ein Gottesgericht. In Wirklichkeit war es nur ein natürlicher Prozeß. In Preußen schützte unter Friedrich Wilhelm I. der Hof in auffälliger Weise die neue Partei. Die beiden Franckes, Vater und Sohn, wurden wiederholt in Königswusterhausen in Audienz empfangen und zur Tafel gezogen. Der praktische König interessierte sich für die Entwicklung der Halleschen Anstalten und war zu Beiträgen und Vergünstigungen bereit. Die Königin und die Hofdamen ließen sich nach Tisch die neuesten Traktate und Berichte vorlegen. Dies alles änderte sich mit dem Jahre 1740: der große Aufklärer auf dem preußischen Throne war dem Pietismus nicht hold. Aber der Pietismus hatte überhaupt seine Höhe überschritten; er hörte auf, die einflußreiche Partei und die herrschende Zeitrichtung zu sein. Ein neues Geschlecht wächst heran, dem es immer schwerer wird, sich mit den frommen Gefühlen des Pietismus abzufinden. Auf Leibniz war Christian Wolff gefolgt; seine strenge Methode erzog das Denken des Menschen zur Ordnung. Immer tiefer drang die wissenschaftliche Forschung in die Geheimnisse der Natur ein, immer rascher griff die allgemeine Bildung um sich, immer praktischer lernte die Menschheit die Dinge des täglichen Lebens nehmen. Damit vertrug sich schlecht das heiße Bemühen der pietistischen Schule, durch gewaltsame Anstrengung, durch sehnsuchtsvolles Gebet, durch eine ans Pathologische grenzende Erregung der Seele den großen Durchbruch, die übernatürliche göttliche Begnadigung, die an einen bestimmten Augenblick gebundene Bekehrung zu erzwingen. So etwas lag noch Johann Jakob Moser. Aber schon Ernst Johann Semler ging an dem, was anderen so leicht wurde, ihm selbst aber als geistliche Lüge erschien, seelisch zugrunde. Und sein Bruder, der bekannte Hallesche Professor Johann Salomo Semler, gab, durch das Unglück des Bruders gewarnt, den Kampf von vornherein auf. Und ebenso jagte Schleiermacher bekanntlich vergeblich in Barby nach den übernatürlichen Gefühlen, nach dem, was man unter den Pietisten den Umgang mit Jesus nannte. Die Bewegung war zum Stillstand gekommen und erlaubte jetzt einen ruhigen Überblick über ihre Leistungen.

Zunächst stechen grell die Fehler des Pietismus in die Augen.

Der Pietist entsagt den Freuden und berechtigten Genüssen dieser Welt, er lechzt nach Verfolgung, alle seine Wünsche gehen angeblich nur auf jene Welt. Er glaubt demütig und bescheiden zu sein und kann doch in Wirklichkeit der frommen Eitelkeit und dem geistlichen Hochmute nicht entgehen. Hinter diesen farblosen Kleidern und niedergeschlagenen Augen steckten Selbstgefälligkeit und Selbstzufriedenheit. Weil sie Opfer gebracht und Versuchungen widerstanden hatten, beanspruchten sie Gottes besonderen Lohn und fühlten

sich als seine Auserwählten. Sie verschrieen jeden, der nicht ihre Sprache redete, als ungläubig. Und gar die Art, die Weltkinder mitleidig von oben herab zu behandeln, verletzte mehr als eine wirkliche Beleidigung.

Gotte rückten sie recht nahe, den Mitmenschen um so ferner. Besaßen die Pietisten wirkliche Menschenliebe? Manche von ihnen wohl. Aber in der Inneren Mission tätig sein, war auch sehr wohlfeil; es schmeichelte, als barmherziger Samariter geben, helfen, sich abmühen zu können. Man war selbst immer oben, der andere immer unten. Es diente zugleich der Propaganda für die eigene Partei. Was Menschenliebe schien, war doch oft nur Klassenliebe. Für den engen Kreis tat man alles, der echten Humanität blieb man oft recht fern.

Die Leidenschaften waren nicht geringer als bei den bis aufs Blut bekämpften Orthodoxen. Eine Zeitlang täuschte die milde Form; dann grinste plötzlich der Parteifanatismus in abschreckender Häßlichkeit hervor. Seit die Hofgunst lächelte, war das Pietistsein eine einträgliche Sache geworden. Wer zu etwas Rechtschaffenem nicht taugte, der setzte seine Streberei auf Offenbarungen und Erweckungen. Rasch fanden sich Gönner, auf deren Kosten man leben konnte. Unter dem Mantel der Brüderlichkeit drängt sich der Plebejer in die Schloßgemeinde und in die Salons. Der erweckte Pfarrer, der den adligen Herrn in der Hand hat, entwickelt rasch eine unerträgliche Herrschsucht. Wenn solch ein Pietistennest gelegentlich ausgehoben und auseinandergesprengt wurde, so bedeutete das Ereignis eine Reinigung und Befreiung. Die christliche Vertraulichkeit trug nicht selten recht sinnliche Farben. Der pietistische Pfarrer läßt sich gehen; er spielt im Schlafrock oder auch ohne Rock den Patriarchen, dem alles erlaubt ist; sein Händedruck, sein Dutzen und Küssen ist, zumal Frauen gegenüber, widerwärtig. Man findet Heilige ohne feinere Sittlichkeit, gewohnheitsmäßige Beter, in deren Mitte man sich nach einem anständigen Menschen sehnt.

Von strenger geistiger Arbeit ist in diesen Kreisen herzlich wenig die Rede. Die tägliche Beschäftigung mit der Bibel, aus deren dunkelsten Büchern man allerlei Enthüllungen und Einfälle herausholte, blieb dilettantisch, zumal wenn man mit ihr „däumelte" und sonstigen Aberglauben trieb und sie zu Dingen mißbrauchte, zu denen sie nicht da war. Sprachkenntnisse waren auch nicht die Stärke der Pietisten, selbst wenn hier oder da eine erweckte Frau mit dem Hebräischen liebäugelte.

Dabei waren diese Pietisten eher schlau als dumm. Die Gottseligkeit ließ ihnen reichlich Kraft und Zeit zu praktischer Überlegung. Der Vergrößerungstrieb der Partei hatte auf alle Vorteile achten gelehrt. So ein echter Pietist war wohl ohne Falsch wie die Tauben, aber auch klug wie die Schlangen, eine geschickte Kaufmannsnatur, die immer auf ihre Rechnung kam. Die Orthodoxen waren derb bis zur Roheit gewesen; aber ihre plumpe Ehrlichkeit wirkte in der Erinnerung anziehend. Der Pietist ließ sich angeblich immer vom Herrn führen; nur daß der Herr stets bloß dann rief, wenn es sich um eine Verbesserung handelte. So konnte ein leichter Zufall, ein harm-

loses Zusammentreffen leicht für eine göttliche Fügung gelten, wenn sie gerade in die sonstigen Berechnungen hineinpaßten.

Auch für den nationalen Zusammenhang lag in dem pietistischen Wesen keine geringe Gefahr. Die gleiche Stimmung schloß wohl Gleichgesinnte diesseits und jenseits des Meeres eng zusammen; aber sie trennte eben so schroff, was dem Blute nach zusammengehörte. Die Schranken, die dort niedergerissen waren, wurden hier um so höher aufgerichtet. In seinem Volke wirkt der Pietist als Kulturfaktor, indem er die rauhen Sitten mildert; aber der feineren Geisteskultur steht er als etwas Weltlichem mit Mißbehagen und innerlich fremd gegenüber. Er hat kein Auge für die Welt des Schönen; in der Kunst fürchtet er den Sinnenreiz, sieht er nur das Unsittliche, und was er seinerseits darin leistet, bleibt schwächlich und trivial. Er meidet die Wissenschaft um ihrer Nüchternheit willen und ist gegen ihre Vertreter jederzeit mit Hohn und giftiger Angeberei bei der Hand. Das unüberwindliche Mißtrauen der frommen Kreise gegen die theologischen Fakultäten stammt von dort. Aber auch über die entsagungsvolle Arbeit in Handel und Industrie rümpft der Pietist gern die Nase, wenngleich er sich ihre Ergebnisse gefallen läßt und für Wohlhabenheit nicht unempfänglich ist. Und ebensowenig kümmert er sich um die politischen Fragen der Nation. Seine Empfindungen ankern eben doch ausschließlich in einer anderen Welt als in der, die ihn umgibt.

Und doch! Vergleicht man die Zeit um 1740 mit der um achtzig Jahre früher, so ist der gewaltige Unterschied zum Greifen.

Über den massenhaften Schönheitsfehlern des Pietismus wird kein Verständiger die in ihm lebende religiöse und sittliche Kraft verkennen.

Die gemeinsame Liebe zum Heilande, das gleiche Lebensziel hatte die Standesunterschiede überbrückt, den Adel mit den Bürgerlichen, den Gebildeten mit dem Ungebildeten, den Gelehrten mit dem Geschäftsmann zusammengeführt und damit neue Verkehrsformen zwischen allen Kreisen angebahnt. Der einzelne wurde wohl von der Familie abgesplittert; dafür schloß sich anderwärts zusammen, was früher teilnahmlos aneinander vorübergegangen war. Der Pietismus hat den einen vom anderen lernen lassen, er hat einen sittigenden Einfluß im gesellschaftlichen Leben ausgeübt.

Der Pietist nahm es ernst damit, in Christi Fußstapfen zu treten. Er wagt nicht mehr, sich mit der allgemeinen Sündhaftigkeit zu entschuldigen. Er will nicht bloß über Gut und Böse reden, er will vielmehr dementsprechend handeln. Im einzelnen wächst das Verlangen nach etwas Besserem, Höherem; sein Innenleben bereichert und vertieft sich. In der Gesamtheit wird die Zucht strenger genommen und das Pflichtgefühl gesteigert. Ein höherer Lebensernst war in der Nation eingezogen.

Noch nie war die deutsche Frau so mutig über die engen Grenzen ihres Bereiches hinausgegangen als damals. Daß das Christentum nicht gelehrtes Wissen, sondern frommes Gefühl sei, wirkte auf sie wie ein Zauberwort. Das Friedliche, der rauhen Polemik Abholde, das Empfindsame der neuen Richtung tat es ihr an. Mit innerster Anteilnahme folgte sie dem Rufe, der sie neben dem Manne an den höchsten Fragen der Menschheit gleich-

berechtigten Anteil nehmen hieß. Obendrein bot ihr der Pietismus in seinen Liebeswerken ein sie ansprechendes Feld der Tätigkeit; zumal die adlige Frau, die unbeschäftigt und inmitten der Zügellosigkeit und der Versuchungen ihres Standes ihres Christentums nicht froh werden konnte, atmete in dieser neuen Umgebung tief befriedigt auf. Bald hat jede vornehme Familie ihre pietistische Heilige, die durch freundliche Überredung, durch strengen vorbildlichen Wandel, durch opferfrohe Arbeit auf Gatten und Söhne einzuwirken weiß. Dabei wird ihr eigenes Seelenleben reicher, ihr literarischer Ausdruck vollkommener. Die rauhe Zeit weicht einer lyrischen Stimmung. Der frommen Gefühlsseligkeit folgt das Zeitalter der poetischen Empfindsamkeit auf dem Fuße.

Ohne Frage hat der Pietismus den Gesichtskreis auch geographisch erweitert; er bricht mit der Enge der Landesgrenzen. Ein großer Teil der Brüder und Schwestern ist, gezwungen oder freiwillig, immer auf der Wanderschaft, und wenn es eine Aufgabe im Reiche Gottes auszuführen gilt, so spielt die Entfernung keine Rolle. Die Pietisten reisen viel und schreiben noch mehr und haben überall ihre Beziehungen, an die sie anknüpfen, wo sie einkehren, wohin sie empfehlen können. Es nimmt nicht mehr wunder, wenn in einer Zeit der kastenmäßigen Abgrenzung etwa ein sächsischer Edelmann eine bürgerliche Engländerin heiratet. Der Besuch bei den Brüdern jenseits des Kanals hat ihn die Auserwählte finden, das Gefühl der religiösen Übereinstimmung beide die soziale wie nationale Schranke überspringen lassen. Der lebhafte Verkehr mit den Frommen in Rußland, Schweden, Dänemark, England hat diese Länder mit dem geistlichen Leben Deutschlands in Verbindung gebracht. Der internationale Gedanke fand am Pietismus stets einen lebhaften Pfleger, und ebenso waren Pietisten die ersten, die durch eine geregelte Diasporapflege den Zusammenhang mit den Deutschen im Auslande zu stärken strebten.

Die immer wiederkehrende Forderung aller Pietisten ist die Pflege der religiösen Gemeinschaft. Ob sie eine festere oder eine freie Form annimmt, ob sie sich auf Konventikel beschränkt oder sich wie in der Brüdergemeinde zu einer Organisation neben der Landeskirche steigert, hängt von den zeitlichen und örtlichen Bedingungen ab. Die Hauptsache war die Ermöglichung eines ungehemmten religiösen Verkehres mit Gleichgesinnten und damit die Förderung eines persönlichen Christentums. Es zur Entfaltung zu bringen, war der Orthodoxie bisher nur unzureichend möglich gewesen. Wo dagegen das neue warmblütige Christenleben pulsierte, da sammelten sich die Hausgenossen zur täglichen Andacht, da wurde die Beichte begehrt, nicht aus einem vom Pietismus entschieden verworfenen Zwange, sondern aus innerem Herzensbedürfnis. Der katechetische Unterricht der Jugend kommt aufs neue in Aufnahme, die Konfirmation setzt sich als allgemeine Einrichtung durch, die Erbauungsliteratur erfährt eine Vermehrung und kräftige Verbreitung; der Pfarrer ergänzt den amtlichen Verkehr durch die brüderliche Beratung in freien Konferenzen. Für die liturgische Seite des Gottesdienstes fehlte dem Pietismus das Verständnis. Und obwohl er den Perikopenzwang brach und über die ganze Bibel zu predigen unternahm, bedeutet sein Wirken in der

Geschichte der Predigt so gut wie nichts; weder Spener noch Francke können für nennenswerte Kanzelredner gelten. Hier rächte sich der Mangel an solider Schriftforschung und die Verachtung der wissenschaftlichen Arbeit. Aber um so kräftiger befähigte die religiöse Innigkeit und Wärme des Gefühls für die Pflege der geistlichen Poesie. Man muß natürlich von den bekannten Herrnhutischen Entgleisungen absehen, dann aber auch ehrlich eingestehen, daß wir uns das evangelische Gesangbuch ohne Schütz und Rambach, ohne Bogatzky und Hiller, ohne Woltersdorf und Zinzendorf nicht mehr denken können.

Alle diese segensreichen Wirkungen übten aber noch ihre Kraft aus, als der Pietismus schon längst keine herrschende Partei mehr war, sondern sich unter veränderten Verhältnissen in den Tagen der Aufklärung mit dem bescheidenen Dasein der „Stillen im Lande" begnügen mußte. Überall tauchen sie auf, die schönen Seelen und frommen Kreise. Und sie wirken trotz ihrer Kleinheit, wirken weit über das Maß ihres bescheidenen Aussehns hinaus. Denn es lodert in ihnen ein heiliges, unverwüstliches Leben. Mögen Tausende über sie spotten, Hunderte sie milde belächeln: schließlich beugt man sich doch vor der Kraft ihrer Überzeugung, vor dem Feuer ihrer selbstlosen Begeisterung, vor dem reichen Inhalte, der in diesen unansehnlich wunderlichen Gefäßen steckt. Wie viele unter den großen Männern um die Jahrhundertwende verdanken ihr Bestes der Berührung mit dem Pietismus! Der dogmatische Unterricht vor der Konfirmation hat Goethe mehr und mehr der Kirche entfremdet. Das Lieblingsbuch der Mutter dagegen, die Bibel, beschäftigt leidenschaftlich seine Phantasie, beherrscht seine Gedanken, gibt seiner sittlichen Bildung ihre Richtung. In ernster Stunde nach lebensgefährlicher Krankheit umweht ihn im Verkehr mit Susanne von Klettenberg Himmelsluft. Vor diesem Beichtvater erschließt er gern sein stürmisch schwankendes Herz; von ihr hört er, daß es darauf ankomme, Frieden und Versöhnung mit Gott zu haben. Und auch Schleiermacher, dessen Leben nicht minder als das von Goethe der großen Welt angehörte, konnte trotzdem zeitlebens nicht ohne Herrnhut sein. „Was hätte aus mir werden, wohin hätte es mit mir kommen können, wenn nicht die Gemeinde gewesen wäre," so lautet das eigene Urteil über sein reiches Leben.

Es sind immer dieselben Typen, die uns, wenn wir aufmerken, schließlich doch in großer Zahl begegnen. Die Söhne und Töchter des Adels, die, von der Brüdergemeinde beeinflußt, in gesunder Gotteserkenntnis und geistiger Vertiefung eine warme Atmosphäre um sich verbreiten, gegen die sich auch die Bürgerhäuser nicht länger versperren können. Daneben patriarchalische Gestalten, die sich über die Nüchternheit der rationalistischen Predigt mit Bibel, Gesangbuch und den zerschlissenen alten Tröstern hinweghelfen. Oder Landpfarrer, die unbekümmert um das veränderte Aussehen der Zeit schlecht und recht das Evangelium verkündigen. Auch vereinzelte Gelehrte, die wie Georg Christian Knapp, zwar bescheiden an Geist, aber den Halleschen Traditionen getreu ihren Schülern die Theologie vortragen. Und endlich manche ganz Geringe, die, wie der Leineweber Steffen in Hohenstein im Erzgebirge,

bei Krankheit und äußerer Not ein besonders reiches Innenleben führen und darum wie Propheten von Hoch und Niedrig aufgesucht werden.

Alle diese einzelnen aber faßte die „Deutsche Christentumsgesellschaft" in Basel zusammen, die Gründung des jüngeren Urlsperger. In Deutschland war mit der Aufklärung das Interesse an kirchlichen Unternehmungen im großen Stile wieder abgeflaut. Um so günstiger lagen die Verhältnisse in der freien Schweiz. Die Christentumsgesellschaft wurde der Wind, der in die glühenden Aschenhäuflein blies. Bis nach Düsseldorf und Osnabrück, bis nach Breslau, Stettin, Pasewalk und Anklam erstreckten sich ihre Zweigvereine. Alle Werke der Inneren und Äußeren Mission und der Diasporapflege gingen von ihr aus. Gegenüber dem herrschenden Rationalismus aber bezeichnet sie es als ihr programmatisches Ziel, „daß die heutzutage so sehr angefochtene Lehre von der Gottheit Jesu Christi und von seinem Werk der Versöhnung ihr und anderen nicht zweifelhaft gemacht werde". So sorgten ihre praktischen Unternehmungen zugleich dafür, daß der religiöse Gehalt der Reformationskirchen nicht verloren ging. Was man die Erweckung der dreißiger Jahre nennt, war darum keine unvorbereitete Bewegung, sondern nur die kräftiger ans Licht tretende und den veränderten Verhältnissen sich anpassende Fortsetzung der pietistischen Strömung im 18. Jahrhundert.

Das Viktorianische England.

II.

Einblicke in seine Geselligkeit.

Von

Charlotte Lady Blennerhassett.

I.

Es bleibt, auch unter den günstigsten Umständen, ein Wagnis ins Ausland zu heiraten. Das gilt besonders von einem Gemeinwesen, das, wie das englische, sich nur sehr langsam und allmählich dem Verständnis von Fremden erschließt. Dazu bedarf es vieler Jahre, denn die ersten Eindrücke erweisen sich fast ausnahmslos falsch, woher sich vorschnell abgegebene, schiefe und unbrauchbare Urteile über England erklären. Wer dürfte, selbst nach Jahrzehnten, sich schmeicheln, zum Verständnis so komplizierter, in uralten nationalen Traditionen wurzelnder und dennoch so modern gestalteter Verhältnisse vorgedrungen zu sein? Ein gewaltiger Unterschied zwischen Aneignungsfähigkeit, erworbener Kenntnis und dem mit dem nationalen Boden verwachsenen Heimatgefühl und ererbter Zugehörigkeit wird immer bestehen bleiben und durch den Versuch nicht getilgt werden, eine andere Nationalität sich künstlich aneignen zu wollen. Nicht etwa aus Überlegung und vorgefaßtem Entschluß, sondern einfach der Charakterveranlagung gehorchend, habe ich den Versuch nicht gemacht. Ich blieb, was ich war, eine Deutsche, deren Lebenskreise und Pflichteninhalt nach England verlegt waren. Dieser instinktiv festgehaltenen Richtlinie folgend, die davor bewahrt, eine schlechte Kopie guter Originale zu werden, glaube ich viele der warmen Sympathien und treuen Freundschaften zu verdanken, die mich im Adoptivvaterland meiner reiferen Jahre beglückten. Wer einen kosmopolitischen Zug hatte und Anknüpfungspunkte an kontinentale, vor allem an deutsche Bildungselemente zu finden hoffte, kam zu uns, wo der Hausherr den „Faust" auswendig wußte und von dieser Kraftprobe seine Kenntnis der Sprache ableitete. Aus zufälligen Begegnungen entwickelten sich dauernde oder interessante Beziehungen, wo nicht immer der Zug inneren, seelischen Verständnisses, der das Höchste ist, was Menschen einander geben können. Den nächsten Anlaß zu solchen Begegnungen gab das gastliche Haus einer Frau, das zu einem der geselligen Mittelpunkte für die liberale Partei geworden war.

Die Dame, die nicht weniger als viermal geheiratet hatte, behielt vom dritten ihrer Gatten, dem Earl Waldegrave, der sie 1840, nach dem Tode seines Bruders und Vorgängers, zum Altar geführt hatte, den Titel Francis Countess of Waldegrave und den Besitz von Strawberry Hill. An diesen Landsitz, der damals noch fern von London, in idyllischer Ruhe, im Schatten

der Themseufer lag, knüpfen sich die verschiedensten Erinnerungen aus dem 18. Jahrhundert. Horace Walpole, sein Besitzer, war einst auf der Rückkehr von Holland House nachts zehn Uhr im Hydepark von Straßenräubern im Mondschein angefallen worden, ein Zustand, der bis gegen 1780 dauerte und Nachtfahrten etwas ungemütlich gestaltete. Horace Walpole, ein eleganter Ästhete, fand literarisch und künstlerisch Gefallen an der Auferweckung dessen, was es ihm gefiel mit dem Wort „Gothik" zu bezeichnen. Das Ergebnis auf schriftstellerischem Gebiet war der Roman „Das Schloß von Otranto". Schwerer zu vermeiden erwies sich die Leistung, die im Umbau von Strawberry Hill die Karikatur mittelalterlicher Kunst erzeugte. Es drohte, in Verfall zu geraten, zur Zeit wo Lady Waldegrave die Gattin Chicheſter Fortescues geworden war, eines Irländers, der 1868 Staatssekretär des Lord Lieutenants in Dublin, später den Titel Lord Carlingford führte. Die beiden veränderten den Charakter ihres Wohnsitzes nicht; sie schufen die Sammlung von Walpoles Büchern und Manuskripten und umgaben sich mit den Gegenständen und Bildern, die aus seiner Zeit stammten. Unter diesen Bildern war eines der schönsten dasjenige, das die drei Schwestern Waldegrave, ein Meisterwerk Sir Joshua Reynolds, darstellte. Hervorragende und fürstliche Besucher versäumten selten, ihre Porträte, zum Andenken an dort verlebte frohe Stunden zu stiften, und so bildete sich eine Galerie berühmter Zeitgenossen, die, mit dem Prinzen von Wales beginnend, bald die Mehrheit der politischen und aristokratischen Welt umfaßte. Im Speisesaal dagegen hing ein lebensgroßes Bild vereinzelt an der Wand. Es stellte einen Tragiker in der Rolle des Hamlet und in der eigentümlichen Tracht mit Federbarett und Toga vor, wie sie noch zu Anfang des Säkulums auf der Bühne üblich gewesen. Lady Waldegrave bemerkte, daß ich es aufmerksam betrachtete, und sagte, über den Tisch hinüber, es sei ihr Vater, Mr. Braham, in einer seiner besten Rollen. Von dem Moment an gewann ich sie lieb und begriff die Anziehungskraft der Frau. Daß sie schön gewesen, versteht sich nach Erwähnung ihrer matrimonialen Erfolge wohl von selbst. Die Matrone war noch stattlich, anmutig und lebensfroh. Sie und ihr Gatte liebten Geselligkeit um ihrer selbst willen, nicht als Mittel zum Zweck, obwohl Männer und Frauen, die sich irgendwie ausgezeichnet oder verdient gemacht hatten, es als Anerkennung betrachteten, in Carlton House Terrace oder Strawberry Hill gastlich empfangen zu werden. Diejenigen, die nichts zu bieten hatten, wurden mit der gleichen Liebenswürdigkeit aufgenommen und fühlten bald sich heimisch. „Welcher von Ihren Gatten ist Ihnen der liebste?" fragte im Theater zu Dublin ein vorlauter Besucher: „Natürlich der Irländer", erhielt er zur Antwort von Lady Waldegrave. Sie hatte auch dieses Mal gut gewählt. Mr. Chicheſter Fortescue war nicht nur ein Gastherr und weltgewandter Mann nach dem Sinn seiner Gemahlin, er besaß auch staatsmännische Eigenschaften. Zuerst regte er 1869 den Gedanken an, den irischen Pächtern gewisse Kompensationen und zwar nach dem in einem Teil von Irland geltenden Herkommen zu gewähren, ohne durch gewaltsame Mittel einen Bauernstand ins Dasein zu rufen. Er drang mit seinen Vorschlägen im Kabinett Glad-

stone nicht durch, wurde aber 1874 wegen seiner Verdienste um Irland und seiner genauen Kenntnis der Verhältnisse seines Heimatlandes mit dem Peerstitel ausgezeichnet und wiederholt Minister unter Gladstone, bis die Home-Rule-Frage 1886 auch diese beiden für immer schied. Diesen Bruch mit der Vergangenheit und der Spaltung der Liberalen, die sich so gern bei ihr zusammenfanden, hat Lady Waldegrave nicht mehr erlebt.

Eine ständige Figur in ihrem Kreis, und durch die Mutter stammesverwandt mit ihr, war ein bejahrter Herr, Mr. Abraham Hayward, der, nach anderen Versuchen, sich der Schriftstellerei zugewandt und verdienten Ruf durch fleißig gearbeitete, anregende Essays erworben hatte. Er begann mit einer Faustübersetzung in Prosa, die Carlyle für die beste in englischer Sprache vorhandene hielt, beschäftigte sich mit Savigny, kannte Tieck, die Brüder Grimm und Radowitz und viele berühmte französische und englische Zeitgenossen. Unter den zahlreichen Aufsätzen, die zuerst meist in der „Quarterly Review" erschienen und später von ihm in Sammelbänden herausgegeben wurden, ist einer „über die Kunst des Speisens", ein Lieblingsthema des Autors, der, die Praxis zur Theorie fügend, in früheren Jahren einer auserlesenen Tafelrunde sich rühmen konnte. So lernte er unter anderen auch den Prinzen Louis Napoleon kennen, dem er literarische Dienste erwies. Nicht ohne Grund galt er für eine lebendige Chronik der Londoner Gesellschaft seiner Tage. Obwohl gutmütig und sensationellen Klatsch vermeidend, wurden ihm dennoch cynische Äußerungen über Menschen und Dinge zugeschrieben. „Ich gehöre jetzt zur vornehmen Welt", soll er einmal geäußert haben, „aber ich wurde erst dann von ihr aufgenommen, nachdem ich eines der zehn Gebote gebrochen hatte." Eines Tages begegneten wir uns mit Gladstone und mit ihm auf dem Landsitz eines feingebildeten, liebenswürdigen, in England residierenden Griechen, Mr. Pendenny Rally, und mußten es mit anhören, daß Hayward über, oder vielmehr gegen, die Fortdauer nach dem Tode argumentierte. Am nächsten Tag richtete Gladstone einen zwölf Seiten langen Brief an Hayward, der seine Wirkung nicht verfehlt zu haben scheint; denn auf dem Sterbebett ließ dieser ihn wissen, er scheide nicht als Ungläubiger von der Welt. Wie Lady Waldegraves ganzer Kreis, so gehörte auch ihr alter Freund zu den Anhängern Gladstones. In der nach Haywards Tod veröffentlichten Korrespondenz vervollständigen sich die Erinnerungen, die uns mit ihm verknüpften. Die Briefe sind von berühmten Namen, von Thiers, Mignet, Ch. de Rémusat, Lord Brougham, Gladstone, Bulwer, Lord Dalling, Lord Lytton usw. usw. gezeichnet und, mit geringen Ausnahmen, dennoch enttäuschend, weil die meisten dieser Briefe sich mit Fragen des politischen Details befassen, deren Interesse für die Nachwelt erloschen ist. Eine ganze Reihe von Prophezeihungen, von denen nicht eine sich bewahrheiten sollte, ließe sich mühelos, zur Warnung vor ähnlichem Zeitvertreib, zusammenstellen. Völlig veraltet ist auch die Wichtigkeit, mit der jeder einzelne Essay Haywards den Freunden zur Beachtung empfohlen und von ihnen entsprechend gewürdigt wird. „Nous avons changé tout celà", seit die Flut der Zeitschriften, über Autoren und Publikum sich ergießend,

die einen zur Bescheidenheit mahnt, die anderen, nach dem Gebot der Selbsterhaltung, zu raschem Vergessen zwingt. Bei weitem die besten Korrespondenten Haywards sind seine Freundinnen. Allen voran Sheridans Enkelin, die Dichterin Mrs. Norton. Sie, die 1877 als Gemahlin Sir W. Maxwell Stirlings starb, hatte mich in der Jugend viele Thränen gekostet. Schön, poetisch begabt und unglücklich verheiratet, gab ihr ein Gott zu sagen, was sie leide, und so hatte sie den Roman geschrieben, der, nachdem sie sich längst getröstet hatte, in anderen Herzen das tiefste Mitgefühl erweckte [1]). Ich hütete mich wohl, ihr das zu bekennen, aber ich fand mich entschädigt, nachdem ich ihr in die Augen geblickt hatte, die noch mit dem ganzen Feuer der Jugend sprühten. Eine so imponierende, so prächtige alte Dame sah man nicht wieder. Ihre Briefe blieben jung wie ihre Augen und verrieten mehr ironischen Scherz als Ernst, aber stets durchdringenden Verstand.

Eine andere Korrespondentin Haywards, Mrs. Procter, besaß Verwegenheit genug, um zu gestehen, wie sie von den Carlyles dachte: „Selbst war die eine Sache, die Mann und Frau nie aus den Augen ließen. Sie werden bemerken, daß weder Carlyle noch seine Gattin sich für irgend jemanden mit Ausnahme ihrer eigenen Persönlichkeiten interessieren. Kein Mitgefühl mit anderen, kein Mitempfinden der Freude anderer. Und was die Geschichte Leigh Hunts, der sie geküßt haben soll, betrifft, so glaube ich kein Wort davon — er war vor allem ein Gentleman. Mrs. C. war ärgerlich, weil er andere als sie selbst bemerkte. Der Kuß ist gelogen. Ich bin Carlyles endlich müde geworden, seiner Manien, seines Hausstandes, seiner Frau, seiner Dienerschaft, und nun gar seiner Hosen!" Die letzte weibliche Stimme, die zu Hayward drang, war die von Madame Olga Novikoff, deren russophiles Intrigenspiel in London kurz vor seinem Ende begann. Sie entwarf ihm ihre Biographie und legte besonderen Wert darauf, ihm begreiflich zu machen, daß der in England unsichtbare Gemahl nichts gegen ihren dortigen Aufenthalt einzuwenden habe.

Sie fand williges Gehör bei Gladstone, wie bei dem alten Herrn, der ihr wohlweislich nicht mitteilte, daß er mit dem Türkenfreund Mr. Lawrence Oliphant korrespondierte und dieser merkwürdige Mensch und gründliche Kenner der Balkanländer ihm von dort aus schrieb, die Türkei sei Englands bester Freund und verfahre, seiner Meinung nach, viel zu mild mit ihren „infernal Christian subjects", eine Tatsache, für die das britische Publikum keine Ohren habe. Die Voraussagung war wenigstens nur teilweise unrichtig: beide Herren sollten noch die Agitation erleben, die, gegen die „Bulgarian horrors" gerichtet, an fanatischem Übereifer nichts zu wünschen übrig ließ.

Ein ganz anders gearteter, überlegener Mann, Mr. Robert Lowe, damals noch Minister und nach 1874 Parlamentarier von Einfluß und Ansehen, kam wiederholt und gern in unser Haus.

Um den Preis eines heroischen Kampfes mit den von der Natur ihm auferlegten Hindernissen hatte Lowe zu Oxford die höchsten Auszeichnungen gewonnen, denn er war Albino und infolgedessen schon in der Jugend so

[1]) Stewart of Dunleath, by Mrs. Norton.

ernstlich am Sehen behindert, daß er überhaupt nur mit dem Gesicht auf dem Papier schreiben und lesen konnte. Daß er trotzdem Kenntnis des Sanskrit erwarb und isländische Weistümer studierte, verdankte er seinem ungewöhnlich scharfen Gedächtnis, das einmal Gehörtes nicht wieder vergaß. Im Jahre 1835 hatte er sich um den Lehrstuhl des Griechischen an der Universität Glasgow beworben, und die Zurückweisung seiner Kandidatur blieb die schlimmste Enttäuschung seines Lebens. Er wandte sich der Rechtspflege zu, ging nach Australien und wurde bald in Neu-Südwales einflußreicher, politischer Führer, der durch Gründung einer Zeitung und glückliche Spekulationen Vermögen erwarb. Er protestierte energisch gegen den Vorschlag der britischen Regierung, deren Kolonialsekretär, Mr. Gladstone, ein neues System der Deportation von Sträflingen nach Australien einzuführen versuchte, und ebenso gegen die 1850 zur Geltung gekommene Politik, den australischen Kolonien verfassungsmäßige Rechte zu gewähren. Auf die in Australien gemachten Erfahrungen führt Lowes gesteigerter Widerwille gegen demokratische Einrichtungen zurück. Nach zehnjähriger Tätigkeit war der Weg nach England frei; er schrieb für die „Times" und wurde 1852 ins Parlament gewählt. Schon seine ersten Reden brachten ihm einen so entschiedenen Erfolg, daß er im Koalitionsministerium Aberdeen-Palmerston Ämter erhielt. Gegen des letzteren Wunsch und Willen legte er 1864 die Präsidentschaft des Unterrichtswesens nieder, nachdem Lord Robert Cecil, der spätere Lord Salisbury, seine Administration angegriffen und das Haus Lowes Vorschläge abgelehnt hatte. Ein Jahr später schlug die Stunde seines Triumphes. Das Ministerium Russell brachte die gemäßigte Reformbill von 1866 ein, Lowe verwarf sie und versah die Opposition, nach Gladstones Worten, mit dem ganzen Vorrat an Argumenten, über den sie verfügte. „Seine Reden," fährt er fort, „übten eine solche Wirkung aus, daß während dieses Jahres, und nur für die Dauer desselben, eine ähnliche Beherrschung des Unterhauses, soweit meine Erinnerung reicht, niemals übertroffen worden ist. Zudem lag nicht der mindeste Grund vor, ihn der Unehrlichkeit oder irgend einer arrière pensée zu zeihen." Seine mit klassischen Zitaten geschmückte, unvergleichliche Beredsamkeit war der Ausfluß des männlichen Mutes, mit dem er seine Überzeugung von der Verderblichkeit einer über gewisse Grenzen reichenden Ausdehnung des Wahlrechts vertrat. Es war der letzte gewaltige Widerstand gegen das Hereinfluten der Demokratie und auch das letzte Mal, daß das Unterhaus in seiner Mehrheit, von einer mächtigen öffentlichen Meinung im Lande unterstützt, auf Seite des Redners stand. Lowe scheute sich nicht, zu fragen: „Wenn Sie Käuflichkeit, Unwissenheit, Trunksucht, — wenn Sie bestimmbare, gedankenlose und gewalttätige Leute brauchen, wo werden Sie dieselben zu finden glauben? Oben oder unten?" Damals war es, daß auch Disraeli infolge der Ausdehnung des Wahlrechts eine parlamentarische Vertretung ohne Staatskunst, Beredsamkeit, Wissen und Genius, eine Horde von Mittelmäßigkeiten im Dienste der Demagogie prophezeite. Umsonst bot Gladstone, unter dem Stachel des Widerspruchs zu heftiger Gegenwehr gereizt, sein bestes Können auf, um

die Bill zu retten. Die Bill wurde abgelehnt, und mit ihr fiel die liberale Regierung. Von da an wurde Gladstone der populäre Held der niederen Klassen. Daß ein so kluger, erfahrener und geistvoller Staatsmann wie Lowe sich der Täuschung hingegeben haben sollte, der Sieg, den er 1866 davontrug, könne ein endgültiger, ja nur ein auf längere Zeit dauernder sein, eine solche Voraussetzung ist für diejenigen, die ihn kannten, völlig ausgeschlossen. Er hat vielmehr mit aller Bestimmtheit nicht nur die Herrschaft einer plutokratischen Demokratie, sondern auch die unabwendbare Gewährung des allgemeinen Wahlrechts, die Vernichtung des Oberhauses und der Staatskirche vorausgesehen. Zugleich aber war dieser Jünger Platos und Bewunderer von Tocqueville ein stahlharter, gegen jede Versuchung, um populäre Gunst zu werben, gefeiter Charakter, dem es unmöglich gewesen wäre, für eine Sache einzutreten, an die er nicht glaubte. Der Erfolg war nicht das Maß seiner Beurteilung politischer Fragen, noch hielt er sich zur Mäßigung im Ausdruck seiner Gesinnung verpflichtet. Von der unbezweifelten Uneigennützigkeit derselben gab er die weitere Probe, auf den ihm angebotenen Eintritt in das Torykabinett zu verzichten, weil, mit Ausnahme der einen Frage, die Ansichten der Konservativen nicht mit den seinigen sich deckten. Auch das war natürlich, daß Disraelis plötzlicher Frontwechsel ihn empörte. Er sah sich persönlich betrogen, überlistet von demselben Manne, der im Bunde mit ihm die Regierung gestürzt hatte: ein solches Verhalten verdiene die Verachtung aller ehrlichen Leute und die Verwünschungen der Nachwelt.

In Gladstones nun folgender erster Administration ernannte dieser jetzt Lowe zum Schatzkanzler, ein Amt, das er von 1868 bis 1873 mit wechselndem Glück, weil durch seine schwache Sehkraft behindert, versah und hierauf mit dem Staatssekretariat des Innern vertauschte. Sein Name ist mit Reformen verknüpft. Er widersetzte sich weder der Entstaatlichung der anglikanischen Kirche in Irland noch der irischen Landbill, mit Ausnahme der letzten Klausel, die den ausgewiesenen Pächtern Entschädigungen sicherte. Die Neuerung fand er so gefährlich, daß er in den Kassandraruf ausbrach, Gladstone steuere geradeaus auf Felsenriffe. Er wurde nicht gehört. Im Februar 1874 fiel, nach Ausgang der Wahlen, das liberale Ministerium, und achtundfünfzig irische Deputierte schlossen sich zur Partei zusammen, die fortan die der Home Rulers hieß. Der Stein war ins Rollen gebracht. Gladstone erwog seinen Rücktritt aus dem öffentlichen Leben und begann statt dessen die letzte Phase seiner stürmischen Laufbahn. Lowe kehrte ins Parlament zurück. Die Tage seines Glanzes waren vorüber; er brach 1879 eine Rede im Unterhaus plötzlich ab, weil er sich in seinen Notizen nicht zurechtfinden konnte, und ergriff nicht wieder das Wort. Durch Gladstones Vermittlung bei der Königin erhielt er den Pairstitel eines Viscount Sherbrooke und trat ins Oberhaus über. So wenig diese beiden Männer innerlich harmonierten, achteten sie sich doch gegenseitig. Lowes hervorragendste Eigenschaft, der Mut, erzwang Gladstones wärmste Sympathie. Er gab ihm das Zeugnis, ein vortrefflicher, wenn auch oft unbequemer Kollege gewesen zu sein. In bezug auf Fähigkeiten des Verstandes sei niemand ihm überlegen, aber er

fand ihn zu rücksichtslos, zu geneigt, die Dinge im schärfsten, ja in versengendem Licht zu sehen, ohne Nachsicht für Personen, ohne die dem Staatsmann notwendige Erwägung, daß Unpopularität nicht bis auf die Spitze getrieben werden dürfe! Lowe, dem dafür jedes Verständnis fehlte, hat seinerseits über Gladstone das Urteil gefällt, nicht er besitze Ideen, sondern die Ideen besäßen ihn! Im geselligen Verkehr blieb Lowe unverändert und im höchsten Grade interessant, lehrreich und unterhaltend. Seine scharfe Zunge ging über konventionelle Höflichkeit hinweg; es lag nicht in seiner Natur, Einfaltspinsel geduldig zu ertragen oder eine schroffe Antwort zu unterdrücken. In Gegenwart der Gattin, die er in jungen Jahren heimgeführt hatte, besprach er eines Tages die anglikanische Formel bei Abschluß der Trauung, in der der Ehemann alle seine irdischen Güter auf die Frau zu übertragen sich verpflichtet. Das sei Unsinn, meinte er; bei seiner Heirat habe er keinen Penny Vermögen gehabt. „O Robert," wandte Mrs. Lowe ein, „du vergißt deinen glänzenden Verstand." — „Nun, den habe ich ganz sicher nicht auf dich übertragen," lautete die ungalante Entgegnung. Dennoch fiel es keinem, der Lowe kannte, bei, ihn für herzlos oder übelwollend zu halten. „The kindest of men," nennt ihn wieder Gladstone. Lowe würde ihn desungeachtet bis aufs Messer bekämpft haben, wäre er nicht geistig und physisch zusammengebrochen, bevor das Ende 1892 kam. Von allen Parteien geachtet, ein Freund des Volkes, aber ein Gegner der Volksherrschaft im Sinne der Herrschaft der Massen und doch kein Reaktionär, stand dieser Mann zu seiner Überzeugung, ein seltenes Beispiel von Wahrhaftigkeit und Charakterstärke, wie das politische und parlamentarische Leben der Zeit deren wenige kennt.

II.

Bereits 1871, vor der Abreise nach dem Kontinent, führte mich der Zufall mit einem anderen Mitglied unseres Freundeskreises zusammen.

Wir besuchten, mein Mann und ich, die indischen Sammlungen, als ein Herr, der dort heimisch schien, sich mir vorstellen ließ und zum Cicerone erbot. Er war klein von Gestalt, auffallend zart und schmächtig gebaut, mit rötlichem Haar und Bart, sprach leise, und augenscheinlich litt er an den Augen, wie sich später herausstellte, weil eine Operation, die heutzutage keine Schwierigkeiten bietet, in seinem Fall mißglückt war. Sein Name, Mr. Mountstuart Elphinstone Grant Duff, verriet die schottische Abkunft. Vierundzwanzig Jahre hindurch, seit 1857, vertrat er denn auch den schottischen Wahlkreis Elgin Burghs im Unterhaus und war, als ich ihn kennen lernte, Unterstaatssekretär für Indien. Diese erste kurze Begegnung zwischen uns würde ich, aufrichtig gesagt, vergessen haben. Er erinnerte sich jedoch derselben, und bei der Rückkehr nach England fand ich mich durch eine nie mehr versagende Freundschaft bereichert und in Grant Duffs Familienkreis eingeführt. Dieser bestand aus zahlreichen Söhnen und Töchtern und einer anfänglich sehr zurückhaltenden, eher schüchternen Gattin, deren Wert sich langsam und dann um so sicherer offenbarte. Sie sorgte mit liebevoller Hingebung für ihren schonungsbedürftigen, rastlos tätigen Mann, teilte seine vielseitigen Interessen,

besaß selbst eine nicht gewöhnliche Bildung und fügte sich, was ihr nicht immer leicht gewesen sein mag, in die kosmopolitische, zum Teil recht eigentümliche Welt, mit der ihr Gebieter sie umgab. Lange nachher, in der Intimität des Zusammenseins auf dem Lande, hat sich ihr Herz darüber erschlossen und ein Verständnis gefunden, auf das sie in ihrer Selbstlosigkeit nicht gerechnet hatte.

Die Probe, der Sir Mountstuart, wie er später hieß und fortan genannt werden soll, alle ihm Nahestehenden unterwarf, war einzig in ihrer Art. Sein bester Freund, Lubbock, der Bankherr und Naturforscher, der Lord Avebury wurde, hat ihn in seinem Nachruf einen Parteigänger Jowetts, Matthew Arnolds und Dean Stanleys in religiösen Dingen genannt. Was damit gemeint ist, haben wir bei Erwähnung Stanleys zu erklären gesucht. Ein dogmenloses Christentum, eine Religion des Gefühls, die alles Schöne in Dichtung, Kunst und Spekulation sich aneignete, sollte die Menschheit zu einem ästhetischen Kultus der Liebe zusammenschließen. Das Neue, das Sir Mountstuart den Lehren der Stoa und ihrer Nachfolgerin, der rationalistischen Denkweise des 18. Jahrhunderts, hinzufügte, kam unerwartet. Seit 1851 führte er ein Tagebuch, in dem 1872 zum erstenmal der Name seiner Egeria, der damals über sechzigjährigen Mrs. Craven, auftaucht. Er hätte nicht besser wählen können, denn diese mit einem Enkel der Markgräfin von Bayreuth verheiratete Französin besaß unwiderstehliche Eigenschaften. Zuerst in der Diplomatie, dann in Neapel, wo ihr Mann durch unglückliche Spekulationen sein Vermögen einbüßte, hierauf in Paris und häufig zu Besuch in England, blieb sie, ob reich oder arm, Mittelpunkt der erlesensten Geselligkeit. Klein von Gestalt, mit klassischen, vom Alter noch vergeistigten Zügen, sehr lebhaft, auch sehr weltgewandt, bewährte sie im geselligen Verkehr gegen jedermann die Grazie und Urbanität, von der Nachgeborene noch Zeugnis wie von einem entschwundenen Zauber geben. Obwohl sie sehr bestimmte Ansichten in Religion und Politik vertrat, und die Hoffnung auf Versöhnung eines vom Joch des Fremden befreiten Italiens mit dem Papsttum nie aufgeben wollte, war es ihr Bedürfnis, Zustimmung zu finden. Nicht so bald hatte sie ein Urteil gefällt oder eine Meinung geäußert, so folgte mit rührender Zaghaftigkeit die Frage, wie man selbst von der Sache denke, was oft Anlaß zu harmlosen Scherzen bot und nicht verhinderte, daß sie bei wichtigen Entscheidungen eben doch dem eigenen Impuls gehorchte. Davon überlebte ein Beispiel. Mrs. Craven gehörte zum Freundeskreis Montalemberts, Lacordaires und derjenigen Katholiken, die durch einen sonderbaren Anachronismus „liberale" Katholiken genannt worden sind, weil sie die Versöhnung ihrer religiösen Weltanschauung mit der sie umgebenden Welt erstrebten, ein Prädikat, das von ihren Gegnern ausgenützt wurde, ohne daß sie selbst der Kirche gegenüber an irgendwelche Opposition dachten. Der Berater und Seelenführer, auch von Mrs. Craven, war Felix Dupanloup, Bischof von Orléans. Zu diesem kam sie eines Tages mit der Bitte, ein umfangreiches Manuskript zu lesen und seine Veröffentlichung zu begutachten. Unter dem Titel „Récit d'une Sœur" enthielt es die Geschichte der Eltern, vor allem die verstorbener Geschwister der Verfasserin.

Schon ihr Vater, Graf de la Ferronays, Botschafter und Staatsminister unter der alten Monarchie und einer ihrer weisesten Diener, schrieb seine Bekehrung einem übernatürlichen Erlebnis zu. Mystische Frömmigkeit wurde die beherrschende Macht im Dasein mehrerer seiner Kinder. In der kurzen Existenz der Frau seines Sohnes Albert, Russin von Geburt, steigerte sich nach dem Verlust des schwärmerisch geliebten, gleichgesinnten Gatten diese Mystik bis zu Handlungen religiöser Exaltation, wie sie selbst in Heiligenlegenden nicht allzu häufig verzeichnet stehen. Ihr eiferten Schwägerinnen nach, die, brustkrank und einem frühen Tod geweiht, neben aller Versenkung ins Jenseits nach Mrs. Cravens Schilderung auch fesselnd liebenswürdige Menschenkinder gewesen sein müssen.

Der Bischof von Orléans war ein Mann der Tat, kein Schwärmer. Sein Apostolat galt zunächst den Männern, und seine Welterfahrung verwies auf zum Teil recht hart errungene Erfolge. Er las und stellte Mrs. Cravens Buch mit dem dringenden Rat zurück, es ja nicht vor das Publikum zu bringen, wolle sie nicht peinlichen Enttäuschungen sich aussetzen.

Anfangs 1866 erschien dennoch „Le Récit d'une Sœur". In wenigen Monaten folgten neun Auflagen; Villemain, Frankreichs vornehmster Literarhistoriker, bewog die Akademie, es zu krönen; wenn nicht seine Verfasserin, so bereicherte es ihren Verleger, gewann ein meist weibliches Auditorium nicht nur in Frankreich und wurde livre de chevet des durchaus männlich gesinnten schottischen Parlamentariers und Staatsmannes Grant Duff. Er notierte für jeden Tag des Jahres Sätze aus dem Buch zu seinem geistigen Bedarf, pilgerte nach den Gräbern der Verklärten und, so oft er konnte, auch zu Mrs. Craven. Ihr weihte er einen Dienst, der sich zum Kultus steigerte und mit dem sie nichts anzufangen wußte: „Oh, Sir Mountstuart," pflegte sie zu bitten, „ich wollte, Sie würden Gott zuwenden, was Sie mir ganz unverdient geben." Das erreichte sie nicht.

Sir Mountstuart blieb ihr Ritter und ein unverbesserlicher Eklektiker dazu. Er schwärmte fast ebensosehr für Ernest Renans verstorbene Schwester und pries sich glücklich, ein Exemplar der anfangs nur für den Privatgebrauch gedruckten Schrift „A la Mémoire de ma sœur Henriette" zu besitzen. Er war ganz bereit, mit Faguet zu sagen: „Le merveilleux chrétien c'est une âme chrétienne", aber das Christentum blieb Nebensache; wenn sich wo anders schöne Seelen fanden, huldigte er an ihrem Schrein. Die Welt galt nach wie vor als das versinnlichte Material ästhetischen Genusses, und reinste Quelle desselben war Freundschaft. Die besten, die hervorragendsten und vorzüglichsten Menschen zu Freunden zu besitzen, nannte er das höchste Ziel seiner Wünsche bei dem Eintritt ins öffentliche Leben, und er bezeugte später, wie sehr ihn das Bewußtsein beglücke, es erreicht zu haben. So spricht nur ein Mann, der selbst Virtuose in der Kunst der Freundschaft ist. Viel mehr gebend wie empfangend, fand er sich belohnt, wenn anregende Gespräche seine Tafelrunde belebten und gute Anekdoten, die er im Flüsterton weiterreichte, seine Aufzeichnungen schmückten. Unübertroffen in dieser wie in anderen Beziehungen glänzte dabei das Konversationstalent von Madeleine de Peyronnet.

Wer mit der englischen Gesellschaft vertraut ist, kann bestätigen, daß allgemeine Gespräche eine Seltenheit sind. Selbst bei Einhaltung der klassischen Regel, nicht weniger als die Grazien, nicht mehr als die Musen bei Tisch zu sein, beschränkt man sich meist auf Zwiegespräche; so zog ein lieber alter Herr, den wir alle kannten, es einmal vor, jedem einzelnen von uns dieselbe Anekdote zu erzählen, statt die Sache laut und auf einmal abzumachen. Um so dankbarer wird es aufgenommen, wenn kosmopolitische Elemente diese Dialogform zuweilen unterbrechen und, wie unsere Freundin, bei aller Bescheidenheit vor dem Ton der eigenen Stimme nicht zurückschrecken. Sie teilte sich unbefangen mit, unbekümmert um das berühmte „Tagebuch", dessen Vorhandensein bis 1898, da der erste Band erschien, nur Gegenstand der Vermutung und mancher Neckereien blieb. So leicht spaßten wir nicht wieder, nachdem bis 1905 nicht weniger als vierzehn Bände, bis zum Regierungsantritt Eduards VII. fortgeführt, uns die eigene Vergangenheit erweckten. Das Motto, mit dem Grant Duff sie versah: „On ne doit jamais écrire que de ce qu'on aime. L'oubli et le silence sont la punition qu'on inflige à ce qu'on a trouvé laid ou commun dans la promenade à travers la vie," ist auch ihr verdientes Lob. Von Freunden und Gesinnungsgenossen Gutes zu sagen ist leicht genug; schwerer ist es, politischen Gegnern bei Festhalten des eigenen Standpunktes gerecht zu werden, die Menschen reden zu lassen und doch nie die Grenze zu überschreiten, die müßigen Klatsch von interessanten Erlebnissen trennt. Dieses Kunststück ist dem Verfasser, dank seiner wohlwollenden Natur, seinem vornehmen Geschmack und seinem literarischen Können, gelungen. Für die nötige Abwechslung war gleichfalls gesorgt. Sir Mountstuart, klassisch gebildet und wiederholt Rektor der Universität Aberdeen, trieb neben Literatur und Politik Lieblingsstudien auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, der Geologie, der Mineralogie und vor allem der Botanik, welch letztere ihn in stete Berührung mit dem Vorstand der Gärten von Kew, dem bekannten Sir J. D. Hooker, brachte. Eine seltene Pflanze gewährte ihm kaum geringere Freude wie ein seltener Mensch. Seine Wißbegierde ruhte nicht, bis er zu Athen die Spezies des Schirlings bestimmt hatte, mit dessen Saft Sokrates den letzten Trunk getan; es war conium maculatum, versichert er, denn cicula virosa kommt in Griechenland nicht vor!

Ein echter Schotte, folgte er dem Zug in die Ferne, oft in Gesellschaft von Sir John Lubbock, der ihn auch häufig zu Darwin brachte. Bei dem deutschen Kronprinzenpaar stets willkommener Gast, war er 1870 Zeuge der Ereignisse in Berlin. Er bereiste ganz Europa, Indien zum erstenmal 1875, verlebte einen Winter in Syrien und ging seinem Londoner Kreis von 1881 bis 1887 verloren, nachdem ihn Gladstone zum Gouverneur von Madras ernannt hatte. Auch vom fernen Osten aus hielt er die Beziehungen zu seinen Freunden aufrecht. Ich weiß nicht mehr, aus welchem Anlaß es Gewohnheit zwischen uns geworden war, alljährlich am Cinque Maggio, wohl mehr in Erinnerung an Manzoni als an Napoleon, Briefe zu tauschen. In einem derselben nannte er die Thomaschriften eines der interessantesten Gemeinwesen unter seiner Verwaltung; obwohl seine Sekten wie die Wildkatzen sich unter-

einander befehdeten, sei es ihm doch gelungen, ihre Anerkennung zu erringen; in einem deutschen Buch habe er die beste Information über sie gefunden. Über Vorgänge in Europa zeigte er sich nicht selten besser unterrichtet als wir, meinte aber doch, das Erfreulichste in Indien seien Briefe und Blumen. Nicht nur die Korrespondenz mit ihm, auch die Freunde, die wir von ihm erbten, sorgten für Aufrechthaltung unseres Verkehrs, der sich vor allem im Haus Lord Arthur Russells fortsetzte.

Von den hier in Betracht kommenden Namen sind solche von europäischem Ruf. Auf englische Kreise beschränkt bleibt der eines hervorragenden Richters, James Fitzjames Stephen, Bruders des Herausgebers der „National Biography", Leslie Stephen. Selbst den weniger mit der literarischen Vergangenheit Englands Vertrauten drängte sich der Vergleich mit dem Liebling der Nation, dem braven, derben, ehrlichen Dr. Johnson, auf, wozu auch Züge der Ähnlichkeit mit Robert Lowe kamen. Der nachherige Sir James Stephen, Studiengenosse Grant Duffs, wurde schon zu Cambridge, seiner wuchtigen oratorischen Leistungen und der ihnen entsprechenden mächtigen Erscheinung wegen, „der britische Löwe" genannt. Nur langsam gelangte er zu Ruf und Ansehen in seiner juristischen Laufbahn und ersetzte Sir Henry Maine im Kronrat von Indien, wo er mit großem Erfolg in die Gesetzgebung eingriff. Die dort gemachten Erfahrungen bestärkten ihn in der Überzeugung von der Notwendigkeit einer starken Autorität und regten zur Verteidigung des großen Gouverneurs von Bengalen, Warren Hastings, an, dessen Andenken er von den schlimmsten Anklagen Burkes und Macaulays reinigte. Mit der schärfsten Kritik polemisierte er gegen den Atheisten Morley, den Positivisten Harrison und gegen ihren Anspruch, das Christentum zu verwerfen und sein Moralgesetz retten zu wollen. Stephen haßte nichts mehr wie die Phrase: „Mr. Harrisons Gerede über die Weiterwirkungen der Seele, nachdem sie aufgehört hat, zu sein," sagt er unter anderen, „dünkt mir so leer und unbefriedigend wie der Flitter eines Leichenwagens . . . Spielt mit Worten, so viel ihr wollt, tot ist tot, und es kann nur etwas wie Verzweiflung erwecken, wenn nach dem Tode nichts mehr zu hoffen ist. Wo immer das individuelle Bewußtsein aufhört, endet das Sein. Ein Mensch ist entweder er selbst, oder er ist überhaupt nichts mehr [1])." Das Buch, das die Lebensanschauung dieses Wahrheitsuchers enthält, schenkte er mir mit dem Bemerken, es predige in der Wüste.

Inmitten der Seinen ein Patriarch, dessen Liebe zum eigenen Vater bei jeder Gelegenheit zum Ausdruck kam, erweckte er Ehrfurcht, auch bei solchen, die ihn streng in Ausübung seines richterlichen Amtes fanden. An seinem unparteiischen Gerechtigkeitssinn, seiner genauen Kenntnis des Gesetzes und ruhig erwägenden, wohlbekannten Menschenliebe zweifelten auch sie nicht. Von krankhafter Sympathie mit den Verbrechern, die, von Victor Hugo in die Mode gebracht, auf die Literaturen des Nordens und nicht allein auf diese übergegangen ist, hätte man diesem Hünen allerdings nicht sprechen

[1]) James Fitzjames Stephen, „Liberty, Equality, Fraternity", 1874.

dürfen. Wenn er, seines Richteramtes waltend, das Haupt mit der schwarzen Kappe, dem Zeichen des nun folgenden Todesurteils, bedeckte, dachte er an die Opfer, nicht an Schonung ihrer Mörder. Wir haben es eines Tages erlebt, daß dahin zielende törichte Bemerkungen einer gelehrten Frau genügten, ihn an seinem Tisch zu einem Schlag auf denselben zu reizen, der die Gläser klirren machte. Was würde der Mann gedacht haben, wenn er nicht nur die Suffragetten, sondern auch die Bewunderung ihrer Taten durch hysterische Schwächlinge beiderlei Geschlechtes erlebt hätte? Man darf ruhig annehmen, daß, vor seinem Tribunal, die Kontroverse gegenstandslos gewesen und öffentliche Ruhestörerinnen, Einbrecherinnen, Brandstifterinnen und Bombenwerferinnen die unerbittliche, verdiente Strafe gefunden haben würden. Und das wäre wohl das einzig Richtige und die Erlösung aus einem Zustand beschämender Impotenz gewesen.

Aber freilich. Leute von der Sinnesart Stephens beteiligen sich nicht am Wettrennen um das in Aussicht gestellte Sprungbrett weiblicher Majoritäten bei künftigen Wahlen. Noch soll es verschwiegen werden, daß er 1873, das einzige Mal, wo er für das Parlament und zwar auf Seite der Liberalen kandidierte, mit großer Stimmenmehrheit durchfiel. Das veränderte seine Anschauungen von der Regierungsunfähigkeit der Massen weder im Guten noch im Schlimmen. Leider und noch in der Vollkraft seiner Jahre und seiner Verdienste um das Land ist er gestorben.

Mit der Regierung und den Verhältnissen Indiens noch inniger verknüpft war die Laufbahn des gelehrten Kollegen und Jugendgenossen von Sir James Stephen, des bereits erwähnten Sir Henry Maine.

Obwohl von so schwächlicher Konstitution, daß man lange Zeit hindurch für das Leben des Kindes, dann des Jünglings fürchtete, ersetzten die Nervenkraft und das Talent die ihm fehlende Gesundheit. Cambridge begrüßte in ihm seinen besten klassischen Schüler, verlieh ihm seine höchsten Ehren und gewann der Literatur einen mustergültigen Prosaschriftsteller, in dem das künstlerische Element sich mit Forscherssinn vereinigte. Mit fünfundzwanzig Jahren 1847 zur Regiusprofessur für bürgerliches Recht berufen, befriedigte die Lehrtätigkeit den Denker nicht, der seine eigentliche Bestimmung in der Pflege der Rechtsphilosophie suchte und fand. Nach zahlreichen Vorarbeiten in englischen Zeitschriften veröffentlichte er 1861 sein epochemachendes Buch „Ancient Law", worauf er zum Mitglied des Kronrats in Kalkutta ernannt wurde. Anfänglich unterwarf er sich dem Urteilsspruch der Ärzte, die ihm nicht drei Monate Frist gaben, wenn er sich entschließe in ein tropisches Klima zu gehen. Einer zweiten Berufung im Jahre 1862 widerstand er dennoch nicht und verbrachte sieben Jahre ohne Nachteil für seine Gesundheit in Indien. Über seine dortige Tätigkeit und ihre Erfolge berichtet unter anderen Sir Mountstuart Grant Duff. Im Anschluß an die Forschungen der deutschen Gelehrten Nasse und L. v. Maurer, im Geist Savignys und mit Verwertung eigener Beobachtungen in Indien erschienen Sir Henry Maines „Village Communities" und „Early History of Institutions". Wie alle bahnbrechenden Werke, so sind auch die seinigen dem Schicksal nicht ent-

gangen, in mancher Hinsicht korrigiert und vielfach ergänzt worden zu sein. Über ihren bleibenden Wert haben Fachgelehrte entschieden. Einer der berühmtesten unter diesen, Fustel de Coulanges, war zu Cannes bei Maines Begräbnis zugegen: „Nous avons perdu un des plus grands hommes de notre temps", so lautete sein Nachruf an den Genossen. Das Zeugnis genügt. Sir Henry Maine war seit den siebziger Jahren Mitglied des Rates von Indien in London und Master von Trinity, Cambridge, wo er später den Lehrstuhl für internationales Recht übernahm. Im Gegensatz zu dem früh gealterten Sir James Stephen behielten seine feinen, noch lange von dunkelgelocktem Haar umgebenen Gesichtszüge etwas Jugendliches und sehr Gefälliges. Er sprach wenig, bewegte sich jedoch anscheinend gern in Gesellschaft und teilte in politischen Dingen die Anschauungen derjenigen seiner Freunde, die, wie Sir James Stephen, sich liberal-konservativ nannten. Die ruhige Objektivität einer seiner letzten Schriften, „Popular Government", fand keine Gnade in den Augen politischer Gegner. Ein amerikanischer Publizist und Mr. Morley — heute Lord Morley —, der beredsame Anwalt der französischen Revolution und mehr glänzende wie verlässige Biograph der Jakobiner, erkannten, richtig genug, in Maine einen Gegner. Sie gingen weiter, als Billigkeit es gestattete, wenn sie von einer Maske sprachen, unter der der Verfasser seine wahre Meinung verstecke: „ein lärmendes Torypamphlet unter philosophischem Deckmantel, so wurde die Schrift von Mr. Morley bezeichnet. „Wenn es ein ideales Torytum gäbe," erwiderte Sir Henry Maine, „ich würde wahrscheinlich ein Tory sein; so aber finde ich es nicht leicht, zu sagen, welcher Partei ich gegenwärtig den Sieg wünsche." Sein Augenmerk blieb auf Indien gerichtet; die Wohlfahrt des Landes, wo er die Kaiserproklamation begrüßte, dünkte ihm am besten durch Methoden gesichert, mit denen das populäre Regiment, wie es in Europa verstanden wird, sehr wenig gemein hatte. Nicht welche Partei regierte, sondern wie am besten regiert werde, blieb das Entscheidende [1]).

Ein Feind aller Kontroversen, konnte Sir Henry Maine selbstverständlich nur bei sehr wenigen Menschen auf Verständnis rechnen. Seine bloße Erscheinung und der Ruf, der ihm voranging, genügten, auch bei den ihm Fernstehenden einen hohen Begriff seiner Überlegenheit zu wecken.

Daß alle diese Herren, mit Ausnahme von Maine, überzeugte Freihändler waren, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Auf diesen Umstand waren ihre Beziehungen zu einem ganz typischen Vertreter und Jünger Cobdens zurückzuführen. Sein ökonomisches Dogma blieb mir, ich muß es bekennen, recht gleichgültig. Ihn selbst gewann ich lieb, und lieb ist mir sein Andenken geblieben, wie das eines väterlichen Gönners. Sir Louis Mallet, so hieß er, war der Enkel jenes Genfer Journalisten Mallet du Pan, der im Paris der Revolution furchtlos und treu das Königtum verteidigte, „so lange eine Feder und ein Blatt Papier ihm zu Gebot standen". Als der Schrecken seinen Kopf forderte, floh er nach England, wo die Seinen zu Ämtern und Ehren gelangten. Sein

[1]) Sir Henry Maine, „India" in der Jubiläumsausgabe „Reign of Queen Victoria".

Enkel hat mir das kleine vergilbte Tagebuch anvertraut, in dem, zwischen dem Verzeichnis täglicher Auslagen, noch Tag für Tag Dinge aufgeschrieben stehen, die er in Paris erlebt hatte und die man sich, ihrer krassen Tragik wegen, mit Recht gescheut hat der Öffentlichkeit zu übergeben. Sir Louis Mallet, 1823 geboren, durchlief eine erfolgreiche Beamtenkarrière und verhandelte 1866/67, zum Teil in Wien selbst, den anglo-österreichischen, 1877 in Paris den französischen Handelsvertrag. Seine Wirksamkeit war von so hervorragender Bedeutung, daß er, nach Cobdens Tod, die anerkannte Autorität in allen ökonomischen, mit dem Freihandel verbundenen Problemen und Finanzfragen wurde. Zur Zeit, da wir uns kennen lernten, war er permanenter Unterstaatssekretär für Indien. Dahin unternahm er 1875 eine offizielle Reise, die ohne die hingebende Pflege und Aufopferung seiner vortrefflichen Frau ihm das Leben gekostet haben würde. Schonungsbedürftig, wie er fortgegangen, kehrte er zurück, aber sein Zweck war erreicht und Indien durch Aufhebung der Baumwollzölle und andere Maßregeln dem System angeschlossen. Sir Louis tat mehr und befürwortete die Zulassung Eingeborener in die unteren Kategorien des Staatsdienstes. Wer ihn nach den in dem Kronreich erhaltenen Eindrücken befragte, erhielt zur Antwort, der einzige Dienst, den England Indien erweisen könne, sei, es aufzugeben. So weit gingen die wenigsten seiner Freunde! Bei Sir Louis selbst hing dieser Pessimismus mit seiner ganzen Veranlagung zusammen. Er war ein Melancholiker, und die Anziehungskraft, die von ihm ausging, beruhte nicht zum wenigsten darauf, daß niemand zugänglicher und dankbarer als dieser Doktrinär war, wenn seine Umgebung ihn, oft mit den einfachsten Mitteln, in eine andere Stimmung zu versetzen wußte. Er lachte gelegentlich selbst, wenn ihm vorgestellt wurde, daß unter anderen die von ihm in den düstersten Farben geschilderte Geburt des vierten und letzten seiner Söhne doch eigentlich alles eher denn ein Unglück zu nennen sei, um so mehr da sein Familienleben und die Erfolge dieser Söhne nichts zu wünschen übrig ließen. Er freute sich auch, wenn das Volk sich amüsierte und seine Feierzeiten in den Londoner Parks verbrachte; aber mit ansehen wollte er es nicht, wenn die Spuren harmloser Vergnügungen in Gestalt von leeren Flaschen, Orangenschalen und Papier die Wiesen verunreinigten. Er huldigte der Ansicht, die Welt sei erträglich, so lange sie nicht Anstalten mache, sich zu unterhalten.

Und doch wußten alle, daß Sir Louis dem Wohlergehen der Massen seine volle Kraft widmete und der Humanitarier ungleich lauter als der Pessimist in seiner Seele sprach. Diesem Gegensatz ist es wohl zuzuschreiben, wenn jedermann im Umgang mit ihm sein Bestes zu geben versuchte, was durch sein lebhaftes Interesse an englischer und französischer Literatur erleichtert wurde. Könnte ich statt unzureichender Worte das Bild des edlen, vornehmdenkenden Mannes diesen Zeilen anschließen, so würde verständlicher werden, was er uns gewesen. Nach vierzigjähriger Arbeit im Dienste des Staates zwang ihn seine Gesundheit, sich von den Geschäften zurückzuziehen. Im Jahre 1890 ist er hinübergegangen und hat im ältesten Sohn den seiner würdigen Biographen gefunden. Sein zweiter Sohn wurde 1913 Botschafter in Konstantinopel.

III.

In den siebziger Jahren des letzten Säkulums verlief die Existenz in London noch verhältnismäßig einfach. Während gegenwärtig die sogenannten Upper tenthousand es wie eine Demütigung empfinden würden, von Samstag bis Montag nicht auf elegante Landsitze gebeten zu werden, wo das Stadtleben sich in Luxus fortsetzt, gehörten Besuche bei Freunden auf dem Lande für unseresgleichen noch zu Seltenheiten. Die meisten dieser Freunde begnügten sich mit Cottages, nach Bedürfnis oft erratisch zusammengewürfelte kleine Häuserkomplexe mit Gärten, von denen man sich wunderte, daß sie Raum für Gäste bargen und von den Besitzern mit Selbstgefühl ihre „Estates" genannt wurden. Das führt unter anderem zu Lord Arthur Russell zurück, der mit den Seinen glückliche Tage unter so einfachen Bedingungen verlebte, daß schon ein moderner Villenbesitzer darüber die Nase rümpfen würde. Andere unserer Bekannten ließen sich ganz einfach in Dörfern nieder. Die einen wie die anderen verstanden es, auf beschränktem Raum kleine Paradiese von Blüten, Blumen, exotischen Pflanzen zu schaffen und sich mit der Tierwelt zu umgeben, deren Verständnis dem Engländer in so hohem Grade zu eigen ist. Es sei nur an Sir John Lubbock erinnert. Die frühere deutsche Erzieherin seiner Töchter teilte seine Vorliebe für Ameisen und besaß unter anderen ein hervorragendes Exemplar, das fünfzehn Jahre alt und tief betrauert wurde. Sie versicherte, ganz ebenso wie der Mensch besitze jede Ameise ihre besondere Physiognomie und müsse individuell behandelt werden, was dann unter einer Glasplatte vor sich ging. Wie dürfte ich es wagen, von im Freien baumenden Papageien, die auf Lockruf geflogen kamen, von ägyptischen Mäuserichen, die der Stimme ihrer Gebieterin folgten und auf ihrer Hand einschliefen, von Wüstenfüchsen, die sich auf gedecktem Tisch, ohne Gläser zu zerbrechen, Leckerbissen holten, hier zu reden? Tierfreunde werden verzeihen und verstehen, wenn ich der Versuchung nicht ganz widerstand.

Da von englischen Landsitzen die Rede, sei eines Schlosses erwähnt, das als Typus aristokratischer Residenzen großen Stils gelten kann. Sein Besitzer, Lord Northampton, ein gelähmter, meist an das Zimmer gefesselter Herr, in seiner Vereinsamung Maler geworden, überließ es seinem Bruder, dem anglikanischen Geistlichen Lord Alwyne Compton, und seiner anmutigen Schwägerin, die Hausfrauenstelle vertrat, uns Castle Ashby zu zeigen. Der jakobitische, 1624 vollendete Bau ist, im Quadrat den Hof umschließend, angelegt. In Mitte der Hauptfront erheben sich, von Inigo Jones entworfen, Portikus und Eingangstor in großartiger Wirkung durchgeführt. An der Südfront vorgebaut, unterbrechen die durch alle Etagen reichenden Erkerfenster die Einförmigkeit der Linie. Dem flachen Dach entlang läuft eine aus riesigen Lettern in weißem Stein gehauene Balustrade, die das Andenken der Erbauer und die Worte des Psalmisten verewigt: „Nisi Dominus aedificavit domum, in vanum laboraverunt qui aedificant eam". Derselbe Schmuck, mit entsprechendem Inhalt aus der Heiligen Schrift, umgibt die nach dem Garten zu liegende Terrasse. Über Blumenteppiche hinweg öffnet sich dem Blick einer jener oft beschriebenen englischen Parks, unter denen dieser

hier auf vielhundertjährige Eichen verweisen darf. Das Innere von Castle Ashby entspricht in seiner Veranlagung der äußeren Architektur. Aber erst unter dem kunstsinnigen Besitzer, der uns dort empfing, ist es, nach finanziellen Krisen, die im 18. Jahrhundert die Politik veranlaßte, zu neuem Glanz erstanden. Unter den Bildern, die die Wände seiner Säle schmücken, ist ein Porträt von Shakespeares Talbot, den die Jungfrau von Orleans besiegte, und seiner zweiten Gemahlin, der Erbtochter der Beauchamps. Warwick, der Königmacher, ist von unbekannter Hand, der Herzog von Buckingham, und zwar nach seiner Ermordung durch Felton, von van Dyck gemalt. Erinnerungen an Karl I., dem die Comptons Treue hielten, sind in reicher Auswahl vorhanden. In der Schloßkapelle, wo die liebliche, früh verstorbene Gattin Lord Northamptons ruht, hat er ihr durch den Bildhauer Tenerani ein Denkmal von seltenem Wert errichten lassen. Es ist der Engel der Auferstehung, sitzend in majestätischer Haltung dargestellt, den Blick friedlich und vertrauend nach oben gerichtet, die Hände über der auf seinen Knieen liegenden Posaune gefaltet, wartend, bis seine Stunde schlägt. Die moderne Kunst hat nicht oft Ergreifenderes geschaffen. Draußen auf den Fluren blühte und grünte es. Der Frühling zog ins Land. Wilde blaue Hyazinthen, Primeln und Maiglöckchen drängten in den Hecken hervor ans Licht, Vögel sangen, Herden sonnten sich auf den Matten des Parks; unter dem Herzen trug eine der Frauen, die den Festtag erlebten, ihr Kind, — ein Kind des Segens sollte es sein —. Sie hatte allen Grund, an Castle Ashby nella gloria d'Aprile oft und gerührten Herzens zurückzudenken.

Lord und Lady Alwyne Compton, denen wir diese Eindrücke verdankten, residierten damals noch in London. Später wurde Lord Alwyne Bischof von Ely. Auch dort ist dieses liebenswerte, gütige und anregende Paar uns gastlich gewesen. Ely, das kaum ein Städtchen zu nennen ist, liegt unweit von Cambridge im Marschland, das der See abgerungen wurde. Schon von ferne hebt sich in der flachen Ebene die Silhouette seiner Kathedrale wie ein ungeheures vorsintflutliches Tier vom Horizont ab, getrennt von allem, was seine einsame Größe beeinträchtigen könnte. Um so überwältigender ist der Eindruck der dunklen gotischen Kirche mit ihren wunderbaren Glasfenstern und Denkmälern, sobald man das Innere betritt.

Im Grünen, wie die meisten dieser englischen Dome, gelagert und von den Behausungen geistlicher Würdenträger umgeben, zeigt Ely etwas Weltabgewandtes und Friedliches, das sich ins Gedächtnis prägt. Lord Alwyne hat seinen Sprengel mit milder Hand regiert, aber in strenger Orthodoxie erhalten und ist lange vor der treuen Genossin seines Wirkens und Lebens aus dieser Welt geschieden. Sie verstanden es beide, die Würde ihres geistlichen Hauses zu wahren, kümmerten sich wenig um Politik, teilten aber die Interessen ihrer Zeit und versagten sich heitere Geselligkeit nicht.

Die Mitte zwischen Cottage und Castle hält das elegante Landhaus. Es besitzt den unschätzbaren Vorteil, nie in Burgenstil zu geraten, niemals Türme anzusetzen, mit einem Wort, nicht etwas anderes, denn was es ist, sein zu wollen. Wie so vieles im alten England, beruht auch das auf einer Tradi-

tion. Unweit von Guilford, in Surrey, steht ein Landsitz aus den Tagen der Tudors. Über dem Portal zeigt das in Stein gehauene Wappen einen Maulbeerbaum; es ist das Haus, das einst Thomas Morus gehörte, und vielleicht ist im Schatten seiner Bäume der große Kanzler im Zwiegespräch mit Erasmus gewandelt? Sein Stiegenhaus, seine Täfelungen aus Eichenholz, seine Tapeten und Bilder sind erhalten; das Innere ist entzückend einfach und stilgerecht, der äußere Aufbau künstlerisch reizvoller denn heutzutage; aber schon damals war der Nachdruck auf praktische Erfordernisse gelegt, so daß dieser bald vierhundert Jahre alte Familiensitz noch heute mit Bequemlichkeit bezogen werden kann.

Das moderne englische Landhaus erfüllt den gleichen Zweck; es ist wohnlich und heiter, mit seinem ins Freie führenden Erdgeschoß und den hellen Zimmern, in denen Bücher und Zeitschriften, und draußen der wohlgepflegte Tennisplatz mit seinem grünen Teppich der Besucher harren. Sie haben nicht lange zu warten: allwöchentlich füllt sich das Haus mit Gästen, denen es dort so heimisch ist wie unter dem eigenen Dach. Das Bild, das uns zunächst vorschwebt, hat bestimmte Umrisse. Der Ort heißt Holmbury, ebenfalls in der parkähnlichen, lieblichen Grafschaft Surrey gelegen, sein Besitzer Frederick Leveson Gower, seinem intimen Kreis besser unter dem Namen Freddy Leveson bekannt. Er war Lord Granvilles jüngerer Bruder: „Wenn ich," schrieb dieser, „auf eine Reihe von Fehlern und Torheiten zurückblicke, so erscheint mir die Liebe zu meinem Bruder und die Gegenliebe, die nie aufgehört hat zwischen uns zu bestehen, der hellste Lichtblick in meinem Dasein." Dem das Lob gebührte, Freddy Leveson, früh Witwer einer Schwester Lord Northamptons geworden und nicht wieder vermählt, lebte für den einzigen Sohn und die Seinen. Nur einmal hat er sich literarisch betätigt, und das geschah, um die Briefe seiner geliebten Mutter herauszugeben, die, meist aus der Zeit ihrer Anwesenheit in Paris geschrieben, mit Humor und feiner Beobachtungsgabe die letzten Tage der alten Monarchie und das Frankreich Louis Philipps schildern[1]). Daß dieser Botschafterin Englands die Politik gänzlich fern lag, kommt ihren Aufzeichnungen zugute. Statt allgemein Bekanntes nach berühmten Mustern bis zum Überdruß zu wiederholen, bietet sie ihren Kindern und anderen mit ihnen die heiteren, frischen, unbefangenen Eindrücke einer Frau von Welt und Erfahrung. Ihre Tochter, Lady Georgiana Fullerton, wohl die begabteste dieses talentvollen Geschlechtes, begründete früh ihren Ruf durch Romane, die zu den besten einer literarischen Periode gehören, über die Thackeray, Dickens, die Schwestern Brontë den Glanz ihres Genius gebreitet haben. Lady Georgianas Frauenschicksal war ein hartes. Sie verlor den einzigen Sohn, nachdem sie im Jahre 1846 zur katholischen Kirche übergetreten war, und führte von da an ein zurückgezogenes, dem Dienst der Nächstenliebe und fortgesetzter literarischer Tätigkeit geweihtes Dasein. Sie erschien selten bei den Brüdern, zu denen ihr Verhältnis das innigste blieb, kleidete sich in schwarzer Wolle, fast wie eine Nonne, und ging eines

[1]) Frederick Leveson-Gower, „Letters of Harriet Countess Granville". 2 Vol. 1895.

Tages, infolge dieses schlichten Auftretens, durch eine komische Erfahrung. Sie wollte eine Bekannte aufsuchen, klingelte an der Tür und wurde, vom gepuderten Footman mit verächtlichem Blick gemessen, von ihm nicht zur Hausfrau, die Stiege hinauf, sondern zur Haushälterin, die Stiege hinab geführt. Sie folgte ohne Widerrede und verlangte erst, unten angelangt, er möge sie jetzt in den Salon führen. Verwandte Interessen, noch mehr die gleichen Überzeugungen verbanden Lady Georgiana mit Mrs. Craven, der nach ihrem Tode die Aufgabe zufiel, ihre Biographie zu schreiben. Nur in einem Punkte dachten die Damen verschieden: die Französin war sehr tolerant, aber nicht liberal, die Engländerin teilte die politische Gesinnung ihres ganzen Hauses, verehrte Gladstone und versprach noch auf dem Sterbebett, für ihn zu beten. Ihr Bruder Freddy Leveson, ein radikaler M. P. aus innerster Überzeugung, blieb was er war, der Prototyp des Gentleman, anspruchslos für sich, hilfsbereit und großmütig für andere, ein Gemütsmensch im vollen und besten Sinne des Wortes.

Zu Holmbury hielt er vornehmlich zwei Namen in Ehren: Gladstone, der häufig zu Besuch kam, der eine, der andere der des Bischofs von Winchester, Samuel Wilberforce. Diesen merkwürdigen, in Kirche und Staat durch die Macht seiner Persönlichkeit so einflußreichen Mann haben wir nicht mehr gekannt, wohl aber zu kennen geglaubt, so lebendig lebte sein Andenken in diesem Freundeskreis fort. Samuel Wilberforce, Sohn des berühmten Philanthropen, der zu Westminster seine letzte Ruhestätte fand, galt seiner Generation als das Ideal des von Edmund Burke gezeichneten Prälaten, der an Höfen wie in Volksversammlungen der Religion die erste Stelle zu wahren versteht. In London ebenso populär wie im letzten Dorf seines Sprengels, redemächtig und formgewandt, besaß er den schlagfertigen Witz, von dem Freddy Leveson gern Proben zum besten gab.

Ein kleiner Junge, dem es zu Ohren gekommen, daß man den Bischof seiner nie versagenden Leutseligkeit wegen den Spitznamen „soapy Sam“ gegeben hatte, trat mit der Frage an ihn heran, was das zu bedeuten habe? „Dieses vielleicht,“ erwiderte Wilberforce, „daß ich die Hände oft in schmutziges Wasser tauchen muß und sie doch sauber erhalte.“ Bei einer Visitation in seiner Diözese klagten Gemeindemitglieder, daß ihr Rektor gegen klerikale Gepflogenheit Tandem fahre. Sie fanden das anstößig. Der Bischof stellte denn auch den Rektor darüber zur Rede. Dieser antwortete, er besitze zwei Pferde, und es sei denn doch gleichgültig, ob er sie vor- oder nebeneinander anschirre. Kurz gefaßt entgegnete Wilberforce: „Ich habe zwei Hände, es ist aber nicht dasselbe, ob ich sie zum Gebet falte oder“ — er machte die von Gassenjungen beliebte Bewegung — „ob ich sie hintereinander ausspreize.“ Unübertroffen ist seine Antwort auf die Frage eines Tunichtguts nach dem Weg zum Himmel: „Take the first turn to the right and go straight on.“ 1882, an einem Sommermorgen, ritt der Bischof mit Lord Granville von Holmbury weg. Die beiden führten heitere Gespräche, setzten dann ihre Pferde in Galopp und kanterten über eine Wiese. Einige Minuten später machte des Bischofs Pferd einen Fehltritt, er stürzte, brach das Ge-

nick und wurde von Lord Granville als Leiche in das Haus zurückgebracht, wo mit dem Gastherrn auch Gladstone ihrer warteten und statt dessen diese erschütternde Totenfeier begehen mußten. Ungefähr um dieselbe Zeit trafen mein Mann und ich in Holmbury mit Gladstone auf mehrere Tage zusammen und fanden ihn völlig unter dem Eindruck eines kurz vorher erschienenen Buches „Journal d'une bourgeoise de Paris", dessen Verfasser seither bekannt geworden ist. Das Tagebuch, in revolutionären Kreisen entstanden und mit den Vorgängen in Paris beschäftigt, stellte unter anderem die Behauptung auf, der Angriff auf die Tuilerien vom 10. August 1792 sei ein Akt der Notwehr des bedrohten Volkes gewesen. Gladstone, der sich noch 1866 in seiner Autobiographie „zu Burke und Canning, seinen Lehrern oder Idolen oder beides in der Politik" [1]) bekannte, begann mit uns beiden eine Diskussion, in deren Verlauf er obige Behauptung zur seinigen machte. Zu unserem Heil oder Unheil beschäftigten sich Sir Rowland und ich gerade mit Studien über die französische Revolution. Wir erinnerten Gladstone an die unbestrittene Tatsache, daß an jenem 10. August die von Danton angefeuerten, von Santerre angeführten Horden der Vorstädte, etwa 40000 Mann, die nicht mehr als 700 Streiter zählenden Schweizergarden, dazu wenige schnell herbeigeeilte Royalisten vor den Tuilerien überfielen und, mit geringen Ausnahmen, sämtlich niedermetzelten, worauf der König und seine Familie gefangen in die dem Schloß fast gegenüber tagende Versammlung gebracht wurden. Wir hätten, fürchte ich, noch manches hinzugefügt, hätte der sichtlich unangenehm berührte Gladstone uns nicht mit der halb scherzend hingeworfenen Bemerkung unterbrochen, er sehe, daß wir mehr von der Sache wüßten wie er, und folglich solle von anderen Dingen gesprochen werden, was denn auch geschah.

Das kleine Intermezzo verdiente keine Erwähnung, wäre es nicht ein Beispiel unter vielen anderen, daß der bestimmbare, leicht zu erregende große Mann sein Urteil wie durch eine verwegene revolutionäre Tat oder eine zündende Rede, so durch das letzte Buch, das ihm zufällig in die Hände fiel, bestimmen ließ. Ein anderes, nicht minder charakteristisches Vorkommnis hatte sich 1879 in Lenbachs Atelier abgespielt. Dahin führte ich Gladstone, der mit Frau und Tochter einige Tage in München zubrachte. Auf des Künstlers Staffelei stand eines seiner berühmten Bismarckporträts. Gladstone betrachtete es lange, neigte sich hierauf zu mir und flüsterte mir ins Ohr: „I know I ought not to say so, but I think it is the devil." Solange er lebte, habe ich von dieser nichts weniger als scherzend gemeinten Äußerung keinen Gebrauch gemacht. Heute, da auch von Bismarcks Antipathie gegen Gladstone so viele Zeugnisse vorliegen, besteht kein Grund mehr, sie zu verschweigen. Wenn Lenbach eine Ahnung davon gehabt hätte, würde er, wie wir ihn kannten, sich überhaupt geweigert haben, Gladstone zu malen! So aber porträtierte er ihn und zwar, im Verhältnis zu seinen Meisterwerken, ungenügend wie stets, wenn die Psyche des Menschen, den er malte, ihm verschlossen blieb. Wogegen in Downing Street, in einem Empfangssalon des

[1]) J. Morley, „The Life of W. E. Gladstone", I, p. 25.

Home office Gladstones Bild von Millais zu dem Schönsten, Großartigsten und Vollendetsten gehört, was die Kunst des 19. Jahrhunderts schuf.

IV.

Der Umstand, daß unsere Wohnhäuser in nächster Nachbarschaft lagen, begünstigte das intime Verhältnis zum irischen Historiker William Hartpole Lecky und seiner ausgezeichneten Frau. Sie war eine geborene Baronin Dedem aus holländischem Geschlecht, und vor ihrer Heirat Hofdame der Königin Sophie der Niederlande, der deutschen Fürstin aus württembergischen Haus, die mit Nachdruck auf die eigene Kultur und die ihrer Umgebung bedacht war, wohl um sie über das traurige Schicksal ihrer Ehe hinwegzutäuschen. Ein Bruder Dedem, dessen sympathische Erscheinung dem mächtigen, blonden friesischen Typus seines Heimatlandes entsprach, wurde Minister und würde einer glänzenden Zukunft entgegengegangen sein, wenn er leider nicht vorzeitig zu Kalkutta, auf dem Weg in die holländischen Kolonien, gestorben wäre. Am Hof der Königin lernte Lecky seine künftige Gemahlin kennen und wurde dort mit ihr getraut. Sie teilte alle seine Interessen und förderte die Arbeit des Gelehrten, der, in jungen Jahren unter anderem durch die „Geschichte des Rationalismus" berühmt geworden, sein Tagewerk mit der strengen Regelmäßigkeit eines Benediktiners einteilte, des Abends jedoch sich gern unter Menschen bewegte.

Das Ehepaar blieb kinderlos. Unter seinem Dach verbrachte ich Wochen, wenn ich in späteren Jahren vorübergehend durch London kam, und fühlte mich dort, von Liebe und Güte getragen, wie zu Hause. So sah ich das Meisterwerk Leckys, „Die Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert", entstehen, in deren Bänden die ganze Geschichte Irlands enthalten ist, dessen eigentlicher und weisester Historiker Lecky geworden ist.

Wenn räumlich getrennt, korrespondierten wir fleißig und fanden uns auch in Deutschland wieder zusammen, wobei es doch stets als Mangel von Lecky empfunden wurde, daß er des Deutschen nicht mächtig war. In bezug auf alle anglo-irischen Fragen gab es keinen besser informierten, gewissenhafteren Führer, und dabei genossen wir den Vorzug, in allen Krisen der inneren Politik eines Sinnes mit Lecky zu sein, der, 1896 zum Vertreter von Trinity College, Dublin, ins Unterhaus berufen, auch da mit nie versagender Charakterstärke seinen Standpunkt vertrat. Wir hatten auch meist gemeinsame Freunde; zu den bereits erwähnten habe ich nur einige Persönlichkeiten hinzuzufügen, deren Bekanntschaft wir zunächst ihm und seiner Frau verdankten.

Carlyle, für den Lecky große Verehrung empfand und dessen einsames Alter er tröstete, verließ sein kleines Heim in Chelsea nur selten mehr, hier und da, um an des Freundes Arm an der Sonne sich zu wärmen. Seiner gebückten Greisengestalt mit dem wirren Haar und stark gerötetem, bärtigen Antlitz kann ich mich noch wohl erinnern.

Ein feiner, sehr anziehender Mann, Kinglake, der Historiker des Krimkrieges, verkehrte dagegen oft in Leckys Haus. Der unerbittliche Ankläger des französischen Staatsstreichs und seines Urhebers, Napoleons III., der

Parteigänger Lord Raglans, der sich nicht scheute, die englischen Minister Drahtpuppen zu nennen, die, von Paris aus in Bewegung gesetzt, auf die Mitschuld und Unwissenheit ihrer Parlamentarier rechneten, war im geselligen Umgang der mildeste und höflichste der Menschen, der mit heroischer Geduld die lange Pein des Leidens trug, dem er 1891 erlag. Der Liebling der intellektuellen Welt von damals, J. Russell Lowell, Gesandter der Vereinigten Staaten in London, Dichter, Essayist und Politiker, soll hier nicht vergessen werden. Er blieb vielen der witzige Autor der „Bigelow Papers", dieser gegen die Sklavenhalter des Südens gerichteten, geistreichen, echt amerikanischen Satyre. Feine Kenner bewunderten seine Essays, obwohl der wohlmeinende Eklektiker darin fast gänzlich auf Kritik verzichtete und besonders in Gesprächen glänzte, die für die Hörer ein unvergleichlicher Genuß gewesen sind.

Drei andere Freunde Leckys, Tyndall, Huxley und Herbert Spencer, zeigten sich selten in Gesellschaft. Nur vom Philosophen der Evolutionstheorie soll ein charakteristischer Zug Erwähnung finden.

Bei dem Fünf-Uhr-Thee in einem befreundeten Hause fanden Madeleine de Peyronnet und ich ein Gespräch über Kunst im Gang. Der tonangebende Redner, ein alter Herr mit scharfen Zügen, die unwillkürlich an die Physiognomie des Fuchses erinnerten, stellte die Behauptung von der Überlegenheit der zeitgenössischen über alle vorangegangenen Kunstperioden auf. Einem der Anwesenden ging das denn doch zu weit. Er berief sich auf den olympischen Ausdruck von Majestät im Antlitz, vor allem in den Augen des göttlichen Kindes auf den Armen der Sixtina. „That is a flouke" — ein Zufall — entgegnete der Alte: „Raphael wußte, daß die Augenlider des Kindes das Auge selbst frei lassen, während sie bei Erwachsenen die Pupille schneiden. Die Wahrnehmung führte dazu, dem Jesusknaben der Sixtina dieses adulte Auge zu geben, und dadurch wurde der Ausdruck erzielt." Niemand antwortete; augenscheinlich hatte dieses einfache Rezept, ein Meisterwerk zu schaffen, seine überzeugende Wirkung verfehlt. Auf einen fragenden Blick, wer denn der Sprecher sei, flüsterte mit einem Lächeln die Freundin: Herbert Spencer! Ich sah ihn nie wieder. Bei Lecky und bei Lord Arthur Russell begegnete man zuweilen Browning. Der Dichter, zu dessen Lebzeiten eine „Browning-Society", der er nicht zu Hilfe kam, sich der Erklärung seiner tiefen, oft bis zur Unverständlichkeit sprachlich komplizierten poetischen Werke widmete, zeigte sich im Umgang in ganz anderem Licht. Sein üppiges weißes Haar, sein freundliches Gesicht mit Schnurr- und Knebelbart, seine stramme Haltung paßten ungleich besser einem Offizier, als einem Poeten. Er unterhielt sich zwanglos und heiter mit jedermann. Dieselbe gelehrte Dame, die einmal unsern alten Freund, Sir James Stephen, wie hier erwähnt, außer Rand und Band gebracht hatte, versagte sich nicht, im Lauf eines Diners die alberne Frage an Browning zu richten, wem er, vor die Wahl zwischen einer überlegenen Frau und einer Herzogin gestellt, den Vorzug geben würde? „Oh, of course, a Duchess", klang es lächelnd zurück! Es bedurfte keiner Materialisation, um Elisabeth Barrett Brownings geistiges und seelisches Bild neben dem des Mannes festzuhalten, der mit ihr das Ideal der hienieden

auserlesenen Erdenkindern gegönnten Seligkeit gekannt und, auf den gleichen Ton dichterischen Genies mit ihr gestimmt, auch die Schaffensfreude mit ihr geteilt hat. Wie der Abglanz des Lichtes am Abend eines Sommertags schien noch auf ihm zu ruhen:

„Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet."

Da von Dichtern die Rede, so sei derjenige erwähnt, dem das Viktorianische Zeitalter einen Kultus entgegenbrachte, zum Dank dafür, daß er zu seiner innersten Seele gesprochen, sein Leid, seine Kämpfe, sein Ringen und Streben, seine Eroberungen und seine Siege mitempfindend verewigt hat. Damit ist Tennyson genannt. Nicht in London zwar, wohin er so selten wie möglich kam, sondern am Ufer des bayerischen Tegernsees, in der Villa Arco Valley, an die so viele unvergeßliche Erinnerungen sich knüpfen, fand die einzig uns beschiedene Begegnung mit Tennyson statt. Er war schon halb erblindet, in der Obhut des Sohnes, der mit rührender Zärtlichkeit für ihn sorgte. Groß, athletisch gebaut, etwas vernachlässigt in der Kleidung, wortkarg und eigenmächtig in seinen Bewegungen, verriet auch Tennysons Äußeres, im Alter wenigstens, den Dichter nicht. Die intim und vornehmlich auf dem Lande mit ihm verkehrten, vergötterten den Menschen ganz ebenso, wie sie den Dichter priesen. Den ferner Stehenden, uns unter anderen, flößte er Scheu, um nicht zu sagen eine gewisse Furcht ein. Da er zuweilen einzelnes aus seinen Dichtungen vorzutragen liebte, lagen dieselben auf verschiedenen Tischen und in der frohen Erwartung bereit, er werde nach einem oder dem anderen Band greifen und dann am Feuer seiner eigenen Kohlen erglühen. Nichts von dem geschah. Bei Tisch und einige Zeit nachher bewegte sich das Gespräch um gewöhnliche Dinge. Dann fuhren Equipagen vor und brachten uns nach Kreuth, ins Herz bayerischer Berge. Weg und Aussicht gefielen Tennyson ganz außerordentlich; sein Interesse wandte sich der Forstkultur zu, und auf der Fahrt hin und zurück wurde von nichts anderem gesprochen. Glücklicherweise fand sich in der Person unseres Freundes, Graf Toni Arco, ein Gutsherr, der Tennyson Rede stehen konnte, und so fuhr dieser, anscheinend befriedigt, abends weiter. Das war der Verlauf des klopfenden Herzens erwarteten Tages mit dem Dichter, der einige Zeit nachher, als achtzigjähriger Greis auf dem Solent nach seiner heimatlichen Insel Wight eingeschifft, die Vision von „Crossing the Bar" zum unsterblichen Abschiedsgruß in die Welt sandte.

Die Liebe zur Dichtkunst, der er selbst in sinniger Lyrik gehuldigt hat, verband Lecky mit einem auch poetisch hochbegabten, geistreichen Mann, der im indischen Staatsdienst sich ausgezeichnet hatte, Sir Alfred Lyall. Auch als Dichter[1]), Schriftsteller und Biograph von hervorragender Bedeutung, wäre er uns dennoch fern geblieben, wenn nicht seine zwei Schwestern eine besondere Anziehungskraft auf alle, die sie kannten, ausgeübt hätten.

[1]) Sir Alfred Lyall, „Verses written in India". Die Sammlung enthält Perlen echter Poesie.

Die ältere der beiden, Gemahlin des Dr. Holland, Kanonikus von Canterbury, war — ein gewiß seltenes Beispiel religiöser Toleranz — mit Zustimmung ihres Gatten zur katholischen Kirche übergetreten. Die Art, wie sie es tat, sichert ihr eine geradezu einzige Stelle unter Konvertiten. Die anglikanische Kirche blieb ihr teuer, auch nach ihrem Übertritt. Zu den neuen Glaubensgenossen, „der großen katholischen Koterie", wie sie es ausdrückt, bildeten sich keine näheren Beziehungen. Viele ihrer Gebräuche, manche ihrer Anschauungen blieben ihr unsympathisch: „I don't expect to be made good malgré moi", schreibt sie einmal. Unter dem Einfluß von Pascal, von Port-Royal, von Bossuet, Fénelon und Franz von Sales kehrte sie zur alten geliebten Kirche zurück. Auf die Gefahr hin, von ihren Nächsten mißverstanden, vielleicht von ihnen, innerlich wenigstens, getrennt zu werden. Das geschah, wie gesagt, nicht. Ihrerseits machte sie auch keine Versuche, eine Sinnesänderung bei ihnen herbeizuführen, und blieb unendlich dankbar für die ihr entgegengebrachte Duldung. Sie fand ihre Tochter geeignet, an der Seite eines anglikanischen Geistlichen Gutes zu wirken, und freute sich mit ihr, als sie diese Bestimmung gefunden hatte. Einer der Menschen, von denen sie hoch dachte, war Sir James Stephen, „dem kein anderer gleiche". Er konnte kaum ein Christ genannt werden; sie aber vertraute auf den Gott der Gerechtigkeit, dem ein so gütiger, so wahrhaftiger, so gerechter Mensch wohlgefällig sein werde. Man hätte vorausgesetzt, daß Kardinal Newman, der wie sie Konvertit und das größte Talent in der katholischen Welt der Zeit war, ein Mann nach ihrem Herzen sein würde. Sie bewunderte denn auch seine Schriften, aber sie sprach offen die Meinung aus, er sei überschätzt und besitze keine der Gaben, die mächtig auf andere wirken: „he never appears to me a guide or teacher of men."

Sie anerkannte auch Gladstones wunderbare Vielseitigkeit und seinen Feuereifer. Dennoch durchschaute sie früh die Gefahren, die die Liebe zur Macht bei einem Staatsmann zeitigen mußte, „der nie an sich die reinigende Kraft der Prüfungen erfahren habe". Sie zitiert den Ausspruch einer Dame über Gladstone, er verderbe ihr den Genuß an den Kardinaltugenden. Ihr Liebling blieb Gordon, dessen Wort: „Keep your heart close to him", ihrem innersten Wesen entsprach. Dieser Frau, mit der ich die Wiege des britischen Christentums, St. Martin's Church bei Canterbury, und die herrliche Kathedrale besuchte, in der der schwarze Prinz gebettet liegt, verdankte ich nach ihrem Tode etwas wie eine Offenbarung in den Briefen, die ihr Sohn veröffentlicht hat[1]). Diese Briefe seien allen empfohlen, die Verlangen nach seelischer Schönheit tragen. Sie sollen nicht enttäuscht werden.

Ihre jüngere Schwester Barbara nannte Mrs. Holland „ihre erste Leidenschaft . Sie hätte aus Liebe zu Barbara ihr Leben hingeben können. Wer mit „Barbara", die später einen englischen älteren Landsquire bester Qualität heiratete, zu verkehren das Glück hatte, verstand solche Gefühle. Der Umgang mit ihr war ein Genuß, besonders für solche, die, wie sie selbst, aus-

[1]) Bernard Holland, „Letters of my Mother Mary Sibylla Holland". 3d Edition. 1907.

gesprochenen Sinn für Humor besaßen. Barbara hatte kein sorgenfreies Dasein durchlebt und ist von der Welt geschieden, ohne das, was Frauenglück ist, gekannt zu haben. Ihre Charakteranlage, ihr Sinn für das Komische entschädigten für vieles.

Dieses eine, den Humor, hatten gütige Feen unseren edlen, vortrefflichen Freunden, dem Ehepaar Lecky, in die Wiege zu legen vergessen. Mr. Lecky, ein geborener Irländer, war nicht ganz ohne Sinn dafür; seiner Frau, einer lebhaften, doch streng calvinischen Holländerin, fehlte er durchaus. Es kränkte sie, wenn ihr Mann, wie übrigens alle hervorragenden Persönlichkeiten, im „Punch" erschien, dem seine lange, hagere Gestalt, sein blondes, welliges Haar und das schmale, bartlose Antlitz, das immer etwas Knabenhaftes behielt, nicht unwillkommen kam. Er selbst tat, was seine Leidensgefährten taten, und lachte über „Punch". Es gelang keiner Barbara, seiner empörten Gemahlin ein Lächeln abzuzwingen. Im übrigen hat sie auch in diesem Haus wie Sonnenschein gewirkt, und nach ihrem frühen Ende sind wenige so tief betrauert und so hart vermißt worden wie sie.

Da bekanntlich bereits Hamlet hören muß, für Leute seiner Art sei es am besten, nach England zu gehen, weil sie dort entweder vernünftig werden oder nicht auffallen, so sei es gestattet, an eine Familie zu erinnern, die in bezug auf Originalität wohl unübertroffen genannt werden darf. Noch lebte in den siebziger Jahren die Mutter, Lady Stanley of Alderley, deren geistige Spannkraft und Beweglichkeit dem Alter trotzten. Sie empfing in ihrer schönen Residenz zu Dover street so ziemlich ganz London und war, für Frauenbildung begeistert, eine der Gründerinnen von Gurton College, das erste derartige Institut, das seinen Mitgliedern das akademische Studium ermöglichte. Ihr ältester Sohn und Chef seines Hauses soll, dem Glauben nach, Mohammedaner gewesen sein. Seine Frau, die er irgendwo im Süden geheiratet hatte, sprach keine der in Europa bekannten Sprachen. Ihre Nationalität blieb Geheimnis. Ein anderer Bruder diente im Heer. Lyulph Stanley, ein bekannter Parlamentarier, widmete sich der Reform der Schulbildung in England und trieb den Liberalismus bis zur Agnostik. Der jüngste Bruder, Algernon, trat zur katholischen Kirche über, wurde Priester und später Titular-Erzbischof mit dem Sitz in Rom. Zwei von den Töchtern des Hauses machten sich in sehr verschiedener Richtung einen Namen. Die eine, Lady Carlisle, opferte die Interessen der Ihrigen sozialistischen Anwandlungen im weitesten Sinn des Wortes und folgt noch heute dem Zug der Suffragetten zu Wagen, da sie nicht mehr imstande ist, der Prozession zu Fuß sich anzuschließen. Ihre Tätigkeit ist mir nur durch ihr öffentliches Auftreten bekannt. Wogegen die jüngste Tochter, die unverheiratet gebliebene fromme Anglikanerin, Miß Maud Stanley, die Wohltäterin der weiblichen Bevölkerung Londons durch Errichtung der Girl's Clubs geworden ist, einer heute weitverbreiteten Institution, die den Arbeiterinnen und insbesondere den Ladenmädchen der Metropole in freien Stunden eine Heimstätte und Gelegenheit zu Weiterbildung und Erholung gewährt. Nach Lady Stanleys Tod bezog Miß Maud Stanley ein Haus im Zentrum der um die Westminsterabtei gelagerten Armenquartiere

und ist ihren bedürftigen, zum Teil auch sittlich verwahrlosten Einwohnern eine mütterliche Helferin, die, dem Beispiel ihrer Mutter folgend, mit ungebrochener, heiterer Tatkraft ihr Werk der Menschenliebe fortführt. Von diesen Geschwistern ist somit jedes seine eigenen Wege gegangen, ohne mit den anderen in Konflikt zu geraten, eine Leistung, die dem englischen Freiheitsgefühl alle Ehre macht.

Eines letzten Milieus von damals sei gedacht. So lange Sir Rowland Mitglied des Unterhauses blieb, wurden wir mit seinen liberalen Parteigenossen alljährlich zu den parlamentarischen Diners geladen, die Sir Erskine May in offizieller Eigenschaft in den prächtigen Räumen des Palastes zu Westminster gab. Er galt für die größte Autorität in allen konstitutionellen Fragen und neigte mit dem wohlwollenden Optimismus, der in seiner Natur lag, zur Demokratie, deren Aufsteigen er, innerhalb gewisser Grenzen, nicht beklagte und deren Geschichte er geschrieben hat[1]). Mit der gleichen Liebenswürdigkeit wie er empfing seine Frau, die sich, und zwar mit Unrecht, rühmte, die häßlichste Dame der Londoner Gesellschaft zu sein, und jedenfalls eine ihrer populärsten Erscheinungen gewesen ist. An ihrer Tafel lernten wir u. a. Sir Henry Layard, den archäologischen Entdecker von Ninive, kennen, dessen Löwenhaupt den Steinbildern am Euphrat entnommen schien und der außerordentlich mitteilsam und anregend von seinen Erlebnissen erzählte. Noch ungleich besser gefiel mir Lord Wolseley. Klein von Gestalt wie die meisten Helden, mit feinen, sympathischen Zügen und Augen, die feurig dareinblickten, obwohl die Sehkraft des einen durch einen 1868 in Kanada erhaltenen Schuß verloren gegangen war, stand Wolseley in der Vollkraft der Jahre und noch an der Schwelle größerer Taten. Er und seine schöne Frau, Kanadierin von Geburt, befreundeten sich mit uns und, dank einer gleichalterigen Tochter, auch mit unseren Kindern. Sir Erskine May, ein Kinderfreund, und Lord Wolseley sind die ersten Männer gewesen, die unserer damals etwa sechsjährigen Tochter huldigten. Der Held von Tel-el-Kebir war ihr erster Tänzer! Vom Fenster des Kriegsministeriums in der Mall sahen wir ihn 1882, nach der Rückkehr vom Feldzug in Ägypten, der Königin die Truppen vorführen, an deren Spitze er gesiegt hatte. Malerische, martialische Inder, die Elite der englischen Kavallerie, Garden und Marinesoldaten defilierten vor dem Wagen, in dem die Monarchin die Revue abnahm. Sie erhob sich und grüßte stehend, als Wolseley heransprengte. Es lebte in ihm etwas Frisches und Gesundes, wie es oft Soldaten zu eigen ist; ich konnte nicht vergessen, daß er eines Tages beim Lunch und im Lauf des Gesprächs bemerkte, er predige seinen jungen Offizieren nicht, denn er wisse wohl, wie wenig das nütze. Eines aber präge er ihnen ein: schlechte Bücher sollen sie nie lesen, und das hoffe er erreicht zu haben.

Mit dieser Erinnerung an einen Helden will ich den friedlichsten Abschnitt unseres Lebens in London schließen.

(Weitere Artikel werden folgen.)

[1]) Sir Erskine May, „Democracy in Europe“.

Der Raub der Monna Lisa.

Von

W. von Seidlitz.

Am Morgen des 21. August 1911, eines Montags, verschwand die Monna Lisa, das schönste Bild, das Leonardo gemalt, und der kostbarste Besitz des Louvre, zum allgemeinen Entsetzen von ihrem Platz im Salon Carré, und tauchte dann ganz unerwartet Donnerstag den 11. Dezember 1913 in Florenz wieder auf, nachdem man sie für so gut wie verloren gehalten hatte. Da sich die italienischen Behörden gleich an demselben Tage in den Besitz des Bildes setzen konnten, wurde dessen Überführung nach Paris, nachdem es in Florenz, Rom und Mailand den über diesen Fund höchlichst beglückten Italienern gezeigt worden war, schon zum Silvestertage ermöglicht, so daß es vom Neujahrstage 1914 an wieder seinen gewohnten Platz im Louvre einnehmen konnte.

In unserer schnellebigen Zeit tut es not, solche Daten, über die schon in den ersten Tagen nach der Wiedererlangung Unsicherheit zu herrschen begann, beizeiten festzuhalten; um so mehr, als die Umstände, unter denen das Bild verschwunden ist, dann zwei Jahre und vier Monate lang in tiefster Verborgenheit gehalten wurde, um plötzlich wieder zum Vorschein zu kommen, so außerordentlich waren, daß wohl kaum irgend jemand sich den Verlauf der Sache so vorgestellt haben wird, wie er tatsächlich erfolgt ist. Denn einer Kopflosigkeit und Überspanntheit gegenüber, wie sie in diesem Fall zutage getreten sind, fühlt sich selbst der schärfste Verstand rat- und hilflos. Für die Verwaltungen öffentlicher Sammlungen aber, denen der Schutz unersetzlicher Kulturwerke obliegt, erwachsen aus solchen Vorfällen Erfahrungen, die für die Zukunft nach Möglichkeit nutzbar gemacht werden müssen.

Als nach erfolgtem Diebstahl der leere Fleck den Beschauern dort entgegenstarrte, wo bis dahin das unvergleichliche Meisterwerk gehangen hatte, durchzitterte Schmerz nicht nur das Herz eines jeden Franzosen, sondern die ganze Menschheit fühlte sich von dem Verluste mit betroffen. Hatte doch die Monna Lisa oder, wie sie von den Romanen meist genannt zu werden pflegt, die Gioconda, durch Generationen hindurch ihr bezaubernd-unergründliches Lächeln entfaltet, das zu immer neuen Deutungsversuchen reizte, ohne freilich, daß es auch nur Einem geglückt wäre, des Rätsels volle Lösung zu finden. Daß eine Anregung von solcher Stärke, die im Leben häufiger anzutreffen ist als in der Kunst, für immer dahin sein sollte, ließ den Verlust schmerzlicher empfinden als das größte Unglück, das die Menschheit hätte treffen können. Der schönheitstrunkene Blick, den Leonardo tiefer als irgendein anderer

Künstler in das Wesen der menschlichen Seele getan hatte, schien unwiederbringlich verloren zu sein. Um so freudiger teilte alle Welt den Jubel der Italiener, als es ihnen mit Geschick und Entschlossenheit gelungen war, die schmerzlich Vermißte wiederzugewinnen, um sie als den höchsten Ruhmestitel der eigenen künstlerischen Vergangenheit an Frankreich zurückgeben zu können.

Der Diebstahl.

Was unmittelbar nach vollbrachter Tat über deren Einzelheiten ermittelt worden ist, hat sich bis auf die eine Annahme bewährt, daß der Dieb sich schon am Sonntag Nachmittag beim Schluß der Louvresammlungen um fünf Uhr in der Gemäldegalerie habe einschließen lassen und die Nacht bis zum Montag Morgen in einem Abstellraum des Verkaufssaales der Braunschen Photographien zugebracht habe. Denn wie Vincenzo Peruggia, der Dieb, jetzt aussagt, hat er sich erst am Montag den 21. August, früh gegen acht Uhr — wohl eher früher als später — zusammen mit anderen Arbeitern in den Louvre eingeschmuggelt, dort das Bild von der Wand genommen, und es auf dem Wege, der durch die Untersuchung festgestellt worden ist, ins Freie gebracht. Die Aufseher mögen um diese frühe Stunde und dazu an dem Tage, an dem die Sammlung wegen der Reinigungsarbeiten überhaupt für das Publikum geschlossen ist, noch nicht an ihren Plätzen gewesen sein; wie es damals hieß, waren sie sämtlich, wie zu dieser Stunde üblich, in einem Raume der Galerie versammelt, um Weisungen für die Tagesarbeit zu erhalten. Jedenfalls waren der Salon Carré wie die angrenzenden Räume völlig unbewacht. Das in Augenhöhe hängende Bild, dessen Holztafel nur 77 zu 53 Zentimeter mißt, konnte leicht von der Wand abgenommen werden, da man es nur von zwei geschmiedeten Haken abzuheben brauchte, in denen der Schutzrahmen mit dicker Verglasung hing, an welchem das Bild samt seinem von der Gräfin Béarn gestifteten Rahmen durch Klammern befestigt war.

Mit dem Bilde in seinem verglasten Schutzrahmen begab sich nun der Dieb in die anstoßende lange Galerie des Louvre, an deren Anfang er, der von seiner früheren Tätigkeit als Verglaser her mit den Räumlichkeiten wohl vertraut war, sofort in die Galerie des sept mètres, worin die altitalienischen Bilder hängen, abschwenkte, denn es galt ihm so rasch wie möglich die kleine Treppe zu erreichen, zu der, wie er wußte, gleich rechts am Beginn dieses Saales eine Tapetentür führt. Sobald er sich auf dieser Treppe befand, machte er auf deren halbem Absatze halt, um, wie die später dort gefundenen Papierstücke bewiesen, das Bild mittels eines Taschenmessers von seinem Rahmen zu lösen, an den es mittels Streifen grauen Papieres geklebt war. Dann lehnte er dort den Rahmen samt dem ihn umschließenden verglasten Schutzrahmen an die Wand und suchte durch die kleine, in ihrem oberen Teil verglaste und vergitterte Tür am Fuß der Treppe den Zugang zu jenem Hofe der Sphinx zu gewinnen, den man von den Fenstern des Raumes für den Verkauf der Braunschen Photographien aus sehen kann.

Diese Tür aber fand er verschlossen. Die drei Riegel freilich konnte er zurückschieben, das Schloß jedoch mußte er erst losschrauben, um die Tür

öffnen zu können. Er schraubte daher zunächst den kupfernen Knopf los, der das Abnehmen des Schlosses gehindert hätte, und begann darauf mit Hilfe eines Geräts die eine der Schrauben, welche das Schloß hielten, und zwar die rechts oben, aufzudrehen. Dabei wurde er durch ein Geräusch verhindert, die Arbeit zu Ende zu führen, steckte den Knopf, den er keine Zeit mehr hatte wieder an seine Stelle zu bringen, in die Tasche — man fand diesen Knopf einige Tage später im Graben an der Seine-Seite des Louvre — und setzte sich auf die untersten Stufen der Treppe, um die Ankunft des Mannes zu erwarten, der den Lärm verursachte. Dies war ein Klempner Sauvet, den er mit den Worten anredete: „Öffnen Sie mir mal die Tür." Sauvet, der ihn wegen der weißen Bluse, die auch die Aufseher tragen, für einen solchen hielt, tat dies ohne weiteres, ohne darauf zu achten, ob der Mann etwas bei sich trage oder nicht. Das Bild aber hatte Peruggia, wie er jetzt berichtet, unter der Bluse zu verbergen gesucht.

So war der Dieb im Freien, in dem Hofe der Sphinx. Von dort bog er links nach dem großen Viscontihofe ab, zwischen der Galerie des sept mètres und dem Saal der modernen Franzosen, um die nach dem Louvre-Quai führende Pforte zu erreichen, was ihm auch ohne weiteres gelang, da sie, wie die Untersuchung ergab, gerade an diesem Morgen zwischen sieben und acht Uhr wegen der Reinigung des Vestibüls weit offen stand, der Wächter aber, der den Torwart zu vertreten hatte, gerade nach dem benachbarten Hof Lefuel gegangen war, um Wasser zu holen. Bevor der Dieb die Straße betrat, muß er seine weiße Bluse ausgezogen haben, wahrscheinlich schon im Hofe der Sphinx, denn ein Beamter, der am Quai zu seiner Arbeit ging, bemerkte, wie ein verdächtiges Individuum, das ein rechteckiges Paket unter dem Arme trug, aber gekleidet war wie jedermann (vêtu comme un petit bourgeois), um diese Zeit aus dem Tor Visconti trat und die Richtung nach dem Pont du Carrousel einschlug, in dessen Nähe aber, wie der Beamte noch sehen konnte, irgend etwas in den Louvregraben warf. Dieser fortgeworfene Gegenstand ist der erwähnte Türknopf gewesen, den ein Arbeiter am nächsten Donnerstag beim Ausfegen des Grabens fand und am Freitag, unmittelbar nachdem der Beamte seine Aussage gemacht hatte, ablieferte. Der Dieb wird also wohl seine Bluse dazu verwendet haben, das Bild damit zu umwickeln.

Welchen Weg er weiter eingeschlagen, hat nicht ermittelt werden können. Über den Pont du Carrousel wird er nicht gegangen sein, da der Beamte, der ihm soweit mit den Augen gefolgt war, solches bemerkt hätte. Er muß also entweder nach der Place du Carrousel eingebogen sein oder seinen Weg in der Richtung des Pont Royal fortgesetzt haben. Von da an fehlt jegliche Spur von ihm, trotz der genauen Angabe in der „Illustration" vom 2. September 1911.

Die „Illustration" setzte sofort einen Preis von 40000 Franken für diejenige Person aus, welche ihr das Bild bis zum 26. September bringen würde, und von 45000 Franken für den Fall, daß solches vor dem 1. September geschehe, letzteres namentlich um einer sofortigen Vernichtung des Bildes zuvorzukommen. Der Überbringer sollte dabei vollkommen anonym bleiben können. Außerdem setzte dieselbe Zeitschrift 10000 Franken für die Person aus, deren

Angaben dazu führen würden, den Inhaber des Bildes zu ermitteln oder den Ort, wo es bewahrt gehalten wurde. Bis zum 30. August waren darauf bei der Redaktion mehr als fünfhundert Briefe in dieser Angelegenheit eingegangen und gegen hundert Besuche erfolgt, doch ohne Ergebnis. Ebenso soll ein Kunstfreund damals der Administration des Beaux-Arts 25 000 Franken für den gleichen Zweck zur Verfügung gestellt haben. Wahrscheinlich waren damit die 25 000 Franken gemeint, die der Museumsverein (die Amis du Louvre) dem Polizeipräsidenten zu solchem Zweck ohne zeitliche Bindung zur Verfügung gestellt hatte, die jetzt, nach einer Äußerung des Vorsitzenden des Vereins, Herrn Raimond Koechlin, voraussichtlich dem Florentiner Kunsthändler Alfred Geri zufallen werden, der die erste Nachricht mitteilen konnte. Von einer Millionenprämie des Staates ist mir nichts bekannt.

Die Untersuchung über den Raub wurde am Dienstag den 22. August durch den Untersuchungsrichter beim Seine-Tribunal Drioux eingeleitet, wobei der Abdruck eines linken Daumens, der gleich nach der Tat auf der Glasscheibe des Schutzrahmens gefunden und photographiert worden war, eine Hauptrolle spielte. 257 Personen, deren Namen dem Untersuchungsrichter mitgeteilt worden waren, mußten sich nun der anthropometrischen Messung unterziehen; auch die Direktoren des Louvre ließen diese Prozedur über sich ergehen. Der Dieb aber befand sich nicht auf der Liste, da er damals nicht mehr im Louvre beschäftigt war. Erst als im Oktober (1911) der Professor an der Ecole des Beaux-Arts, Pierre Marcel, auf Anregung des Direktorialassistenten am Louvre Jean Guiffrey, in einem an den „Figaro" gerichteten Brief darauf aufmerksam gemacht hatte, daß „für jeden, der das Museum kennt, allein die Glaser eine Spur zu bieten vermöchten, die zum Ziel führen könnte," und alsbald der Direktor der Gemäldegalerie des Louvre Leprieur auf die gleiche Anregung hin die Sache in die Hand nahm, begann man sich der Spur des Täters zu nähern. Herr Leprieur ließ sich vom Oberglaser das Verzeichnis des von diesem verwendeten Personals geben, unter dem sich auch der Name Peruggias befand, der einst, obwohl von Beruf einfacher Anstreicher, bei der Verglasung gerade der kostbarsten Gemälde des Louvre mit verwendet worden war, als infolge der Beschädigung einzelner Bilder durch einen Akt des Vandalismus eine bessere Sicherung der Gemälde angeordnet wurde. Peruggia hatte in der Zwischenzeit freilich das Geschäft gewechselt, doch gelang es den Ort seiner neuen Tätigkeit zu ermitteln. Das Ergebnis dieser Nachforschungen wurde dem Untersuchungsrichter auch mitgeteilt; da dieser aber, wie es scheint, unerklärlicherweise unterließ, sich mit dem anthropometrischen Nachweisbureau in Verbindung zu setzen, so kam es nicht zur Feststellung des Verbrechers, der seiner jetzigen Aussage nach damals nur einem leichten Verhör durch einen Inspektor der Kriminalpolizei und einer Haussuchung unterzogen wurde, die zu keinem Ergebnis führte. Anderenfalls hätte man den Abdruck seiner sämtlichen Finger nebst seiner Photographie und genauen Angaben über seine Persönlichkeit auf der Karte gefunden, die in Paris bereits am 25. Januar 1909 hergestellt worden war, als er wegen Gewalttätigkeit und unerlaubten Waffentragens eingezogen war, was ihm am 9. Februar acht Tage Gefängnis eintrug (wie er

übrigens schon am 23. Juni 1908 in Mâcon wegen versuchten Diebstahls zu einem Tage Gefängnis verurteilt worden war). Unverständlich bleibt auch, weshalb man nicht seinen Fingerabdruck ebensogut nahm wie den der Beamten des Louvre, um ihn mit dem unmittelbar nach dem Diebstahl auf der Glasscheibe festgestellten zu vergleichen. Die vergrößerte Wiedergabe beider Abdrücke in der „Illustration" vom 20. Dezember 1913 beweist durch die genaueste Übereinstimmung aller Linienverbindungen und Linienenden in überzeugendster Weise die Gleichheit der Hand. Schon damals soll in anonymen Briefen auf einen in Paris lebenden Italiener hingewiesen worden sein, dessen Name jedoch nicht angegeben wurde.

Um der öffentlichen Meinung ein Opfer zu bringen, war der verdienstvolle Archäologe Homolle seines Amtes als Generaldirektor des Louvre enthoben und durch einen ausgezeichneten Verwaltungsbeamten, Pujalet, der freilich nur etwa anderthalb Jahre auf seinem neuen Posten verblieb, ersetzt worden. Manche Mißstände mögen infolge der bösen Erfahrung, die man gemacht hatte, beseitigt worden sein, besonders die Art, wie die Aufseherstellen besetzt worden sind; auch das Aufsichtspersonal wird wohl verstärkt und die vielen Ausgänge werden besser geschützt worden sein. An den freigewordenen Platz der Monna Lisa wurde Raphaels Castiglione gehängt. Im übrigen mußte abgewartet werden, ob und wann ein günstiges Geschick das Bild irgendwo wieder zutage fördern werde.

Leonardi.

Früher als man gehofft hatte, sollte dies geschehen. Am denkwürdigen 29. November 1913 erhielt der Florentiner Antiquitätenhändler Alfred Geri, Besitzer der Galleria d'Arte Antica e Moderna, Borgognissanti Nr. 12, in dem Augenblick, als bei ihm gerade eine Bilderversteigerung beginnen sollte, einen in Paris aufgegebenen Brief, worin ein gewisser Vincenzo Leonardi ihm nichts Geringeres als die lange vermißte Monna Lisa zum Kaufe anbot. Das konnte nur ein Scherz oder eine Verrücktheit sein; höchstens würde es sich um eine wertlose Kopie des Bildes handeln, dachte Geri. So wanderte denn der Brief in seine Tasche, und die Versteigerung begann. Der Vorname des Briefempfängers war freilich falsch mit Alessandro statt mit Alfredo angegeben (wie der Schreiber später erläuterte, weil ihm nur dessen Anfangsbuchstabe bekannt war und er das übrige auf gut Glück hinzugefügt hatte), aber die Bezeichnung als Kunsthändler schloß jeden Irrtum aus.

Hinterdrein kam Herrn Geri doch der Gedanke, daß es sich am Ende um ein ernstes, dann freilich äußerst unvorsichtiges Angebot handeln könne. Der Briefschreiber äußerte sich mit großer Natürlichkeit, ja Kindlichkeit. Indem er sich als Italiener zu erkennen gab, versicherte er, von dem Wunsche erfüllt zu sein, seinem Vaterlande wenigstens einen der vielen Kunstschätze wieder zu gewinnen, die namentlich zur napoleonischen Zeit zum Schaden Italiens und zum unverdienten Gewinn des reichen Paris entführt worden waren. Antwort erbat er sich nach Paris, postlagernd an der Place de la République.

In dieser Ungewißheit suchte Herr Geri den neuernannten Direktor der Uffizien, Professor Giovanni Poggi, auf, einen Mann von Scharfsinn, Vorsicht und Geschick, der in der Folge diese Eigenschaften auch in vollstem Umfang bewähren sollte. Poggi riet die Sache, so unwahrscheinlich der Erfolg auch sei, zum Schein wenigstens ernst zu nehmen. Mit einer Antwort sei ja kein Risiko verbunden. Am Ende könne es sich doch um einen Schurken handeln, der zugleich ein Einfaltspinsel sei. Die Geschichte des Verbrechertums wimmle ja von Fällen, wo gerade die größten Übeltäter sich im entscheidenden Augenblick durch eine ganz unverständliche Sorglosigkeit selbst ins Verderben gestürzt hätten. Geri beschloß darauf, dem Briefschreiber zu antworten, indem er ihn an seiner schwachen Seite, der Vaterlandsliebe, faßte und ihn versicherte, Italien werde ihm für die Rückgabe des Leonardoschen Meisterwerkes ewigen Dank zollen. Er, Geri, sei bereit, mit ihm darüber zu verhandeln. Da der Schreiber um ein Angebot gebeten hatte, teilte er ihm mit, daß der Preis nicht das geringste Hindernis bieten solle: sobald erst die Echtheit des Gemäldes festgestellt sei, werde jede Forderung angenommen, jedes anderweitige Gebot aber überboten werden.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Leonardi drückte in einem langen Brief seine Befriedigung über die günstige Aufnahme seines Angebotes aus und beteuerte von neuem seinen Schmerz über die Menge der italienischen Meisterwerke, womit er die französischen Museen angefüllt sehe. Ein einziges großes Ideal schwebe ihm vor: Italien wenigstens einen seiner Schätze wieder zurückzuerstatten. Dann aber fügte er hinzu (wie die Florentiner „Nazione" in ihren ausgezeichneten Berichten vom 13. bis zum 16. Dezember, denen diese Einzelheiten zumeist entnommen sind, bemerkt: Patriot schon, aber . . . Patriot gegen Bezahlung), ob man ihm einen Preis nicht wenigstens andeuten wolle. Schließlich hieß es, Herr Geri möge nach Paris kommen, um die Unterhandlungen zu einem raschen Abschluß zu bringen und dann das Gemälde an sich zu nehmen.

Nach einer neuen Beratung mit Direktor Poggi erwiderte Geri nur, er sei gerührt durch die Beweise seiner italienischen Gesinnung und könne nur wiederholen, daß er jedes sonstige Gebot überbieten werde, da er im Auftrage des Direktors der Uffizien, Professor Poggi, verhandle, dessen Vorschläge sicher Beachtung finden würden. Monna Lisa werde heimkehren, um in dem größten Kunstheiligtum ihrer Vaterstadt ihr Lächeln zu entfalten. Nach Paris werde er nicht kommen, dagegen rate er ihm aus vielen Gründen an, über die Grenze zu kommen und ihm mitzuteilen, in welcher Stadt Oberitaliens er ihn treffen könne. Etwa in Mailand?

Bereits am 6. Dezember langte hierauf die Antwort an: „Leonardi" kündigte, freilich unter dem Datum des 13., seine Ankunft in Mailand für nächsten Mittwoch den 17. an, womit er wohl den 10. meinte. Da diese Auslegung aber ungewiß war und Direktor Poggi sowohl wie Geri am 17. verhindert gewesen wären, machten beide aus, daß eine Hinausschiebung der Zusammenkunft bis zum 20. vorgeschlagen werden solle. Bevor aber noch Geri zum Schreiben kam, erhielt er am Dienstag den 9. Dezember ein Telegramm

folgenden Wortlauts: „Geri, Antiquitätenhändler, Borgognissanti, Florenz. Bin schon in Mailand, fahre sofort nach Florenz weiter. Leonardi." Sofort telegraphierte er Poggi, der unterdessen nach Bologna gefahren war: „Besagter kommt morgen mit Gegenstand über Mailand nach Florenz. Ihre Anwesenheit nötig." Poggi versprach sofort, am nächsten Tage zurückzukommen.

Mittwoch nachmittag erschien in Geris Geschäftslokal ein Mann, der nichts Besonderes an sich hatte: klein, mager, von gelber Gesichtsfarbe, mit kleinem Schnurrbart, dunkel gekleidet, mit einem gewissen Streben nach Eleganz; er mochte dreißig Jahre oder etwas darüber zählen. Nachdem er sich vergewissert, ob er es auch wirklich mit Geri zu tun habe, stellte er sich als Leonardi aus Paris vor und fragte gleich, ob Geri ihn kenne und sich seiner entsinne. Dieser versicherte ihn seiner Freude, ihm endlich zu begegnen, worauf Leonardi ihm mitteilte, daß er mit der festen Absicht gekommen sei, das Gemälde Leonardos seinem teuren Vaterlande wiederzubringen. Ja noch mehr, er habe die Gioconda mit nach Florenz gebracht. „Sie scherzen wohl," meinte Geri. — „Ich?" erwiderte Leonardi kühl. „Sollten Sie etwa scherzen?" — „Was denken Sie," gab Geri zurück, „das scheint mir kein Anlaß zum Scherzen zu sein." Darauf wurden die Bedingungen festgestellt, unter denen die Übergabe und die Bezahlung des Bildes erfolgen sollte. Am nächsten Tage möge Leonardi um drei Uhr wieder zu Geri kommen, wo dann auch der Direktor Poggi sein würde; von dort wollten sie allesamt nach dem kleinen Gasthof in der Via Panzani fahren, in dem Leonardi abgestiegen war und das Bild bewahrte; erweise es sich als das Louvrebild, so werde ihm der entsprechende Preis gezahlt werden. Leonardi forderte 500 000 Franken, zu deren Zahlung sich Geri auch bereit erklärte. Weiteren Fragen über die Art, wie er sich in den Besitz des Bildes gesetzt habe, wich er aus, und verabschiedete sich schließlich, indem er nicht vergaß, Pünktlichkeit zu empfehlen.

Dies wäre nicht nötig gewesen; wer aber am Donnerstag den 11. nicht kam, war Leonardi. Als er zehn Minuten nach drei nicht erschienen war, bemächtigte sich Geris und Poggis, die ihn erwarteten, doch eine gewisse Unruhe. Sollte es am Ende nur ein Scherz gewesen sein? Endlich um ein viertel auf vier kam er, worauf alle drei sich nach dem Albergo Tripoli-Italia begaben, wo er nach der Straße hin Nr. 20 das letzte Zimmer rechts vom Eingang im dritten Obergeschoß innehatte. Sofort zog er unter dem Bett eine simple, nur mit einem Vorlegeschloß geschlossene weiße Holzkiste hervor, indem er sagte: Hier ist der Leonardo; fortan werden die Florentiner wie die Fremden ihn an seinem rechtmäßigen Platz bewundern können, in den Uffizien. Er öffnete die Kiste und warf deren kunterbunten Inhalt, mit Kalk bespritzte Blusen, einen Anzug, Wäsche, Modellierhölzer, enthaarte Pinsel, leere Firnistuben, dazu eine Mandoline im Futteral, mitten in das Zimmer hinein. Darauf hob er den Doppelboden des Koffers ab und holte darunter eine sorgfältig mit Papier und Leinwandstreifen zugeklebte Tafel hervor, die in ein Stück roten Samtes gewickelt war. Nach Entfernung dieser Hüllen kam die Gioconda zum Vorschein.

Das Bild wurde aufs Bett gestellt. Es war unberührt und von wunder-

barer Erhaltung. Direktor Poggi brachte es zum Fenster, um es bei besserem Licht mit einer Photographie, die er mitgebracht hatte, vergleichen zu können. Nach eingehender langer Betrachtung erklärte er, über die Echtheit könne kein Zweifel bestehen. Zum Überfluß konnten auf der Rückseite des Bildes die Katalognummer und der Stempel des Louvre festgestellt werden. Tief ergriffen von der unverhofften, ans Wunderbare streifenden Wiederauffindung des Leonardoschen Gemäldes, drückten Geri und Poggi dem Manne in überströmendem Gefühl die Hände und versicherten ihm — eine Notlüge war hier nicht zu umgehen, um ihn in Sicherheit zu wiegen —, daß sie sein Anrecht auf eine entsprechende Belohnung bestätigen und befürworten würden. Nur, äußerte Poggi — und führte damit die entscheidende Wendung in der Sache herbei, welche die Wiedererlangung des Bildes sicherte —, würde es gut sein, die Tafel nach den Uffizien zu bringen, wo alle Hilfsmittel vorhanden seien, um ihre Echtheit einwandfrei festzustellen. Leonardi besann sich auch keinen Augenblick, sie in den roten Samt gehüllt unter den Arm zu nehmen und mit den beiden anderen hinauszugehen, um sie in einer Droschke nach den Uffizien zu bringen, bevor er auch nur eine Banknote gesehen hatte. Am Ausgang des Gasthofes wurde Leonardi vom Portier noch mit der Frage angehalten, was er da trage und wohin er damit wolle, worauf jener etwas verwirrt antwortete, es sei ein Bild, das er nach den Uffizien bringe; da aber die beiden anderen bekannt waren, wurde er durchgelassen. In den Uffizien angelangt, verabschiedeten sie sich von Leonardi mit dem Bemerken, daß sie ihn am nächsten Tage gegen 5 Uhr nachmittags wieder im Gasthof aufsuchen und dabei den Generaldirektor der Altertümer und Kunstwerke (Corrado Ricci) mitbringen würden, der erst von Rom telegraphisch herbeigerufen werden müsse. Durch den Präfekten Grafen Cioia, der als erster vom Funde benachrichtigt wurde, erhielt Corrado Ricci denn auch sofort die Aufforderung, unverweilt nach Florenz zu kommen. Am nächsten Morgen traf er dort ein. Geri aber soll geäußert haben, man sehe doch wozu die Kunsthändler gut seien: sie ließen die Bilder nicht nur vom Markte verschwinden, sondern hülfen auch zu deren Wiedererlangung.

Peruggia.

Den Quästor (Polizeipräsidenten) Commendatore Tarantelli wies dann der Präfekt Graf Cioia noch am gleichen Nachmittag (Donnerstag den 11. Dezember) an, einen gewissen Leonardi, der im Gasthof „Tripoli-Italia" wohne, festnehmen zu lassen, wobei er nur im allgemeinen hinzufügte, es handle sich um eine Angelegenheit von größter Wichtigkeit. Um sieben Uhr abends begab sich darauf der Quästor, begleitet von seinem Kabinettschef Cav. Dr. Mars und dem Polizeikommissar Matassi, selbst nach dem Gasthof, wo er Leonardi, den ihm der Portier zeigte, im Begriff fand auszugehen. Nachdem er sich ausgewiesen, forderte er ihn auf, nach der Präfektur mitzukommen, um einige Auskünfte zu geben. Leonardi erklärte sich nach einem leichten vorübergehenden Schwanken bereit, ihm zu folgen. Zuvor aber bat der Quästor um die Erlaubnis, das Zimmer, das er bewohne, zu besichtigen. Mit einem Zeichen des Einverständnisses begleitete Leonardi ihn hinauf. Dort wurde eine genaue

Durchsuchung vorgenommen, in deren Folge die Holzkiste samt ihrem Inhalt sowie eine so gut wie leere lederne Handtasche beschlagnahmt wurden. Auf der Quästur wurde Leonardi im Zimmer des Präsidenten einem langen, eingehenden Verhör unterzogen. Nach einigem Zögern gestand er, Vincenzo Peruggia zu heißen (nicht wie anfänglich angenommen wurde Perugia, und noch weniger Perruggia, wie der Name unmöglicherweise auf der Pariser Fingerabdruckkarte geschrieben worden war), zweiunddreißig Jahre alt, aus Dumenza in der Provinz Como gebürtig, von Beruf Anstreicher.

Auf die Frage des Quästors, wie er in den Besitz des Gemäldes gelangt sei, erwiderte Peruggia nach einigem Überlegen: Nun ja, ich bin es tatsächlich, der es geraubt hat. Dabei kam er wieder auf die vielen italienischen Kunstschätze von Paris zu sprechen und drückte seine Überzeugung aus, daß er durch die Rücknahme eines dieser Werke ein heiliges und gutes Werk getan habe. Der Gedanke an Geldgewinn habe ihm fern gelegen. Darauf berichtete er, daß er seit langer Zeit, abgesehen von wenigen Besuchen, die er in Italien gemacht habe, in Paris lebe; er sei unverheiratet und lebe von Tagelohn. Seinem Beruf nach sei er Anstreicher, treibe aber daneben noch dies und jenes; ja er habe nicht ohne einen gewissen Erfolg selbst in der Malerei sich versucht. Vor Jahren habe er im Louvre gearbeitet und dort eine große Bitterkeit, ja eine große Wut darüber empfunden, daß die größten Schätze dieses Museums italienischen Ursprungs seien. Da habe er sich eines Tages gesagt: ich wäre kein Italiener, wenn ich nicht eines dieser Meisterwerke in mein Vaterland zurückbrächte. Seitdem ließ mich diese Idee nicht mehr los und quälte mich wie eine Bremse, auch nachdem meine Beschäftigung im Louvre zu Ende war. Ich entschied mich für die Gioconda (nachdem er auch an Bilder von Mantegna u. a. gedacht). Und nun erzählte er, wie er eines Morgens bei kühler Überlegung den Mut fand, seinen Plan auszuführen. Ich wartete, sagte er, bis die Arbeiter in den Louvre hineingingen, und schloß mich ihnen an; auch ich hatte die Bluse an, so daß niemand auf mich achtete. (Dadurch wird also die ursprüngliche Annahme, daß er sich schon am Tage vorher habe einschließen lassen, hinfällig.) Einmal im Louvre, wandte er sich rasch dem Salon Carré zu, hob die Gioconda von der Wand und brachte sie nach einer Nebentreppe, wo er den Rahmen verbarg. Darauf habe er das Bild, so gut es gehen wollte, unter seiner Bluse versteckt und sich mit größter Unbekümmertheit dem Ausgang genähert, was ihm auch sehr zustatten kam, denn er konnte ohne das geringste Hindernis das Museum verlassen und seine Wohnung erreichen. Dann erwähnte er auch sein Verhör, das keinerlei weitere Folgen für ihn gehabt hatte. Bis vor wenigen Tagen habe er die Gioconda in seinem Schlafzimmer bewahrt. Da er nun die Wachsamkeit der französischen Polizei für genügend eingeschläfert hielt, habe er sich daran gemacht, das kostbare Gemälde seinem Vaterlande wieder zuzuführen. Den Namen des Herrn Geri habe er gekannt (er entnahm ihn einer Ankündigung im Corriere della Sera) und sich daher an ihn mit dem Angebot gewendet. Er beabsichtige nicht, die Gioconda dem Staate zu verkaufen, hoffe aber wegen der Gefahr, der er sich unterzogen, und wegen des Dienstes, den er Italien erwiesen,

auf eine entsprechende Belohnung. Vergeblich blieben alle Versuche, weiteres aus ihm herauszubringen. Namentlich leugnete er auf das entschiedenste, irgendwelche Helfershelfer oder Mitwisser gehabt zu haben oder noch zu haben. Bei der Durchsuchung fanden sich 1 Lire 75 Centesimi in seinen Taschen. Selbstverständlich wurde er in Arrest behalten.

Nachforschungen im Gasthof ergaben, daß er sich dort als „Leonard", von Beruf Maler, angegeben habe. Mittwoch den 10. vormittags war er angekommen; die große weiße Holzkiste wurde ihm ein paar Stunden später dahin gebracht. Von eins bis gegen sieben Uhr nachmittags war er dann fortgewesen. Seine Rechnung im Gasthof belief sich für die zwei Tage auf etwa zehn Lire.

In Dumenza, einem Ort des Distrikts Varese, der vor einem Menschenalter etwa 800 Einwohner zählte, erfuhr der Berichterstatter der „Nazione" vom Bürgermeister, daß Peruggia seit sechs Jahren von dort abwesend sei. Zuerst sei er als Anstreicher nach Mailand gegangen, dann nach Paris, wo er mit anderen Einwohnern Dumenzas als Dekorationsmaler tätig war. Wie er am 26. Oktober 1912 seinem Vater schrieb, wohnte er dort in der Rue de l'Hôpital-St.-Louis 5 (in einer Cité du Héron genannten Gastwirtschaft). In diesem Brief heißt es: „Ich wünsche Euch ein langes Leben, damit Ihr den Gewinn genießen möget, den Euer Sohn zu Eurem und aller Familienglieder Vorteil zu realisieren im Begriff ist. Habt nur noch eine kurze Weile Geduld; dann hoffe ich Euch alle glücklich zu machen." Beim Verlassen seines Heimatortes hatte er erklärt, erst wenn er sich ein Vermögen gemacht habe, zurückkehren zu wollen. In Dumenza hatte er sich stets gut geführt.

Der Vater Giacomo, Maurer seines Zeichens (dem sein Sohn Vincenzo am 8. Oktober 1881 von seiner Frau Celeste Rossi in Dumenza geboren ward), erzählte, sein Sohn sei ruhigen Wesens und habe in Paris stets fleißig gearbeitet. 1911 habe er in verschiedenen Sendungen im ganzen gegen 300 Lire nach Hause geschickt. In seinem letzten Briefe, im Frühjahr 1913, meldete er, daß die Arbeit ihm nicht den erhofften Gewinn bringe, doch wolle er nicht heimkehren, bevor er sich nicht ein Vermögen gemacht. Die Mutter, drei Brüder und eine Schwester leben noch. Die Verwandtschaft des Peruggia ist in dem ganzen Gebiete von Luino, in der Valtravaglia und in den Tälern von Sauna und Cunardo, weit verbreitet. Mehrere Arbeitsgenossen Peruggias, die seit einem halben Jahre aus Paris zurück sind, sollten noch vernommen werden.

Ein Korrespondent der „Nazione" suchte ferner Peruggias ehemalige Wohnung in Paris auf und fand das große Gebäude vollständig von einer Kolonie oberlombardischer Arbeiter bewohnt, die fast alle Anstreicher waren. Obwohl es schon spät war und alles schlief, gelang es ihm doch, mit Hilfe des Mailänder Dialekts, sich öffnen zu lassen. Nachdem er an verschiedene Türen geklopft, fand er die Familie eines Vetters von Peruggia, Giovanni, heraus. Von dieser erfuhr er, daß Peruggia im dritten Stock ein Zimmerchen am Ende eines kleinen Korridors allein bewohnt habe. Er sei verschlossenen, einsiedlerischen Wesens, durchaus ernst und ruhig, habe das

regelmäßigste Leben geführt und sei täglich zur Arbeit gegangen. Seit vierzehn Tagen (also seit Ende November) habe er davon gesprochen, daß er bald nach Italien werde heimkehren müssen. Neulich sei er abends etwas früher als gewöhnlich nach Hause gekommen und habe sich von der Frau des Vetters die fertige Wäsche geben lassen, da er wegen einer wichtigen Sache sofort abreisen müsse. Worum es sich handle, habe er nicht gesagt. Die Frage, ob nichts Auffälliges und Ungewohntes in dessen Zimmer bemerkt worden sei, wurde vom Vetter mit Nachdruck verneint. Andere Vettern zweiten Grades, die Brüder Giorgio und Antonio Peruggia, gleichfalls aus Dumenza, waren vor einigen Tagen wegen Familienangelegenheiten abgereist. Bemerkenswert war, daß niemand nach dem Beweggrund dieses seltsamen Nachtbesuchs fragte. Das Zimmer Peruggias konnte der Berichterstatter nicht sehen, da es verschlossen und unbewohnt war. (Dieses Zimmer, wo die Gioconda durch mehr als zwei Jahre unter Gerümpel verborgen gehalten wurde, ist in der „Illustration" vom 20. Dezember 1913 abgebildet.) Von einem Unternehmer für Dekorationsarbeiten Morandi, der Peruggia gekannt hatte, hörte er, daß er an ihm nichts Auffälliges wahrgenommen habe; in gleichem Sinn äußerte sich der Unternehmer Tomasina.

Die Haussuchung, welche noch vor Schluß der Woche dort ausgeführt wurde, förderte die Adressen verschiedener Antiquare, darunter auch die des Geri in Florenz, sowie von reichen Bildersammlern zutage, woraus deutlich hervorgeht, daß Peruggia, wie anzunehmen, sich sorgfältig auf eine möglichst vorteilhafte Verwertung des Raubes vorbereitet und natürlich nicht, wie er vorgibt, bloß aus Patriotismus gehandelt habe. Entgegen der Behauptung seiner Pariser Bekannten, daß er keine Beziehungen zu Frauen unterhalten habe, wurden dabei dreiundneunzig Liebesbriefe einer gewissen Matilde an ihn aus den Jahren 1911 bis 1913 gefunden, die in einer reichen Bürgersfamilie diente.

Freitag früh wurde im Kabinett des Cav. Mars die Kiste genau untersucht und ihr Inhalt verzeichnet. Sie enthielt außer den bereits genannten Gegenständen nur Rechnungen von Gasthöfen und Pensionen sowie einige bedeutungslose Papiere. Am selben Abend wurde Peruggia in das Kriminalgefängnis, die Murate, abgeführt. Tagsüber war er ruhig gewesen und soll sich nur über die Undankbarkeit beklagt haben, da er Italien doch einen großen Dienst erwiesen habe. Hätte er sich an Frankreich gewendet, sagte er, so hätte er dort zum mindesten eine Million erhalten, während er sich hier mit der Hälfte dieser Summe habe begnügen wollen. Das könne nur auf einem Mißverständnis beruhen, das sich bald werde aufklären müssen.

Sehr geteilt waren die Ansichten über die Geistesverfassung des Diebes. Während Corrado Ricci sich dahin geäußert haben soll, daß dieser nur gestohlen habe, um zu stehlen, da er sich andernfalls an eine Behörde statt an einen Antiquar hätte wenden müssen, hielten ihn andere für verrückt, und zwar von der Manie des Patriotismus erfüllt. Im Fieber eines Ausgewanderten, der in jenen Gemälden den höchsten und reinsten Aufschwung seines Vaterlandes habe flammen sehen, sei er zu so naiver Großherzigkeit getrieben worden. Schließlich

soll gar das bezaubernde Lächeln der Gioconda solche Reinigung an ihm bewirkt haben. Vielleicht auch habe er nur im Auftrag des wirklichen Täters gehandelt, um dessen Gewissensbisse zu beschwichtigen. Einzelne dachten schon daran, ihm einen berühmten Advokaten zu verschaffen, um das Rühmliche seiner Tat zu verteidigen. Nicht verwunderlich, meinte man, würde es sein, wenn die italienischen Richter kraft des Paragraphen 49 des Strafkodex zu dem Schluß kämen, daß er aus voller geistiger Unzurechnungsfähigkeit heraus gehandelt habe. Niemand würde dann über Ungerechtigkeit klagen, auch nicht die französische Regierung, nachdem sie das Gemälde wiedererlangt haben werde.

Sonnabend früh übergab der Quästor das Protokoll über Peruggias Festnahme dem Gericht. Da eine Auslieferung durch das Gesetz untersagt ist, wird der Beschuldigte in Florenz abgeurteilt werden. Montag mittag wurde das Verfahren gegen ihn eingeleitet, nachdem der Staatsanwalt Advokat Cav. Giulio Campili, von dem Generalstaatsanwalt des Appellhofes die Unterlagen über die Inhaftnahme erhalten hatte. Mit der Untersuchung betraute der Staatsanwalt den Advokaten Cav. Oskar Muzj. Da es sich dabei um einen Diebstahl handelte, den ein Italiener im Auslande ausgeführt hatte, entstand zunächst die Frage, ob die Anklage der Florentiner Polizei als Grundlage genüge, während sie eigentlich von einer französischen Behörde hätte ausgehen sollen. Unter solchen Umständen würde das Verbrechen auf Grund einer privaten, nicht aber einer öffentlichen Anklage zu verfolgen sein. Bevor eine französische Anklage vorlag, konnte auch nicht festgestellt werden, ob der Diebstahl als auf Grund einer Veruntreuung oder als mittels Anwendung von Gewalt begangen zu bezeichnen wäre. Erst durch das am Montag Morgen erfolgte Eintreffen zweier französischer Polizeibeamten in Florenz, des Inspektors Vignol und eines Barbieri, werden alle diese Fragen ihre Klärung finden. Diese beiden Beamten waren auf die Mitteilungen hin abgesandt worden, welche der Quästor durch Vermittlung des französischen Konsuls in Florenz sofort nach der Verhaftung Peruggias der Pariser Polizei hatte zukommen lassen; sie waren bereits über das Ergebnis der unter Beihilfe des italienischen Polizeikommissars Leonini in Paris vorgenommenen Haussuchung vollkommen unterrichtet.

Zunächst wurde Montag Nachmittag um halb vier, nachdem die Galerie für den öffentlichen Besuch geschlossen worden war, das Gemälde selbst in Gegenwart der beiden Franzosen durch den Gerichtshof besichtigt und auf Grund einer schriftlichen Erklärung der Sachverständigen, worüber noch zu berichten sein wird, als das aus dem Louvre gestohlene Werk festgestellt. Von vier bis acht unterzog dann der Untersuchungsrichter Muzj den Gefangenen einem eingehenden Verhör über den Diebstahl. Nach der Zuschrift eines Kenners des internationalen Privatrechts an die Wiener Zeitschrift „Die Zeit" wird es sich weiterhin noch darum handeln, ob für die Frage nach der Verjährung das italienische Recht, das nur zwei Jahre vorsieht, oder das französische, das mit drei Jahren rechnet, in Anwendung zu bringer sein wird. In ersterem Falle wäre die Verjährung bereits eingetreten.

Das Bild.

In den Uffizien schloß sich Direktor Poggi am Donnerstag den 11. Dezember nachmittags, sobald er das Bild in Sicherheit hatte, in seinem Arbeitszimmer ein und verglich es mit verschiedenen Photographien, die sämtlich die Identität mit dem Louvrebilde erwiesen. Wie er dann am 15. in seiner gemeinsam mit Dr. Nello Tarchiani aufgesetzten offiziellen Sachverständigen-Erklärung ausdrücklich hervorhob, bot das Gemälde noch folgende Kennzeichen: „Flecken auf dem Rücken der Rechten, Abschürfungen und fehlende Farbe um den Mund herum, ein deutliches Pentiment am Umriß des rechten Zeigefingers, eine rundliche Abblätterung am rechten Ellbogen, einige vertikale Sprünge im Holze rechts vom Kopf, teilweises Fehlen der Farbe an den Fingern der linken Hand sowie einige deutliche äußere Merkmale." In dem gleichen Gutachten heißt es, die Tafel habe oberhalb des Kopfes einen Sprung, der auch an der Vorderseite ganz deutlich sichtbar sei, auf der Rückseite aber durch zwei Klammern in Flügelform zusammengehalten worden sei, deren obere jetzt fehle. Im oberen Teil der Rückseite befänden sich auch zwei aufgeklebte Zettel, der eine mit dem Aufdruck „Du Rameau Garde des Tableaux à Versailles", der andere mit der Bezeichnung in Tinte „Pièce du Directeur". Tiefer unten rechts in rot der Stempel der königlichen Museen mit der Krone, den Lilien, den Initialen M. R. und der Nummer 316. Der Wert des Bildes sei auf mehrere Millionen zu veranschlagen. Von anderer Seite wurde angegeben, daß das Bild eine leichte Verletzung auf der linken Wange und einen schwachen Kratzer auf der linken Schulter aufweise, was jedoch nur den Firnis betroffen haben wird.

So war denn die Identität des Gemäldes in einwandfreier Weise festgestellt, wie solches auch der Generaldirektor der Altertümer Corrado Ricci, der Freitag morgen von Rom aus in Florenz eintraf, vollauf bestätigte. Dem Kultusminister Credaro telegraphierte er sofort darüber nach Rom, der unverweilt den französischen Botschafter Barrère davon verständigte. Abends telegraphierte Ricci nochmals dem Minister über die Einzelheiten des Fundes und bat ihn um die Erlaubnis, das Bild öffentlich auszustellen. Im Zimmer des Direktors hatten nur wenig Besucher Platz finden können, die aber um so inniger von der Bedeutung des Ereignisses ergriffen waren. Jemand meinte, Monna Lisa sei gekommen, etwas heimische Luft zu schöpfen; ein anderer erkannte in ihr die liebenswürdige Heiterkeit der florentinischen Frauen: es sei wie ein Traum, hieß es allgemein, nur die Sprache fehle ihr. Im übrigen vermied man, seiner Bewegung Ausdruck durch das Wort zu geben. Ricci schien der ruhigste von allen zu sein: bald näherte er sich dem Bilde, bald entfernte er sich davon, um es als Ganzes in sich aufzunehmen, und als er den richtigen Standpunkt gefunden, rief er nur aus: „O wie sie spricht; sie scheint uns entgegenzukommen, als erkenne sie uns alle wieder!"

Dann wurde das Gemälde in das Gemmenkabinett gebracht, nachdem es in den Rahmen von Bronzinos Bianca Cappello eingelassen worden war. Auch in die Nähe des goldblonden Correggio versuchte man es zu stellen.

Endlich fand es seinen Platz in einer Ecke des Raumes der italienischen Malerbildnisse, wo es mit dem roten Samt, worein es Peruggia gewickelt hatte, drapiert wurde. Schwere Bänke mit Lehnen wurden davor gestellt, um den Andrang der Beschauer zurückzuhalten. Unterdessen waren Gino Fogolari, der Direktor der Akademie von Venedig, Cavenaghi, der ausgezeichnete Bilderrestaurator aus Mailand und viele andere eingetroffen. Nur das Wetter war grau, ohne einen Sonnenstrahl. Immerhin konnte man in dieser neuen Beleuchtung zu allgemeinem Staunen die Lehnen des roten Sessels wahrnehmen, wodurch die Haltung der Dargestellten erst ganz verständlich wird.

Am Sonntag wurde das Bild von mehr als 30000 Menschen, bei freiem Eintritt, besichtigt. Auch am Montag, einem Zahltage, waren während der beiden ersten Stunden schon über 2000 Besucher gekommen. Am Mittwoch sollte es zu einem wohltätigen Zweck im Palazzo Vecchio ausgestellt werden; doch wurde solches untersagt. Sonnabend sollte es dann von Corradi Ricci, unter dem Beistand von zwei Landgendarmen, nach Rom gebracht werden, um Sonntag den 20. in der Villa Medici dem französischen Botschafter feierlich ausgehändigt zu werden. Freitag den 26. reisten der neue Generaldirektor des Louvre Henry Marcel und der Direktor der Gemäldegalerie Leprieur nach Rom, um das Bild abzuholen. Montag den 25. wurde es durch Modigliani, den Direktor der Brera, wiederum unter Bewachung, nach Mailand gebracht, wo es am folgenden Tage zum Entzücken der Mailänder öffentlich ausgestellt war; darauf langte es am Silvesterabend in Paris an.

So traf die lange Vermißte ungefähr gleichzeitig mit jenem Altarbild des Van der Goes an ihrem Bestimmungsorte ein, auf das Berlin gleichfalls jahrelang hatte warten müssen und das wohl die großartigste Erwerbung darstellt, die ein Museum im Laufe der vergangenen hundert Jahre gemacht hat. Wie der Diebstahl ausgeführt worden ist, wird sich bis in alle Einzelheiten erst erkennen lassen, sobald ein amtlicher Bericht über ihr Verschwinden erschienen sein wird. Das Schicksal des Diebes aber liegt in der Hand der italienischen Justiz, die in dem Fall, daß sich seine Angaben bewahrheiten sollten, wohl seiner minderwertigen Geistesverfassung Rechnung tragen dürfte.

* * *

Monna (oder wie Vasari schrieb: Mona) Lisa di Antonio Maria di Noldo Gherardini stammte aus Neapel und heiratete 1495 den angesehenen Florentiner Bürger Francesco di Bartolomeo di Zanobi del Giocondo, der 1460 geboren war, vor ihr bereits zwei Frauen gehabt hatte, und 1528 starb. Leonardo da Vinci wird ihr Bildnis um 1503 in Florenz begonnen haben, als er aus dem Dienste Cesare Borgias dorthin zurückgekehrt war, und bis zum Jahre 1506, wo er nach Mailand wieder zurückkehrte, mit Unterbrechungen daran gearbeitet haben, da Vasari von einer vierjährigen Dauer der Arbeit spricht, wonach er es immer noch als unvollendet habe zurücklassen müssen. Dem Anscheine nach wird Monna Lisa zu Beginn der Arbeit etwa fünfundzwanzig Jahre gezählt haben, eher etwas weniger, wenn man ihre südliche Herkunft

berücksichtigt. Leonardo selbst befand sich damals, bei einundfünfzig Jahren, auf der vollen Höhe seiner Kraft und seines Ruhmes: kürzlich hatte er in Mailand das Abendmahl vollendet und bereitete sich nun auf die noch größere Aufgabe vor, den Saal des Rathauses seiner Vaterstadt mit einem Schlachtenbilde zu schmücken, wozu sein jüngerer Nebenbuhler Michelangelo das Gegenstück liefern sollte.

Wie er stets auf die höchste Vollendung seiner Schöpfungen ausgegangen war, so wollte er diesmal offenbar sein Meisterwerk liefern. Vasari rühmt den feuchten Glanz der Augen, deren Ränder matt gerötet und mit aufs feinste wiedergegebenen Wimpern versehen gewesen seien. An den Brauen konnte man bewundern, wie die Haare bald dünner, bald dichter aus der Haut herauswuchsen und durch die Form der Poren in ihrer Richtung bestimmt wurden. Die Nase mit ihren rosigen, zarten Nüstern schien die Luft einzuziehen, und der Mund war so fleischig gemalt, daß das Rot der Lippen unmerklich in den sonstigen Ton des Gesichtes überging. Wer aufmerksam hinschaute, konnte an der Halsgrube das Pochen des Blutes wahrnehmen. Kurz, auch der vortrefflichste Künstler mußte vor solcher Vollkommenheit erbeben.

Von all diesen Herrlichkeiten ist infolge der Unbilden der Zeit jetzt kaum noch ein Hauch zu verspüren; unter dem dicken Firnis sind die Farben nur mit Mühe zu erkennen: und doch läßt uns der Blick nicht los, der etwas von der Seite auf uns herabschaut, während die Lippen sich zu einem überlegenen Lächeln kräuseln. Ob der Maler selbst, wie man es sich gern einredet, durch diesen Blick gefesselt wurde: wer mag das wissen? Glaublich erscheint es nicht. Aber das Visionäre und Überirdische dieses Bildes, worein Leonardo seine ganze Seele gelegt, wirkt fort wie von Anbeginn an und wird nie aufhören, die Menschheit in Spannung zu erhalten.

Darum freuen wir uns mit bei der Wiederauffindung dieses Meisterwerkes, das schon 1517 in dem Schlößchen Cloux bei Amboise, wo Leonardo bald darauf starb, von dem Kardinal Luigi von Aragon bewundert wurde, in der Mitte des 16. Jahrhunderts schon sich in Fontainebleau befand, von wo es im 18. Jahrhundert in den Louvre wanderte, um dort zu bleiben und nun auch weiterhin Bewunderung und Entzücken zu erregen.

Dresden, 6. Januar 1914.

Dreißig Jahre deutscher Kolonialpolitik.

Als letzte unter den europäischen Mächten hat Deutschland sich zum Erwerb überseeischer Besitzungen entschlossen. Spanien und Portugal haben den Grund zu ihren kolonialen Weltreichen bereits in den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts gelegt. Im 16. Jahrhundert haben Frankreich und England mit kolonialen Erwerbungen begonnen. Die Niederlande, Dänemark, Schweden und Rußland sind im 17. Jahrhundert in die Reihe der Kolonialmächte getreten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat dann Österreich-Ungarn sich in den verwilderten Balkanländern, Italien am Roten Meere festgesetzt und schließlich das kleine Belgien die Politik eingeleitet, die es zum Herrn des ganzen mittleren Afrikas gemacht hat. Erst sein Beispiel hat das Deutsche Reich aufgerüttelt und dazu bestimmt, in allerletzter Stunde bei der neuen Teilung der Welt gleichfalls die Hand auf ein paar Brocken zu legen.

Zu verwundern ist es nicht, wenn Deutschland so lange gezögert hat, sich an der großen Aufgabe der Erschließung und Zivilisierung der zurückgebliebenen Teile der Erde zu beteiligen. Fähig dazu sind nur Staaten, die dank ihrer Lage am Weltmeer bei ausreichender Seemacht, großem Wohlstand und starker Bevölkerung sich zu überseeischen Unternehmungen gedrängt sehen, da ihnen das eigene Gebiet nicht mehr genügend Spielraum für ihre Kräfte bietet. Deutschland war aber im 17. Jahrhundert durch innere Streitigkeiten und äußere Feinde tief heruntergebracht und aller Bewegungsfreiheit beraubt. Die kleinen Staaten, in die es sich auflöste, waren nicht imstande, es mit den benachbarten, festgefügten, reichen Nationen aufzunehmen. Selbst Preußen, das sich allmählich zum modernen, starken Staate herausbildete, konnte nicht daran denken, mit den Kolonialmächten in Wettbewerb zu treten. Ohne brauchbare Nordseehäfen, ohne Flotte, rings von Neidern und Feinden umschlossen, konnte der große Friedrich höchstens privaten überseeischen Unternehmungen bis zu einem gewissen Maße Rückhalt gewähren, aber nicht von Staats wegen an Landerwerb außerhalb Europas denken. Als zu Anfang des 19. Jahrhunderts das Deutsche Reich in neuer Form seine Wiederauferstehung feierte, schienen die Verhältnisse einen gründlichen Wandel zu erfahren. Patriotische Männer dachten daher auch sogleich an Wiederaufnahme alter Pläne und träumten von deutschen Kolonien. Doch der Deutsche Bund entsprach in keiner Weise dem von ihnen geträumten Reiche. Er war in sich uneinig, schwerfällig und entbehrte des zielbewußten Hauptes. Erst als Preußen mit unsäglicher Mühe in ihm den Zollverein ins Leben gerufen und damit einen kräftigen, bewegungsfähigen Wirtschaftskörper geschaffen hatte, entstand für Deutschland die Möglichkeit einer Betätigung in überseeischen Gebieten. Aber bei den ersten Schritten schon, als es sich nur um Abschluß von Handelsverträgen mit kolonialen Staaten handelte, zeigte sich, daß die Zeit für eine zielbewußte überseeische Politik noch nicht gekommen war. Die seit Jahrhunderten fast allein den Seehandel Deutschlands betreibenden Hansestädte wollten ihre Rechte und ihren Vorteil nicht zugunsten der Zollvereinsstaaten gefährden lassen. Die Nordseestaaten Hannover und Oldenburg, die Hansestädte sahen sich allein als berufen an, die überseeischen Geschäfte Deutschlands in die Hand zu nehmen. Als es endlich glückte, die ersteren zum Beitritt im Zollverein zu bringen, hinderten europäische Sorgen und innere Schwierigkeiten die Leiter des Vereins, die überseeischen Dinge ins Auge zu fassen.

Es kam dazu, daß in den fünfziger und sechziger Jahren England nach genauer Prüfung der damaligen Weltlage sich zum völligen Bruch mit dem althergebrachten Schutzzoll- und Kolonialsystem anschloß. In der Überzeugung, daß Kolonien auf die Länge ans Mutterland nicht zu fesseln seien, wenn man ihnen eine ihren eigenen Interessen zuwiderlaufende Politik aufzwingt, gab England seinen entwickelteren Tochterstaaten nach und nach völlige Verfügungsfreiheit auf allen

Gebieten, zog seine Truppen aus ihnen zurück und öffnete nach Abschaffung aller Schutzzölle seine Grenzen dem Handel aller Nationen. Die deutsche Gelehrten- und Beamtenwelt kam durch diese Maßnahmen, die ungeahnt glückliche Erfolge hatten, zu der Überzeugung von der Überlebtheit aller hergebrachten überseeischen und kolonialen Politik. Wozu schwere Aufwendungen aller Art für unerschlossene Gebiete machen, wenn keine Aussicht mehr bestand, eines Tages die Kosten aus ihnen wieder herauszuziehen? Konnte man Besseres tun, als durch rasche Nachahmung des englischen Beispiels der Öffnung der Grenzen die allgemeine Einführung freien Verkehrs zu fördern und Handel mit den entwickelten englischen Kolonien zu treiben, wo die Waren aller Völker gleicher freundlicher Behandlung sicher waren? Die Wünsche nach Begründung deutscher Kolonien „müssen als anachronistisch und träumerisch mit allem Nachdruck zurückgewiesen werden", schrieb noch 1877 eine deutsche Autorität. Wir genießen jetzt alle Vorteile kolonialen Besitzes, fuhr sie fort, ohne die Kosten für seine Verwaltung, Bewahrung und Beschützung tragen zu müssen. Selbst die Begründung einer Flottenstation z. B. in Formosa sei als kostspielig zu widerraten. „Außerhalb unserer Grenzen wollen wir nichts suchen als Frieden und einen möglichst ungehemmten Verkehr."

Minister Delbrück, der Leiter der deutschen Wirtschaftspolitik, machte sich diese Auffassung vollständig zu eigen; auch Fürst Bismarck huldigte ihr jahrzehntelang unter dem Einfluß dieses geschickten und erfolgreichen wirtschaftlichen Beraters. Unnachsichtlich wies er daher alle die zahllosen Vorschläge für Erwerb angeblich freier und aussichtsreicher Gebiete in Afrika, Asien, Australien oder Übernahme amerikanischer Unternehmungen ab, die von 1864 an, seit Preußens Stern immer heller zu leuchten begann, an ihn herantraten. Es befanden sich, wie aus meiner eben erschienenen „Geschichte der deutschen Kolonialpolitik" (Berlin, Mittler & Sohn) des näheren zu ersehen ist, darunter sehr beachtenswerte Anregungen. Der größte Teil des tropischen Afrika war ja damals noch herrenlos, im Stillen Ozean und im indischen Archipel war noch reichlich Gelegenheit zur Betätigung für europäische Unternehmungen, und selbst in Ostasien hätte eine geschickte Diplomatie vielerlei erreichen können. Deutsche Forscher hatten hervorragende Leistungen bei der Erschließung der noch unbekannten Teile der Erde aufzuweisen. Man denke nur an Barth, Lenz, Nachtigal, Schweinfurth, Krapf, von der Decken. Deutsche Kaufleute hatten fast in allen Küstengebieten Afrikas und selbst in den entlegensten Inselgruppen der Südsee Handels- und andere Unternehmungen ins Leben gerufen. Am Niger wie im Senegalgebiet, in Süd- wie Ostafrika war Gelegenheit zum Erwerb ausgedehnter Landstrecken. In Nord-Borneo wurde ein Unternehmen, das jetzt unter englischer Herrschaft in Blüte steht, ohne nennenswerte Opfer erfordert zu haben, Deutschland mehrfach dringend angeboten. Was damals versäumt worden ist, wird sich voraussichtlich nie wieder gut machen lassen. Auf der anderen Seite war aber auch Fürst Bismarck gewiß im Rechte, wenn er geltend machte, daß Deutschland weder über die nötigen Geld- und Machtmittel für solche weitaussehenden Pläne verfüge noch die geeigneten Männer dafür besitze, und wenn er das Reich nicht in seiner europäischen Stellung durch Übernahme unabsehbarer Verpflichtungen schwächen wollte.

Wenn diese Bedenken beim Reichskanzler zu Anfang der achtziger Jahre mehr in den Hintergrund traten und er auch die langgehegten theoretischen Skrupel fallen ließ, lag das an der allgemeinen Entwicklung der Verhältnisse, die eine ganz andere Richtung genommen hatte, als die Gelehrtenwelt lange vermutete. Die Verluste des Kriegs zwangen Frankreich zum Bruch mit der von Napoleon III. nach englischem Vorbild begonnenen Freihandelspolitik. Die anderen Staaten machten keine Miene, dem von England und dem Zollverein gegebenen Beispiel zu folgen und ihre Zollmauern abzutragen. Ganz im Gegenteil begannen Österreich und Rußland im Verein mit den Vereinigten Staaten immer neue Mittel zur Erschwerung der fremden Einfuhr zu ersinnen. Ihre Politik brachte das von

der Landseite durch die drei Mächte eingeschlossene Deutsche Reich in steigende Bedrängnis. Immer schwerer wurde es für den deutschen Kaufmann und Gewerbetreibenden, Geschäfte mit den Nachbarstaaten zu machen. Immer mehr wurde er gleichzeitig durch den Wettbewerb ihrer zollfrei oder unter billigsten Bedingungen nach Deutschland eingeführten Erzeugnisse benachteiligt. Notgedrungen mußte das Reich, das nicht der günstigen Insellage Englands sich erfreut, schließlich dazu übergehen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und die Einfuhr aus den übertriebenem Schutzsystem huldigenden Staaten zu erschweren. Aber diese Maßnahmen erregten die Eifersucht und den Zorn Englands. Eine Deutschland seit langem feindliche öffentliche Meinung beschuldigte das Reich, daß seine neue Zoll- und Schiffahrtsgesetzgebung in letzter Linie gegen England gerichtet sei, und forderte Gegenschritte. Die Feindseligkeit des Mutterlandes fand ihren Widerhall in den englischen Kolonien. Überall zeigte sich dort unverhüllte Abneigung gegen das seiner Haut sich wehrende Deutschland, während man die Auswüchse der Schutzzoll- und Absperrungspolitik Frankreichs, Rußlands und der Vereinigten Staaten ruhig und geduldig hinnahm. Am rücksichtslosesten gingen die Australier gegen Deutschland vor. Sie begannen einen wahren Krieg gegen die deutschen Unternehmungen in der Südsee und scheuten wie auf den Fidschi-Inseln vor keinem Rechtsbruch den Deutschen gegenüber zurück. Die deutsche Regierung wurde mit Beschwerden geschädigter Reichsangehöriger überschwemmt. Wohl oder übel mußte Fürst Bismarck, der jahrzehntelang der entgegengesetzten Ansicht gehuldigt hatte, sich überzeugen, daß die Annahme, „daß jede Ausdehnung der britischen Autorität in unzivilisierten Ländern ein Gewinn für alle Nationen sei," auf einem Irrtum beruhe. Eingepreßt zwischen dem feindseligen Frankreich, dem unzuverlässigen halbasiatischen Rußland und Österreich-Ungarn, überall in der Ferne in der Bewegungsfreiheit bedroht durch England und die Vereinigten Staaten, blieb Deutschland allmählich nur übrig, sich nach Erweiterung seines Wirtschaftsgebietes, soweit das noch möglich war, in der Welt umzusehen. Das Vorgehen Belgiens, das in aller Stille sich das ausgedehnteste und aussichtsreichste Stromgebiet Afrikas anzueignen im Begriff war, bot das Vorbild. In letzter Stunde, ehe Afrika ganz von den anderen Mächten verschluckt war und die eifersüchtigen Engländer und Australier ganz Polynesien in die Tasche stecken konnten, kam man deutscherseits daher Ende 1883 zu dem Entschlusse, bei der neuen Weltteilung einen Anteil zu fordern.

In den Jahren 1884 und 1885 ist die Ausführung dieses Entschlusses geglückt. Indem Frankreich, das damals allerlei Streitigkeiten mit England hatte, geschickt bei seinen Schritten gegen dieses unterstützt wurde, gelang es, trotz der grenzenlosen Eifersucht der englischen Kolonialbehörden und des bösen Willens der britischen Regierung, das erstrebte Ziel auf friedlichem Wege zu erreichen. Binnen kurzem und ohne nennenswerte Opfer hatte Deutschland sich in Afrika und Australien Gebiete, die das Mutterland mehrfach an Ausdehnung übertrafen, gesichert. Glückliche Umstände gestatteten ihm sogar einige Jahre später, diesen Besitz noch zu vergrößern und abzurunden.

So leicht, wie vielfach angenommen worden ist, war es nun allerdings nicht, den neuen Besitz zu erschließen und in Bewirtschaftung zu nehmen. Es hat viele Jahre gedauert und viel Lehrgeld und große Opfer an Menschen und Geld gekostet, ehe man auch nur auf den rechten Weg gekommen ist. Die ursprünglich vom Fürsten Bismarck in Aussicht genommene Verwaltung der Kolonien durch sich selbst regierende Gesellschaften nach dem Muster der englischen Chartered Companies hat sich als unmöglich erwiesen. Eine nach der anderen dieser Unternehmungen ist zusammengebrochen und mußte vom Reiche übernommen werden. Nur die von sehr tüchtigen, fachkundigen Geschäftsleuten gegründete und geleitete kleine Jaluitkompanie hat sich als lebensfähig erwiesen; aber auch sie mußte schließlich, allerdings aus politischen Gründen, ihrer Hoheitsrechte entkleidet werden. Ebensowenig hat sich das System der großen Konzessionsgesellschaften nach der

Art der kongolesischen für die Entwicklung der deutschen Kolonien bewährt. Es ist am Ende nichts übrig geblieben, als alle Kolonien unmittelbar in staatliche Verwaltung zu nehmen und das von Bismarck oft ausdrücklich als französisch bezeichnete und verworfene System der Kolonialregierung mit großem Beamtenheer, Garnisonen, Festungen u. dgl. einzuführen. Der Staat baut die Wege, Häfen, fast alle Bahnen u. dgl., trägt die Kosten und zieht die etwaigen Gewinne ein. Viele schwere Krisen waren zu bestehen, ehe die Mehrheit im Parlamente, die anfangs der ganzen Kolonialpolitik sehr lau, wenn nicht ablehnend gegenüberstand, dieser Politik ihre Zustimmung erteilt und die ein und eine halbe Milliarde, die ihre Durchführung gekostet, nach und nach bewilligt hat. Aus dem anfänglichen kolonialen Dezernat im Auswärtigen Amte ist im Laufe der Jahre eine eigene Ministerialabteilung und zuletzt ein besonderes Reichsamt geworden. Eine eigene Schutztruppenverwaltung, ein technisches Departement, ein koloniales Schulwesen, eine weitverzweigte Missionseinrichtung der beiden christlichen Konfessionen haben sich entwickelt. Hand in Hand damit hat aber auch die Erschließung der Kolonien große Fortschritte gemacht und haben Handel und Wandel einen gewaltigen Aufschwung genommen. Seit in Südwestafrika die Auffindung von Diamanten geglückt ist und der Abbau einer Kupfermine günstige Ergebnisse gezeitigt hat, ist allenthalben in der Geschäftswelt Interesse für die Kolonien erwacht. Mit Anbau aller wichtigeren Nutzgewächse werden in ihnen Versuche gemacht, Gewinnung von Erzen und anderen Mineralien wird in steigendem Umfange betrieben. Auch für Anlage von Bahnen und anderen Verkehrsmitteln finden sich Unternehmer. Schon zählen die in den Kolonien tätigen Gesellschaften nach Hunderten. Der Kurs ihrer Werte findet aufmerksame Leser; ein alljährlich über ihr Ergehen Zeugnis ablegendes Handbuch ist zu einer ständigen Einrichtung geworden. So lebhaft ist die Nachfrage nach Gelegenheiten für Anlage von Geld in den Kolonien geworden, daß eine Menge zweifelhafter Gründungen entstanden ist und amtliche Maßnahmen dagegen erforderlich wurden.

Natürlich hat sich diese Entwicklung nicht ohne viele störende Zwischenfälle vollzogen. In den Kolonien hat man mehrfach mit blutigen Erhebungen der Eingeborenen zu kämpfen gehabt. Mißbräuche von seiten einzelner Beamten, Streitigkeiten zwischen ihnen und Militär, Fehlgriffe privater Unternehmer, Zwiste mit den Missionaren u. dgl. haben oft genug Staub aufgewirbelt. Am bedenklichsten waren die Gefahren von seiten anderer Staaten, mit denen Deutschland durch seine Kolonialpolitik mehrfach in Streit geraten ist. Wiederholt ist es in ernste Verwicklungen mit Frankreich, England, Spanien und den Vereinigten Staaten gekommen, die eine gefährliche Wendung zu nehmen drohten. Doch ist es noch immer gelungen, diese Gefahren zu beschwören und die Streitigkeiten auf friedlichem Wege beizulegen. Gegenwärtig scheint eine friedlichere Zeit angebrochen zu sein. Die bedenklichsten Gegensätze sind beglichen, über die früher schwebenden streitigen Fragen ist meist Einverständnis erzielt. Man beginnt im Auslande einzusehen, daß Deutschland nicht aus Eroberungssucht oder Größenwahn seine Kolonien erworben hat, sondern aus dem durchaus berechtigten Wunsche, sich ein bescheidenes eigenes Wirtschaftsgebiet zu sichern. Andererseits weiß man in Deutschland jetzt besser als früher, was man von den Kolonien erwarten kann und in welcher Weise man sie zu bewirtschaften hat, um das gewünschte Ziel zu erreichen. Ihr Handel befindet sich in stetigem Fortschritt, auch ihre eigenen Einnahmen wachsen von Jahr zu Jahr. Bei vorsichtigem, zielbewußtem Vorgehen kann man annehmen, daß, wenn nicht unvorhergesehene Zwischenfälle eintreten, der Tag nicht mehr fern ist, wo die Mehrzahl der Kolonien die Kosten ihrer Verwaltung selbst zu decken imstande sein wird. — In jedem Falle kann das deutsche Volk auf die Ergebnisse der ersten dreißig Jahre seiner kolonialen Tätigkeit zufrieden zurückblicken.

Alfred Zimmermann.

Literarische Rundschau.

Nietzsche.

Nietzsche. Sein Leben und seine Werke. Von Richard M. Meyer. Mit zwei Bildnissen. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1913.

Richard M. Meyer hat in seiner jüngst erschienenen Nietzsche-Biographie, wenn er auch den traditionellen Untertitel „Leben und Werke" beibehalten hat, das herkömmliche Schema einsichtigerweise vermieden. Der Schwerpunkt seiner Darstellung ruht, schon äußerlich, durchaus in der sorgsamen Analyse der Schriften Nietzsches, mit Einschluß der philologischen Studien der Frühzeit, der gerade bei diesem Denker so wichtigen Paralipomena, sowie auch der Gedichte und Briefe, die insgesamt mehr als zwei Drittel des umfänglichen Bandes füllt. Die vorausgehenden Kapitel erscheinen im Grunde nur als Vorbereitung zu der eingehenden Entwicklung des objektiven Lebenswerkes des Denkers.

Wiederum aber nimmt die konzise Schilderung des Lebensganges nur etwa ein Drittel dieser Einleitungskapitel in Anspruch, während die anderen einer geistesgeschichtlichen Charakterisierung der Aufklärung und Romantik, ihrer typischen Erlebnisse, Nietzsche verwandter Naturen — merkwürdigerweise ist hier Hamann ganz vergessen —, des „Zeitpunktes" im Sinne Taines und sodann knappen Bemerkungen über das Studium und die Persönlichkeit des Helden gewidmet sind. Diese Zurückhaltung ist um so begründeter, als Nietzsches Leben im biographischen Sinne, im Verhältnis zu seinem Werk, nur von mäßigem Interesse ist. Nicht daß er als Philolog, wohl aber, daß er als deutscher Philologieprofessor begonnen hat, ist, wie schon Brandes fühlte, eine Tatsache von wesentlich ironischer Bedeutung. Die Geschichte seiner Freundschaften — und eine wahre Freundschaft wäre für Nietzsche allerdings ein Erlebnis höchster Art gewesen — scheint letzten Endes jenes melancholische Paradoxon zu bestätigen: „O meine Freunde, es gibt keine Freunde!" Die dämonische oder läuternde Macht des Weiblichen blieb diesem Leben, in tieferer Wirkung jedenfalls, fern. So bleibt denn, abgesehen von der Tragik des Endes, einzig das Verhältnis zu Wagner und dessen Wandel als biographisches Faktum von mehr als eben bloß biographischer Wichtigkeit, während Schopenhauer von Nietzsche lediglich innerlich erlebt wurde. Die letzten zehn oder zwölf Jahre vollends enthalten an lebensgeschichtlichen Daten eigentlich nur fortgesetzte Reisen, Krankheitsanfälle und — in ebenso unabläßiger, zuletzt fast beängstigend rascher Folge — die Entstehungstermine der Werke. Einem solchen Leben gegenüber hat, zumal da heute leider vielfach noch profane oder unlautere Neugier sich herandrängt, eigentlich nur die Schwester als Biographin das Recht, Einzelheiten intim persönlicher oder auch anekdotischer Art, in größerem Zusammenhang geschaut und durch das Auge der Liebe verklärt, mit weiblicher Sorgfalt auszubreiten. Jedem anderen muß es, wie hier Meyer, gedankt werden, wenn er, unter Berufung auf das grundlegende, wenn auch natürlich vielfach einseitige Werk von Frau Förster-Nietzsche und auf den nunmehr wenigstens einigermaßen vollständig vorliegenden Briefwechsel, den erhaben scheinlosen Stil dieses Lebens durch eine Darstellung in großen Um-

rissen und geschlossenen Zügen wahrt, zumal wenn es mit so billigem Urteil geschieht, wie hier etwa der unklaren und dem Klatsch nur allzu ausgesetzten „Lou-Episode" gegenüber.

Doch was liegt am Ende, so dürfen wir in des Philosophen eigenem Sinne fragen, an dem Individuum Friedrich Nietzsche und dessen mehr oder minder irrationalen Schicksalen? Auch wir trachten zuerst und zunächst nach seinem Werke, als der einzigen authentischen Interpretation dieses Geistes, als seiner überpersönlichen Gestalt. Und gerade einer auch im philologischen Sinne gewissenhaften Einführung in dieses geistige Lebenswerk vermag Meyers Monographie zu dienen wie kaum ein anderes der bisherigen Nietzsche-Bücher. Meyer ist bekannt als deutscher Philolog und Literarhistoriker — „aus diesem Grunde hätte ich vielleicht das Buch nicht schreiben dürfen?" fragt er ironisch im Vorwort; „aus diesem Grunde hab' ich's aber geschrieben!" Er ist, meines Wissens, der erste deutsche Literarhistoriker, der sich ausdrücklich und ernstlich mit dem Phänomen Nietzsche auseinanderzusetzen unternommen hat, in akademischen Vorlesungen, die bis an den Beginn des neuen Jahrhunderts zurückreichen, in seiner Deutschen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts und jetzt im vorliegenden Werke. Und als Literarhistoriker nun, der seine Wissenschaft im ursprünglichen und echten Sinne als Geistesgeschichte auffaßt — „die deutsche Philologie als die Wissenschaft vom deutschen Geiste darf an dem größten neueren Deuter und Wegweiser dieses Geistes nicht vorübergehen" (Vorwort) —, verfolgt unser Autor naturgemäß ein anderes Ziel und eine andere Methode als all die Philosophen, Theologen, Ästhetiker, Moralisten und Essayisten, die bisher die Nietzsche-Literatur, wenigstens die deutsche, fast ausschließlich beherrschten. Meyer selbst nennt als die bedeutendsten deutschen Gesamtdarstellungen, denen er sich selbst verpflichtet fühlt — von ausländischen steht natürlich die Lichtenbergers an erster Stelle —, diejenigen von Wilhelm Weigand, Alois Riehl, Hans Vaihinger, Georg Simmel und Raoul Richter. Aber das feine Artistenbuch Weigands erstrebt von vornherein mehr nur essayistische Wirkung. Riehl und, freilich ungleich dürftiger, Vaihinger gehen auf geschichtliche und kritische Würdigung der Philosophie Nietzsches aus, während Simmel, philosophisch zweifellos der überlegenste Kopf, der bisher zu diesen Fragen das Wort ergriffen hat, das zeitlos Bedeutsame der Nietzscheschen Lehre — neben derjenigen Schopenhauers — in das philosophische Inventar der Menschheit einzustellen sucht. Richters geistvolles Buch endlich, wie das Meyers und Simmels aus Vorlesungen entstanden, steht nach Anlage und Umfang dem neuen Werk am nächsten, macht sich indessen doch auch seinerseits ausdrücklich, wenn auch keineswegs engherzig, die philosophisch-systematische Darstellung und Kritik, freilich verbunden mit umfassenderer Heranziehung der entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungsweise als alle früheren Arbeiten, zur Aufgabe. Und Ähnliches gilt von der tiefgreifenden Kritik, die der — von Meyer seltsamerweise ganz übergangene — Arthur Drews vom spekulativen Standpunkte an Nietzsches Denken geübt hat. Das Interesse des Literarhistorikers Meyer dagegen gehört naturgemäß zunächst und zuhöchst dem geistesgeschichtlichen Heros Nietzsche als solchem und seiner Bedeutung für die deutsche und weiterhin die neueuropäische Gesamtkultur überhaupt. Neben dem theoretischen Denker kommt bei ihm der Dichter, Stilist und Künstler und anderseits der Kulturkritiker, Kulturpsychologe und Kulturreformator erstmals zu seinem vollen Rechte und entfalten sich alle Seiten dieses verwirrend reichen und vielgestaltigen Geistes in farbiger, lebens- und temperamentvoller Wiedergabe auch seiner subjektiven Einzelzüge, seiner zauberhaft bunten, immer wechselnden Spiegelungen und seines blendenden Arabeskenspieles.

Anderseits aber bedient sich Meyer, wie schon angedeutet, des dem Philologen natürlichen Verfahrens einläßlicher Zergliederung und Interpretation der einzelnen Schriften, auch der kleineren und minder bedeutenden, in entwicklungsgeschichtlichem Zusammenhange und chronologischer Folge weit methodischer und

konsequenter als irgend einer seiner Vorgänger, auch Richter und Drews nicht ausgenommen. Er richtet dabei seine Aufmerksamkeit, natürlich in verständiger Differenzierung, gleichermaßen auf Gehalt und Form, Grundthemen und wichtigere Einzelheiten, Gedankenzusammenhang und künstlerische Komposition, individuellen Charakter und Bedeutung im Gesamtwerk. Den Höhepunkt bildet naturgemäß die fast hundert Seiten umfassende Analyse des „Zarathustra", dem unser Autor ja schon früher mehr als eine begeisterte Studie gewidmet hat. Neben der philologischen Kunst des Zergliederns und Interpretierens kommt besonders Meyers schlagfertige, um Parallelen und Vergleiche oft überraschender Art nie verlegene Belesenheit, seine ausgeprägte Kombinationsgabe und, auf beides gestützt, die von seinem Lehrer Scherer überkommene, virtuos fortgebildete Methode der „wechselseitigen Erhellung", deren Gefahren freilich auch er nicht immer entrinnt, seiner Kommentierung der Einzelschriften Nietzsches zustatten. Es bedarf keiner näheren Begründung, daß gerade diese, im besten Sinne „philologischen" Analysen dem Leser die geeignetste Einführung in ein selbständiges Nietzsche-Studium bieten, in dreifacher Weise: als Vorbereitung, als Begleitung und als kritisches Resumé der Lektüre. Zu solch selbständigem Studium aber leitet auch sonst unser Buch wirkungsvoll an durch vielerlei praktische Winke im einzelnen; zu ihm macht es Lust und Mut durch den frischen, persönlichen, ja man darf sagen: jugendlich enthusiastischen Zug, der es erwärmt und beseelt. Gewiß, nicht jeder Leser wird in Meyers freudiges Bekenntnis, nicht zu den einzelnen Lehren, wohl aber zum Geist und zur kulturreformatorischen Bedeutung von Nietzsches Schaffen als Ganzem einzustimmen sich gedrungen fühlen; und wir Älteren haben uns ja ohnehin längst in der einen oder anderen Weise mit dem Philosophen des Machtwillens innerlich auseinandergesetzt. Doch selbst wer sich in so tiefem Gegensatz zu dessen Grundpositionen fühlt und ihn so wenig als Denker ersten Ranges anzuerkennen vermag, wie der Verfasser dieser Zeilen, wird sich mit der Darstellung Meyers, der übrigens auch ein Nietzsche-Wörterbuch aus seiner Feder in Aussicht stellt, gern bekannt machen, um ihre Auffassung an der Hand der Schriften selbst nachzuprüfen und so die eigene Nietzsche-Kenntnis und -Erkenntnis in genußreicher Art zu bereichern und zu vertiefen. So vermag das Werk dem Neuling wie dem Kenner wichtig zu werden: jenem als lockende Pforte zu geistigem Erleben, diesem als sympathische Anregung zu geistiger Arbeit. Und ich glaube, hierin liegt Sinn und Aufgabe der Bücher dieser Gattung beschlossen, zu solchem Ende werden sie geschrieben, ist auch Meyers „Nietzsche" geschrieben worden.

Rudolf Unger.

στ. **Aus einer vergessenen Ecke.** Beiträge zur deutschen Volkskunde von Ludwig Friedrich Werner. Langensalza, Herrmann Beyer & Söhne. 1913.

Der Haupttitel dieses Buches scheint eine Sammlung kleiner Novellen anzukündigen, der Untertitel aber spricht von Beiträgen zur deutschen Volkskunde. Und in der Tat: hier reicht der Dichter dem Folkloristen die Hand, ohne daß darum doch der Ehrgeiz des Künstlers oder der Sammeleifer des Gelehrten irgendwie störend sich geltend machte. In schlicht anmutender Sprache vielmehr stellt der Verfasser, der offenbar lange unter dem Volke gelebt hat — aus manchem wird man schließen dürfen, daß er Geistlicher ist —, einfache, aber zu Herzen gehende Schicksale dar und läßt uns tiefe Blicke in das so oft mißverstandene Wesen der kleinen Leute tun. Schilderungen von ausgesprochen landschaftlichem Charakter, wie sie die moderne Heimatskunst überall bietet oder anstrebt, sind in dem Buche verhältnismäßig selten, und der Verfasser deutet nur nebenbei an, daß sein „Waerohld" irgendwo zwischen Thüringer Wald und Westerwald, zwischen Main und Weser zu suchen sein müsse. Aber gerade aus dieser knappen Umrahmung, die einen besonders wohltuenden Gegensatz gegen die sonst nur zu häufige Breite „heimatkünstlerischer" Erzeugnisse bildet, heben sich die menschlichen Geschicke, die der Verfasser mit großer Sicherheit zeichnet, mit doppelter Deutlichkeit heraus. Es ist dem Autor nicht um die besondere Stammesart eines bestimmten Volksschlages zu tun, sondern er möchte nur das Volk schlechthin zeigen, wie er es in diesen weltfernen Dörfern gefunden hat: das Volk in seiner Arbeit, in seinen bescheidenen Freuden, in seinem stillen und rauhen Alltagsleben, in dem sich Prosa und Poesie in seltsamer Weise mischen; und trotz der Enge all dieser Erlebnisse gewahren wir doch am Schlusse staunend, daß der Strom des großen Schicksals, der Weise und Toren, Helden und Narren auf seinen Wellen trägt, eine gute Weile auch uns mit sich emporgehoben hat. Insofern hat der bescheidene Verfasser allen Anspruch auf den Ehrennamen eines Dichters: aber auch der kulturhistorische Forscher wird sich ihm zu Danke verpflichtet fühlen, denn gerade in der Gegenwart, in der das charakteristische Volksleben unaufhaltsam verfällt, erscheinen Beiträge zu einer deutschen Volkskunde, die das Volk uns sehen lassen, wie es wirklich ist und nicht, wie es von schöngeistigen Verfassern sentimentaler Dorfgeschichten widergespiegelt zu werden pflegt, als ganz besonders wertvoll. So findet sich hier Altes und Neues, Lebendiges und Absterbendes gemischt, ganz wie der Verfasser es beobachtet hat, aber alles schließt sich zu einer ansprechenden und überzeugenden Einheit zusammen, und es ist „nichts verlindert und nichts verwitzelt, nichts verzierlicht und nichts verkritzelt": alles atmet Wahrheit, Kraft und Gesundheit. Einzelne Gestalten, wie etwa die der Bauersfrau Dorothea Glößer, die nirgends als in der Heimat sterben will, tragen den Stempel höchster Poesie und stärksten Lebens: überall leuchtet eine stille und warme Freude des Verfassers an seinem Gegenstande hindurch, jene warme und herzliche Liebe, die nicht blind, sondern hellsichtig macht und uns erst das wahre Wesen der Dinge erschließt.

φδ. **Charakterbilder aus der Geschichte und Sage.** Von A. W. Grube. Neubearbeitet von Gotthold Klee und Wilhelm Pfeifer. 2 Bände. Mit 22 Bildern. 35. Auflage. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1913.

Es ist erfreulich, einem Buch zu begegnen, das, vor sechzig Jahren entstanden, sich trotz vieler gleichartiger Unternehmungen durchgesetzt hat seiner vortrefflichen Eigenschaften wegen, und in der jetzt vorliegenden Umarbeitung, die der Verlag durch Gotthold Klee und Wilhelm Pfeifer hat vornehmen lassen, dürfte es auch weiterhin seine hervorragende Stellung in unserer Jugendliteratur behaupten. Diese „Bilder" bieten keine zusammenhängende Darstellung, sondern schildern einzelne Persönlichkeiten und Ereignisse, die für die Entwicklung des Menschengeschlechts von Bedeutung waren; sie bergen manche unvergeßliche Anekdote und beschweren das Gedächtnis nicht mit Zahlen und Kleinkram. Klee, der die ersten beiden Bände: Altertum und Mittelalter revidierte, hat besonders die Abschnitte über die Ägypter, Babylonier, Assyrer, Phönizier erneut, entsprechend den großen Fortschritten unserer Kenntnis von diesen Völkern. Daß Uhlands klassische Darstellung der deutschen Heldensage Aufnahme fand, darf nur gelobt werden. In dem zweiten Teil, der der neueren Geschichte gewidmet ist, hat Pfeifer unter Ausschaltung des Kulturgeschichtlichen die politische Geschichte bis zur Gründung des Deutschen Reiches von Grund aus neu gestaltet und dabei einzelne Abschnitte aus den Werken unserer großen Historiker, wie z. B. Ranke, v. Bezold, Sybel, Marcks, Koser eingeflochten.

λμ. **Brehms Tierbilder. Zweiter Teil. Die Vögel.** 60 farbige Tafeln aus „Brehms Tierleben" von Wilhelm Kuhnert und Walter Heubach. Mit Text von Dr. Viktor Franz. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1913.

Von der Neubearbeitung der großen Ausgabe des „Brehm", die seit drei Jahren im Erscheinen begriffen ist, liegen jetzt sieben Bände (mehr als die Hälfte des Ganzen) vor, dabei der ornithologische Teil in vier Bänden vollständig. Es war eine zweifellos sehr glückliche Idee, von dem überreichen Material an Farbentafeln, das dieses Riesenwerk birgt, eine geschickte Auswahl mit kurzem Text in schmucker Mappe besonders herauszubringen. Die Bilder sind auf grauen Kartons aufgezogen und wirken so noch besser

als im Buche selbst. Mancher denkt bei solchem wirksamen Tierbild, daß er es sich einrahmen lassen möchte; aus den Bänden wird man aber keines herausschneiden wollen. Die Einzelblätter dürften jetzt besonders für Schulen einen äußerst soliden, zoologisch wie künstlerisch fördernden Wandschmuck abgeben. Kuhnert, dem der Hauptanteil zuzuschreiben, hat durch besonders leuchtende Farben dekorative Fernwirkungen erstrebt, die geradezu für diesen Zweck gemacht scheinen. Verschiedene der Tafeln gehören zum Allerbesten, was er je geschaffen hat, und bilden auserlesene Schaustücke zu dem fruchtbaren Kapitel der „Schönheitsformen der Natur". Nur ein Bild muß in einer Neuausgabe unbedingt ersetzt werden: der blaue Rudolfsparadiesvogel. Er ist das herrlichste Juwel dieser schönen Vogelgruppe, um deren Schutz jetzt ein so lebhafter Kampf geführt wird. Dem Maler aber hat durch irgend einen Zufall ein völlig unausgefärbtes Exemplar Modell gestanden, denn gerade die zauberhafte Pracht der blauen Schmuckfedern mangelte, auf die es ankommt.

λμ. **Brehms Tierleben.** Allgemeine Kunde des Tierreichs. Vierte, vollständig neubearbeitete Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. Otto zur Strassen. Die Kriechtiere und Lurche. Neubearbeitet von Franz Werner. Erster und zweiter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1912 und 1913.

Eine im ganzen gerecht wägende Wertung des „neuen Brehm", wie er diesmal nach völlig verändertem, stark umstrittenem Grundplan und Standpunkt aufgebaut ist, wird sich erst geben lassen, wenn wirklich das Gesamtwerk in seinen dreizehn Bänden vorliegt. Inzwischen möchte ich aber auf diese Einzelabteilung, die gesamten Amphibien und Reptilien umfassend, schon als auf etwas tatsächlich in sich Abgeschlossenes und in seiner wissenschaftlichen Bedeutung schlechtweg Einzigartiges hinweisen. An dieser Ecke der Tierkunde ist in den letzten Jahrzehnten ein ungeheurer Stoff neu aufgehäuft worden; ungeheuer war aber auch die Zersplitterung des Materials in einer uferlosen Spezialliteratur dabei. Längst bestand der Wunsch, daß eine erste Kraft im Fach das einmal zu einem monumentalen Werk zusammenordnen, sichten und einheitlich lesbar machen werde. Franz Werner danken wir jetzt diese Riesenarbeit. Er hat sie, allerdings in gewaltigem Umfang, in den Rahmen des alten Brehm hineingesetzt, Beweis seines Mutes, die schwere Sache nicht nur tief, sondern auch gewissermaßen graziös zu nehmen. Nun, wenn je etwas gelungen ist! Man fühlt einmal wieder, wie im letzten, reifsten Sinne Fachwerk und Volkswerk keine Gegensätze sind. Kein Fachmann wird diese beiden Bände von fast 1200 Seiten Text mehr entbehren können, und doch kann sich jeder schlichte Naturfreund behaglich hineinlesen. Das ist recht eigentlich, was Brehm wollte, der stets abgelehnt hat, ein Popularisator zu sein; den Forscher selbst wollte er zum Darsteller erziehen.

γ. **La question de la population.** Par Paul Leroy-Beaulieu. Paris, Alcan. 1913.

Der bekannte französische Volkswirtschaftler behandelt hier das schwere Problem der Bevölkerung und verfolgt es von Malthus an bis zur Gegenwart. Er zählt die Gründe auf, welche der Geburtenzahl immer mehr Schranken setzen, verwirft — wie der Berliner Arzt Grotjahn — die unbeschränkte Vermehrung, welche einst Colbert wünschte, und kommt — wie Grotjahn! — zum Schluß, daß drei Kinder die Mindestzahl in jeder Ehe sein müßten: le troisième enfant est le salut!

γ. **Deutschlands Volkswohlstand 1888 bis 1913.** Von Dr. Karl Helfferich, Direktor der Deutschen Bank. Berlin, Georg Stilke. 1913.

Einer unserer tüchtigsten und erfahrensten Geschäftsleute entwirft in dieser Schrift eine Darstellung von dem Aufschwung, den unser wirtschaftliches Leben in dem ersten Vierteljahrhundert der Regierung Kaiser Wilhelms II. genommen hat. Er bedenkt sich nicht, diese Zeit den „hohen Zeiten unserer Volksentwicklung" einzureihen. Wenn Deutschland immer an sittlicher Gesundheit und Kraft jedem anderen Volke gewachsen war, wenn es in Literatur und Kunst schon früher einen hervorragenden Platz behauptete, so war es doch wirtschaftlich infolge des inneren Haders, des politischen wie des konfessionellen, zurückgeblieben. Dieses Mißverhältnis hat es in den 25 Jahren, welche Helfferich betrachtet, ausgeglichen und hat mit gewaltigen Schritten die vorausgeeilten Völker eingeholt. Von den vielen Zahlen, welche vor uns mit Umsicht ausgebreitet werden, mögen nur einige genannt sein: 1895 betrug unser Volkseinkommen noch 22—25 Milliarden; 1913 hat es sich auf 40 Milliarden gehoben. Unser Volksvermögen überstieg 1895 noch nicht den Betrag von 200 Milliarden; heute hat es den von 300 Milliarden nicht nur erreicht, sondern ist noch über ihn hinausgewachsen. Das darf uns wohl mit Stolz erfüllen; aber Helfferich mahnt, auch dessen zu gedenken, daß großer Aufschwung leicht auch Keime der Zersetzung entwickelt, daß die sittliche und körperliche Gesundheit eben durch ihn bedroht wird, daß das einheitliche Zusammenwirken, das uns groß gemacht hat, durch Klassenhaß und Klassenkampf schwer gefährdet ist. In diesem Ernst der Auffassung sehen wir einen Hauptvorzug der durchweg beachtenswerten Schrift.

γ. **Rußlands Kultur und Volkswirtschaft.** Von Max Sering. Berlin, G. J. Göschen. 1913.

Die Berliner Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung hat im Frühjahr 1912 eine Studienreise nach Rußland veranstaltet, an der 108 Personen, meist Richter und höhere Verwaltungsbeamte,

teilnahmen. Die Führung übernahmen die Berliner Professoren Sering und Auhagen. Der russische Ministerpräsident Kokowzow und der Landwirtschaftsminister Kriwoschein ließen den Gästen jede Förderung zuteil werden, und so waren diese imstande, viel zu sehen und zu hören, was nicht jeder, der nach Rußland reist, sieht und hört. Das Ergebnis der Reise liegt in einem stattlichen Bande vor, zu dem eine Reihe von namhaften Gelehrten Beiträge beigesteuert hat. Über die Religion spricht Professor D. Goll, über die neuere russische Literatur Professor Brückner, über das russische Recht Professor Neubretter, über die innere Entwicklung Rußlands seit 1905 Professor Hötzsch; andere über die Wirtschaft, die Agrarreform, die Industrie, die Finanzen, über Rußlands Stellung in der Weltwirtschaft. Das Ganze ist zweifellos ein außerordentlich wertvolles Informationswerk über das uns benachbarte Riesenreich, von dem wir Deutsche — Hand aufs Herz — nicht viel, und das Wenige oft nicht aus guten Quellen, wissen. Was zum Beispiel über die russische Religiösität gesagt wird, würden wir rückhaltlos annehmen, wenn der Kiewer Ritualmordprozeß nicht einen tiefen Schatten darauf geworfen hätte. Die Agrarreform dagegen ist zweifellos ein fortschrittliches Werk ersten Ranges, welches lange gefesselte Kräfte entbunden hat und in fünfundzwanzig Jahren Friedens, wenn sie eintreten, ein neues Rußland schaffen wird.

γ. **Feuilles de route bulgares.** Par Alain de Penenarun. Paris, Chapelot. 1913. — **La guerre turco-balcanique.** Par Boucabeille, Lt. colonel. Paris, Chapelot. 1913.

Die Literatur über den Balkankrieg ist bis jetzt nicht sehr umfangreich, was gutenteils davon herkommt, daß die Kriegführenden, besonders die Bulgaren, die Kriegsberichterstatter bekanntlich sehr knapp gehalten haben. Auch die „Bulgarischen Reiseblätter" von Penenarun haben darunter zu leiden; von Kämpfen hat er aus der Nähe nichts gesehen und sich also mit dem begnügen müssen, was man ihm hinter der Front erzählte und was er nachträglich beim weiteren Vormarsch sah. Mit dieser Beschränkung sind seine Berichte aber frisch und anschaulich und nicht ohne Wert; den panischen Schrecken der Türken bei Kirk-Kilisse schildert er sehr packend und gibt als Grund der Niederlage schließlich auch die durch die jungtürkische Revolution hervorgerufene Auflösung der Zucht im Offizierkorps an. Auch die schlechte Intendantur der Türken tritt ins Licht; die Gefangenen waren ausgehungert und aßen, was ihnen vorkam. Penenarun hat die Kämpfe in Marokko mitgemacht; daß er von der Balkanhalbinsel vorher nicht viel wußte, gibt er naiv selbst zu und beweist es überdies dadurch, daß er meint, die Griechen seien 1912 in Thessalien eingedrungen, das sie bekanntlich einunddreißig Jahre vorher erhalten hatten. — Das Buch des Oberstleutnants Boucabeille sagt bescheiden von sich, daß es „noch nicht Geschichte, kaum ein Schattenriß der Geschichte sei". Es gibt aber unter Benutzung der amtlichen Berichte der Heerführer, namentlich des damaligen griechischen Kronprinzen (der den altehrwürdigen, von Alexanders Zeit her bekannten Titel eines Diadochos führte), und unter Zuhilfenahme von Schilderungen der großen Tagesblätter ein brauchbares Gerippe der Vorgänge, das durch elf farbige Karten und zehn Croquis im Text veranschaulicht wird. Auch eine synchronistische Tabelle der Kämpfe bis zum 3. Dezember (womit das Buch schließt) ist am Schluß beigefügt und wird nicht ohne Nutzen gelesen werden.

γ. **La bataille de St. Privat.** Par Germain Bapst. Paris, Plon. 1913.

Der bekannte Biograph des Marschalls Canrobert bietet in diesem Bande eine genaue Beschreibung der Schlacht bei St. Privat, an der Canrobert einen großen Anteil nahm. Bapst ist der Ansicht, daß, „indem der Marschall seine Stellungen am 18. August 1870 bis aufs äußerste zu halten suchte, er das verschanzte Lager von Belfort für Frankreich rettete, das ihm sonst abgenommen worden wäre". Eine — sehr wünschenswerte — Begründung dieser Ansicht gibt er leider nicht. Die Schuld an der Niederlage schiebt Bapst dem Marschall Bazaine zu, welcher sich wesentlich von dem Gedanken zäher Verteidigung leiten ließ und von vornherein die Absicht hatte, nach Metz zurückzugehen und hier sich zu behaupten; dadurch lähmte er die Schwungkraft seiner Soldaten, während die Deutschen wußten, was ihre Heerführer wollten — den Feind in Metz einschließen —, und in diesem Bewußtsein kühn darauf los gingen und sich durch keine Verluste aufhalten ließen. Diese historische Erkenntnis gestaltet Bapst zu einer Lehre für sein Volk aus: es gilt nicht, wie die Sozialisten sagen, Frankreich nur zur Verteidigung zu befähigen; man muß den Geist des Angriffs pflegen, wenn man überhaupt siegen will. Angreifen kann man aber nur mit gutgeschulten Soldaten, und so läuft das Buch, dessen Vorrede vom 10. April 1913 datiert ist, in eine glühende Empfehlung der dreijährigen Dienstzeit aus, welche ja seitdem Gesetz geworden ist. Diese Haltung ist das gute Recht eines französischen Patrioten; aber über das erlaubte Maß geht es doch hinaus, wenn Bapst, um Stimmung zu machen, uns anklagt, daß wir „offen drohen, im Fall eines Sieges von Frankreich 40 Milliarden und 20 Departements zu verlangen." Ein ernster und geschätzter Historiker sollte so viel Selbstachtung haben, um etwas dergleichen nicht zu schreiben.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achleitner. — Themis und Diana. Erzählung aus Slavonien. Von Arthur Achleitner. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1913.

Alafberg. — Sozialaristokratie. Ein Kulturprogramm. Von Friedrich Alafberg. Leipzig, Xenien-Verlag. 1914.

Arnavon. — L'interprétation de la comédie classique. Le misanthrope, mise en scène, décors, représentation par Jacques Arnavon. Ouvrage orné de trois dessins de M. Léo Devred et de reproductions. Paris, Librairie Plon. 1914.

Aner. — Aus den Briefen des Paulus nach Korinth. Verdeutscht und ausgelegt von Pfarrer Dr. Karl Aner. Band 1 der „Praktischen Bibelerklärung". Tübingen, J. C. B. Mohr. 1913.

Arminius. — Vaterländische Novellen. Von Wilhelm Arminius. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Baluschek. — Spreeluft. Berliner Geschichten. Von Hans Baluschek. Mit Titelzeichnung und acht Vignetten vom Verfasser. 1.—4. Tausend. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus. O. J.

Barthou. — Mirabeau. Von Louis Barthou. Berechtigte Übertragung aus dem Französischen von Dr. Ph. Waller. Stuttgart, Julius Hoffmann. O. J.

Berend. — Goethe, Kestner und Lotte. Herausgegeben von Dr. Eduard Berend. Mit zehn Bildbeigaben. München, Steinicke und Lehmkuhl. 1914.

Blücher. — Blüchers Briefe. Vervollständigte Sammlung des Generals E. v. Colomb. Herausgegeben von W. v. Unger, Generalleutnant z. D. Mit drei Bildern und einer Schriftprobe. Stuttgart, J. G. Cotta. 1913.

Bodereau. — Bonaparte à Ancôme. Par Pierre Bodereau. Préface du général de Lacroix. Avec deux cartes hors texte. Paris, Librairie Félix Alcan. 1914.

Böhme. — Kränze. Gedichte. Von Otto Böhme. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Bomhard. — Eduard von Bomhard. Ein Lebens- und Charakterbild. Verfaßt von Ernst von Bomhard. München, R. Oldenbourg. 1913.

Boppe. — L'Albanie et Napoléon. 1797—1814. Par A. Boppe. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1914.

Bredow. — Jugendstreiche. Humoristische Novellen von Heinrich Bredow. Leipzig, Xenien-Verlag. 1914.

Brentano. — Clemens Brentanos sämtliche Werke. Herausgegeben von Karl Schüddekopf. Elfter Band: Märchen I. Zwölfter Band, erste Abteilung: Märchen II. München, Georg Müller, 1914.

Caspar. — La résistance légale en Finlande. Par Jean-Jacques Caspar. Préface de Pierre Mille. Paris, Félix Alcan. 1913.

Cohn. — Physikalisches über Raum und Zeit. Von Emil Cohn. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1913.

Der Heimat zum Gruß. Ein Almanach deutscher Dichtung und Kunst aus Böhmen. Herausgegeben von Oskar Wiener und Johann Pilz. Berlin, Prometheus Verlagsgesellschaft. O. J.

Dittrich. — Die Probleme der Sprachpsychologie und ihre gegenwärtigen Lösungsmöglichkeiten. Von Prof. Dr. Ottmar Dittrich. Leipzig, Quelle und Meyer. 1913.

Domaszewski. — Geschichte der römischen Kaiser. Von Prof. Alfred von Domaszewski. Zwei Bände. Zweite Auflage. Leipzig, Quelle und Meyer. 1914.

Eckermann. — Johann Peter Eckermanns Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Herausgegeben von Conrad Höfer. Mit einer Einleitung von Ludwig Geiger. Mit 73 Bildnissen, Abbildungen und Plänen. Leipzig, Hesse und Becker. O. J.

Fischer. — Um Gott und Grund. Sprüche eines Suchenden. Von C. W. Th. Fischer. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Forbes-Mosse. — Die Leuchter der Königin. Phantasien von Irene Forbes-Mosse. Berlin, S. Fischer. 1913.

Foerster. — Staatsbürgerliche Erziehung. Prinzipienfragen politischer Ethik und politischer Pädagogik. Von Fr. W. Foerster. Zweite, vermehrte und umgearbeitete Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1914.

Foules. — Correspondance de Voltaire (1726—1729). La Bastille, l'Angleterre, le retour en France. Par Lucien Foules. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1913.

Frey. — Das Gewitterkind und andere Novellen. Von Karl Frey. Mit fünf ganzseitigen Illustrationen und Buchschmuck von Ernst Tobler. Zürich, Orell Füßli. O. J.

Freycinet. — Souvenir. 1878—1893. Par C. de Freycinet, sénateur. Cinquième édition. Paris, Ch. Delagrave. 1913.

Fried. — Der Weg zum Weltfrieden im Jahre 1913. Pazifistische Chronik, zusammengestellt von Alfred H. Fried. — Berlin, Verlag der Friedenswarte. O. J.

Friedrich. — Deutsche Renaissance. Gesammelte Aufsätze. Von Paul Friedrich. Zwei Bände. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Frost. — Johanna Schopenhauer. Ein Frauenleben aus der klassischen Zeit. Von Laura Frost. Zweite Auflage. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. O. J.

Ganghofer. — Kreaturen. Von Ludwig Ganghofer. Buchschmuck von Hugo Engl. 1. bis 10. Tausend. Stuttgart, A. Bonz und Co. 1913.

Gaultier. — Les maladies sociales. Par Paul Gaultier. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1913.

Gieben. — Christian Dietrich Grabbe in der nachschillerischen Entwicklung. Von Joseph Gieben. Selbstverlag. O. J.

Gilbert. — Das Relativitätsprinzip, die jüngste Modenarrheit der Wissenschaft. Und die Lösung des Fizeau-Problems. Von Leo Gilbert. Brackwede i. W., Dr. W. Breitenbach. 1914.

Gloeden. — Der Großmogul. Indischer Gesang in Bildern unter heißer Sonne aus der Zeit Schah Jehanns. Von Benno von Gloeden. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Goethe. — Goethes sämtliche Werke. Propyläen-Ausgabe. Vierundzwanzigster Band. München, Georg Müller. O. J.

Gött. — Tagebücher und Briefe von Emil Gött. Herausgegeben von Roman Woerner. Drei Bände. München, C. H. Beck. 1914.

Gött. — Kalendergeschichten und anderes. Von Emil Gött. Herausgegeben von Roman Woerner. München, C. H. Beck. 1914.

Griechische Märchen. Märchen, Fabeln, Schwänke und Novellen aus dem klassischen Altertum ausgewählt und übertragen von Aug. Hausrath und Aug. Marx. Mit 23 Tafeln. Erstes bis drittes Tausend. Jena, Eugen Diederichs. 1913.

Guyau. — Die englische Ethik der Gegenwart. Von J.-M. Guyau. Deutsch von Annie Peusner. Leipzig, Alfred Kröner. 1914.

Handel-Mazzetti, von. — Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman von E. von Handel-Mazzetti. Zweiter Teil: Das Geheimnis des Königs. Erstes bis elftes Tausend. Kempten und München, Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung. 1914.

Hasse. — Schopenhauers Erkenntnislehre als System einer Gemeinschaft des Rationalen und Irrationalen. Ein historisch-kritischer Versuch. Von Heinrich Hasse. Leipzig, Felix Menier. 1913.

Hebbel. — Friedrich Hebbels Werke, Tagebücher und Briefe. Mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von Hermann Krumm. Sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe. In 14 Bänden. Mit 14 Bildnissen, 8 Abbildungen und 2 Handschriften. Leipzig, Hesse und Becker. O. J.

Heilen und Bilden. Ärztlich-pädagogische Arbeiten des Vereins für Individualpsychologie. Herausgegeben von Dr. Alfred Adler und Dr. Carl Furtmüller. München, Ernst Reinhardt. 1914.

Hellwig. — Ritualmord und Blutaberglaube. Von Dr. Alb. Hellwig. Minden, J. C. C. Bruns. O. J.

Hirsch. — Fruchtabtreibung und Präventivverkehr im Zusammenhang mit dem Geburtenrückgang. Eine medizinische, juristische und sozialpolitische Betrachtung. Von Dr. Max Hirsch. Würzburg, Curt Kabitzsch. 1914.

Hoetzsch. — Rußland. Eine Einführung auf Grund seiner Geschichte von 1904 bis 1912. Von Otto Hoetzsch. Berlin, Georg Reimer. 1913.

Hofer. — Im Feld und Firnelicht. Neue Gedichte von Fridolin Hofer. Kempten, Jos. Kösel. 1914.

Izzet-Fuad Pascha. — Paroles de vaincu . . . Après le désastre, avant la revanche. Par général Izzet-Fuad Pascha. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Jahrbuch der Frauenbewegung. 1914. — Im Auftrage des Bundes Deutscher Frauenvereine herausgegeben von Dr Elisabeth Altmann-Gottheiner. Mit vier Bildnissen auf vier Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner. 1914.

Jellinek. — Allgemeine Staatslehre. Von Prof. Dr. Georg Jellinek. Dritte Auflage, unter Verwertung

des handschriftlichen Nachlasses durchgesehen und ergänzt von Prof. Dr. Walter Jellinek. Berlin, O. Häring. 1914.

Kallenberg. — Musikalische Kompositionsformen. II. Kontrapunkt und Formenlehre. Von S. G. Kallenberg. „Aus Natur und Geisteswelt." 413. Bändchen. Leipzig, B. G. Teubner. 1913.

Rendolf. — Zwei Verschollene oder der Mönch und seine Freundin. Von Clemens Rendolf. Leipzig, Xenien-Verlag. 1914.

Ribot. La vie inconsciente et les mouvements. Par Th. Ribot. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1913.

Richter. — Chantilly in history and art. By Louise M. Richter. With portraits and illustrations. London, John Murray. 1913.

Rojas. — Fernando de Rojas. La Celestine. II. Edición y notas de Iulio Cejador y Frauca. Clásicos castellanos. Madrid, Ediciones de „La Lectura". 1913.

Roß. — Inselreisen. Von L. Roß. Zweiter Teil. Nach dem Handexemplar des Verfassers berichtigte und revidierte Ausgabe. Mit 18 Abbildungen. Dritter Band der „Klassiker der Archäologie". Herausgegeben von F. Hiller von Gaertringen, G. Karo, O. Kern, C. Robert. Haale (Saale), Max Niemeyer. 1913.

Royé. — Cinq ans d'instruction au Ruchard. Méthode d'instruction du groupe d'infanterie. Par commandant breveté Royé. Avec de nombreux croquis dans le texte et dix croquis hors texte. Préface de M. le général de Lacroix. Paris, Librairie militaire Chapelot. 1913

Russische Volksmärchen. Übersetzt und eingeleitet von August von Löwis of Menar. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

Schaeck. — S. A. J. le grand-duc Boris de Russie aux fêtes du Siam pour le couronnement du roi. Par Ivan de Schaeck. Ouvrage orné de quatre-vingt-onze gravures hors texte. Deuxième édition. Paris. Librairie Plon. 1914.

Schauffler. — Goethes Leben, Leisten und Leiden in Goethes Bildersprache. Von Theodor Schauffler. Heidelberg, Carl Winter. O. J.

Schemann. — Gobineau Eine Biographie von Ludwig Schemann. Erster Band: Bis zum zweiten Aufenthalte in Persien. Straßburg, Karl J. Trübner. 1913.

Schemann. — Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus. Von Ludwig Schemann. Erster Band. Mit vier Tafeln. Straßburg, Karl J. Trübner. 1914.

Schreiber. — Hedwig Dohm als Vorkämpferin und Vordenkerin neuer Frauenideale. Von Adele Schreiber. Berlin, Märkische Verlagsanstalt. O. J.

Schriftsteller, Verleger und Publikum. Eine Rundfrage. Zehnjahreskatalog. München, Georg Müller. 1913.

Schumacher. — Kaiserin Eugenie. Der Weg zum Thron. Roman von Heinrich Vollrath Schumacher. Erstes bis fünfzehntes Tausend. Berlin, R. Bong und Co. O. J.

Schwab. — Verhöhnte Liebe. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Verfaßt von Andreas Schwab. Frankfurt a. M. 1913.

Siebert. — Karlluß, Raugraf zu Pfalz. Schicksale eines deutschen Jünglings aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege. Roman. Von Margarete Siebert. München, Georg Müller. 1914.

Sobczak. — Licht und Schatten. Zwiegespräche zwischen einem Christen und einem Buddhisten. Herausgegeben von Robert Sobczak. Leipzig, Walter Markgraf. 1914.

Solowjoff. — Das Befreiungswerk der Philosophie. Von Wladimir Solowjoff. Antrittsvorlesung an der Universität St. Petersburg, gehalten am 20. November 1880. Aus dem Russischen übersetzt von Ernst Keuchel. Berlin, Verlag des Sozialistischen Bundes. 1913.

Sombart. — Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftslebens. Von Werner Sombart. München, Duncker und Humblot. 1913.

Stach. — Die Beichte. Von Ilse von Stach. Köln, J. und W. Boisserée. 1913.

Stählin. — Über Rußland, die russische Kunst und den großen Dichter der russischen Erde. Von Karl Stählin. Heidelberg, Carl Winter. 1913.

Steinhausen — Geschichte der deutschen Kultur. Von Prof. Dr. Georg Steinhausen. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Zweiter Band. Mit 127 Abbildungen im Text und 12 Tafeln in Farbendruck und Kupferätzung. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1913.

Theilmann. — Was die Heide sang. Ein Blütenstrauß oldenburgischer Heidedichtung, gesammelt von Georg Theilmann. Oldenburg, Rudolf Schwartz. O. J.

The powers and aeronautics. The Times series. London, John Murray. 1913.

Thule. Altnordische Dichtung und Prosa. Herausgegeben von Prof. Felix Niedner. Zehnter Band: Fünf Geschichten aus dem westlichen Norland. Mit einer Übersichtskarte. Übertragen von W. H. Vogt und Frank Fischer. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

Turró. — Les origines de la connaissance. Par R. Turró. Paris, Félix Alcan. 1913.

Uexküll. — Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung. Gesammelte Aufsätze von Jakob Baron von Uexküll. Herausgegeben und eingeleitet von Felix Groß. München, F. Bruckmann. 1913.

Unger. — Gneisenau. Von W. v. Unger, Generalleutnant z. D. Mit vier Bildnissen und 17 Skizzen im Text. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1914.

Volkelt. — System der Ästhetik. Von Johannes Volkelt. Dritter Band: Kunstphilosophie und Metaphysik der Ästhetik. München, C. H. Beck. 1914.

Vom Wissen zum Glauben. Grundlagen einer einheitlichen Welt- und Lebensanschauung. Von einem Gottsucher. Leipzig, F. Leineweber. 1914.

Voß. — Der Fährmann. Gedichte. Von Otto Voß. Leipzig, Bruno Volger. O. J.

Voß. — Wenn Götter lieben. Erzählung aus der Zeit des Tiberius. Von Richard Voß. Zweite Auflage. Leipzig, J. J. Weber. 1913.

Vowinkel. — Lebensläufe und Todesgänge. Gedichte. Von Ernst Vowinkel. Berlin, Leonhard Simion. 1913.

Walker. — Modern seismology. By G. W. Walker. With plates and diagrams. London, Longmans. Green and Co. 1913.

Waser. — Die Geschichte der Anna Waser. Ein Roman aus der Wende des 17. Jahrhunderts von Maria Waser. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1913.

Watzdorff-Bachoff. — Maria und Yvonne. Geschichte einer Freundschaft von Erika von Watzdorff-Bachoff. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1913.

Weber. — Die Polen in Oberschlesien. Eine statistische Untersuchung von Dr. Paul Weber. Mit einem Vorwort: „Die Fehlerquellen in der Statistik der Nationalitäten." Von Prof. Dr. Ludwig Bernhard. Mit 12 lithographischen Tafeln. Berlin, Julius Springer. 1914.

Das Weltbild der Gegenwart. Ein Überblick über das Schaffen und Wissen unserer Zeit in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt. Erster Band: Wandlungen des Weltbildes und des Wissens von der Erde. Von Ferdinand Meisel. — Sechster Band: Die deutsche innere Politik unter Kaiser Wilhelm II. Von Wilhelm v. Massow. — Siebzehnter Band: Die Weltliteratur im 20. Jahrhundert. Vom deutschen Standpunkt aus betrachtet von Richard M. Meyer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1913.

Wendt. — Des Reiches Ende. Roman aus deutscher Gegenwart. Von Hans Wendt. Leipzig, Xenien-Verlag. 1914.

Werner. — Aus einer vergessenen Ecke. Beiträge zur deutschen Volkskunde. Von Dr. Ludwig Friedrich Werner. Vierte Auflage. Zwei Bände. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne (Beyer und Mann). 1913.

Wiegand. — Die Herrlichkeit des Cyriakus Kopp und andere Erzählungen. Von Carl Friedrich Wiegand. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1913.

Wiegler. — Geschichte der Weltliteratur. Dichtung fremder Völker. Von Paul Wiegler. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, Ullstein und Cie. 1914.

Wissenschaft und Bildung. Nr. 17: Beethoven. Von Prof. Dr. Hermann Frhr. v. d. Pfordten. Mit einem Porträt. Zweite, durchgesehene Auflage. — Nr. 121: Die Kultur des alten Ägyptens. Von Prof. Dr. F. W. v. Bissing. Mit 58 Abbildungen. Leipzig, Quelle und Meyer. 1913.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Über den modernen Monismus.

Von

Benno Erdmann[1]).

Daß ein Verständnis suchender Blick in geistige Strömungen, die in der Gegenwart hervortreten, Ihnen ein Herabsteigen von der Höhe ernster wissenschaftlicher Arbeit bedeuten könne, besorge ich nicht. Gewiß soll unser Lehren so wenig wie unser Forschen im Dienste der flüchtigen Interessen des Tages stehen. Auch wo es sich mit den praktischen Aufgaben der Gegenwart berührt und diese aus sich heraus zu fördern vermag, bleibt es auf die Erkenntnisse gerichtet, die allgemein, also dauernd gültig sein sollen. Aber es sind schließlich die Aufgaben, die aus den Problemstellungen der Gegenwart fließen, an deren Lösungen wir uns versuchen, an denen in rechter Weise mitzuarbeiten wir unsere jungen Kommilitonen anleiten sollen. Zudem sind wir alle von der Überzeugung durchdrungen, daß auch unsere Arbeit nur Wert hat, soweit ihre Methoden und Ergebnisse, selbst wo sie nach Motiven und Gehalt den Bedürfnissen des Tages fernliegen, der rechten Ausgestaltung unserer inneren wie unserer äußeren Kultur dienen, letzten Endes also dem höchsten Lebensziel, der Förderung sittlicher Lebensführung, gewidmet sind. Auch die leeren Blätter, an denen es in der Geschichte der Universitäten nicht fehlt, sprechen über diesen Punkt eine beredte Sprache. Wo immer sich die Universitäten in der Organisation ihres Lehrbetriebs und in der Richtung ihrer Forschungsarbeit den berechtigten Anforderungen der Zeit verschlossen, den Blick, Überliefertes festhaltend, rückwärts gewendet hatten, da versiegten die Quellen, aus denen das wissenschaftliche Denken gespeist wird, da verlor es die Herrschaft über die Geister, die den Hochschulen, wenn ihre leitenden Vertreter mitten im Strom der geistigen Entwicklung standen, noch stets zugefallen ist und unter analogen Bedingungen immer zufallen wird.

Freilich birgt der Versuch, die geistigen Aufgaben der Gegenwart recht zu verstehen, Schwierigkeiten in sich. Wir können die Seele einer Zeit mit vollem Verständnis nur erfassen, wenn diese hinter uns liegt, wenn wir ihren wesentlichen Gehalt an ihrem abgeschlossenen Bestande zu messen vermögen. Dann erst gewinnen wir die Distanz, die deutliches Sehen ermöglicht.

Dennoch müssen wir auch solche Schwierigkeiten überwinden können. Wir sind, eben als Glieder unserer Zeit, genötigt, zu den Aufgaben, die sie

[1]) Die nachstehende Veröffentlichung bietet den hier und da erweiterten und durch einige erläuternde Anmerkungen ergänzten sachlichen Bestand der Festrede, die am 27. Januar d. J. in der Aula der Berliner Universität gehalten wurde.

uns aufdrängt, Stellung zu nehmen. Und wir können solche Stellungnahme in richtiger Weise nur erlangen, soweit wir uns, wenn auch unvermeidlich als Partei, in der Gegenwart zu orientieren wissen. Wir müssen, indem wir unsere Individualität einsetzen, nicht aufgeben, scheiden lernen, was nichtig und was bedeutsam ist.

Wir suchen dieses Verstehen und Werten zu erreichen, indem wir von einem tiefsinnigen Wort unseres größten Historikers ausgehen: „Wollte man .. annehmen . . ., daß .. jede Generation die vorhergehende vollkommen übertreffe, mithin die letzte allemal die bevorzugte, die vorhergehenden aber nur die Träger der nachfolgenden wären, so würde das eine Ungerechtigkeit der Gottheit sein . . . Ich aber behaupte: jede Epoche ist unmittelbar zu Gott, und dieser Wert beruht gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgeht, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst." Dieser Gedanke bleibt gültig, auch wenn wir von der religiösen Metaphysik absehen, die ihm bei Ranke zugrunde liegt. Er gilt, auf die Gegenwart bezogen, einschränkend und warnend ebensowohl gegenüber dem naiven Optimismus, der unbedenklich sagen läßt, der Lebende hat recht, wie gegenüber jenem Pessimismus der Fertigen, denen die Gegenwart nichts mehr recht machen kann.

Leicht ist es allerdings zurzeit nicht, zu dem Gleichmaß zu gelangen, das allein einigermaßen unbefangene Erkenntnis und Beurteilung verbürgt. Denn wir stehen vor einer kaum übersehbaren Fülle von Erscheinungen, die in lebendigster Entwicklung gegeneinander wirken.

Ich erinnere an den Bericht, den wir vor wenigen Monaten von berufenster Seite über die umwälzenden Veränderungen gehört haben, denen das physikalisch-chemische Naturbild zurzeit untersteht[1]). Ähnlich ist die Problemlage in den biologischen Wissenschaften: die Idee der differenzierenden Entwicklung zwar unerschüttert, aber die Selektions- und Sexualhypothese Darwins ins Schwanken gebracht durch ältere und neue Annahmen über die Entwicklungsbedingungen des organischen Lebens; dazu neue Formen des Vitalismus im Kampfe gegen die scheinbar festbegründete mechanische Theorie des Lebens. Und nicht viel anders verhält es sich auf dem Gebiet der Kulturwissenschaften. Die tiefgreifende Umwälzung der wirtschaftlichen Bedingungen seit dem Beginn, die Neugestaltung der politischen Verhältnisse im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, die Entwicklung der jungen Soziologie, die Grenzverschiebung der Natur- und Kulturwissenschaften gegeneinander infolge des Entwicklungsgedankens in all den Reibungsflächen, die bei einer solchen Verschiebung merkbar werden: dies alles hat für die alten Fragen nach dem Verhältnis individualistischer und kollektivistischer Geschichtsauffassung, den Beziehungen des Staats zur Gesellschaft sowie der politischen zur Wirtschafts- und zur Kulturgeschichte neue Problemstellungen geliefert und mit dem allen die Aufgaben und Methoden geschichtlicher Betrachtung in ein neues Licht gestellt. Begreiflich demnach, daß die Versuche zu einer Um-

[1]) Max Planck, „Neue Bahnen der physikalischen Erkenntnis" (Berliner Rektoratsrede vom 15. Oktober 1913). Deutsche Rundschau, Dezember 1913.

wertung der überlieferten sozialen und ethischen Werte auf die ersten so extremen wie genialen Anstürme von Marx und Nietzsche nicht beschränkt geblieben sind, daß die sittlichen Grundlagen unserer Lebensführung ebenso wie die künstlerische Produktion und das religiöse Bewußtsein sich als zersetzt erweisen. Kurz, wir finden uns mitten in einer „Revolution der Denkart", wie wir sie seit den Vorjahren der französischen Revolution nicht mehr erlebt haben, wie wir sie im Verlaufe unserer abendländischen Entwicklung außerdem vielleicht nur in der Renaissance, in der Zeit des erstarkenden Christentums im römischen Reich, sowie der Sophistik und Sokratik in Athen antreffen. Eine Periode der Dekadenz und des Epigonentums und zugleich eines aufsteigenden, Neues suchenden und alles wirklich oder scheinbar Neue rasch ergreifenden Lebens, ein Weg ἀνω κάτω μία καὶ ὠυτή, der diejenigen, die bestimmt sind ihn zu wandeln, im Kampf und Streit des Suchens nach einer harmonischen, in sich gefestigten Welt- und Lebensauffassung zeigt.

Es ist ein bekanntes Wort Hegels, daß die Philosophie jeder Zeit, d. i. der Versuch zu wissenschaftlich begründeter Welt- und Lebensauffassung, eben diese Zeit sei, in Gedanken erfaßt.

Das Wort ist in zweifacher Hinsicht zu eng. Die Philosophie wäre fürs erste niemals gewesen, was sie sein soll, wenn sie lediglich repräsentativ wäre, wenn sie nicht vielmehr im Geiste ihrer Großen Einsichten und Werte erzeugen könnte, für die erst künftige Geschlechter reif werden, wenn sie nicht auch Gedanken zu entwickeln vermöchte, deren gestaltende Ideen in immer neuen Modifikationen für alle Zeiten zu gelten bestimmt sind. Überdies bedarf die Auffassung Hegels der Ergänzung durch die Rücksicht auf das individuelle Gepräge jeder Philosophie, die ein nicht minder bekanntes Wort Fichtes formuliert: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist." Was immer der Einzelne leistet, trägt den Stempel seiner Individualität, und dies um so mehr, je größer die Leistung ist. Alle sachliche Originalität ist zugleich persönlichste.

Hegels Gedanke trifft jedoch das Wesen der Philosophie, sofern sie in jedem Gliede ihrer ausgestalteten Ideen ein Kind der Zeit bleibt, der sie entsprungen ist.

Demgemäß müssen wir erwarten, daß auch die Philosophie der Gegenwart den Charakter einer Übergangsperiode zeige. In der Tat, es fehlt uns eine die Geister beherrschende Welt- und Lebensauffassung, wie sie die Platonisch-Aristotelische ihren Zeitgenossen dargeboten hat, wie sie im Thomismus des dreizehnten Jahrhunderts, in der Philosophie Lockes für die englische, in der Leibniz-Wolffischen Philosophie für die deutsche Aufklärung, in dem Kritizismus Kants für das Ende des 18. und in der tiefsinnig verfehlten Spekulation Hegels für uns im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts gegeben war. Die Philosophie der Gegenwart bietet vielmehr zahlreiche einander entgegengesetzte und einander durchkreuzende Welt- und Lebensauffassungen, ein In- und Durcheinander aller Gedankenstufen vom naivsten Realismus bis zum kritischen Idealismus, vom Materialismus bis zum Spiritualismus, zwischen dem Positivismus auf der einen, dem

transzendentalen Rationalismus auf der anderen Seite, zwischen sozialer und individualistischer Ethik, zwischen theosophischer Bejahung und vollständiger Verneinung der Ansprüche des religiösen Bewußtseins; und mitten in allem tatsächlich oder scheinbar Neuen ein philosophisches Spiegelbild des zersplitterten Epigonentums der Zeit: mit einem Wort, eine geistige Anarchie statt der Herrschaft eines sieghaften Systems.

Das ist kein erfreuliches Bild, um so weniger, als es im Wesen eines solchen Problemstandes begründet ist, daß das philosophische Bedürfnis in der jungen Generation machtvoll ansteigt, daß viele junge, hungrige Seelen nach der Nahrung suchen, die den unauslöschlichen Einheitstrieb unseres Denkens befriedigen soll.

Oder ist dieses Bild einseitig verfärbt, in pessimistischer Stimmung Grau in Grau gemalt? Ist die Mahnung, die aus solcher Deutung für die Philosophen folgt, mit aller Kraft einen rettenden Ausweg aus diesem Labyrinth zu suchen, gar eine verspätete? Sind die Augen der zeitgenössischen Philosophie nur zu schwach, um das Licht zu sehen, das strahlend längst voranleuchtet?

Manchen mit Recht hochangesehenen Naturforschern will es so scheinen. Sie fühlen sich als Verkünder einer Welt- und Lebensanschauung, die vor allen anderen berufen sei, nicht nur die Seele und das Gewissen unserer Zeit, sondern auch der kommenden Geschlechter zu repräsentieren, dem uralten Einheitsbedürfnis des menschlichen Denkens den definitiven wissenschaftlichen Gehalt zu geben.

Als Monismus hat sich diese „naturwissenschaftliche Philosophie" unter Berufung auf ein gelegentliches Wort des Sprachforschers August Schleicher eingeführt[1]). Und mit dem Wort ist in den letzten fünf Jahrzehnten der immer weitere Kreise erfüllende Glaube geblieben, dem Schleicher schon 1863 Ausdruck gegeben hat: „Die Richtung des Denkens der neuen Zeit läuft unverkennbar auf Monismus hinaus; der Dualismus, fasse man ihn nun als Gegensatz von Geist und Natur, Inhalt und Form, Wesen und Erscheinung, oder wie man ihn sonst bezeichnen mag, ist für die naturwissen-

[1]) Ernst Haeckel, „Generelle Morphologie der Organismen", Berlin 1866. Im ersten Bande dieses Werkes findet sich ein kurzer Abschnitt über „Dualismus und Monismus". Dieser beginnt mit den oben zitierten, dem „Offenen Sendschreiben" Schleichers an Haeckel über „Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft" (1863) entnommenen Worten. Haeckel fährt fort: „Diese Worte des berühmten komparativen Linguisten . . . bezeichnen mit treffender Wahrheit den unversöhnlichen Gegensatz zwischen Dualismus und Monismus, der unsere gesamte Naturwissenschaft, wie die ganze Denktätigkeit unserer Zeit in zwei feindliche Heerlager trennt." Und weiterhin heißt es: „Da der Ausdruck Monismus in unzweideutiger Weise diejenige kritische Auffassung der gesamten (organischen und anorganischen) Natur und diejenige kritische Methode ihrer Erkenntnis, welche wir . . . als die allein mögliche und durchführbare dargetan haben, bezeichnet, so werden wir uns dieses kurzen und bequemen Ausdrucks stets bedienen." Im Schlußkapitel des zweiten Bandes berührt Haeckel die Namengebung seines Freundes und Kollegen noch einmal.

schaftliche Anschauung unserer Tage ein vollkommen überwundener Standpunkt . . . Eine notwendige Folge der monistischen Weltanschauung ist die Bedeutung, welche heutzutage die Beobachtung für die Wissenschaft, zunächst für die Naturwissenschaft, gewonnen hat."

Wie zu erwarten, hat der Gedanke eine Geschichte, die seiner Formulierung vorangeht. Die Sprache braucht Zeit, bis sie für neue Intuitionen das erlösende Wort bildet oder, wie in diesem Fall, aus vergessener Namengebung hervorsucht.

Die erste begeisterte Verkündung des Monismus durch Haeckel erfolgte in offenbarer Nachwirkung des Popular-Materialismus, der mit dem Beginn der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eingesetzt hatte. Was den Monismus von 1866 von dem Materialismus eines Vogt, Moleschott und Büchner trennte, war vor allem das zu einem neuen Evangelium gesteigerte Bekenntnis zu der philosophischen Allmacht des Darwinismus. Der materialistische Grundzug dieses entwicklungsgeschichtlichen Monismus ist, obgleich sein Urheber sich stets gesträubt hat, die Bezeichnung seiner Lehre als Materialismus anzunehmen [1]), unverkennbar, wenn wir die Meinung des Materialismus in der alten philosophischen Behauptung suchen, daß alles Geschehen in der organischen wie in der anorganischen Natur lediglich auf Bewegungen gleichviel wie spezieller bestimmter Körperteilchen zurückzuführen sei. Auch für den entwicklungsgeschichtlichen Materialismus ist das seelische Leben nicht eine besondere Art oder das innere Wesen der Lebensvorgänge, sondern auf der Basis der mechanischen Naturauffassung nur eine besondere Verwicklung von Bewegungen, die Psychologie demnach folgerichtig nur ein Ausschnitt aus der Physiologie. Und wenn eben dieser Monismus späterhin von Zellseelen und Seelenzellen reden läßt, die aus beseelten Atomen zusammen-

[1]) Schleicher sagt in dem oben zitierten Zusammenhang weiter: Für die naturwissenschaftliche Anschauung unserer Tage „gibt es keine Materie ohne Geist (ohne die sie bestimmende Notwendigkeit[!]), aber ebenso wenig auch Geist ohne Materie. Oder vielmehr, es gibt weder Geist noch Materie, sondern nur eines, das beides zugleich ist." Dazu merkt er an: „Diese auf Beobachtung beruhende[!] Ansicht des Materialismus zu beschuldigen, ist ebenso verkehrt, als wollte man sie des Spiritualismus zeihen." Auf diese Äußerung beruft sich Haeckel in dem Schlußkapitel der „Generellen Morphologie": „Was zunächst den Vorwurf des Materialismus betrifft, den man gegen den Monismus erhoben hat, so ist derselbe, wie schon Schleicher bemerkt hat, ganz ebenso verkehrt, als wollte man ihn des Spiritualismus zeihen'. Der Monismus kennt weder die Materie ohne Geist, von welcher der Materialismus spricht[?], noch den Geist ohne Materie, welchen der Spiritualismus annimmt[?] . . . Wir kennen eine geistlose Materie, d. h. einen Stoff ohne Kraft, ebenso wenig, als einen immateriellen Geist, d. h. eine Kraft ohne Stoff." Der Kundige erkennt in diesen Wendungen den Sinn der Gedankenführung Büchners, die viel weniger durchgedacht ist, als der Materialismus eines Gassendi und Hobbes, des Système de la nature und von Priestley. In den „Welträtseln" beruft sich Haeckel auf die „berühmten . . . Werke" von Büchner und C. Vogt, die den „neuerwachenden Materialismus" . . . eingeführt haben, und gesteht zu, obgleich er die Ablehnung des Materialismus hier wie sonst festhält, daß seine „natürliche" Auffassung des Seelenlebens, die diesem das Psychoplasma, weiterhin das Neuroplasma zugrunde legt, „in diesem Sinne materialistisch ist".

gesetzt seien, so wird uns zugleich eingeschärft, nicht zu vergessen, daß die Beseelung der Atome nur in ihren anziehenden und abstoßenden, also bewegenden Kräften besteht, und daß es sich lediglich um mechanische Arbeit der Ganglienzellen handelt[1]).

Auch der Kampf der naturwissenschaftlichen Materialisten der fünfziger Jahre gegen die kirchliche Reaktion eben jener Zeit wirkt in dem Urheber des modernen Monismus deutlich nach. Aus dieser Motivlage heraus wird zum Musterbild des zu bekämpfenden Dualismus die Annahme der überorganischen Substantialität und Unsterblichkeit der Seele sowie der von der Kirche behütete Glaube der praktischen Weltanschauung an einen anthropopathisch gedachten transzendenten Gott, der einstmals die Welt und zuletzt den Menschen geschaffen habe.

Dem erstgenannten psychologischen sowie diesem religiösen Dualismus wird die Einheit von Kraft und Stoff, organischer und anorganischer Natur, Geist und Natur, Gott und Welt als Konsequenz der Naturforschung entgegengesetzt.

---

[1]) Es ist überflüssig, die „psychologischen" Gedankengänge des Monismus von Haeckel spezieller zu analysieren. Die nachstehenden Belege genügen, um ihren materialistischen Charakter darzutun. „Generelle Morphologie": „Die gesamte Natur ... erkennen wir als ein System von bewegenden Kräften, welche der Materie inhärieren ... Die Gesamtheit der Funktionen eines ... Naturkörpers ist nichts anderes als die Gesamtheit der Bewegungserscheinungen, welche an demselben ... auftreten ... Diejenigen Funktionen des Zentralnervensystems, welche man unter dem Namen des ‚Seelenlebens' zusammenfaßt, entstehen und entwickeln sich durchaus nach denselben Gesetzen, sind durchaus in gleicher Weise an die sich differenzierenden Organe gebunden, wie die übrigen somatischen Funktionen ... Der Wille und die Empfindung [sic] sind Vorstellungen [!], welche ... als komplizierte Molekularbewegungen in den Ganglienzellen zu betrachten sind." Aus den „Welträtseln": „Wir erblicken in dem Psychoplasma als ‚Seelensubstanz' im monistischen Sinne kein besonderes ‚Wesen', sondern wir betrachten die Psyche als Kollektivbegriff für die gesamten psychischen Funktionen des Plasma. ‚Seele' ist in diesem Sinne ebenso eine physiologische Abstraktion wie der Begriff ‚Stoffwechsel oder Zeugung' ... Die eigenartige Naturerscheinung des Bewußtseins ist ... ein physiologisches Problem, und als solches auf die Erscheinungen im Gebiete der Physik und Chemie zurückzuführen ... Die Seele selbst ... ist die Summe der physiologischen Funktionen der materiellen Seelenorgane." Aus der Rede „Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft": „Das Bewußtsein ist ... eine mechanische Arbeit der Ganglienzellen, und als solche auf chemische und physikalische Vorgänge im Plasma derselben zurückzuführen ... Als ein wesentlicher Grundbestandteil dieses reinen Monismus kann in gewissem Sinne die Annahme von ‚beseelten Atomen' gelten." „Unsere heutige Physik und Chemie führt alle Veränderungen auf Bewegungen der Atome zurück," sagt Haeckel 1892 und fährt dann, an die Empedokleische Elementarlehre erinnernd, fort: „Alle diese Veränderungen, ebenso in der organischen wie in der anorganischen Natur, erscheinen uns eben nur dann wirklich verständlich, wenn wir uns die Atome nicht als tote Massenteilchen vorstellen, sondern als lebendige, mit der Kraft der Anziehung und Abstoßung ausgestattete elementare Teilchen. Lust und Unlust, Lieben und Hassen der Atome sind nur andere Ausdrücke für diese Kraft der Attraktion und Repulsion ... Der Monismus muß bestrebt sein, alle Erscheinungen — ohne Ausnahme — auf Mechanik der Atome zurückzuführen."

Ich unterlasse auszuführen, wie sich diese naturwissenschaftliche Kritik des religiösen Bewußtseins im einzelnen gestaltet, und welche monistischen Fassungen des Gottesbegriffs, der pantheistisch auf das Vorbild Spinozas bezogen wird, das Band zwischen Religion und Wissenschaft liefern sollen[1]). Ebensowenig brauche ich auf die seltsamen physikalischen Konstruktionen einzugehen, die bestimmt sind, dieses Glaubensbekenntnis eines Naturforschers zu stützen. Ich will vielmehr nur hervorheben, daß schon der entwicklungsgeschichtliche Monismus nicht nur die eben berührte Religion predigt, sondern auch eine monistische Sittenlehre begründet hat, die der hochgespannten Wissenschaftsbegeisterung, welche allen diesen Gedankengängen unverkennbar zugrunde liegt, einen nicht minder hochgespannten sittlichen Idealismus zur Seite stellt. Ethisch Neues bietet diese Sittenlehre nicht. Sie beruft sich auf die soziale Ethik Herbert Spencers, weiß sich in dem „wichtigsten und höchsten, uralten" Gebote der Nächstenliebe auch mit der christlichen Ethik einig, lehnt aber die

[1]) In der „Generellen Morphologie" polemisiert Haeckel gegen die altchristliche Dogmatik in der Weise, die für die Reaktion gegen die Hegelsche Religionsphilosophie seit der Mitte der dreißiger Jahre, insbesondere seit L. Feuerbachs Wesen des Christentums und D. Fr. Strauß' Dogmenkritik charakteristisch ist. Der Materialismus von Moleschott und Genossen hatte diese Gedanken aufgenommen, wie denn Feuerbach selbst und später Strauß sich dem naturwissenschaftlichen Materialismus blind in die Arme geworfen hatten. Auch in Haeckels Religionskritik gibt der Entwicklungsgedanke den neuen Einschlag, der seine Naturanschauung charakterisiert. Eben deshalb steht sein Pantheismus dem Pantheismus der spekulativen Philosophie der Reaktion gegen Kants Kritizismus, der freilich sehr viel tiefer fundiert ist, näher als der Naturanschauung Goethes, auf die sich Haeckel zu berufen liebt. Nur ist die metaphysisch-logische Konstruktion der Entwicklung, die Schelling und Hegel eigen ist und auch bei Schopenhauer bestehen bleibt, in die kausal-zeitliche der mechanischen Naturauffassung umgewandelt. Ursprünglich trägt den monistischen Pantheismus das Kausalgesetz, „das Gesetz des notwendigen Zusammenhangs zwischen Ursache und Wirkung," dessen Notwendigkeit recht uninduktiv zu einer „absoluten" gesteigert wird. Demgemäß wird erklärt: „Unsere [monistische] Weltanschauung kennt nur einen einzigen Gott und dieser allmächtige Gott beherrscht die gesamte Natur ohne Ausnahme ... Gott ist das allgemeine Kausalgesetz ... Gott ist die Notwendigkeit. Gott ist die Summe aller Kräfte, also auch aller Materie ... Gott ist die notwendige Ursache aller Dinge und das Gesetz selbst." Später wird — analog wie in der spekulativen Reaktion gegen die Lehre Kants — der Pantheismus Spinozas zum Vorbild auch für Haeckel. In der Ätherbegeisterung, von der sich Haeckel weiterhin ergriffen zeigt, wird er unbedenklich zuzugestehen (1892): „Da sowohl die einfacheren Vorgänge in der anorganischen Natur, wie die verwickelteren Erscheinungen im organischen Leben auf dieselben Naturkräfte zurückführbar sind, da ferner diese wieder ihren gemeinsamen Grund in einem einheitlichen [!], den allgemeinen unendlichen Weltraum erfüllenden Urprinzip besitzen, so kann man dieses letztere (den Weltäther) als allumfassende Gottheit betrachten!" Wenn am Schluß dieses „Glaubensbekenntnisses eines Naturforschers" unter Berufung auf Strauß' „Alten und neuen Glauben" gesagt wird: „Das Wahre, das Gute und das Schöne, das sind die drei hehren Gottheiten, vor denen wir anbetend unsere Knie beugen ... Diesem ‚dreieinigen Gottesideale', dieser naturwissenschaftlichen Trinität des Monismus wird das herannahende zwanzigste Jahrhundert seine Altäre bauen," so sind wir vor eine Ätherheorie des Wahren, Guten und Schönen gestellt, die wir unerörtert lassen dürfen. Aber hervorgehoben sei, wie auch dieser seltsame Dithyrambus deutlich eine religiöse Grundstimmung in den Banden der Naturphilosophie verrät.

altchristliche Weltverneinung in einem wirren Durcheinander unkritischer geschichtlicher Betrachtungen ab. —

Wir begreifen die werbende Kraft dieser mit emphatischer Sicherheit ausgesprochenen, als notwendige Konsequenz der modernen Wissenschaft verkündeten Gedanken. Darwin selbst zwar hatte sich sorgsam gehütet, die Grenzen biologischer Betrachtung zu überschreiten, auch nur innerhalb seiner Hypothese die Eigenart seelischer Vorgänge aufzuheben. Aber die Verallgemeinerungen, die aus seiner so genial konzipierten wie behutsam durchgearbeiteten biologischen Entwicklungshypothese eine Welt- und Lebensanschauung erstehen ließen, lagen für die ungebändigte Phantasie, die dem jugendlichen Begründer des Monismus eigen war, entsprechend den Impulsen der Zeit nahe genug. Schien doch die schrankenlose Gültigkeit der mechanischen Naturauffassung damals über jeden Zweifel erhaben, der alte Glaube rettungslos verfallen, ein neuer, naturwissenschaftlich gesicherter Glaube gerade den religiös Gestimmten unter den Vertretern der Wissenschaft ein dringendes Erfordernis. Wer unter uns die sechziger Jahre mit wissenschaftlichem Bewußtsein durchlebt hat, entsinnt sich des tiefen Eindrucks, unter dem wir damals standen.

Und schon war die Zeit gekommen, die noch weitergreifende und scheinbar tiefer fundierte Verallgemeinerungen nahelegte.

Seit der Begründung der klassischen Mechanik hat die rastlos fortschreitende Naturforschung keine Induktion von so allgemeiner, vereinheitlichender Bedeutung gefunden wie diejenige, die sich schon in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von verschiedenen Ausgangspunkten her dem genialen Blick einiger Weniger erschlossen hatte. Langsamer als der Entwicklungsgedanke hatte sich das Gesetz von der Erhaltung der Kraft mit dem anschließenden zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie zur Anerkennung durchgesetzt und eine neue, feste Brücke zwischen der Physik und der Chemie zu schlagen begonnen.

Eine Verallgemeinerung dieser physikalisch-chemischen Induktionen, die gleichfalls von überschäumender wissenschaftlicher Phantasie getragen ist, kennzeichnet die zweite Phase des Monismus. Nicht die kraftbegabte Materie, sondern die Energie im Sinne des Gesetzes ihrer Erhaltung und Zerstreuung ist das allein Wirkliche: so verkündete dreißig Jahre nach dem Erscheinen des entwicklungsgeschichtlich monistischen Hauptwerks Ostwald als begeisterter Apostel den neuen, energetischen Monismus [1]). In verschiedenen Formen, die bei dem immer stärker beschleunigten Eiltempo der Entwicklung nicht mehr auseinanderzuhalten sind, hören wir von dem neuen monistischen Evangelium. Das „Urphänomen" sei die Zerstreuung der Energie, demzufolge alles Ge-

[1]) „Ebenso wie Haeckel den Entwicklungsgedanken aus dem engeren Gebiet der Naturgeschichte auf das unendlich weite und so unendlich viel wichtigere Gebiet der menschlichen und insbesondere der seelischen Vorgänge angewendet hat, in derselben Weise bemühe ich mich, die beiden Hauptsätze der Energetik aus dem engeren Gebiet der Physik und Chemie, wo sie sich zuerst als wirksam erwiesen hatten, auf die biologischen, die physiologischen und schließlich die soziologischen oder kulturologischen Erscheinungen anzuwenden." (W. Ostwald, „Monistische Sonntagspredigten", XXXV.)

schehen durch eine Verminderung der freien Energie sich vollzieht. In diesem zweiten Hauptsatz der „Energetik" liege demnach die letzte und allgemeinste Grundlage für alles Geschehen. Er formuliere die Bedingungen dafür, daß überhaupt etwas geschieht, enthülle sich somit in monistischer Wendung auch als das Grundgesetz für alle Willenserscheinungen. Das metaphysische Dogma Schopenhauers, alle Kraft sei Wille, der Wille also das, was die Welt im Innersten zusammenhält, schlägt in die monistisch-metaphysische Fassung des alten Gedankens um, auch der Wille sei lediglich Energie im physikalischen Sinn[1]).

Weit hinter diesem energetischen Monismus liegt, obgleich die Entwicklungstheorie selbstverständlich für ihn bestehen bleibt, der materialistische Monismus der ersten Phase. Dieser wird für das Gedenken des Energetikers zu einer Art des „schlechten und unzulänglichen Monismus a priori". Er muß sich die Kritik gefallen lassen, daß er wähne, die Welt aus einem vorweg bestimmten Prinzip ableiten zu können, obgleich er selbst sich als eine durch kritische Erfahrung gewonnene „reine Weltanschauung der Vernunft und Wissenschaft" gefühlt hatte[2]). Die schon von Leibniz widerlegte Annahme, daß alles Geschehen sich auf Bewegungen zurückführen lasse, sei, als Ausgangspunkt genommen, nicht minder aprioristisch als der Gedanke, daß die Welt aus Wasser oder Feuer oder Geist deduziert werden könne. Erst der energetische Monismus biete die Hilfsmittel zur Vereinigung aller Gegensätze, an denen der Dualismus jeder Gestalt krankt. Erst jetzt könne dieser mit der Wurzel ausgerottet werden. Das Wesen der seelischen Lebensvorgänge werde einfach dadurch erklärlich, daß angenommen werden dürfe, neben den physischen Energien bestehe eine seelische, wenn auch besonderer Art und dunkler Herkunft, die sich den Energiegesetzen gemäß verhalte und so die Einheit des gesamten Geschehens verbürge[3]).

[1]) „Wir können von diesen [Schopenhauers] Darlegungen, die doch vielfach zweifellose Tatsachen ausdrücken [!], wenn auch in einer besonderen Sprache, . . . so viel akzeptieren, daß wir im Dissipationsgesetz den Grund aller der Vorgänge erkennen, welche Schopenhauer als Manifestationen des Urwillens darstellt." (Ostwald, „Der energetische Imperativ", I, S. 80.)

[2]) E. Haeckel, „Der Monistenbund, Thesen zur Organisation des Monismus" 1904. — In den „Welträtseln" hatte Haeckel erklärt: „Unser reiner Monismus ist weder mit dem theoretischen Materialismus identisch, welcher den Geist leugnet und die Welt in eine Summe von toten Atomen auflöst, noch mit dem theoretischen Spiritualismus (neuerdings von Ostwald als Energetik bezeichnet), welcher die Materie leugnet und die Welt nur als eine räumlich geordnete Gruppe von Energieen oder immateriellen Naturkräften betrachtet." Andererseits hat Ostwald seinen Widerspruch gegen die chemische Atomtheorie, in dem er sich mit Mach begegnete, aufgegeben (Ostwald, „Die Forderung des Tages", S. 202). Man vergleiche auch die Erklärungen Ostwalds und Haeckels bei der Schlußfeier des Hamburger Monistenkongresses („Der erste internationale Monistenkongreß . . ., herausgegeben von W. Bloßfeldt", 1912, S. 168 f., 172 f.).

[3]) In seinen „Vorlesungen über Naturphilosophie" findet Ostwald die „Vermutung" naheliegend, „daß es sich bei den geistigen Vorgängen um die Entstehung und Umwandlung einer besonderen Energieart handelt," die „ausschließlich bei den Lebewesen" vorliegt, in denen als Gebilden, die „im stationären Gleichgewicht stehen . . .

Die Energetik ist jedoch nur das Fundament des neuen monistischen Gebäudes, nicht dieses selbst. Kraft eben desselben Glaubens an die Allmacht der Naturwissenschaft, der schon den ersten Plan hatte entwerfen lassen, ist es aufgeführt. Die Einschätzung des Wissens ist sogar aufs höchste gesteigert. Der Monismus, so hören wir jetzt, ist kein System, sondern eine Methode, die eine Methode des naturwissenschaftlichen Denkens, und damit die Methode des wissenschaftlichen Denkens überhaupt, der „kritischen Zusammenfassung aller Erfahrungen der gesamten Menschheit". Der Ausdruck „Naturwissenschaft" wird zu einem Pleonasmus; denn da es außer der Natur überhaupt nichts gibt, so kann es, wird uns gesagt, ja außer den Naturwissenschaften keine anderen Wissenschaften geben!

Ähnlich so klang der Spruch schon in der ersten, entwicklungsgeschichtlichen Phase. Aber auch wenn zwei Monisten dasselbe sagen, meinen sie nicht notwendig dasselbe. Dort war fürs erste alle wahre Wissenschaft Naturphilosophie, wenn auch nur als empirische Theorie, und alle wahre Philosophie Naturwissenschaft. Sodann war der Inhalt des religiösen Bewußtseins, pantheistisch gedeutet, als Bestandteil in die naturphilosophische Weltanschauung hineingenommen.

Für den neuen Monismus dagegen, der von seinem Urheber bald nach der ersten Verkündung auf die positivistische Wissenschaftslehre von Auguste Comte sowie die methodologischen Gedanken von Ernst Mach gestützt wurde, späterhin auch Elemente der zeitweise bejahungsfreudigen Wissenschaftsschätzung Nietzsches in sich aufgenommen hat, liegt dies beides anders. Der tatsächliche Verlauf der Wissensgeschichte lehre, daß die Philosophie im gewöhnlichen Sinne, als Logik, Ethik und Ästhetik, lediglich eine Resterscheinung sei. Sie begreife diejenigen Wissenschaften in sich, die noch nicht zu selbständigem monistischen Leben erwacht sind, denen freilich gelegentlich auch die „werdende Wissenschaft" des energetisch begründbaren Spiritismus zugerechnet wird [1]). Und ähnlich haben wir vom Wissenschaftsstandpunkt des neuen Monismus aus die Religion zu bewerten. Sie ist gleichfalls eine

die Möglichkeit der vorübergehenden Entstehung einer besonderen Energieart, wie der geistigen, stets gegeben ist." Das Bewußtsein scheine „als eine Eigenschaft einer besonderen Art der Nervenenergie" aufgefaßt werden zu müssen, nämlich der, welche im (nervösen) Zentralorgan betätigt wird . . . „Die mit Bewußtsein verbundene Energie ist die höchste und seltenste Energieart, die uns bekannt ist."

[1]) In einer Besprechung von Camille Flammarions Schrift „Unbekannte Naturkräfte" erklärt Ostwald mit Bezug auf die dort berichteten „beobachteten Tatsachen, die man generell zu leugnen nicht mehr das Recht hat" folgendes: „Was die ‚Theorie' dieser Dinge anlangt, so mußte ich verlangen, daß die energetische Weltauffassung, die ja beansprucht, hypothesenfrei, aber zureichend die Erscheinungen beschreiben zu können, sich auch hier bewährt. In solchem Sinne läßt sich sagen, daß die mediumistischen Erscheinungen folgendermaßen zusammenfaßbar sind. Gewisse Menschen vermögen ihren physiologischen Energievorrat (der bekanntlich fast ausschließlich als chemische Energie vorhanden ist) in andere Formen zu verwandeln, die sie durch den Raum versenden und an vorgeschriebenen Stellen in eine der bekannten Energieen zurücktransformieren können" („Die Forderung des Tages", S. 419 f.). Auch hier berührt sich die neue Naturphilosophie mit der Naturphilosophie im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts.

ataviſtiſche Erſcheinung, ein Produkt des „Urgrauens" der primitiven Menſchheit, von der Kirche und dem ſeine wahren Intereſſen verkennenden Staat künſtlich gegen die Forderung des Tages aufrechterhalten, aber dazu beſtimmt, nicht in die fortſchreitende Wiſſenſchaft aufgenommen, ſondern von ihr aufgezehrt zu werden. Denn es gibt, ſo erfahren wir, keine ſinnvolle Frage, die nicht wiſſenſchaftlich, d. i. naturwiſſenſchaftlich, gelöſt werden könnte. Es iſt auf der erſten allgemeinen Moniſtenverſammlung verkündet worden: „Alles, was die Menſchheit an Wünſchen und Hoffnungen, an Zielen und Idealen in den Begriff Gott zuſammengedrängt hatte, wird von der Wiſſenſchaft erfüllt". Sie ſei, als Ideal gefaßt, allmächtig, allgegenwärtig, allwiſſend und auch allgütig, denn ſie erfülle dem ernſtlich Arbeitenden nach und nach alle Wünſche. Nur ſei ſie nicht der Herr, dem wir dienen, ſondern das Ideal, dem wir uns bei ehrlicher Arbeit nähern. Sie iſt, könnten wir im Sinne des Monismus ſagen, nicht der Gott a priori, ſondern der ſich entwickelnde Gott a posteriori, der infolge ſeines unaufhaltſamen Fortſchritts, wenn bei der Relativität alles Wiſſens das Ideal erreichbar wäre, erſt am Ende das ſein würde, was er abſolut genommen iſt.

Es iſt eine wiſſenſchaftliche Prophetennatur, die aus ſolchen Wendungen zu uns ſpricht. Als Inſpirierten und Propheten fühlt Oſtwald ſich ſelbſt[1]). Demgemäß vernehmen wir: Wiſſen gibt Wahrheit, und Wahrheit iſt das, was uns die Zukunft vorherzuſagen geſtattet. Wir vermögen zu prophezeien in dem Maße, als wir der Wiſſenſchaft teilhaftig ſind. So wird die Prophetie zu einem Kriterium der Wiſſenſchaft. Und mehr noch: der Blick in die Zukunft, der ein Vorherſehen und Vorausſagen geſtattet, iſt, wie wir ſtaunend hören, „unter allen Umſtänden der Wiſſenſchaft wichtigerer Teil"[2])!

Das iſt keine bloße Wiederholung des alten Gedankens, daß Wiſſen Macht gibt, auch keine bloße Erneuerung der Formel Comtes vom savoir pour prévoir, kaum ein bloßes Seitenſtück zu dem Wahrheitsbegriff, den die ſchnell emporgeſtiegene und abgelaufene Woge des Pragmatismus auf die Oberfläche getrieben hat. Als Kriterium des Wiſſens wird die Prophetie zum Maßſtab für das, was als Wiſſenſchaft anerkannt werden darf. Sodann aber iſt das prophetiſche Wiſſen lediglich Naturwiſſenſchaft. In dieſem Sinne iſt es ſeinem Weſen nach praktiſch, in ſeinen Zielen wie nach ſeiner Herkunft „techniſch". In dieſem Sinne iſt wie kein Rätſel der Wirklichkeit dem Licht des Wiſſens unzugänglich, ſo kein Gebiet unſerer Kultur ſeiner organiſierenden Geſtaltungskraft entzogen. Es kann nicht anders als ſo allmächtig wie allwiſſend ſein. In dieſer Eigenart iſt der Monismus die fröhliche Wiſſenſchaft der zuverſichtlichen Tat, iſt er erfüllt von einem praktiſchen Idealismus, der dem äſthetiſchen Scheinidealismus prinzipiell entgegengeſetzt wird.

---

[1]) Man vergleiche den Aufſatz „Die Forderung des Tages" in der gleichnamigen Schrift, ſowie den Eingangsartikel zu den Eſſays, die in dem Sammelband „Der energetiſche Imperativ" vereinigt ſind.

[2]) Oſtwald, „Der energetiſche Imperativ", S. 39.

So wird ein Folgesatz aus dem Grundphänomen der Energiezerstreuung zum Grundgesetz unseres Handelns. Denn dieses seiner Natur nach „ökonomische" Grundgesetz, der „kategorische Imperativ" des Monismus, kann nur lauten: „Vergeude keine Energie, verwerte sie", um sowohl für den Einzelnen wie für die Gesamtheit die möglichst große Summe von Glück aus allem Geschehen heraus zu arbeiten. Und ist das Glück, wie wir aus der Diskussion einer monistischen Formel für dasselbe erfahren[1]), die Lustempfindung der willensgemäß sozial betätigten Energie, so wird die Erfüllung dieses Grundgesetzes identisch mit dem höchsten Glück. Das sozial Nützliche wird nach neuer monistischer Formung alter ethischer Gedanken das Ideale; das Idealwidrige ist das Unnütze. Eben deshalb entscheidet über den ethischen Wert der Energie nicht der gute Wille, sondern die gute Tat.

Eine Werktätigkeit, die selbst in den geschlossensten Organisationen kaum ihresgleichen findet, sorgt demgemäß in den letzten sechs Jahren, seit der Wortführer des energetischen Monismus den Vorsitz des Bundes übernommen hat, insbesondere seit dem erfolgreichen ersten internationalen Monistenkongreß in Hamburg vom Jahre 1911, für die Verbreitung der neuen Ideen. „Ich schließe den ersten Monistenkongreß und eröffne das monistische Jahrhundert" lautete Ostwalds Schlußwort auf dem Kongreß. Das Wort gab den Titel für die jetzt wöchentlich erscheinende Zeitschrift, die, mit ihren jetzt gleichfalls allwöchentlich beigelegten Sonntagspredigten von Ostwald, dazu bestimmt ist, den monistischen Ortsgruppen Informationen zu bringen und die Gedanken der Bewegung in immer weitere Kreise zu tragen. Hinzu kommt eine kaum mehr übersehbare Fülle von Flug- und Sammelschriften, in erster Reihe von Ostwald selbst, sowie die Veranstaltung von vielbesuchten Versammlungen der Gruppen und des Bundes selbst, deren Vorträge schnell den Weg in die Öffentlichkeit finden. Auch ein monistischer Taschenkalender fehlt nicht.

Der Wahlspruch, der die rastlose Tätigkeit Ostwalds beherrscht, besagt, daß das bestehende Gute oft genug der bitterste Feind des erreichbaren Besseren sei. Die weitesten Ziele werden dieser Tätigkeit gesteckt. Auf die ganze Menschheit ist sie gerichtet: eine Weltorganisation der geistigen Arbeit, die bestimmt ist, „gleichsam ein Gehirn der ganzen Welt" zu schaffen; eine Weltsprache, die der belastenden Willkür der Natursprachen steuern soll; eine Weltziffersprache; Weltdruckformate und sogar ein Weltzeilendruck; ein

[1]) Ostwald, Theorie des Glücks in der „Forderung des Tages", S. 218 f.: Es handelt sich „um eine Form der Veranschaulichung beobachteter und nachweisbarer Tatsachen, die vor allen in Gestalt von Worten gegebenen Formeln wenigstens den Vorzug der Klarheit besitzt." Bedeutet G das Glück, E die willensgemäß, W die während der gleichen Zeit widerwillig betätigte Energiemenge, so läßt sich ansetzen:

$$G = (E + W)(E - W) = E^2 - W^2.$$

E — W kann positiv oder negativ sein, je nachdem E > W oder E < W. Die Antwort auf die „tiefergehende Frage, wodurch denn in letzter Linie die willensgemäßen Vorgänge gekennzeichnet und von den willenswidrigen unterschieden werden," steht, so weit ich gesehen habe, noch aus.

Weltkalender und eine Weltfarbentafel. Und viel mehr noch: durchgängige Trennung der Kirche vom Staat, der Schule von der Kirche —; Reformation des höheren Schulwesens auf der Basis der Naturwissenschaften: konfessionsloser Moralunterricht; Aufhebung des humanistischen, auf die Vergangenheit gerichteten Papierwissens; Züchtung der Genies auf Grund der neuen Persönlichkeits-Wissenschaft —; analoge Reform der Universitäten, deren gegenwärtige Forschungs- und Lehrbetriebe noch reichlich 50 % Scholastik enthalten; Einrichtung von Volksuniversitäten und Abbau der ehrwürdigen Ruinen, die man Akademien nennt; monistische Reform des Rechts; Weltgeld; endlich, obgleich das Programm nicht erschöpft ist, eine auf den Weltfrieden gerichtete Weltpolitik der einzelnen Staaten. Denn, so wird uns gesagt, die Luftschifffahrt, diese „neue dritte Dimension der Verkehrsmöglichkeit", könne nicht umhin, die vorhandenen linearen politischen Grenzen zu verwischen und lasse das Zukunftsbild der vereinigten Staaten von Europa zu einer unabweisbaren Notwendigkeit werden![1])

Sie sehen, es gibt kaum einen Traum möglichen Kulturfortschritts, kaum eine Zukunftsutopie, die alle historischen Realitäten unserer Kulturentwicklung beiseite schiebt, welche nicht in das monistische Organisationsprogramm schon jetzt Aufnahme gefunden hätte. Es fehlt insbesondere, was für den Augenblick mehr bedeutet, nichts von den Gedanken und Plänen, die den Monismus für eine Zeit, die sich rühmt, das Jahrhundert der Naturwissenschaft und der Technik zu sein, zeitgemäß machen.

Und nach wie vor treffen diese Antriebe, gemäß unserer Kulturlage, landaus und landein auf empfängliche Seelen. In allen Kreisen derer, welche die Schwere der religiösen Probleme in sich kämpfend erlebt haben, von dem äußersten Flügel des Protestantismus und des sogenannten Modernismus an bis hin zu bekenntnisfreudigen Anhängern des Atheismus hat der Monismus Jünger gefunden; in allen Schichten der Bevölkerung, in den sozial oder politisch mächtigen Kreisen sowohl wie neuerdings insbesondere in den verschiedenen Gruppen der Sozialdemokratie, ist ihm offene und stille Gefolgschaft zuteil geworden.

Es wäre verkehrt anzunehmen, daß diese weite Gemeinde der Gläubigen auf den energetischen Inhalt und die aus diesem erwachsenen theoretischen und praktischen Konsequenzen eingeschworen wäre. Die monistische Literatur zeigt, wie breit und verschiebbar der Rahmen ist, der das monistische Bekenntnis umspannt. Von sich aus hätte der Monismus auch der mehr esoterischen Gruppe der Positivisten Raum gewährt, die sich jüngst selbständig zusammengeschlossen hat. Die leitenden monistischen Kreise haben sich nicht nur gegen den materialistischen Monismus, der nichts weniger als erstorben ist, tolerant gezeigt, sondern auch gegen andere, ausgesprochener metaphysische Formen des Monismus des a priori. Der Aufruf des „deutschen Monistenbundes" betont diese Toleranz nachdrücklich: „Der Monistenbund verpflichtet

[1]) Ostwald, „Die Forderung des Tages", in dem Aufsatz „Der fliegende Mensch" aus dem Jahre 1909; auch im „Energetischen Imperativ", I, S. 66.

nicht zur Annahme einer dogmatisch festgelegten, unabänderlichen Weltanschauung . . . Dabei überläßt er es jedem Einzelnen, je nach Bildungsgang und Gemütsbedürfnis das wissenschaftlich Erkannte durch philosophische oder religiöse Ausgestaltung zu ergänzen." Freilich bleibt es auch in dieser Werbung dabei, daß „der wissenschaftliche Monismus, gestützt auf die Erfahrungen einer gründlicheren Naturerkenntnis, besonders der Energetik und der Entwicklungslehre, in immer entschiedeneren Gegensatz zu dem überlieferten kirchlichen Dualismus tritt". Unverkennbar wird die monistische Gemeinde vor allem durch den lebendigen, an der Naturforschung orientierten Drang nach einer Welt- und Lebensanschauung zusammengehalten, welche die gesicherten Ergebnisse der Naturwissenschaft nicht ignoriert oder abweist, sondern in sich aufnimmt und, angesichts der unruhigen, neue Bedürfnisse mehr erregenden als befriedigenden technischen und sozialen Fortschritte sowie der Zerfahrenheit der sittlichen Lebensziele, ernste Ideale der Lebensführung sucht. Gerade deshalb sind unter den Vielen, die sich zum Monismus bekennen, Manche, die wir Grund haben sehr ernsthaft zu nehmen.

Gewiß aber ist nach allem, was ich auszuführen hatte, der Monismus keine Zeitströmung, von der wir wünschen könnten, daß sie noch weiterhin Viele, insbesondere unsere jungen Kommilitonen, in ihre Wirbel ziehe, obgleich wir sicher sind, daß er außerstande ist, sie auf die Dauer mit sich fortzureißen.

Wie sollen wir uns demnach, unserer Aufgabe eingedenk, dem Monismus gegenüber verhalten?

Ohne weiteres, denke ich, ist klar, wie wir uns nicht zu verhalten haben.

Dem Geist der Wissenschaft, wenn auch einem Wissensfanatismus, der gegen die Grenzen des Wissens blind geworden, ist der Monismus entsprungen; und nur mit den Waffen der Wissenschaft können wir versuchen, ihn zu bekämpfen. Nichts wäre uns weniger angemessen, als die Machtmittel der Kirche oder des Staates zu Hilfe zu rufen. Eine Sünde wider den Geist, dem wir dienen, würde es sein, wollten wir uns Hilferufen nach der Gewalt, von woher und wie immer sie erschallen mögen, nicht mit aller Energie entgegenstemmen. Der Monismus ist auch in seinen utopistischen Ideen nicht staatsgefährlich. Er bekennt sich ausdrücklich als staatsfreundlich. Er sieht im Staat „die höchste Organisationsform, welche das Leben auf unserem Planeten hervorgebracht hat". Und wird er, wie letzthin in zunehmendem Umfange, in das Getriebe einer im Prinzip politisch revolutionären sozialen Partei hineingezogen, so lehrt die Geschichte der letzten siebzig Jahre, daß wir trotz aller noch bestehenden Härten des Kampfes auf dem Wege zum Ausgleich sind. Ist der Monismus ferner ein Feind der Kirche, meint er, die Religion durch die Wissenschaft aufheben zu können —: es ist dafür gesorgt, daß auch die Bäume der Wissenschaft nicht in den Himmel wachsen; und die Kirche wolle dafür sorgen, daß jedes echte religiöse Bedürfnis in ihr Licht und Luft behalte, sich zu entfalten. Sie ist noch immer, wenn sie sich ängstlich dogmatisch absperrte, ihr eigener größter Feind gewesen.

Ich erinnere an ein Wort unseres größten deutschen Denkers, das nie vergessen werden sollte: „Allemal und ohne allen Zweifel ist es nützlich, die forschende sowohl als die prüfende Vernunft in völlige Freiheit zu versetzen, damit sie ungehindert ihr eigenes Interesse besorgen könne . . ., welches allemal leidet, wenn sich fremde Hände einmengen, um sie wider ihren natürlichen Gang nach erzwungenen Absichten zu lenken. Lasset demnach euren Gegner nur Vernunft zeigen und bekämpfet ihn nur mit Waffen der Vernunft".

Diese Waffen aber sollen wir nur ergreifen, wo es nötig ist. Nicht jeder also und nicht auf jedem Gebiet.

Der Naturforscher, der des bekannten Wortes von Newton über unzulängliche Hypothesenbildung eingedenk ist und damit den rechten Geist der Naturforschung betätigt, hat keinen Anlaß, auf die unzureichende hypothetische Grundlage und zumeist noch unzulänglicheren Weltanschauungskonsequenzen des Monismus einzugehen. Je mehr die Jünger der Naturwissenschaft den Geist echter Forschung verspüren, um so ruhiger darf der geistige Leiter die Dogmen solcher Popularmeinungen der eigenen Prüfung seiner jungen Mitarbeiter überlassen.

Erst recht haben die Vertreter der speziellen Geisteswissenschaften besseres zu tun als den Vorwurf abzuweisen, daß ihre Arbeitsmethode unwissenschaftlich sei, weil ihr Blick nicht prophetisch in die Zukunft, sondern in die Vergangenheit und deren Beziehungen zur Gegenwart gerichtet ist. Sie können es stillschweigend über sich ergehen lassen, daß ihre Disziplinen von den Fanatikern des naturwissenschaftlichen Monismus als bloße Papierwissenschaften zum alten Gerümpel geworfen werden. Sie werden mit Naturforschern, die so durchaus nur mit einem Auge sehen können, daß sie die Philologie und die vergleichende Sprachwissenschaft als einen Teil der Physiologie ausgeben und den Aufgaben der Geschichtsforschung nicht minder verständnislos gegenüberstehen, nicht rechten wollen[1]).

---

[1]) Wenige Proben mögen der Illustration dienen; ich verzichte dabei, auf die öfter behandelten „historischen" Ausführungen Haeckels zurückzugehen. Bei einem Vergleich des modernen Charakters der technischen Hochschulen mit den Universitäten erklärt Ostwald: Auf den Universitäten „sind diejenigen Teile des Wissens untergebracht, welche die fernsten Fäden in die Vergangenheit zu spinnen vermögen, aber die Berücksichtigung der Zukunft ablehnen. Hier ist es dazu gekommen, daß man das Wissen um die Vergangenheit als solches für ein wertvolles Wissen hält . . . Also die Kritik der Arbeit früherer Generationen unter dem Gesichtspunkt der Eignung zu prophetischen Zwecken fehlt in einem sehr erheblichen Teil des Universitätsbetriebes ganz und gar. Mit diesem Kriterium, wie weit sich das Wissen zum Prophezeien eignet, kann man nachweisen, daß z. B. etwa die Hälfte von der Arbeit der philosophischen Fakultäten nicht wissenschaftliche Arbeit ist, sondern Scholastik" (Ostwald, „Der Monismus als Kulturziel"). — Ferner: „Die eigentliche Geschichte der Menschheit ist die Kulturgeschichte, und in dieser spielt die Geschichte der Technik eine große, häufig ausschlaggebende Rolle . . . Die Geschichte kann tatsächlich keine Wissenschaft bilden, so lange sie sich nach der klassischen Rankeschen Formulierung darauf beschränkt, festzustellen, ‚wie es eigentlich gewesen ist' . . . Ist die Wissenschaft zum Prophezeien da, so werden wir nur solche vergangene Tatsachen festzustellen suchen, welche wir in irgendeiner Weise zum Prophezeien benutzen wollen" (Ostwald, „Die Wissenschaft"). — Ferner: „ich denke vielmehr, daß die Sprachen nicht

Anders aber steht es um die Philosophie; nicht weil sie mehr Veranlassung hätte, die Nachrede, die sie von seiten des Monismus trifft, abzuwehren, sondern weil sie berufen ist, in Fragen der Welt- und Lebensauffassung auch dann mitzusprechen, wenn ihr eine Gesamtanschauung der Wirklichkeit als naturwissenschaftlich allein berechtigte dargeboten wird. Sie hat ihre wissenschaftliche Kritik erst recht da zu üben, wo eine solche Anschauung im Gewande der Popularität für die Menschheit auftritt. Für uns ist es Pflicht, der jungen Generation zu helfen, daß sie auch hier die Spreu von dem Weizen sondern lerne. Je mehr die akademische Jugend aufs neue von philosophischen Interessen erfüllt ist, desto hilfsbereiter sollen wir zur Stelle sein.

Vorweg haben wir anzuerkennen. Offenbar ist der Monismus, auch wo er sich absurd gebärdet, wie aus der Wissenschaft geboren, so Geist vom Geiste der Philosophie. Hoch ist es seinem ersten Begründer anzurechnen, daß er in einer Zeit philosophischen Tiefstandes mitgeholfen hat, die alten philosophischen Probleme aufs neue in den Vordergrund zu heben, und daß er, wenn auch in seiner überschwenglichen, scharfe Kritik herausfordernden Weise, auf neue Lösungsversuche hat hinschauen lassen. Der junge Monismus der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war eines der Symptome für das Wiederansteigen der Philosophie.

Schon aber waren Anzeichen erkennbar geworden, die diesem Anstieg andere Bahnen eröffneten als diejenigen, denen der Monismus unbedenklich gefolgt ist. Helmholtz, der philosophisch Geschulteste unter den Naturforschern der Zeit, hatte schon in den fünfziger Jahren erklärt, daß die Aufgabe der Kritik unseres Erkennens der Philosophie stets zu verbleiben habe. Wenige Jahre später hat der weitestschauende unter den Historikern der Philosophie, Eduard Zeller, den unsere Universität auf der Höhe seines Ansehens gleichfalls den ihren nennen durfte, dessen hundertsten Geburtstag vor wenigen Tagen eine stille Gemeinde verehrender Freunde und dankbarer

nur keinen positiven, sondern einen entschieden negativen Bildungswert besitzen . . . Die geschichtliche Entwicklung bedingt, daß jede Sprache eine Art fossiler Lagerstätte ist, in welcher sich die Gedanken, Vorstellungen und Anschauungen unserer Eltern und Vorfahren petrifiziert haben . . . Ich muß bestreiten, daß, wenn man sich neben der Muttersprache . . . noch ähnliche fossile Konglomerate anderer Völker einverleiben muß, man dadurch gescheiter wird . . . Der Sprachunterricht an und für sich ist — abgesehen von der Muttersprache, welche eine besondere Rolle spielt — ein Übel, welches nach Möglichkeit einzuschränken ist" usw. (Ostwald, „Die Forderung des Tages"). – Endlich: „Die vergleichende Sprachwissenschaft" — Haeckel hatte ihr, wenn sie nach dem Vorgang Schleichers „erst ihren natürlichen Platz als empirisch-philosophische Naturwissenschaft in der Physiologie des Menschen gefunden haben wird," eine günstige Prognose gestellt; aber sie hat offenbar seitdem Ostwalds Zorn erregt — „. . . hat inzwischen an tatsächlichen Resultaten im wahren, wissenschaftlichen Sinne, nämlich an solchen Resultaten, die uns irgendwie eine Beurteilung der Zukunft gestatten, so wenig erreicht, daß die Menschheit ohne erheblichen Verlust auf ihre gesamten Ergebnisse verzichten könnte. Wem dieses Urteil zu hart erscheint, der frage sich einmal, welche Rolle etwa ihre gesamten Ergebnisse bisher überhaupt in seinem eigenen Leben oder dem aller seiner Freunde gespielt haben und ob sein Leben irgend anders wäre, wenn es keine vergleichende Sprachwissenschaft gäbe"! (Ostwald, „Die Wissenschaft", S. 23).

Schüler begangen hat, nachdrücklich ausgesprochen, daß eine Rückkehr zu Kant behufs Neubegründung der Erkenntnistheorie, der Lehre also von den Bedingungen und Grenzen unseres Erkennens, die einzige sichere Aussicht zur Erneuerung der Philosophie darbiete. In ähnlichem Geiste war, um von Anderen hier zu schweigen, Langes geistvolle Geschichte des Materialismus geschrieben, die gleichzeitig mit dem grundlegenden monistischen Werke erschienen ist.

Eben in diesem entscheidenden Punkte aber sind alle Arten und Abarten des Monismus hinter der philosophischen Entwicklung der letzten Jahrzehnte zurückgeblieben.

Die erkenntnistheoretische Orientierung und Fundierung hat die philosophische Arbeit der letzten Jahrzehnte fast völlig aufgesogen, insbesondere seitdem sich die Hoffnung, die psychologische Forschung werde ausreichen, eine feste Grundlage für die Philosophie zu liefern, als irrtümlich herausgestellt hat. In dieser erkenntnistheoretischen Arbeit treffen die alten, noch unausgeglichenen Gegensätze des empiristischen und des rationalistischen Denkens in neuer Kampfesrüstung zusammen. In solcher Arbeit begegnen sie sich mit den Gedanken, die von den modernen Errungenschaften der Physik aus zu einem fruchtbaren Bündnis mit der Philosophie führen werden. Daß der Monismus von dieser unerläßlichen Gedankenarbeit von Anfang an unberührt blieb, ist sein Verhängnis. Ein völlig naiver naturwissenschaftlicher Realismus als metaphysische Voraussetzung ist die Folge dieser erkenntnistheoretischen Unbehutsamkeit.

Die philosophischen Lehrgebäude, die auf erkenntnistheoretischem Fundament errichtet werden, zeigen einen anderen Stil als die weiten naturwissenschaftlichen Weltanschauungs- und technischen Weltausstellungshallen des Monismus. Sie bieten in der inneren wie in der äußeren Architektonik die Stilführung dar, die uns die Großtaten eines Hume und Kant gelehrt haben.

Darf ich zum Schluß als Partei sprechen — ich habe es freilich im Grunde von Anfang an getan —, so möchte ich noch einmal darauf hinweisen, daß es stets Aufgabe der Philosophie gewesen ist und bleiben wird, eine wissenschaftlich begründete, also systematische Welt- und Lebensauffassung zu gewinnen. Jede solche Gesamtauffassung ist ihrer Idee nach einheitlich. Es ist deshalb überflüssig und irreführend, sie ausdrücklich so, etwa als monistische, zu bezeichnen. Nur künstlich trennen wir die einheitliche Aufgabe, indem wir die Bildung der Weltauffassung als theoretische, die Entwicklung der Lebensauffassung auf dieser Grundlage als praktische Philosophie bezeichnen.

Stets ferner kann der Versuch, eine einheitliche Weltauffassung zu schaffen, nur gelingen, wenn die allen einzelnen Wissenschaften gemeinsamen, eben deshalb von keiner dieser Disziplinen zu untersuchenden Voraussetzungen über den Bestand und den Zusammenhang des erkennbaren Wirklichen sowie über die gedankliche Instrumentation unseres Erkennens kritisch analysiert sind.

Die Entwicklung der Philosophie hat sich demgemäß stets in der Weise vollzogen, die aller wissenschaftlichen Entwicklung eigen ist. Die Wirklichkeit, hier also die von jenen Voraussetzungen umschlossene, zeigt sich immer aufs neue verwickelter und an ungeprüften Bestandteilen reicher, als in der vorhergehenden Periode erkennbar gewesen war. Eben dadurch wird auch die

Mannigfaltigkeit der Ausgangspunkte für divergierende Geistesrichtungen möglich, die in jeder philosophisch fruchtbaren Periode gleichzeitig oder in kürzeren Intervallen verschiedene Systeme der Weltauffassung entstehen läßt und in der Gesamtentwicklung auch der Philosophie nicht gleichmäßiges Fortschreiten, sondern reagierende, unter Umständen in scheinbar unvermittelter Aufeinanderfolge kontrastierende Gedankenreihen erzeugt.

Von selbst versteht sich, daß die Entwicklungsbedingungen, die hiernach für die theoretische Philosophie gelten, auch für die praktische zutreffen; nur daß bei dieser die religiösen, ethischen und ästhetischen Motive der jeweils herrschenden Lebensstimmung und Lebensgestaltung noch eindringender mitwirken.

Das wesentlichste Resultat der erkenntniskritischen Arbeit, die um den Anfang des 18. Jahrhunderts begonnen hat, ist die Einsicht in den Grundcharakter unseres Erkennens, die wir, wie schon angedeutet wurde, vor allem Hume und Kant verdanken: die phänomenologische Überzeugung, daß unserem Erkennen durch sein eigenes Wesen unübersteigbare Grenzen gezogen sind, daß demnach die naive Zuversicht, die alles philosophische, wie das wissenschaftliche Denken überhaupt, bis dahin beherrscht hatte, wir könnten das Sein durch unser Erkennen so erfassen, wie es unabhängig von unseren Erkenntnisbedingungen besteht, nicht zutreffend ist. Dadurch ist trotz mancher Rückschläge, wie sie die nachkantische reagierende deutsche Spekulation geboten hat und der Monismus gegenwärtig wiederum zeigt, an die Stelle des metaphysischen Dogmatismus das kritische Philosophieren getreten, das nicht von einem scheinbar bedingungslos erfaßbaren Sein, sondern von den Vorstellungsbedingungen des erkennenden Subjekts seinen Ausgangspunkt nimmt.

Bestätigt der Fortgang dieses kritischen Philosophierens, trotz aller sachlichen und methodischen Differenzen, die auch dieses Denken durchsetzen, den Grundgedanken, der es erzeugt hat; ist das Sein von uns nur in der Bilder- und Zeichensprache unseres Erkennens erfaßbar: so wird der Phänomenalismus zur leitenden philosophischen Idee.

Die so angelegte phänomenalistische Weltauffassung kann, wenn sie sich recht versteht, nicht umhin, die Bausteine zu ihrem Gebäude durchweg dem unerschöpflichen Vorrat der Erfahrung zu entnehmen. Auch die Bedingungen, die unsere Erfahrung möglich machen, sind nur aus dem gegebenen Bestande der Erfahrung selbst herauszulesen.

Von vornherein aber zeigt sich die Erfahrung als eine doppelsinnige, dualistische in einer Weise, die der Monismus nicht aufgehoben, sondern vorweg in sich aufgenommen hat, sei es, daß er das Seelische in die Atomkräfte verlegt, sei es, daß er es als besondere Energie einführt. Denn der sinnlichen Wahrnehmung, in der uns die phänomenale Außenwelt unmittelbar gegeben wird, entspricht eine Selbstwahrnehmung, die uns ebenso unmittelbar — nicht weniger und nicht mehr — die Phänomene unserer Innenwelt offenbart. Niemals kann es gelingen, die eine dieser Welten auf die andere zurückzuführen, das Äußere als Inneres oder das Innere als Äußeres zu erfassen, das Seelische in seiner Innerlichkeit als körperlich oder das Körperliche in seiner Körperlichkeit als Inneres zu begreifen. Dieser ursprüngliche Doppelsinn des Er-

fahrungsbestandes führt zu der vorweg nur zu postulierenden, im Fortschritt des Wissens erst erkennbar werdenden Einheit der Innen- und Außenwelt auf verschiedenen Wegen. Den nächstliegenden zeigt die immer deutlicher heraustretende durchgängige funktionelle Abhängigkeit beider Reihen des Geschehens, des Seelischen und Physischen, als deren unabhängige Variable wir je nach dem vorliegenden Zusammenhang sowohl die Glieder der einen als die der anderen Reihe wählen dürfen. Kein Seelisches also, das sich nicht äußerlich als körperlich offenbarte, und — so kühn der Gedanke auch, bleibt er unvollständig durchdacht, noch erscheinen mag — kein Vorgang der Außenwelt, dem wir nicht im Prinzip das Recht hätten, nach absteigender Analogie ein Inneres zuzuordnen. Erst damit werden wir den gebotenen Konsequenzen des Entwicklungsgedankens gerecht. Und der zuletzt zu ersteigende Pfad: Auf Grund dieser funktionellen Abhängigkeit beider Seiten des erkennbaren Wirklichen müssen wir annehmen, daß es ein und dasselbe Transzendente oder Absolute ist, das sich auf der Grundlage unserer sinnlichen Wahrnehmung als räumliche Außenwelt, auf Grund unseres Selbstbewußtseins und dem sich angliedernden Verständnis fremden Seelenlebens als das Innere dieser Außenwelt unserem durchweg relativen Erkennen offenbart. Auf diesen beiden, wie auf allen Zwischenwegen erfüllen wir das Postulat der Einheit durch Hypothesen, die, soweit sie wissenschaftlich kontrollierbar sein sollen, innerhalb der Grenzen möglicher oder nach Analogie möglicher Erfahrung verbleiben müssen. Denn jeder Schritt unseres Denkens, der über das in der Erfahrung unmittelbar Gegebene induzierend hinausführt, kann nur auf dem Wege der Hypothesenbildung geschehen. Jede solche Hypothesenbildung aber, die, wie gegenwärtig auch der hypothesenüberladene Monismus, meint, mit den Forschungsergebnissen der einen der beiden Tatsachenwissenschaften die Probleme der anderen bemeistern zu können, ist von vornherein dem Schicksal aller Einseitigkeit in dem Verständnis des Wirklichen verfallen. Die Wissenschaft geht über sie hinweg zur Tagesordnung über, um so schneller, je wilder und ausschließender die Hypothesen sind, die dieser Einseitigkeit entspringen.

Nur auf solcher Grundlage läßt sich ein kritischer Standpunkt gewinnen, der den Naturwissenschaften alles läßt, was sie jemals hoffen können zu erringen, ebenso aber den Geisteswissenschaften nichts versagt, was sie für sich fordern dürfen.

Kurz darf ich noch auf die religiösen Konsequenzen hinweisen und die ethischen Bestimmungen skizzieren, die sich aus diesen erkenntnistheoretischen Annahmen ergeben.

Unser Erkennen führt auf seinem Gebiet schrankenlos ins Unendliche. Aber es sind ihm durch den Inbegriff möglicher Erfahrung, der dieses Gebiet ausmacht, unübersteigbare Grenzen gesetzt. Unser Denken kann das Absolute nur als den Grenzbegriff alles Erkennens erfassen, der eben als solcher nicht Glied der Reihe möglicher Erkenntnisse ist. Damit aber bleibt dem religiösen Glauben alles Recht, das er auf Grund der inneren Gewißheit tatsächlichen religiösen Erlebens für sich in Anspruch nehmen darf, sowie die Freiheit, die ihm für die Ausdeutung des Unerkennbaren zukommt. Das besonnene, seiner Grenzen bewußte Wissen wird überdies immer anerkennen,

daß es ein und dieselbe Wurzel ist, aus der in unserem einheitlichen Geistesleben Glaube wie Wissen entspringen. Auch diese Einsicht bildet einen der Berührungspunkte der theoretischen Naturwissenschaften mit der kritischen Philosophie, deren wir uns zu gemeinsamer Weiterarbeit, wenn auch auf stets getrennten Wegen, erfreuen dürfen. Denn alle objektive oder allgemeine Gewißheit, wie sie das Wissen charakterisiert, wurzelt zuletzt in der subjektiven oder Selbstgewißheit, die der religiöse Glaube gleichfalls, nur auf seine Weise, in Anspruch nimmt. Wir haben auch mit dem Glauben nicht zu hadern, wenn er aus seinem Grundgefühl heraus, dem Bewußtsein unlösbarer Abhängigkeit von dem Absoluten, sich das Absolute in anthropopathischer Symbolik gestaltet. Dies entspricht den Bedingungen seines Ursprungs aus der praktischen Weltanschauung. Und das Wissen, das die Färbung aller Gedanken durch ihre Ursprünge in Rechnung zu ziehen gelernt hat, darf um so weniger das sachliche Recht eines Gedankens lediglich infolge dieser seiner Ursprungsfärbung verneinen. Wird ferner der Glaube, wie so oft, unduldsam gegen das Wissen: das Wissen kann, seiner unwiderstehlichen Macht sicher, tolerant sein, auch wenn ihm die Intoleranz entgegentritt.

Nicht weniger endlich als der religiösen werden wir uns der ethischen Zielbestimmung des Monismus versagen, obgleich wir die soziale Stimmung, die ihr zugrunde liegt, und den ethischen Idealismus, der sie ausgeprägt hat, nur anerkennen können. Denn es ist gewiß ein erstaunlich oberflächlicher Gedanke, die Jagd nach dem Glück Aller als höchstes sittliches Ziel zu setzen. Er bleibt ein Zeichen der Oberflächlichkeit der Zeit, soweit diese verlernt hat, das Ernsthafte ernst zu nehmen. Er ist ein Seitenstück zu den Gedanken, die es sehr unmodern gemacht haben, von Pflichten zu sprechen; man möchte nur von neuen Rechten hören. Weit verbreitet ist die Meinung, es stehe jedem Einzelnen zu, nur sich, seine Persönlichkeit auszuleben, sich als Übermenschen zu fühlen, der sein eigener Gesetzgeber sein darf. Aber der Ernst des Lebens läßt sich nicht spotten; und es ist nur ein Wahn, den niemand unter uns teilen wird, daß der Fortschritt der Kultur das Leben leichter mache. Er macht die Verpflichtungen, die das Leben auferlegt, zahlreicher, verwickelter und bindender. So dürfen wir sicher sein, die Erkenntnis werde aufs neue erstehen, daß es Übermenschen nur in der Idee einer idealen sittlichen Gemeinschaft gibt, daß wir in der Wirklichkeit des Lebens vor die Aufgabe gestellt sind, über das allzu Menschliche in uns emporzukommen, wo es nottut, in schwerem Ringen gegen uns selbst. So werden uns die soziale Zerrissenheit und der ethische Individualismus unserer Zeit nur zu Symptomen der allgemeinen Unsicherheit in der Bestimmung der Lebensziele, über die wir hinausgelangen werden. Nur zeitweilig können sich die sozialen Beziehungen, in die wir hineingeboren werden, im Kampf des Lebens so lockern und lösen, wie es gegenwärtig der Fall ist. Wird ihre verbindende Kraft aufs neue anerkannt, so wird ein lebensfreudiges und lebensstarkes soziales Pflichtbewußtsein wiedererstehen und zu rechter, in einheitlicher Weltauffassung fest verankerter Lebenswertung führen. Möge es erwachen, ohne daß notwendig wird, seiner sicheren Neubelebung blutige Opfer darzubringen!

Rohr im Winde.

Roman

von

Grazia Deledda.

(Schluß.)

XVI.

Gegen Abend kehrte Efix zu seinen Herrinnen zurück. Ja, gegen Abend, wie nach einem Tage der Freiheit, den er im Umherschweifen müßig und unzufrieden verbracht hatte. Alles war ruhig und traurig dort oben. Der Berg erhob sich über das dunkle Haus unter dem von der Dämmerung grünlichen Himmel, der neue Mond hing über dem Berge, der Abendstern zitterte über dem Monde.

Das Tor war geschlossen, das Gras wuchs längs der Mauer und auf den Stufen wie vor einem verlassenen Hause, und Efix hatte Furcht zu klopfen.

Er sah Grixendas Haustür, die wie ein goldener Stoff auf der schwarzen Mauer glänzte, und erinnerte sich an den Auftrag Juanantonis.

Grixenda stand vor dem Feuer und trocknete die gewaschenen Unterröcke. Sie war barfuß, und ihre Beine leuchteten, als wären sie aus Bronze. Als sie den Alten sah, ließ sie die Wäsche fallen und lachte und schrie auf in der Freude des Wiedersehens.

„Wie, Grixenda? Du gehst noch an den Fluß? Erlaubt es dir dein Bräutigam?"

„Und er, arbeitet er nicht?" erwiderte sie fröhlich. — „Ist er vielleicht ein Herr? Wenn er ein Herr gewesen wäre, dann läg ich unter der Erde ... Aber kommt doch näher! Setzt Euch! Drückt Euch dieser Quersack nicht? Ist er voll von Gold? Ihr habt wohl Euer Glück gemacht, still, ganz still? Böser Mensch, der Ihr seid!"

Efix setzte sich und legte den Sack auf die Erde. Er sah Grixenda an, und Grixenda sah ihn spöttisch an, und er begriff, daß sie die Wahrheit wußte.

„Aber auch wir, Onkel Efix, auch wir werden etwas unternehmen, Giacinto und ich. Wir können auch reich werden, Onkel Efix, wer weiß es? Alles ist möglich in der Welt; ich glaube, daß alles möglich ist."

„Und seid ihr nicht schon reich? Wer ist reicher als ihr?"

Sie neigte sich zu ihm herab, anmutig und kindlich wie in früheren Zeiten.

„Das hab ich immer gesagt, immer! Als Eure Damen nicht wollten, daß Giacinto und ich uns heirateten, weil ich arm bin. Ich sagte: Bin ich nicht jung? Hab ich ihn nicht lieb? Sind vielleicht Donna Noemi und Don Predu mit all ihrem Hab und Gut reicher als wir? An Jahren, ja, wenn sie nichts anderes verlangen."

Efix sprang auf.

„Wollen sie sich denn heiraten?"

„Ja, sie wollen sich heiraten. Er hat sich verzehrt, wie ich mich in diesem vergangenen Frühling verzehrt habe. Man sagte, er wäre durch Hexerei krank geworden. Er war krank, liebeskrank. Er ging sogar nach Oliena, um von der Zauberin sich Rat zu holen. Endlich, vorige Woche, ist er zur Madonna von Gonare gewallfahrtet und hat ihr drei Scudi gelobt, um das Wunder zu erlangen. So sagen die Böswilligen."

Efix sah nachdenklich zu Boden.

„Soll ich heimkehren?" fragte er sich. — „Werden sie nicht glauben, es sei der Wind von der guten Seite, der mich zurückbringt?"

Und einen flüchtigen Augenblick verdroß es ihn, daß Noemi vor seiner Heimkehr eingewilligt hatte. Sogleich jedoch stand er auf, reuevoll und demütig. Ach, welch ein Sünder war er noch!

„Glaubst du, daß Don Predu dort sei?" fragte er, indem er sich in der Tür noch einmal umwandte.

„Ich bin hier, ich bin nicht da, Onkel Efix!" sagte Grixenda, die ihm lachend nachgelaufen war, „und ich kann es auch nicht sagen; ich will nachsehen; denn deine Herrinnen schließen mir die Türe doppelt zu, wenn sie mich gewahr werden!"

Efix ging: aber noch einmal schlug sein Herz krampfhaft, und ihm war, als ob die Schläge, die er gegen das Tor führte, in seinem Innern nachzitterten.

Noemi kam, um zu öffnen. Ihre Gestalt hob sich ganz dunkel von dem bläulichen Grunde des Hofes ab, und sie erschien Efix hoch, schlank, schmächtig, mit bleichem Gesicht — Donna Lia als Kind, Donna Lia wieder auferstanden.

Sie sah ihn genau an, bevor sie ihn eintreten ließ, wie man einen Unbekannten ansieht, und nur dieser Ausdruck des Mißtrauens verriet ihre Überraschung.

„Oh, oh," sagte sie und kein Wort weiter.

Aber Efix fühlte sich mehr als je gedemütigt durch dieses „oh, oh", das ihm so viel sagte, ein wenig wohlwollend, ein wenig ironisch, worauf er stammelnd erwiderte:

„Ja, ich bin zurückgekehrt, liebe Donna Noemi! Der Landstreicher ist zurückgekehrt! Und wie geht es Donna Esther? Erlaubt Ihr, daß ich Euch einen Besuch mache?"

Sie überschritten den Hof, Seite an Seite. Im Dämmerlicht standen alle Gegenstände regungslos da, jeder an seinem Platz, oben der Balkon, der Brunnen mit den roten Blumen, die Schnur auf der Treppe.

In der Küche brannte Licht, aber es war nicht das hellleuchtende von Grixendas Haus: es war ein trauriges Licht über der alten Bank, inmitten großer Dunkelheit.

Nein, nichts war verändert, alles war noch tot, und Efix dachte voll Schmerz:

„Es muß nicht wahr sein, daß Donna Noemi eingewilligt hat."

Unwillkürlich suchte er den Quersack an dem Pfahl aufzuhängen; der Pfahl war nicht mehr da, niemand hatte ihn wieder aufgerichtet, und so behielt er den Sack bei sich, wie ein Gast, der bald wieder abreisen muß.

Donna Esther saß auf einem Schemelchen vor der alten Bank und las, während der Kater, der auf ihrem Schatten in der Nähe des Lichtes hockte, mit den Augen den Bewegungen ihrer Hände folgte. Aber was Efix überraschte, war nicht, daß Donna Esther las und der Kater zusah, vielmehr, daß Donna Esther eine Brille trug. Das ergötzte ihn beinahe, und als Donna Esther sich erstaunt erhob, das Buch in der Hand, und der Kater unter die Bank sprang, da fühlte er sich mit einem Male so zu Hause, als ob er müde vom Gute komme und seine Herrinnen sich beeilten, ihm zu essen vorzusetzen.

„Efix! Efix! Efix!" hörte Donna Esther nicht auf zu rufen, indem sie ihn mit ihren hinter der Brille geöffneten Augen unverwandt anblickte. Und das Buch zitterte ihr in den Händen.

„Ja wahrhaftig, ich bin es! Ich bin wieder da. Der Landstreicher ist zurückgekehrt! Was sagt Ihr dazu, Donna Esther? Wie geht es mit der Gesundheit? Leidet Ihr an den Augen?"

„Oh, Efix, meine Seele! Setz dich. Ja, ich leide an den Augen, vom zu vielen Weinen."

Aber Noemi sagte rasch in ihrer stolzen und bösen Art:

„Ja, weil du alt bist und das Gesicht schwächer wird. Setz dich —" fügte auch sie hinzu und schlug mit der Hand auf die Bank. Und Efix setzte sich, während die beiden Damen, die Alte am ganzen Leibe vor Überraschung und Freude zitternd, die Jüngere an sich haltend, aber doch nicht so sehr, um sich völlig zu beherrschen, ihm gegenüberstanden, wie er einstmals ihnen gegenüber gestanden hatte.

„Und warum gabst du keine Nachricht von dir? Niemals, niemals eine Zeile, niemals ein Gruß! Sind doch sogar Leute aus Amerika wieder heimgekehrt" — sagte Donna Esther; aber Noemi sah Efix lachend an, und er begriff, daß sie die Wahrheit wisse.

„Und dann bist du so davon gegangen, als wenn man dir etwas zuleide getan hätte, ohne ein Sterbenswort zu sagen. Jetzt wirst du am Ende behaupten, weil . . ."

„Donna Noemi weiß es. Sagt es ihr, Donna Noemi . . . Ihr entsinnt Euch nicht? Nun, jetzt kann ich es sagen, Donna Esther . . . Ich bin der erste Brautwerber für Donna Noemi gewesen. Aber Donna Noemi hat mich mit bösen Worten fortgejagt, und ich machte mich davon, weil ich nicht zu meinem Herrn zurückkommen wollte wie ein geprügelter Hund . . ."

Noemi war dunkelrot im Gesicht geworden.

„Efix! Was faselst du! Das Umherschweifen in der Welt hat dich völlig kindisch gemacht . . ."

Donna Esther nahm die Brille ab und steckte sie zwischen die Seiten des Buches, das sie auf die Bank legte; dann setzte sie sich an die Seite des alten Dieners und lehnte sich fast an ihn. Sprechen konnte sie nicht, so verwirrt war sie, und erst nach einigen Augenblicken sagte sie mit gedämpfter Stimme, wie im Selbstgespräche:

„Ah, da hatte er also schon damals ernste Absichten?"

Aber Noemi fiel verächtlich ein:

„Reden wir von etwas anderem!" — und die beiden schwiegen hilflos.

„Du gehst zu Don Predu zurück?" fragte Donna Esther nach einem Augenblick des Schweigens. „Ach, wenn du doch wirklich so reich geworden wärest, um nicht mehr zu arbeiten! Die Leute sagten es. Aber warum legst du deinen Sack nicht ab?"

„Nein, ich muß weiter . . . Ja, meine Absicht ist, wieder bei Don Predu in Dienst zu gehen."

„Du wirst hier bleiben, um einen Bissen zu dir zu nehmen . . . und die Nacht wirst du auch hier zubringen!" sagte Noemi und nahm ihm den Sack ab, den sie weiter nach unten auf die Bank legte. Und er begriff, daß sie beide miteinander zu sprechen, eine abgebrochene Unterredung zu Ende zu führen hatten; er mußte warten. Aber auch Donna Esther hatte ihr Geheimnis ihm anzuvertrauen und ließ die beiden nicht allein.

„Hört," sagte sie, „du mußt uns wenigstens deine Erlebnisse erzählen, da du uns nicht geschrieben hast. Ach, Efix, Efix, in deinen alten Tagen bist du darauf verfallen, die Welt zu durchschweifen!"

„Besser spät als gar nicht, liebe Donna Esther!"

Schweigend bereitete Noemi den Tisch; es war dasselbe Gerät, dunkel geworden von den Jahren und vom langen Gebrauche abgenutzt; es war dasselbe Brot und dieselbe Zukost. Efix aß und erzählte, mit unsicheren Worten, die von scheuen Erfindungen verschleiert waren. Aber nachdem er die Brosamen und die Neige des Weines auf den Boden gestreut hatte — denn die Erde will immer ihren kleinen Anteil an der Nahrung des Menschen haben —, da richtete er sich ein wenig auf, und um seine Augen bildeten sich tiefe Furchen.

„Ja, wir waren lauter arme Teufel auf der Reise: man ging, man ging, ohne zu wissen, wo man enden würde, aber immer mit der Hoffnung auf Gewinn. Man ging, in einer Reihe, wie die Sträflinge . . ."

„Aber wart ihr nicht auf dem Meere?"

„Auf dem Meere, ja, was sage ich nur? Und auf dem Meer, auch im Sturm. Wie oft bin ich bis auf die Haut naß geworden; Hunger litten wir nicht, nein, und dann, wer war hungrig? Ich nicht; manchmal hatte ich ein banges Gefühl, dann aß ich und wurde ruhiger. Sobald wir angekommen waren, fing die Arbeit an."

„Was für eine Arbeit war es?"

„Oh, eine leichte Arbeit; etwa so: man hob die Erde an einer Stelle aus und brachte sie nach der anderen."

„Ist es denn wahr, daß man einen Kanal gräbt, um einen Zugang zum Meere zu haben? Aber das Wasser folge nicht, hält sich nicht im Kanal?"

„Doch, man hat Maschinen, um es darin zu halten. Es sind Pumpen . . . Kurz und gut, ich kann sie nicht beschreiben."

Noemi hörte ruhig zu, dem Kater, der behaglich schnurrte, den Rücken streichelnd. Sie hörte zu, aber ihre Gedanken waren in der Ferne.

„Wart ihr denn wirklich auf dem platten Lande? Man sagt, daß dort alles teuer ist. Weißt du noch, was die Auswanderer da unten auf dem Fest der wundertätigen Jungfrau erzählten? Und dann soll es ein Land sein, wo man sich nicht belustigt."

„Oh, was das betrifft, daran fehlt es nicht! Versteht sich, wer den Willen dazu hat. Der eine macht Musik, der andere tanzt, der dritte betet, der vierte betrinkt sich; und dann gehen alle ihrer Wege . . ."

„Gehen ihrer Wege? Aber wohin?"

„Ich wollte sagen, sie gehen in ihre Baracken, um sich schlafen zu legen."

„Und was für eine Sprache reden sie?"

„Eine Sprache? Von allen Erdteilen. Ich sprach sardinisch mit meinen Kameraden . . ."

„Ach so, du hattest sardinische Kameraden?"

„Ja, ich hatte sardinische Kameraden. Einen alten und einen jungen. Mir ist immer, als wären sie noch an meiner Seite — wenn Euer Gnaden gütigst gestatten wollen."

Noemis Augen glitzerten von Bosheit.

„Ich hoffe, daß wir etwas reinlicher sind," sagte sie und zwickte ihn in den Arm.

Die Berührung ihrer Hand rief ihm eine traurige Erinnerung zurück und brachte ihn einen Augenblick außer Fassung.

„Ja, ein alter Mann und ein junger. Sie stritten immer miteinander; sie waren bösartig, neidisch, gehässig, aber im Grunde waren sie auch wieder gut. Der Mensch ist so, gut und böse, und dabei ist er immer unglücklich. Unglücklich sind oft sogar die Reichen."

Ja, das war es! Die Berührung Noemis erinnerte ihn daran, wie ihn Giacinto dort auf dem unheimlichen Hofe in Nuoro angepackt hatte; und das Geheimnis, das Noemi hinderte, die Bewerbung Don Predus anzunehmen, tauchte wieder auf und drückte ihn nieder.

„Don Predu, wenn's erlaubt ist," sagte er fast wider seinen Willen, aber Noemi lachte zum drittenmal.

„Was hat Don Predu hier zu tun? Laß ihn bei Seite."

Donna Esther erhob sich und sagte energisch:

„Nein, Efix hat recht. Predu ist unglücklicher als ein Armer. Er ist immer unglücklich gewesen, früher, als er noch ein böser Mensch war, und jetzt, da er ein guter ist."

„Aber was für ein guter! Jetzt ist er alt und kann seine Mitmenschen nicht mehr verhöhnen, weil alte Leute vor allem Furcht haben. Laßt ihn beiseite."

„Nein, wir wollen gerade davon reden," beharrte Donna Esther. „Ich dachte eben . . . Ja, er hatte den Gedanken, noch bevor Efix davonging, und du hast mir nichts gesagt! Nichts, auch du nichts, Efix! Warum habt ihr es mir nicht gesagt? Ich hab es von Fremden erfahren, von der Schwester des Pfarrers, vom Mileser, der sich über Predu lustig macht. Scheint dir das etwa richtig zu sein?"

„Das ist ganz recht so," sagte Noemi, erhobenen Hauptes mit ihrem bösen Blick. „Was man sät, das erntet man."

„Du sei ruhig! Glaubst du, daß du recht tust? Nein, sieh, du dürftest ihn wenigstens nicht verurteilen! Nehmen wir einmal an, daß es eine Art Bezauberung ist, wie die Leute sagen; — ja, Efix, weil es sonst nicht zu verstehen wäre, wie ein so stolzer Mann, und in seinem Alter, sich so verliebt, daß er es allen erzählt und sogar hinzufügt, daß ihn das Mädchen nicht will, — nehmen wir das an, Noemi, hältst du es aber dann für recht, ihn auszulachen? Im Gegenteil, das ist ein Fall, um Mitleid zu haben. Die Leute sagen aber auch, daß du, Noemi, ihn hast verhexen lassen, um dich für die Geringschätzung zu rächen, mit der er uns immer behandelt hat! Und nun höre auf mit deinem Lachen! Du scheinst ein wenig toll geworden zu sein."

Efix erinnerte sich in der Tat nicht, Noemi jemals so lachen gesehen zu haben, ein Lachen, das ihm weh tat.

„Übrigens, Esther, will ich dir nur eins sagen: Predu hat noch gar nicht um mich angehalten. Das ist alles Geschwätz der Leute, seiner Mägde, die Furcht haben, es könnte mit ihrer Herrschaft aus sein. Wann hat er denn je mit mir gesprochen, er selbst? Er schickt Geschenke, kommt hierher, setzt sich, unterhält sich mit dir — mich sieht er nicht an. Soll ich ihm die Hand küssen? Habe ich ihn jemals fortgejagt, ich?"

„Du hast ihn nicht fortgejagt, aber du hast es noch schlimmer getrieben: du antwortest nicht, du sprichst nicht, du stehst vor ihm wie eine Statue von Eis . . . Und daß er dich will, darüber gibt es keinen Zweifel, denn er sagt es sogar den Wänden . . . Auch Giacinto wußte es . . ."

„Sprechen wir nicht von ihm!" rief Noemi mit einem schrillen Schrei. Und Efix spürte, wie sie erstarrte und als ob ein eisiger Hauch von ihr ausginge.

Wieder herrschte ein Augenblick peinlichen Schweigens. Der Name Giacintos hatte ringsum eine Leere geschaffen — aber eine Leere voll Angst.

„Nein, sprechen wir nicht von ihm, versteht sich, überlassen wir ihn seinem Schicksal; er hat es sich geschaffen, er mag sich damit abfinden. Aber er sagte, Don Predu . . ."

„Genug!" schrie Noemi mit einer Stimme, die von schrill zu der einer Rasenden geworden war, stand auf und verließ das Zimmer . . .

„So ist sie immer, Efix!“ seufzte Donna Esther und setzte sich wieder. „Ach, welches Herzeleid hat uns dieser Junge gemacht. Aber sag mir, sag mir,“ fuhr sie fort und wandte sich ihm bekümmert zu, „ist es nicht ein allzu hartes Los, das uns getroffen hat? Er, der uns zu Grunde gerichtet hat und jetzt dieses Bettelmädchen heiratet, und sie, Noemi, die dieses Glück ausschlägt. Eins muß ich dir sagen, Efix, — ich glaube, Noemi hat Don Predu gern . . . Das ist so meine Idee. Und dennoch ist das Schicksal so. Aber warum, Efix? Sag mir, warum? Warum mißhandelt uns das Schicksal immerfort?“

Efix sann mit gesenktem Haupte nach.

„Wir sind wie das Rohr im Winde, liebe Donna Esther. Das ist das warum! Wir sind das Rohr, und das Schicksal ist der Wind.“

„Ja, wohlan — warum aber solch ein Schicksal?“

„Und der Wind, warum? Gott allein weiß es.“

Jetzt ließ Donna Esther das Haupt auf die Brust sinken, und als Efix sie so sah, so gebeugt, so alt und traurig, da kam er sich wie ein Held vor. Und um sie zu trösten, dachte er ihr eine der vielen Erzählungen des Blinden zu wiederholen.

„Übrigens liegt es wohl daran, daß man niemals zufrieden ist. Kennt Ihr die Geschichte der Königin von Saba? Sie war schön und hatte ein Reich im fernen Lande, mit vielen Gärten voll Feigen und Granatäpfeln, und einen Palast ganz aus Gold. Da hörte sie erzählen, daß der König Salomo noch reicher wäre als sie, und darüber verlor sie den Schlaf. Der Neid nagte an ihr so sehr, daß sie sich auf die Reise machte, obwohl sie die halbe Erde durchwandern mußte, um hinzukommen und zu sehen . . .“

Donna Esther neigte sich ein wenig nach der anderen Seite und nahm das Buch, in das sie die Brille gelegt hatte.

„Diese Geschichten stehen hier, es ist die heilige Bibel.“

Efix sah das Buch beschämt an und schwieg.

Als er allein war, streckte er sich auf der Matte aus; aber trotz seiner großen Müdigkeit konnte er nicht einschlafen; ihm war, als lägen die Blinden ihm dort gegenüber, und als breite sich um ihn, jenseits der Dunkelheit, ein unbekanntes Land aus. Seine Herrinnen aber säßen wie gewöhnlich auf der Bank und sähen ihn an, Donna Esther alt und wie um Hilfe flehend, Donna Noemi lachend, aber schrecklicher als jemals in ernster Stimmung.

Und etwas Seltsames begegnete ihm: er fühlte sich nicht mehr unter dem Bann von Donna Esther, er hatte keine Furcht mehr vor Donna Noemi, er war vor seinen armen Herrinnen wirklich wie der freigelassene Sklave, der reich geworden.

„Ich kann ihnen helfen, ich kann ihnen noch helfen, ohne daß sie es merken . . . Morgen . . .“

Er wartete angstvoll auf den Morgen; darum konnte er nicht schlafen. Morgen würde er mit Noemi sprechen; sie würden das vor vielen Monaten unterbrochene Gespräch wieder aufnehmen, und vielleicht würde er Don Predu die Antwort bringen können.

Hierauf begann er zu beten, leise, leise, dann immer lauter, und endlich hub er an zu singen, wie es die Pilger vor der wundertätigen Mutter Gottes tun.

Morgen . . . Alles wird gut gehen, morgen; alles wird zum Schlusse kommen, alles wird klar werden. Und erst jetzt begriff er, warum Gott ihn getrieben hatte, das Haus seiner Herrinnen zu verlassen und auf die Wanderschaft zu gehen; es geschah, um Giacinto Zeit zu lassen, in sein Gewissen hinabzusteigen, und Noemi, um von ihrer Krankheit zu genesen.

„Wenn ich damals Noemis Antwort gleich an Predu gebracht hätte, so wäre alles aus gewesen," dachte er mit einem Gefühl der Erleichterung, und nun sank er wirklich in einen leichten Schlummer, aus dem er aber plötzlich wieder emporfuhr.

Donna Noemi stand vor ihm, mit einem Licht in der Hand.

„Schliefst du schon, Efix? Sei nicht ungehalten. Aber Esther sagte mir, du wolltest morgen in aller Frühe fort, und darum bin ich noch einmal nach unten gekommen."

Er richtete sich, noch halb im Schlaf, auf, zu Füßen Noemis, die fest und hoch vor ihm dastand mit dem Licht in der Hand.

„Ich wollte mit dir allein sprechen, Efix. Esther begreift gewisse Dinge nicht. Und du hast übel getan, mit ihr zu schwätzen; auch du begreifst nicht."

Er schwieg. Er begriff wohl, daß er schweigen und sich verstellen mußte wie ein Sklave.

„Du begreifst nicht, und darum redest du zu viel, Efix. Wenn du mir damals nur den Auftrag Predus ausgerichtet hättest, ohne mir Ratschläge zu geben, so wäre es besser gewesen. Statt dessen haben wir viele unnütze Dinge gesagt; jetzt will ich nur eins wissen, ob es wirklich wahr ist, daß du Don Predu nichts von unserer Unterredung mitgeteilt hast?"

„Nichts, liebe Donna Noemi!"

„Noch etwas anderes will ich dich fragen, Efix; aber du mußt mir die Wahrheit sagen. Hast du" — sie zauderte einen Augenblick, dann erhob sie die Stimme — „hast du über diese Sache mit Giacinto gesprochen? Sag mir die Wahrheit."

„Nein," sagte Efix mit tiefer Stimme, „ich schwöre es, ich habe nicht mit ihm darüber gesprochen."

„Du glaubst also, daß es Don Predu gewesen ist, der es ihm gesagt hat?"

„Ja, das glaube ich, Donna Noemi."

„Noch eins. Sage mir, warum bist du davongegangen?"

„Ich weiß es nicht; ich habe gerade diese Nacht im Einschlafen daran gedacht. Ich dachte, es mag wohl der Herr gewesen sein, der mich hat fortgehen machen. Ich fürchtete und schämte mich, mit einer solchen Antwort vor Don Predu hinzutreten. Ja, Donna Noemi. Denn Don Predu hatte mich nur deshalb in seinen Dienst genommen, das begriff ich; er hatte Euch lieb und wollte, daß ich der Vermittler sein sollte. Und als Ihr nun nein sagtet, nein, da bin ich fortgegangen . . ."

Noemi begann zu lachen; aber ein Lachen, sehr verschieden von dem

früheren häßlichen. Es war Mitleid für Efix, Mitleid für Don Predu, aber auch Befriedigung und Milde —; niemals, niemals hatte Efix sie so lachen hören. Und dennoch erinnerte er sich an dieses Gesicht, an dieses auf ihn geneigte Antlitz, diesen Schatten und dieses ringsum zitternde Licht; und das Herz klopfte ihm, klopfte ihm zum Zerspringen — Lia, wie sie in der Nacht vor ihrer Flucht vor ihm gestanden hatte.

„Nun noch eins, und dann genug. Höre, du glaubst, daß Giacinto wirklich Grixenda heiratet?"

„Ja, das ist eine abgemachte Sache."

„Wann heiraten sie?"

„Vor Weihnachten."

Sie hielt das Licht tiefer, wie um sein Gesicht besser zu sehen, und so beleuchtete sie das ihre. Wie bleich war es, und wie war es zugleich jung und alt!

Der Stolz, die Leidenschaft, das Verlangen, ihr altes, jammervolles Leben zu zerbrechen und mit seinen Trümmern ein anderes, neues und starkes aufzubauen, brannten ihr in den Augen.

„Höre, Efix," sagte sie und zog das Licht zurück, „nun gut, du wirst Predu sagen, daß ich ihn will. Aber wir müssen sofort heiraten, noch eher als diese beiden."

XVII.

Efix war wieder unten auf dem Gut. Mit dem Beginn des Herbstes und nachdem die Ernte eingebracht worden, war Juanantoni, den der Herr zum Hirten einer Viehherde in dem Binsengrund beim Dorfe eingesetzt hatte, gern gegangen. So saß Efix aufs neue an seinem gewohnten Platze vor der Hütte, jenseits des Grabens mit dem grünlichen Rohr. Der Himmel ist rot, über den Hügel weht der Wind, und das Rohr zittert und flüstert:

„Efix, denkst du daran? Du bist gegangen, du bist zurückgekehrt, du bist aufs neue in unserer Mitte, wie einer von unserer Familie. Der eine beugt sich, der andere zerbricht, der eine widersteht heute noch, aber morgen wird er sich beugen, und übermorgen wird er zerbrechen. Efix, denkst du daran, Efix, denkst du daran?"

Efix flocht eine Matte und betete bei der Arbeit. Von Zeit zu Zeit empfand er auf der linken Seite der Brust einen heftigen Schmerz, der ihn sich aufzurichten zwang und dann wieder in sich zusammensinken ließ. Aber nach dem Krampfe überkam ihn eine große Schwäche, ein sanftes, trauriges Gefühl: die Hoffnung, bald zu sterben; sein Tag war beendet.

So lange er Widerstand leisten konnte, blieb er dort unten, fest verwurzelt mit der Erde, die alle seine Tränen in sich gesogen hatte.

Der Herbst rückte vor, den sonnigen Tagen des Oktober folgten die ersten Fröste; die Berge in der Nähe und im Hintergrunde glichen Vulkanen, und Rauchwolken stiegen vom Meere empor.

Gegen Abend klärte sich der Horizont auf, und dann häufte sich dort oben alles Silber aus den Bergwerken der ganzen Welt zu Blöcken, zu

Klaftern; unsichtbare Hände bearbeiteten es, führten Häuser auf, Gebäude, ganze Städte; aber dann warfen sie alles wieder zu Trümmern zusammen, und Trümmer schimmerten weiß auf dem bleichen Grunde des Himmels, ernste und liebliche, hier und dort von goldenem Grün, von rosigem Gesträuch bedeckt; sie bildeten Scharen von grauen und schwarzen Pferden, hinter einem zerstörten Schlosse glänzte ein gelber Punkt und schien das Licht eines Einsiedlers oder eines geflüchteten Räubers zu sein; es war der aufgehende Mond.

Langsam, langsam floß sein Licht über die geheimnisvolle Landschaft, und wie bei der Berührung einer Zauberhand verschwand alles; ein blauer See überflutete den Horizont, die feuchte, kalte Herbstnacht mit klaren Sternen am Himmel und fernen Feuern, die rötlich zwischen dem silbernen Schleier des Rauches leuchteten, beherrschte das Tal, von den Bergen bis zum Meere.

Es war in einer dieser Nächte, daß Efix sich den Tod nahen fühlte. Er lag schlafend in der Hütte, als er in jähem Schreck erwachte, wie wenn ihn jemand geschüttelt hätte. Das war der Schmerz, den er kannte, aber diesmal lang und schrecklich. Er begann zu schreien, aber nur das gleichgültige Murmeln des Wassers gab ihm Antwort in der schweigenden Nacht.

Dann überkam ihn Angst, und er dachte daran, ins Dorf zurückzukehren; aber lange Stunden in der Nacht hindurch vermochte er sich vor Schwäche nicht zu rühren.

Beim Morgengrauen stand er auf und brachte in der Hütte alles in Ordnung, die ländlichen Geräte im Hintergrunde, daneben die zusammengerollte Matte, den Kochtopf umgekehrt auf der Diele, das Bündel Binsen in der Ecke, den Herd gefegt; alles in Ordnung, wie der gute Knecht, der fortgeht und darauf hält, bei seinem Nachfolger ein günstiges Andenken zu hinterlassen.

Den Rucksack nahm er mit, pflückte eine Jasminblüte von der Hecke und machte sich auf den Weg — das ganze Tal erschien ihm weiß und lieblich wie der Jasmin.

Und alles war schweigsam — die Phantasiegebilde hatten sich hinter den Schleier des Morgengrauens zurückgezogen, auch das Wasser murmelte leiser, wie um den Schritt Efixens den Pfad bergab hörbar bleiben zu lassen — nur die Rohrhalme am Grabenrand bewegten sich leicht; „lebe wohl, Efix, lebe wohl, Efix," flüsterten sie.

Im Dorfe angelangt, ging er zu seinen alten Herrinnen und legte sich in der Küche nieder.

„Du hast wohlgetan, zu kommen," sagte Donna Esther und deckte ihn mit einem Tuche zu.

Und Noemi beugte sich über ihn, fühlte seinen Puls, nahm ihn beim Arme und suchte ihn zu überreden, er möge sich zu Bett legen.

„Laßt mich hier, liebe Donna Noemi; hier ist mein Platz."

Er lächelte, aber wie der Blinde mit den Augen, die schon vom Schleier des Todes verhüllt waren.

Man ließ den Arzt holen; aber noch bevor er kam, erlitt Efix zwei neue Anfälle. Ihm war zumute, als werfe sich jemand über ihn und stieße ihn mit einem Dolche. Er begann irre zu reden, die Küche füllte sich mit Gespenstern, das fürchterliche Wesen, das nicht aufhörte, ihn zu martern, schrie ihm ins Ohr:

„Beichte! Beichte!"

Die Damen, da sie glaubten, sein Tod stände bevor, ließen Don Predu rufen, und Donna Esther kniete vor dem Kranken auf der Matte nieder.

„Efix, meine Seele, willst du, daß Pfarrer Pascale kommt? Er wird dir das Evangelium vorlesen, und das wird dich trösten . . ."

Aber Efix sah sie unverwandt mit den gläsernen Augen an. Der Schrecken des Endes erstickte ihn, und ihn quälte die Furcht, daß seine Seele plötzlich dem Körper entfliehen möchte, wie er dem Hause seiner Herrinnen entflohen war, und daß sie dann, aus der Welt der Gerechten verstoßen, ruhelos und verflucht mit den Gespenstern des Tales herumschweifen werde, und doch antwortete er: „Nein, nein!" Er wollte den Priester nicht; mehr als den Tod und seine Verdammnis fürchtete er, sein Geheimnis zu entdecken.

Don Predu setzte sich neben ihn und begann zu scherzen. Er war aufgeräumt, Don Predu; er hatte wieder zugenommen, und die goldene Kette hing nicht mehr traurig über seine schwarze Weste herunter.

„Warum bist du hier eingekehrt, du Tor? Wärest du in mein Haus gekommen, wenn du dich krank fühltest! Du bist wie die Katze, die wieder kommt, auch wenn man sie im Sacke fortgetragen hat. Auf, gehen wir; ich werde dich in das Bett Stefanas legen."

Auch Noemi, die sich mit einem dampfenden Napfe in der Hand über den Sterbenden bückte und ihm den Schweiß von der Stirn trocknete, suchte es ihrem behäbigen Verlobten gleich zu tun.

„Auf, trink; willst du als Junggeselle sterben?"

„Gut denn," sagte Efix, indem er den Kopf hob, aber die Fleischbrühe zurückwies, „gehen wir . . ."

„Aber was sagst du? Willst du noch einmal gehen! Was für ein Herumtreiber . . ."

„O Mensch, was machst du? Gehen wir zu Stefana, die dir einen Granatapfel aufgehoben hat. Auf, Bursche!"

Efix hatte seine Augen aufs neue geschlossen, nicht weil die Späße Noemis und Don Predus ihn kränkten, sondern weil er sich so fern von ihnen fühlte — von allen fern, immer ferner, aber mit einer schweren Bürde, die ihm nicht erlaubte, vorwärts zu gehen oder zurückzukehren. Es war schlimmer als das, was er bei den Blinden gefühlt hatte.

Später kam der Arzt.

„Wir müssen ins Bett gehen, Efix!" sagte er.

Efix hob den Zeigefinger und bewegte ihn verneinend.

„Ich weiß, ich muß sterben! Laßt mich als Knecht sterben."

„Vor Gott sind wir weder Knechte noch Herren," sagte Donna Esther, und Don Predu, der jetzt immer zugegen war und Noemi nicht von der Seite ging, bemühte sich, Efix in seinen Armen aufzuheben.

„Ruhig, du Narr, ruhig!"

Aber Efix begann zu wimmern und schüttelte sich schwach wie ein verwundeter Vogel, der noch einmal zu fliegen versucht.

„Ihr wollt mich sterben machen, noch ehe meine Stunde gekommen ist . . ."

Der Arzt gab ein Zeichen mit der Hand und mit dem Kopfe, indem er die Augen zum Himmel erhob, und Don Predu legte den Kranken wieder hin, deckte ihn zu und scherzte nicht mehr.

So verließen sie ihn. Und die Stunden und die Tage gingen hin, und Efix in seinen Fieberphantasien träumte zu wandern, zu wandern mit den Blinden durch die Täler und die Hürden auf den Hochebenen, träumte von den Festen, von den Kupfermünzen, die vor ihm niederfielen, den frommen Frauen, den schönen Jünglingen auf weißgesprenkelten Pferden, die am Abhange des Berges dahinsprengten und aus der Entfernung ihm Geld und beißende Worte zuwarfen.

Aber hohe, rauchgeschwärzte Wände mit kupferroten Flecken und einer Bank im Hintergrunde umgaben immer den Horizont; jenseits von ihnen gab es keinen Weg, und doch mußte er an ihnen vorbei, um sich von seiner Last zu befreien, um von seinem Schmerz zu genesen.

Zweimal fand Noemi ihn, wie er aufgestanden war und den Hof zu verlassen suchte. Man nahm den Schlüssel des Torweges fort.

Donna Esther neigte sich über ihn, schob ihm das Kopfkissen zurecht, deckte ihn zu und fühlte den Puls.

„Efix, der Pfarrer wird kommen, um dich zu besuchen."

Er hob den Zeigefinger und winkte „nein!" mit geschlossenen Augen.

In den ersten Tagen kam einer und der andere, um ihn zu sehen; aber Noemi öffnete kaum die Tür und schickte alle fort. Er hörte es drinnen. Und daß die Menschen sich seiner erinnerten, der so weit von ihnen, so nahe der Grenze der Welt, überraschte und beunruhigte ihn.

„Wer war es, der mich eben besuchen wollte?" fragte er eines Morgens Donna Esther.

„Es wird Juanantoni gewesen sein."

„Wenn er noch einmal kommt, liebe Donna Esther, so laßt ihn, bitte, hereinkommen . . . Man muß zur rechten Zeit anfangen, Abschied zu nehmen."

„Was sagst du, Efix? Warum diese fixe Idee? Warum willst du nicht, daß der Pfarrer kommt? Er würde dir das Evangelium vorlesen, und dann würdest du keine Furcht mehr vor dem Tode haben . . ."

Efix gab keine Antwort. Nein, sie täuschten ihn nicht; aber die Stunde war noch nicht gekommen, und er klammerte sich an das Leben nur darum, weil er Angst hatte, seine Last im Hause seiner Herrinnen niederzulegen. Es kam ihm wie ein gestohlenes Gut vor, das, da zurückgelassen, den Überlebenden Schaden bringen konnte.

Um ihn herum setzte das Leben seinen eintönigen Gang fort. Donna Esther ging frühmorgens zur Kirche, kehrte zurück und brachte das Haus in Ordnung. Noemi arbeitete ruhig und schweigend, bis Don Predu kam. Dann schien eine Welle neuen Lebens das Haus zu beseelen. Don Predu näherte sich dem Kranken, betrachtete ihn von oben herab, beugte sich zuweilen zu ihm nieder. Wenn Efix die Kraft und Wärme dieses mächtigen Körpers über seinem in der Auflösung begriffenen spürte, kam ihm eine Anwandlung von Neid, und er hob die Hand, als wolle er seinen Herrn abwehren. Don Predu ging dann zu Noemi und zog ihr die Leinwand fort, die sie auf den Knien hielt.

„Laß doch Predu, du tust mir weh . . ."

„Das will ich eben."

„Predu, du bist wie ein kleiner Junge!"

„Deine Schuld, daß diese Verzauberung mir angetan worden."

„Ach, ach, Predu, gib sie auf."

„Weißt du, was Stefana, diese Philosophin, sagt? Bei Gott, die hat eine freche Zunge! Sie sagt, du habest mich zweimal verhexen lassen; erst um mich mager zu machen, und jetzt umgekehrt."

Noemi lachte, doch nicht allzu sehr, und hinten hörte Efix die beiden scherzen, sich zuweilen necken und allerhand Kindereien sagen, wie junge Brautleute.

„Wie glücklich bin ich! Jetzt kann ich sterben," sagte er zu sich selbst, aber er hatte doch immer das Gefühl, es fehle ihm die Kraft, davonzugehen aus diesen rauchgeschwärzten Mauern, die ihn einschlossen.

Noemi kümmerte sich wenig um ihn. An einem Regentage saßen die beiden Verlobten in der Küche, und Don Predu begann von den Begebenheiten des Dorfes zu erzählen und über den lieben Nächsten herzuziehen. Noemi jedoch lachte nicht, sprach nicht, und Efix fühlte, daß es aus Rücksicht auf ihn geschah.

„Ich bin ihnen zur Last; es ist Zeit, daß ich gehe . . ." dachte er bei sich. Und er bedeckte sein Gesicht. Aber plötzlich, in dieser Dunkelheit, ward ihm klar, warum er nicht fortgehen konnte. Es war noch etwas, das ihn im Hause seiner Herrinnen festhielt, wie eine unbeglichene Rechnung, die in Ordnung gebracht werden mußte.

Und als Donna Esther sich über ihn beugte, da sie ihn eingeschlafen glaubte, und sanft den Zipfel des Tuches lüftete, da erblickte sie ihn mit weitgeöffneten Augen, mit gerötetem Gesicht und zitternden Lippen.

„Efix, Efix, was hast du?"

Er winkte sie mit den Augen näher zu sich heran und flüsterte mit erlöschender Stimme: „Liebe Donna Esther, tut mir die Liebe und laßt mir den Pfarrer Pascale holen."

Nach der Beichte sprach er nicht mehr, klagte er nicht mehr. Er behielt das Tuch auf dem Gesichte, aber jedesmal, wenn Donna Esther es lüftete, sah sie sein armes Antlitz kleiner, dunkler, verfallener.

Eines Abends schlug er die Augen auf, richtete seinen angstvollen Blick, der so grenzenloses Mitleid erweckte, auf sie und sagte: „Er ist lang, Donna Esther, er ist lang. Habt Geduld . . ."

„Was meinst du? Wer ist lang?"

„Der Weg . . . Man kommt niemals an . . ."

Wirklich war dem Sterbenden immer zumute, als wanderte er. Er hatte jedes Gefühl für die Zeit verloren, und jetzt glaubte er, auf einem Mauervorsprunge des Gutes zu sitzen, oben, in der Höhe, am Grabenrand mit dem Rohr. Die Halme rauschten im Winde, neigten sich zu ihm, streiften ihn mit ihren langen Blättern, die etwas Lebendes an sich hatten, wie Finger, wie Zungen. Sie berührten ihn, sie sprachen zu ihm; eine stach ihn ins Ohr, damit er das Gemurmel der anderen besser hören solle. Und das Gemurmel sagte ihm seltsame Dinge: eine ganze Musik, die das Psalmodieren der Wallfahrer in den ländlichen Kirchen wiederholte, und die Stimme des Flusses im Tale, und das Klappern der Mühle über Nuoro, und die Klage der Harmonika Juanantonis.

So gingen Stunden und Tage dahin. Efix klammerte sich in seinen Träumen an den Mauervorsprung fest, und auf der einen Seite erblickte er die Küche seiner Herrinnen, auf der anderen eine neblige Weite wie oben vom Gonare, als er nach dem fernen Berge seiner Heimat ausgespäht hatte. Die Halme murmelten, Donna Esther stieg vom Tale empor, das Gesicht von einem schwarzen Schleier verhüllt; sie hob den Schleier und zeigte ihr dunkles, schmerzenvolles Antlitz, ihre von Mitleid erfüllten Augen.

Und dann stiegen andere Gestalten, auch das Haupt von einem schwarzen Schleier verhüllt, und wenn sie ihn lüfteten, so ließen sie blasse, erschreckte Gesichter sehen. Er erblickte sie ganz deutlich, hatte aber doch das Gefühl, zu träumen: es waren die Gestalten aus dem Traume seines Lebens, die den Sterbenden umringten.

Da war der Pfarrer, da war der Mileser, da war die Wucherin, da war Don Predu, und da waren auch Noemi und Ruth; es ward ihm zu viel, er wendete das Antlitz und heftete seinen Blick auf das neblige Tal.

Und siehe: der Nebel begann sich zu lichten; Flecken dichten Gebüsches erschienen zwischen den blauen Rissen des Himmels, und auf dem Hügel ragte, die Gegend beherrschend, ein mächtiger Granatapfelbaum empor, beladen mit roten, gesprenkelten Früchten, die sich alle zur Erde neigten, als wollten sie ihre Kerne fallen lassen, und die Zweige senkten sich, so groß waren sie und so schwer.

Aber die Leute jenseits der Mauer ließen den kranken Knecht nicht in Ruhe: eine Hand legte sich ihm auf die Schulter, ein schwarzer Schleier tat sich auseinander, und er erblickte Giacintos Gesicht, erblickte seine sanften, von Tränen leuchtenden Augen.

„Efix! Efix!"

Einen Augenblick hatte Efix das Gefühl, als ob die warmen Hände, die die seinen hielten, die Kraft hätten, ihn empor zu ziehen, ihn wieder aufrecht und stark hinzustellen in diese Welt. Unter so vielen toten Gestalten schien

ihm die Giacintos die einzige lebende zu sein, aber es war nur ein Moment; dann verhüllte auch sie sich, verlor ihre Deutlichkeit, ward wieder zum Schemen; und Efix empfand einen Schmerz, als ob Giacinto sterben sollte, nicht er.

„Efix, Efix, hast du mir nichts zu sagen? Ich bin um deinetwillen gekommen, weißt du. Eben erst hab ich gehört, daß du krank seist. Auf, Efix, es geht zur Hochzeit. Du willst dich wohl davon machen, damit du mir kein Geschenk zu machen brauchst, jetzt, da du doch reich bist, wie alle sagen?"

Efix hörte seine Worte, er begriff auch ihren Sinn, aber sie waren ihm klanglos wie geschriebene Worte, sie bewegten ihn nicht mehr, und nur noch im Grunde, im tiefsten Grunde seines Wesens regte sich ein leises Gefühl von Neugier.

„Und Grixenda?" flüsterte er.

„Sie wird kommen . . . wenn Tante Noemi es erlaubt . . ."

Aber die Regung der Neugier war schon erloschen im Herzen des Kranken.

„Efix, Efix! Was hast du gemacht? Erinnerst du dich nicht mehr? Weißt du nicht mehr, wie ich dich rief und dich fragte, wohin du gingest, und du mir antwortetest: nach einem schönen Ort! Weißt du nicht mehr? Schlag doch die Augen auf, sieh mich an . . . Wohin bist du gegangen?"

Efix begann aufs neue Widerwillen zu empfinden; er öffnete noch einmal die schon vom Todesschlafe schweren Augen und schloß sie wieder. Die Worte Giacintos vermischten sich mit dem Rauschen des Rohrs, mit dem Brausen des Windes, der vorbeifährt. . . .

— —

Mit einem Male aber gewann es den Anschein, als wolle er sich erholen.

Noemi und Don Predu sollten morgen heiraten. Wenn er jetzt starb, so war das ein schlechtes Vorzeichen. Und es leuchtete jetzt auf dem Grunde der Finsternisse, die sein Wesen einhüllten, wie eine ferne Lampe: der Wille, gegen den Tod anzukämpfen.

Er nahm sich das Tuch vom Gesicht und sprach:

„Donna Esther, es geht mir besser; es geht mir gut. Gebt mir zu trinken. . . ."

Die beiden Damen eilten freudig herbei, und Noemi gab ihm selbst zu trinken, indem sie seinen Kopf hochhob.

„Bravo, Efix! Das ist recht! . . . Weißt du, was heute vor sich geht?"

Er nickte bejahend und trank dabei.

„Bist du nun wirklich zufrieden, Efix? Wie viel hast du an diesen Tag gedacht! Es wird dir vorkommen wie ein Traum."

Er nickte „Ja, ja"; alles war gewesen, alles war ein Traum. Dann ließen sie ihn allein.

Das Hochzeitsfest spielte sich im Hause des Bräutigams ab, und hier störte nichts den alten Frieden: die Küche und der Hof lagen schweigend da; der Kater stand regungslos auf der Bank, schwarz mit seinen grünen Augen,

wie das Sinnbild der Einsamkeit; in der Stille hörte man das morsche Holz des Balkons knarren, und als Efix den Kopf ein wenig hob, erblickte er zum letzten Male die verfallene Mauer, das Gras und die Gräber auf dem alten Friedhof.

Aber plötzlich erschien eine Gestalt, die er nicht kannte, auf der Schwelle: hoch, schlank, in ein enganliegendes granatfarbenes Gewand mit schwarzen Blumen gekleidet, und hier und da schimmerte etwas auf ihrem Gesicht, auf ihrer Brust, auf ihren Füßen: die Augen, die Schmucksachen, die Schuhe....

Efix öffnete die Augen weit und erkannte Noemi wieder: aber hinter ihr sah er Donna Esther, die ihr die Falten des Gewandes glättete und mit den schwarzen, über die Schultern zurückgeschlagenen Enden ihres Kopftuches wie der Schatten der Braut erschien.

„Geht es nun wirklich gut?" fragte Noemi, die vor ihm stand und sich die Umschläge der Ärmel zurechtzog. „Was sagst du dazu? Sieh her, das ist das Geschenk Predus...."

Sie bückte sich und zeigte ihm den Rosenkranz aus Perlmutter mit einem großen goldenen Kreuze; Efix betrachtete ihn schweigend.

„Gefällt dir das? Sieh, welch ein Geschenk. Ein Kreuz!"

Sie bückte sich noch tiefer, ließ sich fast auf die Knie nieder, so daß ihr Gesicht das seine streifte. Sie war bleich, in ihrem granatfarbenen Kleide, mit den bösen Augen, die voller Tränen standen.

Aber Efix empfand keinen Schmerz mehr darüber.

„Wir sind geboren, um zu leiden; das ist die Wahrheit," sagte er ihr. „Wir müssen das Kreuz tragen."

Und das war sein Glückwunsch.

Und nun kommen Don Predu und die Verwandten, um die Braut abzuholen; sie stellen sich in der Küche auf, wie es im Traume geschieht, ein buntes Durcheinander, aus dem einzelne Gestalten besonders hervortreten.

Don Predu ist schwarz gekleidet, sein enger Anzug benimmt ihm fast den Atem. Sein Gesicht kann Efix nicht sehen, aber deutlich erblickt er den spöttisch verzogenen Mund des Mileser, voll verhaltenen Lachens, dann eine wohlbeleibte Verwandte der Damen und zwei Kerzen mit rosenroten Bändern, die von zwei Knaben getragen werden.

Und alle sind ernst, als wären sie gekommen, um ihn, den Toten, zu holen, nicht die Braut; und sie gingen leise, wie wenn sie errieten, daß sie ihm zur Last fielen.

Donna Esther ordnete den Zug. Zuerst die blassen Knaben mit den Kerzen in der Hand; dann die Braut mit ihren Verwandten, dann der Bräutigam mit den seinen, dann die wenigen Eingeladenen und zuletzt der Mileser, der sich insgeheim über die ganze Gesellschaft lustig zu machen schien.

„Jetzt lassen sie mich allein," dachte Efix. „Allein. Und ich bin es, der dies alles gemacht hat."

Eine leise Bitterkeit überkam seine teilnahmlose Seele, wie eine rote Wolke, die durch die farblose Dämmerung gleitet.

Noemi blickte zurück und winkte ihm mit dem goldenen Kreuze abschiednehmend zu. Donna Esther beugte sich noch einmal über ihn, und es schien, als wollte sie ihn mit ihrem schwarzen Schleier bedecken.

„Ich werde gleich wieder hier sein, sobald ich ihnen das Geleit gegeben habe. Halte dich unterdessen standhaft und ruhig."

Ja, standhaft und einsam. Aus der Ferne hörte er die Harmonika, die Juanantoni zu Ehren des jungen Paares spielte, und nun kehrten unzählige Erinnerungen zurück: das Geräusch der Mühle oben in Nuoro, die Wolken über dem Berge Gonare, das Rauschen des Rohres am Graben . . .

„Efix, weißt du noch? Efix, weißt du noch?"

Wie groß war die Küche geworden! Weit, dunkel und von lauer Wärme erfüllt, mit fernen Mauern, mit geheimnisvollem Hintergrund, wie eine Hürde bei Nacht. Die Nachtigall sang, der Blinde erzählte die Geschichte von dem goldenen Hause Salomos:

„. . . Alles war von Gold, wie in der Welt der Wahrheit; alles von reinem Golde, hellleuchtend. Goldene Granaten, goldene Gefäße, goldene Decken."

Und er sah das Haus Don Predus, mit den Granatäpfelbäumen schwer von Früchten, den Palmen, den Matten, von Weintrauben und goldenen Kürbissen bedeckt.

„Noemi wird es gut haben — dort — sie wird gut essen, wird rund werden, wird Donna Esther Geld geben, um hier den Balkon ausbessern zu lassen . . . Sie wird es gut haben . . . Sie wird sein wie die Königin von Saba . . . Aber auch sie, die Königin von Saba, war nicht zufrieden . . . Auch Noemi wird ihres goldenen Kreuzes überdrüssig werden und wird in die weite Welt hinaus wollen wie Lia, wie die Königin von Saba, wie sie alle . . ."

Aber das setzte ihn nicht mehr in Erstaunen; weit fort gehen, ja, man mußte weit fort gehen . . . in andere Länder, wo die Dinge größer sind als hier bei uns.

Und er ging.

Er schloß die Augen und zog sich das Tuch über den Kopf. Und nun saß er wieder auf der Mauer des Gutes; das Rohr murmelte, Lia und Giacinto saßen schweigend vor der Hütte und blickten zum Meere hinunter.

Ihm war, als schliefe er ein. Aber plötzlich fuhr er empor, er hatte das Gefühl, von der Mauer zu stürzen.

Er war herabgestürzt, in das Tal des Todes.

Donna Esther fand ihn so, ruhig, regungslos unter der Decke, still, ohne sich zu rühren. Sie schüttelte ihn, rief ihn bei Namen, und als sie sah, daß er tot war, daß sie ihn allein hatten sterben lassen, da begann sie bitterlich zu weinen mit einem rauhen Schluchzen, das sie selbst erschreckte. Sie versuchte sich zu beruhigen, aber es gelang ihr nicht; es war wie eine Seele, die in ihr gegen ihren Willen weinte. Dann ging sie und schloß das Tor, damit

niemand sie überrasche in ihrer Verzweiflung über den toten Diener und die Leute nicht gewahr würden, daß sie ihn allein hatten sterben lassen, während für die Familie ein großer Festtag war.

In Erwartung, daß die Stunden vergehen sollten, hob sie die Leiche auf, die leicht war, wie die eines Kindes, wusch sie, kleidete sie an, sprach leise mit ihr, erzählte ihr, zwischen einem Gebet und dem anderen, wie die Hochzeitsfeierlichkeit verlaufen, wie Noemi beim Betreten ihres neuen reichen Heims geweint hatte — geweint, natürlich, weil sie so glücklich war —, wie das Haus voll von Geschenken und die Leute Korn und Blumen in den Hof der Neuvermählten warfen, um ihnen Glück zu wünschen; kurz, wie alle zufrieden und froh waren.

„Und was hast du getan, so fortzugehen, heimlich, ohne ein Wort zu sagen . . . Wie damals . . . Ach, Efix, das hättest du nicht tun sollen . . . heute, gerade heute."

Er schien zu hören, mit den halbgeöffneten Augen ruhig, aber entschlossen, als treuer, respektvoller Diener nicht zu antworten.

Donna Esther entsann sich, daß er die Blumen geliebt hatte; sie pflückte beim Brunnen ein Geranium ab und legte es ihm mit dem Kruzifix zwischen die Finger, bedeckte die Leiche mit einem Teppich aus grüner Seide, den man für die Hochzeit hervorgesucht hatte. Aber der Teppich war zu kurz, und die Füße, die der Sitte gemäß der Türe zugewendet lagen, blieben unbedeckt. So schien es, als schlafe der alte Diener ein letztes Mal in dem edlen Hause, um auszuruhen, bevor er sich anschickte zu der Reise in die Ewigkeit.

Deutsche Charakterköpfe in englischer Beleuchtung.

Von

Alois Brandl.

Zu ausschließlich lassen wir uns das Urteil Englands über uns von der Zeitung erzählen. Inmitten der Diplomatenkniffe, Wirtschaftskämpfe und Schlachtschiffbauten kommt hier das Wort des höheren Menschen, das doch in friedlichen Zeiten den Ton angibt, nicht zur Geltung, oder es wird sensationell aufgebauscht, oder es erhält schon durch die Umgebung eine schiefe Bedeutung. Eine scherzhafte Bemerkung erscheint in der Nähe strenger Staatstelegramme leicht als berechnete Totschlägerkritik; ein Lob, ausgesprochen von einem noch so hervorragenden Mann mit der Ruhe der Überzeugung, wirkt neben dem gehässigen Leitartikel leicht als Köder; das Kanonengerassel politischer Drahtzieher gibt sich als Stimme der Nation aus, und die hämische Torheit eines Winkelblattes wird als Entdeckung der innersten Volksseele in die Welt hinausposaunt. Wir leben im Zeitalter der Tagespresse; wir brauchen sie und haben ihr viel zu danken; aber weil sie uns unentbehrlich ist, dürfen wir sie noch nicht zur unbedingten Herrin über uns machen.

Es gibt eine Reihe Quellen, durch die wir zuverlässiger erfahren, wie wir im Auge der Briten dastehen — ein Moment, auf das schon Goethe mit Grund immer besonders geachtet hat. Da sind Romane und Dramen, Reisebeschreibungen und historische Studien, die alle den Vorteil haben, daß sich in ihnen ein veredeltes Temperament oder Wissen unter vollem Namen und zu möglichst dauernder Geltung ausspricht. Noch besser ist es, wenn man bei Kongressen oder in gesellschaftlicher Berührung hören kann, was führende Männer andeuten, die sich sonst aus weiser Selbstkritik oder wegen ihres Amtes nicht gern zu öffentlicher Stellungnahme bequemen, und es ist nur schade, daß es gerade in England so äußerst schwierig ist, in die Schichten mit „Position" zu gelangen.

Überblicke ich, was mir aus diesen Quellen im Laufe der Jahrzehnte an Urteilen über Deutschland zugeflossen ist, so ergibt sich als erster und stärkster Faktor das Inselgefühl. Der Engländer lebt nicht bloß auf einer Insel, sondern ist selber eine wandernde Insel, blickt mit Mißtrauen allem Fremden entgegen und hält sich möglichst in sich selbst zusammen. „Wir sind gewöhnt, Ausländer zu verachten," läßt Galsworthy in den 'Island Pharisees' den Helden sagen, und mehr warnend als wahrheitstreu fügt er hinzu: „Die Verachtung, die wir für sie haben, ist nichts im Vergleich mit der Verachtung,

die sie für uns haben." Der Onkel dieses Helden will nichts wissen von der peinlichen Psychologie, die die Masse an den französischen und russischen Dramatikern bewundert, und erklärt schlankweg: „Was für Franzosen und Russen recht ist, das ist unrecht für uns." Eine Dame charakterisiert derselbe Erzähler als gewöhnlich, indem er sie sagen läßt: „Deutsche mag ich nicht." Zugegeben, daß dies nur ein Roman ist; aber wer hat nicht schon in einem Londoner Geschäft, wenn für einen Einheimischen genommen, die Tonabstufung beobachtet, mit der die Verkäuferin die Waren unterschied: „Dies (geringschätzig) ist deutsch — dies (entschuldigend) ist französisch — dies (mit innerlicher Liebkosung) ist englisch." Der Engländer ist bisher recht gut gefahren mit dieser ihm angeborenen Abgeschlossenheit und Selbstzufriedenheit; Reformatoren wie Galsworthy werden sie ihm nicht so bald weglachen.

Zur instinktiven Scheu gegenüber allem Ausländischen, auch wenn unbesehen, gesellt sich eine bestimmte Abneigung gegen mancherlei deutsche Verhältnisse, die dem gesunden Menschenverstand des Engländers widerstreben. Reich an solchen Ausfällen ist die humoristische Verfasserin des Romans 'Elizabeth and her German Garden'. Die Unterwürfigkeit der kleinen Leute in Ostelbien, die Dumpfheit der gebildeten Stände und andererseits die Überschneidigkeit der Offiziere wird da mit einer Mischung von Ironie und Mitleid dargestellt. Warum lassen sich doch deutsche Romanschriftsteller die nicht geringeren Sonderlichkeiten des englischen Landlebens, die wirtschaftliche Hilflosigkeit der Gentry, die Schlauheit der Pächter, die Scheidung der Sekten, den Wahnsinn der Wahlaufregung inmitten der langweiligsten Städtchen so ganz und gar entgehen? Aber unsere Erzähler gehen nicht einmal in die Vogesen, wo doch sehr viel zu beobachten wäre, oder in unsere eigenen Kolonien; wir dürfen wahrhaftig über den engen Horizont des Engländers nicht spotten.

Eine andere Klasse von Ausstellungen hängt mit der Brille zusammen, die so vielen unserer Landsleute auf der Nase sitzt. Daß der deutsche Gymnasiast so viele Stunden seiner Jugendzeit auf der Schulbank verbringt und so wenige auf der Wiese, dem Spielplatz, dem Wasser, das haben mir englische Schulleute immer wieder als eine grausame Unvernunft vorgerückt. Noch mehr Kritik beruht darauf, daß gegenwärtig in keinem Lande der Welt so viele bescheiden geborene Leute in die lehrenden, wohlhabenden und angesehenen Schichten hinaufsteigen wie bei uns; die Manieren dieser rasch Avancierten haben sich nicht immer mit derselben Geschwindigkeit verfeinert; alle Steifheit und dummstolze Unart solcher Art wird vom Engländer regelmäßig auf unsere Vernachlässigung des Sports in den Jünglingsjahren zurückgeführt. Sehr schlecht gewirkt haben ferner die Berichte über unser Soldatenwesen. In England wird dem Musketier und Kanonier ein großes Maß von Selbstbestimmung eingeräumt, ja eingeprägt; auf dem Exerzierplatz kann man es beobachten, wie der Flügelmann, der bei einer Schwenkung zuerst antritt, das Bein hebt und im Takt wieder hebt, wie um die Hintermänner rascher heranzuholen; es gilt als smart, wenn die Truppe den Anschein erweckt, als komme sie dem Kommando aus eigenem Antrieb fast zuvor. Hört und sieht dann der Engländer, wie bei uns der Mann nichts tun darf, außer

was befohlen ist, so bekommt er leicht den Eindruck einer gewaltigen Maschine, in der die Einzelnen nur mehr Räder sind und sich ohne das Wort des Offiziers nicht mehr zu helfen wüßten. Liest er überdies von Mißhandlung solch willensberaubter Individuen, von Dutzenden solcher Untaten, die höchstens mit etwas Arrest bestraft werden, so findet er uns vollends barbarisch. „Ich möchte lieber ein Gemeiner in einem deutschen Regiment sein," ruft Dot in Galsworthys Drama 'The Eldest on' aus, „als ein Weib."

Dem deutschen Gelehrten sagt man drüben nach, daß er sich in umständlichen Vorarbeiten, in Quellenkritik und Materialsammlung erschöpfe, anstatt zu den geistigen Problemen vorzudringen. Der Engländer erwartet eben von der Wissenschaft mehr ein praktisches Ergebnis oder eine gemeinverständliche Aufklärung; er will aus Büchern unmittelbar lernen, die Natur zu beherrschen und die Menschen zu erziehen; er betrachtet viele notwendige theoretische Vorarbeiten als mühsamen Kleinkram, die doch, sobald zusammengefaßt, oft unerwartete und tiefgehende Aufschlüsse gewähren. Seine alten Universitäten Oxford und Cambridge sind wesentlich auf das Lehren gerichtet, nicht auf das Forschen; sie wollen mehr Gebildete schaffen als Gelehrte; das wirkt naturgemäß auf die Denkweise der oberen Klassen, und in der Tat hat dies System den Vorteil, daß es, obwohl weniger Fachleute, so doch mehr Persönlichkeiten züchtet, die am allgemeinen Fortschritt der verschiedenen Wissenschaften teilnehmen.

Genügt aber ein deutsches wissenschaftliches Werk solchen Ansprüchen in bezug auf den Inhalt, so bleibt immer noch die Frage, ob es auch den formellen Anforderungen der Engländer standhält, denn weit mehr als wir geben diese auf klaren Aufbau und Ausdruck, auf treffende Wortwahl und rhythmischen Tonfall. Es ist erstaunlich, wie sorgsam schon der englische Student seinen Stil handhabt, wie er den Stoff in Absätze gruppiert, in jedem Absatz nur einen Gedanken, diesen aber nach verschiedenen Seiten erörtert, wie er Satzungetüme meidet und die Phrasen abstuft. Nicht umsonst wird an den englischen Gymnasien und Universitätskollegien mehr als einmal die Woche ein wenn auch kurzer Essay geschrieben, genau korrigiert und sorgsam besprochen: Abfassung und Kritik können dabei gründlicher geübt werden als bei den großen Hausarbeiten, die an unseren höheren Schulen in beträchtlichen Zwischenräumen zu liefern sind. Es wäre insofern gewiß kein Schade, wenn wir uns durch das Kopfschütteln der Engländer über unsere Stilgleichgültigkeit zu praktischerer Pflege unserer Muttersprache anregen ließen. Viel Tüftelei über die Komposition Schillerscher Dramen könnte dafür geopfert werden.

Am meisten endlich bemängelt es gerade der wohldenkende und weitblickende Engländer, daß wir auf volle Ausprägung von Persönlichkeiten zu wenig Wert legen. Franzosen und Italiener, so kindlich ihn ihre Temperamentsfülle oft berührt, sind ihm interessanter, weil sie sich freier als etwas geben, überzeugungswärmer dafür eintreten, Bequemlichkeit und Erwerbsrücksichten eher zugunsten einer Begeisterung, einer nationalen Sache, auch einer Laune hintanstellen. Der Deutsche aber steht ihm mit einer Selbstzucht gegenüber, die auf ihn wie eine dünne Hülle für verstandesmäßige, kühle Berechnung

wirkt. Speziell an nationalem Feuer lassen unsere meisten Landsleute im Auslande wirklich viel zu wünschen übrig und schaden dadurch ihrem Reiche mehr, als sie ahnen. Die Geldliebe ist die Kehrseite des deutschen Ordnungssinnes, während der Engländer vom Gentleman in erster Linie eine gewisse Gleichgültigkeit betreffs brass verlangt. Es fällt in London auf, wie wenige von unseren Männern im öffentlichen Leben sich über den Durchschnitt solider Bravheit erheben: wir machen auf sie den Eindruck einer fleißigen, wohlgedrillten Herde. Ragt aber einmal eine Kraftnatur bei uns hervor, so findet der Engländer, daß ihr Beispiel lange nicht so wirksam auf den Scheffel gestellt wird, wie an der Seine oder Themse. Die Biographie ist in England eine der bestgepflegten literarischen Gattungen und nächst dem Roman wohl die beliebteste; da gibt es kaum einen namhaften Parlamentarier, General, Professor, Dichter, Geistlichen, dem nicht bald nach dem Hinscheiden durch eine Ausgabe seines Briefwechsels mit einleitendem und verbindendem Text ein Denkmal in Buchform gesetzt wird, das ebenso für die Persönlichkeitsschätzung des Briten zeugt, als sie zu Persönlichkeitsbildung anfacht. Bei uns sind Staatsmänner, Sieger, große Organisatoren, berühmte Künstler und schulgründende Professoren in Menge geschieden, ohne daß ihnen eine treue Freundeshand oder eine selbstbewußte Familie ein Lebensbild in selbständiger Form besorgt hätte. Wilhelm Scherer zum Beispiel hat in seiner Biographie von Jakob Grimm ein glänzendes Muster gegeben, wie es mit solchem Kult von Persönlichkeiten zu halten wäre; er selbst übte auf die germanistische Jugend solchen Zauber aus, daß ihm, als er 1877 von Straßburg nach Berlin zog, dreizehn Doktoren folgten; sein ganzes Fach teilte sich damals in Anhänger und in Gegner seines Namens. Wie viele schreibkundige und schreibfrohe Schüler hat der merkwürdige Verfasser unserer besten Literaturgeschichte bei seinem tragisch frühen Ende hinterlassen, und doch: wo ist seine Biographie? Vielleicht verfaßt sie einmal ein Ausländer. Ein Volk, das gegen große Männer so wenig dankbar ist, scheint dem Engländer keine zu verdienen.

Neben dem Tadel klingt das Lob desto heller.

Verschwunden ist das Mitleid für die politische Hilflosigkeit des Deutschen, das in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch herrschte. Alle Schichten und Parteien Englands sind heutzutage von der Überzeugung durchdrungen, daß der protestantische Deutsche — vom katholischen reden wenige, und diese nicht viel — der einzige Mensch in der Welt ist, vor dem sich der Brite ernstlich in acht zu nehmen hat. Der Bürger der Vereinigten Staaten gilt nicht als Fremder, sondern als Geschiedener. Am Russen sieht man zu deutlich die Neigung zu politischen Extremen: bald zum Despoten, bald zum Nihilisten. Der Skandinavier ist zu gering an Zahl, und der Japaner zu fern. Aber „euch Deutsche" — so sagte mir kürzlich ein alter Londoner Freund ins Gesicht — „nehmen wir ernst, und deshalb können wir euch keinen Zoll breit Boden mehr erlauben". Die Logik ist nicht so bizarr, wie sie auf den ersten Blick erscheint; doch gibt es auch gescheite Engländer, die den Spieß umkehren und sagen: „Erst sobald wir uns mit den Deutschen verständigt haben, ist unsere Weltherrschaft gesichert." Im Respekt liegt eine Gefahr und zugleich ein Zukunftsversprechen.

Gehen wir ins einzelne, so finden wir vor allem deutsche Arbeitskraft anerkannt. „Junge Leute," läßt Hankin in 'The Return of the Prodigal' den Helden sagen, „die einem Geschäft oder Beruf nachgehen sollten, vergeuden die Zeit und leben von den Eltern; viel zu viel gibt es deren in England: da sind uns die Deutschen über." Der Londoner ist gewöhnt, um 9 Uhr zu frühstücken und um 7 Uhr die Hauptmahlzeit zu nehmen; kommt er nach Hamburg, nach Berlin, nach Leipzig und sieht da die frühen und späten Arbeitsstunden, so ist er zuerst verwundert und dann beunruhigt. Der englische Aristokrat auf dem Lande ist sehr gastlich, treibt seine Ponies und viel Politik, aber die Landwirtschaft überläßt er den Pächtern, während der ostelbische Großgrundbesitzer selber mit seinem Verwalter die Felder, den Waldbau, die Viehzucht, die Spiritus-, Zucker- oder Stärkefabrik versorgt und auch seine Jungen an solche nützliche Beschäftigung gewöhnt. Bleibt dann jener zurück, so sagt seine heiratsfähige Tochter zu spät: „Wir glaubten in einem reichen Lande zu sein, und sehen jetzt, daß ihr Deutsche uns einen ungeheueren Wettbewerb bereitet." Als 'ich solches in Yorkshire zum ersten Mal zu hören bekam, wurde mir klar, daß man uns in der Tat eine gute Eigenschaft schwerer verzeihen kann als alle schlechten.

Auf ein anderes Moment, das dem Deutschen zugute kommt, hat kürzlich R. Vaget in 'The Italians of To-day' wieder nachdrücklich hingewiesen. Er beklagt es, daß englische Waren in Italien immer mehr von deutschen verdrängt werden, weil letztere billiger und besser seien und weil überdies unser Kaufmannsreisender die Sprache des Landes redet, in italienischer Münze rechnet, mit italienischen Maßen handelt, während es der Engländer „als Herablassung zu betrachten scheint, wenn er mit Ausländern verkehrt". Es zeigt sich also, was unser Schulwesen bedeutet. Sport kann auch übertrieben werden und wird auf den englischen Schulen tatsächlich oft übertrieben, zum Schaden der intellektuellen Ausbildung. Griechisch ist eine feine Sprache und hat eine herrliche Literatur; aber wenn der Engländer neben den alten Sprachen die modernen — mit Ausnahme der französischen — vernachlässigt, so kommt er später manchmal in Verlegenheit. Die deutsche Art, für die realistischen Fächer und die humanités modernes fast ebenso zu sorgen wie für die klassischen, hat im kaufmännischen England die wärmsten Bewunderer und jetzt auch die eifrigsten Nachahmer.

Unsere politischen Einrichtungen werden im freien England gar nicht so ungünstig beurteilt wie von mancher heimatlichen Partei. Daß ein starker Staat geschaffen werden mußte und daß dies durch Preußen in jahrhundertelangem Ringen geschah, haben britische Geschichtschreiber immer wieder anerkannt, vom gewichtigen Carlyle bis herab zur neuesten Flugschrift von A. W. Holland, 'Germany to the Present Day' 1913. Die Systematik, mit der sich deutscher Geist seit Kant und dem Aufschwung unserer Philosophie auf den verschiedensten Gebieten betätigte, ist von Lord Haldane mehrfach als das Grundgeheimnis unserer Erfolge bezeichnet worden. Über unsere Literatur und Erziehungslehre kann man gar nicht freundlicher schreiben, als Professor Herford und Universitäts-Vizekanzler Sadler 1912 im Sammelband

der Universität Manchester 'Modern Germany' getan haben. An Anerkennung von englischer Seite hat es uns in der letzten Zeit wahrhaftig nicht mehr gefehlt.

Aber als unser gewichtigster Schatz gelten den Engländern unsere großen Männer.

Eine Londoner Dame von Rang und Talent, Mrs. Henry Cust, hat kürzlich ein stattliches Buch 'Gentlemen Errants' herausgegeben (bei Murray 1909), worin sie Charakterköpfe aus unserer Frührenaissance zeichnet. Nicht nach politischer oder künstlerischer oder finanzieller Bedeutung hat sie vier Männer ausgewählt, sondern lediglich nach der starken Eigenart, mit der sie sich als Individuen ausgeprägt und in Selbstlebensbeschreibung oder früher Biographie gespiegelt haben, „seltsam und bewundernswürdig". Sie beginnt mit Leo von Rozmital, der 1465 von Prag nach England und Spanien auszog und ein so prächtiger Galan war, daß ihm in Köln nach seinem Ball die Damen das Heimgeleit gaben und die Nonnen des Erzbischofs zu Neuß einen Gegenball arrangierten. Wilnolt von Schaumburg, der Landsknechtführer der Maximilianzeit, fesselte ihre Aufmerksamkeit durch die Mischung von Noblesse und Brutalität, Klugheit und Wildheit, Anmaßung und Frömmigkeit, die er auf abenteuerlichen Kriegs- und Liebesfahrten betätigte. Er war einer von den freien und furchtlosen Geistern — so urteilt die Verfasserin über ihn —, die über das Geld hinausstreben und für mehr in der Welt empfindlich sind als für Hunger. Weder sein Plündern noch seine Spielwut, noch sein keckes Fensterln bei einer Schloßdame, wobei die Leiter ihm brach, haben ihm bei der Engländerin geschadet — so sehr ist ihr Sinn auf Originalnaturen gestellt. Am Pfalzgrafen Friedrich II. gefiel ihr die Romantik seiner Auszüge, so ergebnislos sie auch verliefen; am schlesischen Ritter Hans von Schweinichen die Großartigkeit des Schuldenmachens, die — relative — Ehrlichkeit unter Dieben, die Offenheit unter Hofschranzen, die Kindlichkeit inmitten von Leidenschaften und Versuchungen, die Lustigkeit bei den schwersten Entbehrungen. Selbst das grüngewandete 'Manräuschlein', mit dem er herumzog, ist für Mrs. Cust kein Stein des Anstoßes, sondern eine Entlastung für sein sonstiges Don-Juan-Treiben. Je verwickelter sich die scheinbar unvereinbarsten Eigenschaften zu einem Charakter zusammentun, desto lebhafter ist ihre Anteilnahme. Eine Studie in altdeutscher Persönlichkeit kann man ihr Buch nennen, das mehr Beachtung verdient, als es bei uns bisher gefunden hat; verwegene Kerle — so ruft es den Engländern zu — können diese Deutschen sein; es ist ein Epos in Prosa auf deutsche Temperamentsnaturen.

Luther ist der erste deutsche Mann, dessen Ruhm in England bereits durchgedrungen ist. Unser Mittelalter ist den Historikern bekannt, aber kein Sachsenkaiser, kein Hohenstaufer, nicht einmal Maximilian ist dem englischen Volksbewußtsein nahe gekommen, wie es etwa dem Sieger von Agincourt oder dem Neffenmörder Richard III. bei uns durch Shakespeare geglückt ist; unseren Achillesgestalten fehlt noch immer der Homer. In Luther dagegen verehrt auch der gewöhnliche Londoner oder Edinburger den Sturmbock der

Reformation und aller geistigen Fortschritte, die uns mit ihr gekommen sind. Der große Bilderstürmer — so hat ihn Carlyle charakterisiert; der Mann, der sich vor dem Scheiterhaufen nicht fürchtete; der Kämpfer, der in Worms vor dem Kaiser erklärte: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Fast ins Unheimliche türmte sich selbst vor den Augen des schottischen Bauernpropheten sein Zorn empor; etwas von heidnischer Wildheit hat ihm Carlyle nachgesagt; einen „christlichen Wodan" hat er ihn genannt. Aber es ging nicht anders. Die katholische Kirche sei in den Zeiten nach Dante sich selber allzu untreu geworden; da mußte ein Herkules kommen, um den Augiasstall auszuräumen, „was sicherlich auch nicht ohne mächtige Störungen abgelaufen war". Um so freundlicher wirken dagegen die Züge von hilfloser Kindheit und von Milde gegen kindliche Seelen, die von Luther berichtet werden; über dem Stürmer vergißt Carlyle nicht den Dulder und Mitleider; das gibt dem Feuergeist erst die menschliche Nahbarkeit. Aus Luthers Gnadenlehre macht sich Carlyle nicht viel: „eine Hypothese", sagt er im Vorbeigehen. Was Luther für deutsche Sprache und Poesie bedeutet, konnte er als Ausländer nicht ermessen, und wie sehr durch die Folgen der Lutherischen Bewegung die katholische Kirche selber geläutert wurde, hat er nur halb angedeutet. Aber die Persönlichkeit, die Lebensfigur, die Ganzheit des Wollens und Tuns hat jenseits der Nordsee gezündet, und zwar von vornherein. Deutsche Literatur hatte bis zum Ende des 15. Jahrhunderts für England nichts bedeutet und in der Humanistenzeit nicht viel; erst Luthers Streitschriften und Kirchenlieder brachen ihr die Bahn, so daß sie durch das ganze 16. Jahrhundert drüben eine starke Rolle spielte. So bewahrheitet sich abermals die Erfahrung, daß uns die Kirchengeschichte die gewichtigsten Charaktere gibt.

Der große Friedrich hat unter unseren politischen Helden drüben den Vortritt, ja bis auf Bismarck herab die Vertretung. Daß Macaulay gegen ihn, Carlyle für ihn plädierte, ist eine Unstimmigkeit, die seine Bekanntheit nur gemehrt hat. Carlyle selbst hat sich etwas wechselnd über ihn ausgesprochen. In seiner Biographie hob er ihn auf die Stufe des Helden, den er brauchte. Hinterdrein war er mit der eigenen Wahl nicht ganz zufrieden. Der Freidenker, der Freund des Voltaire, der Gegner der ritterlichen Maria Theresia lag in der Tat etwas abseits von den volkserziehlichen Idealen, die Carlyle sonst aufstellt und verficht. Man kann es im überdies literarischen London oft genug hören, daß der ganze Carlyle mit seiner Völkermoral und Prophetenrhetorik überholt sei. Historiker haben seine Darstellung nachgeprüft, zuletzt Reddaway 1904; Politiker sind oft zu recht abweichenden Urteilen gelangt. Die Denkweise des Engländers überhaupt ist heutzutage kritischer, seine Ausdrucksweise einfacher, seine Empfindungsweise komplizierter als in der Zeit des Carlyle. Aber geblieben ist das Bild Friedrichs als eines Reliefmenschen. Man bewundert an ihm nicht so sehr seine Siege als vielmehr seine Unerschütterlichkeit nach Niederlagen und seinen Mut, wo andere verzweifelt wären: der ungebrochene Besiegte von Kollin und Hochkirch steht als der starke Preuße da, der allem Preußentum zuerst Achtung in England verschaffte. Man schätzt seine Selbstentsagung und Aufopferung für den

Staat, in einer Zeit, wo rechts und links schwelgerische Dynasten ihre Völker verkauften. Man denkt den energischen Eroberer und Verwalter zugleich als den Philosophen von Sanssouci, der auf Fragen der Literatur und der Toleranz einging. Eine Ahnung mischt sich darein, daß durch den Begründer der preußischen Vormacht und durch sein Offizierkorps die geistige Frucht der Reformation in die politische Erscheinung gelangte. Friedrich Wilhelm III. hat mehr Land erobert, größere Schlachten gewonnen, niemals, wie Friedrich, über englischen Treubruch sich beklagt und dennoch keine Popularität in England erlangt, weil er als Mensch nicht imponierte. Um eine Frau wie Maria Theresia in das internationale Pantheon aufzunehmen, ist der Engländer nicht weich genug; auch verlangt er unter allen Umständen mehr Freiheit und Kraft des Denkens; mancherlei Anregungen und Ansätze dieser Art scheinen ziemlich erfolglos geblieben. Es gehört doch ein merkwürdiges Zusammenspiel elementarer Gegensatzeigenschaften zu einer politischen Gestalt, um ihr allgemeine Beachtung in England zu sichern. Sehr vorteilhaft scheint es dabei, wenn sie auch für das Inselvolk einen Vorteil gebracht hat: ohne den großen Friedrich wäre ihm die Annexion der französischen Kolonien in Nordamerika nicht, oder doch nicht so rasch, geglückt!

Frischer, wärmer, aber auch geteilter ist die englische Vorstellung von Bismarck. Mit einigem Grauen faßt man den „Mann von Blut und Eisen" ins Auge; der furchtbare Winterfeldzug von 1870/71, über den die englischen Zeitungen Tag für Tag sensationell berichteten, steigt den Leuten in der Erinnerung auf, und die verdrehte Depesche von Ems läßt den deutschen Staatsmann als Anstifter erscheinen. Über den Anekdoten von Brüskheit, mit der er gewisse Abgeordnete behandelte, vergißt man es, daß er Deutschland ein allgemeineres Wahlrecht verschaffte, als es Großbritannien hatte und noch hat. Daß er vor der Kaiserin Friedrich in Kanonenstiefeln sich einstellte, wird über Gebühr aufgebauscht. Wie ein Kuriosum hört man es an, daß der Hüne vom Sachsenwald für englische Art, Sprache und Dichtung etwas übrig hatte. Sein Werk, die Schaffung einer deutschen Vormacht in Mitteleuropa, hat den britischen Staatslenkern zu viele Verlegenheiten gebracht, brennt durch die wirtschaftlichen Folgen noch heute jeder britischen Familie so fühlbar auf die Finger, steht überhaupt als etwas so Unheimliches da, daß von Popularität Bismarcks bei diesem politischen Volke nicht gesprochen werden kann. Trotzdem: sobald auf seine interessante Menschlichkeit die Rede kommt, auf seinen gesunden Hausverstand, seine weitblickende Geschicklichkeit, seine wuchtige Tatkraft, seine Treue gegen den König, seinen Humor in den kritischsten Lagen, so bekommt man warme Worte der Bewunderung zu hören; und wird schließlich sein Abgang erwähnt, so denkt jeder an Tenniels meisterhaftes Bild im Punch 'Ausschiffung des Lotsen', weil es dem persönlichen Schicksal des Gewaltigen ohne Ausfälligkeit, ohne Seitenhieb, ja mit einem taktvollen Kompliment für die selbständig gewordene Germania gerecht wird.

Von unseren Künstlern ist mancher wegen seiner Leistungen geschätzt, so besonders Dürer in der Malerei, Wagner in der Musik, und doch weckt ihr

Name nur bei Wenigen einen Lebensanhauch; ihr menschliches Ringen bleibt im Schatten; sie haben für die Mehrzahl der Engländer nicht genug Persönlichkeit. Ähnlich wirkt Lessing — um zu Schriftstellern überzugehen — nur durch den geschmackvollen Scharfsinn seines Wortes, nicht durch Temperament oder Kampfesmut oder überlegene Laune; seine Biographie scheint nicht ansprechend genug. Selbst Schiller kommt über Achtungserfolge nicht hinaus. Der Engländer spürt es nicht, was die 'Räuber' und 'Kabale und Liebe' für die Freiheitsbestrebungen unseres Volkes im Innern, 'Tell' für die nach außen bewerkstelligt haben; er kann sich weder für den Deserteur aus der Karlsschule erwärmen noch für den Jenaischen Dramenschreiber oder für den begeisterten Kantianer oder für sein allmähliches Einlenken ins Weimarer Hoftum. Der junge Carlyle, als es ihm selbst schlecht ging, hat sein Leben beschrieben — mehr aus äußeren als aus inneren Gründen; wer es liest, verwundert sich, daß ein Carlyle am dichterischen Liebling unseres Volkes so wenig entdeckte, was er als Licht auf den Scheffel stellen könnte. Völker denken verschieden; aber noch verschiedener ist ihr Empfinden.

Am meisten Sinn hat der Engländer für Goethe: der ist ihm die hervorragendste und zusagendste Geistesverkörperung, die unser Land erzeugt hat. Es ist nicht ein Spiel des Zufalls, sondern ein Ausfluß tiefgründender Sympathie, daß ihm ein Londoner, G. H. Lewes, die Biographie schrieb, die fast durch ein halbes Jahrhundert auch bei uns unbestritten als die beste galt. Was ihm stets neue Verehrer und Liebhaber zuführt, ist sein Läuterungsgang vom Stürmer und Dränger zur Iphigenie, vom Leipziger Wildling zum Weisen von Weimar, vom Lilli- und Lottchendienst zum ernsten Staatsdienst in schwerer Zeit, endlich die poetische Selbstdarstellung dieser Läuterung im Faust. Was Napoleon über Goethe sagte, als dieser noch lange nicht am Ziele war, das sagen auch die Briten: un homme. Carlyle hat ihm, dem „weitaus gewichtigsten unter allen Männern der Literatur", nachgerühmt, er habe „in der Gottesidee der Welt gelebt", als eine Prophezeiung in höchst unprophetischer Zeit, als ein Held im Sinne des Altertums, aber im Kleide moderner Kultur. Inzwischen ist England nicht müde geworden, über solche mystische Andeutungen hinaus nach einer möglichst klaren Auffassung von Goethe zu ringen, und wer in Londoner Literaturkreisen bestehen will, muß fleißig Neuerscheinungen über Goethe lesen. Das letzte Jahr hat deren zwei gebracht, beide von hervorragenden Männern und mit einbohrender Methode; es verlohnt sich, sie genauer anzusehen.

Über den jungen Goethe, bis er nach Weimar kam, hat der schottische Historiker P. Hume Browne sich verbreitet (The Youth of Goethe, London bei Murray, 1913). Die Studie ist Lord Haldane als ihrem Anreger gewidmet und mit der Genauigkeit des Geschichtschreibers abgefaßt. Der Goethe gab es viele, auf jeder Entwicklungsstufe war er ein anderer: immer von neuem wird uns diese Wahrheit eingeschärft. Vom Heiligen war er weit entfernt, dennoch lebte er Idealen entgegen: eine deutliche Abwehr gegenüber kirchlichen Sittenrichtern, wie sie seit Wordsworth und den Tagen der Anti-Jakobiner auch in Großbritannien Goethe zu verurteilen pflegten. Hatte

doch noch Gladstone keine Sittlichkeit in ihm entdecken können. Browne aber beleuchtet seinen „Instinkt" von Selbstbeherrschung und von Gewissen; er freut sich an der Fülle seines Herzens inmitten nüchternster Umgebung; er entschuldigt seinen Weggang von der edlen Friederike, denn sogar Kant und Wilhelm von Humboldt hätten mit Goethe die Ehe für ein Joch erklärt; er betrachtet ihn als einen geborenen Patrizier und folgt ihm durch alle Phasen mit unbefangenem Verständnis. An die Spitze des beachtenswerten Bandes hat er als Motto das Distichon Hebbels 'Goethes Biographie' gesetzt:

Anfangs ist es ein Punkt, der leise zum Kreise sich öffnet;
Aber, wachsend, umfaßt dieser am Ende die Welt.

Ein dünnes, billiges Büchlein 'Goethe' für The People's Books (London, bei Jack, 6d) hat Professor C. H. Herford in Manchester veröffentlicht, in deutschem Lande längst geschätzt, seitdem er vor fast drei Jahrzehnten die 'Literarischen Beziehungen von Deutschland und England im 16. Jahrhundert' untersucht hat. Nichts weniger steckt in seinen 90 Seiten als eine ausgereifte Weltanschauung intellektueller, ästhetischer, sittlicher, politischer und religiöser Art, angewandt auf Goethe als Gesamterscheinung und auf jedes einzelne seiner Hauptwerke. Sein Urteil über die Dichtungen ist nicht unbeschränktes Lob. Unter den größeren nennt er 'Herrmann und Dorothea' die einheitlichste und vollkommenste, und doch sei sie kein großes Gedicht. Umgekehrt vermerkt er im Faust, dem „größten Gedicht des 19. Jahrhunderts", einen Mangel an Einheitlichkeit. Aber um so höher denkt er von Goethes Persönlichkeit, die sich nicht mit Schönheit begnügte, sondern „aus einem einzelnen Selbst sich zum Gesamtselbst der Menschheit erweiterte". Der junge Goethe bereits habe das Geheimnis der Persönlichkeit gefühlt und es in anderen erforscht, mit einer ihm eigenartigen Mischung von naturwissenschaftlichem Interesse, phantasievoller Einsicht und menschlicher Mitempfindung. Gewachsen sei er nicht bloß durch Betrachtung, sondern zugleich durch Tun. Auf dem Wege zum Fruchtbringenden fand er das Wahre. Das gibt seinem Leben und seinem Faustdrama die höhere Einheit, ja Weihe und Gottheitsahnung. All das ist mit bewundernswerter Klarheit und Knappheit des Ausdrucks dargelegt, indem die Erlebnisse und Werke mehr wie bereits bekannte Dinge angetippt als fest beschrieben werden. Das Büchlein gehört auf den Tisch jedes Goethefreundes und wird jedem Goethekenner noch zu denken geben.

Obige Übersicht, so lückenhaft sie auch ist, mag zeigen, wodurch wir uns in der westlichen Geisteswelt am besten Achtung verschaffen. Wir werden wesentlich eingeschätzt nach einigen Männern, die dem Ausland zu imponieren vermochten, und an ihnen ist es wieder in erster Linie der Mensch, der spricht, mehr noch als seine Leistung, die dem Piedestal gleicht, auf dem er steht. Je näher sich die Völker durch die modernen Verkehrsmittel rücken, desto wichtiger ist es für jedes von ihnen zu wissen, welcher Ruf ihm vorangeht; das kann uns Selbsttäuschungen, Überraschungen und Erziehungsirrwege ersparen und zu richtigem Heroenkult die Wege weisen.

Über den Ursprung des Humanismus.

Von

Konrad Burdach.

V.

Das Märchen vom heidnischen Grundzug der Renaissance und die geschichtsphilosophische Schnurre von jenem Dualismus, der im Wechsel von Hellenentum und Nazarenertum die Entwicklung der Menschheit bestimme, stellt der Einsicht in das Werden des Humanismus kein geringes Hemmnis entgegen. Schwerer noch freilich verkennt das Wesen und die Grundlage des Humanismus, wer darin lediglich eine wissenschaftliche Erscheinung sieht.

Nicht aus Reflexion, nicht aus intellektueller Kraft entstehen die großen geschichtlichen Wellen, die das innere Leben der Nationen in neue Bahnen treiben. Humanismus und Renaissance sind nicht Produkte des Wissens. Sie tauchten auf, nicht weil Gelehrtenhirne die untergegangenen Denkmäler antiker Literatur und Kunst hervorziehen und ins Leben zurückrufen wollten. Humanismus und Renaissance entsprangen der glühenden, grenzenlosen Erwartung und Sehnsucht einer alternden Zeit, deren Seele im Innersten erregt nach neuer Jugend lechzte.

Das römische Altertum, das nach der herrschenden Meinung durch Humanismus und Renaissance wiederbelebt worden sein soll, war ja in seiner realen Erscheinung, in seiner Kultur tot, und die konnten niemals wieder belebt werden; aber in seinem geistigen Gehalt und in seiner fortwirkenden Kraft war es niemals tot gewesen. Es hatte auch im Mittelalter, zumal in Italien, immer gelebt. Altrömische Dichtungen hatte man in nicht geringem Umfang immer gelesen. Vergil, Ovid, Lucan, Juvenal, Horaz waren niemals vergessen worden. Und ebenso haben einzelne altrömische Prosaiker, Sallust z. B., das ganze Mittelalter hindurch auf die Ausdrucksweise der Geschichtschreiber sehr fühlbar gewirkt. Von Zeit zu Zeit ist diese altrömische Literatur und Kunst bei den mittelalterlichen Völkern sogar mit vollem Bewußtsein wieder emporgehoben worden. Auf diese mittelalterlichen Bemühungen paßt das Wort Renaissance in seiner gewöhnlichen, irrigen Erklärung: Wiederherstellung durch Nachahmung. Es gab in diesem Sinne während der mittelalterlichen Jahrhunderte eine irische, eine karolingische, eine altenglische, eine ottonische, eine französische, eine cassinesisch-römische, eine normannische, eine staufische Renaissance des römischen Altertums. Es gibt im Mittelalter eine Renaissance des römischen Rechts, der griechisch-römischen Philosophie, Naturwissenschaft und Medizin: es genügt, die Namen Bologna und Salerno zu nennen. Es

gibt im Mittelalter in England und Frankreich, später auch in Deutschland Gelehrte, die wirklich etwas von humanistischem Wissen besitzen. Der kurialistisch gesinnte Platoniker Johann von Salisbury ist im 12. Jahrhundert eine solche Erscheinung. Seine Kenntnis der antiken Autoren ist höchst respektabel. Und in der Schule von Chartres erscheint gerade so gut eine Erneuerung des Platonismus, wie in der Renaissance durch Petrarca und seine Nachfolger.

Auch gewisse Ideen, die als leitende im Humanismus hervortreten, lassen sich bereits in der Zeit beobachten, die wir zweifellos zum Mittelalter rechnen. Daß den Adel des Menschen nicht die Geburt macht, sondern sein innerer Wert, das ist eine — der antiken Ethik geläufige — Vorstellung, die auch die mittelalterliche Poesie Deutschlands kennt und liebt, und der z. B. Freidank eine schlagende Form gibt. Dabei ist sicherlich gnomische Überlieferung des griechisch-römischen Altertums im Spiel, die sich in mancherlei Spruchsammlungen, namentlich in den Sentenzen des Publilius Syrus, Caecilius Balbus und den unter Senecas Namen umlaufenden Auszügen und Florilegien auf das Mittelalter vererbte. Im Werden des Humanismus und der Renaissance wird dieser Gedanke im Italien des 13. und des 14. Jahrhunderts ein führendes Programmwort für die Erhebung der Persönlichkeit, für die virtus. Ähnlich verhält es sich mit zwei anderen gemeinhin als humanistisch geltenden Motiven: der literarischen Unsterblichkeit und dem göttlichen Dichterberuf. Schon vor vielen Jahren habe ich nachgewiesen[1]), wie dieses letztere Motiv, daß die Dichterkraft unerlernbar, daß sie ein über alle Menschen erhebendes und von ihnen sonderndes göttliches Geschenk sei, daß der Dichterberuf nur um seiner selbst willen, aus eigenstem persönlichen Drang, auch ohne Rücksicht auf Hörer und Leser ausgeübt werde, daß das Schaffen des Dichters, überhaupt des Künstlers, ähnlich sei dem Schaffen Gottes, ja das von Gott Geschaffene gleichsam nachzuschaffen habe, bei den deutschen fahrenden Spruchdichtern des 13. Jahrhunderts auftaucht, bei Konrad von Würzburg, Meister Raumsland, Frauenlob und anderen. Auch die Prologe und Epiloge, mit denen die epischen Dichter der mittelhochdeutschen Zeit ihre Werke auszustatten lieben und worin sie gern kunsttheoretische Bekenntnisse und Antikritiken niederlegen, bringen manches überraschend an humanistische Gedanken anklingende Element: das werden Gustav Roethes eindringende und umfassende Untersuchungen, von denen er in den letzten Jahren der Berliner Akademie der Wissenschaften Proben vorgetragen hat, in helles Licht stellen. So viel ich sehe, sind alle diese „humanistischen" Gedanken der deutschen Literatur zugeflossen aus der mittelalterlichen lateinischen und romanischen Dichtung und Poetik und haben ihre Quelle in der scholastischen Philosophie, aber gewiß auch in der schulmäßigen Tradition antiker Anschauungen und Sentenzen.

Faßt man vollends Italien ins Auge, so fallen wohl zu allen Zeiten einzelne Züge auf in der poetischen, gelehrten, künstlerischen Produktion, die als Vorklänge des Humanismus und der Renaissance angesprochen werden

[1]) K. Burdach, Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide. Leipzig 1880, S. 31 f.

dürfen. So hat man denn oft eine italienische, wohl auch eine normannische Protorenaissance für das 12. und 13. Jahrhundert konstruiert. Am beliebtesten ist es, Kaiser Friedrich II., der nach altrömischen Kaisermünzen seine sizilischen Augustalen geprägt, der auf literarischem und gelehrtem Gebiet das Studium antiker Überlieferung gefördert hat, der mit Bewußtsein sein kaiserliches Imperium an das altrömische anknüpft, einen förmlichen Romkult treibt und die Beute seines Sieges über das rebellische Mailand als Trophäe nach antikem Triumphalritus auf das römische Kapitol sendet, zum eigentlichen Schöpfer der humanistischen und der Renaissancebewegung zu machen. Allein auch dies ist sehr irrtümlich. Friedrich II., nach Burckhardts berühmter Formel der erste moderne Mensch auf dem Throne, hat wohl Saat der Anregung gestreut durch manche seiner antikisierenden Handlungen und Worte, jedoch vor allem ein fortwirkendes Beispiel staatlicher, administrativer, finanztechnischer Organisation und ein Vorbild der unumschränkten Herrschergewalt aufgestellt, das erst im Zeitalter der Fürstensouveränität und der Renaissance-Tyrannis voll verwirklicht worden ist. Auch hat die lateinische Stilkunst seiner Kanzlei, besonders des Kanzlers Peter von Vigna, die humanistischen Anfänge, namentlich auch in Böhmen, befruchtet. Aber Friedrich II. gehört dennoch mit seinem Wollen und Vollbringen der versinkenden Epoche. Sein Tod erst brachte die Befreiung: ein Aufatmen ging damals durch die Welt. Jedenfalls für sein Lieblingsland Italien war erst durch sein Verschwinden die Entfaltung der angewachsenen eigenen Kraft möglich. Und das neue Verhältnis zum römischen Altertum, das für den Humanismus bestimmend wird, ging nur aus dieser Wurzel hervor: aus dem jetzt mächtig erstarkenden Selbst- und Kraftgefühl Italiens, aus der nun ihm zufallenden politischen, nationalen, religiösen Bewegungsfreiheit.

Im Zusammenbruch der gealterten mittelalterlichen Kultur erstand der Humanismus und mit ihm die Renaissance. Sie gelten heute vielen als kalte Mächte, die das natürliche Leben gelähmt und einen Bruch mit der geschichtlichen Entwicklung herbeigeführt haben. Wer so urteilt, mag die spätere gelehrte und schulmeisterliche Erstarrung der humanistischen Bewegung, den leeren Formalismus der welkenden Renaissance, die öden Maskeraden und Imitationen neuerer und neuester Zeit im Sinn haben, die sich mit dem Namen Renaissance drapierten und zuletzt bei uns in der Renaissancemode die Kunst wie das Kunstgewerbe überfluteten, Staatsgebäude, Bierstuben und die Wohnungen in ihren drückenden Bann zogen. Aber den echten Humanismus, die wahre Renaissance in ihrer Jugend und in ihren wirklich schöpferischen Erscheinungen trifft solch Urteil nicht. An deren Eingang steht Dante, an ihrem Ausgang Michelangelo. Und ihr Wesen spricht am besten das bekannte Wort Ulrich von Huttens aus: „Es ist eine Lust zu leben". Humanismus und Renaissance in ihrer ursprünglichen Absicht und nach dem Willen ihrer bedeutendsten Vertreter erstreben nicht einen mühseligen Aufbau alter Trümmer, sondern einen Neubau nach eigenem Plan. Sie suchten nicht Wiederbelebung einer toten Kultur, sondern neues Leben ihrer eigenen Gegenwart und Zukunft.

VI.

Humanismus und Renaissance erwuchsen aus dem Bedürfnis der Zeit. Durch starke Fäden hängen sie mit dem Mittelalter zusammen, das sehr langsam, eigentlich erst im 17. Jahrhundert, wirklich überwunden wird. Gewisse Grundanschauungen übernahm die Renaissance und gab ihnen nur eine neue Wendung oder Farbe.

Die drei großen Bahnbrecher des Humanismus: Dante, Petrarca, Rienzo, standen alle in nahen Beziehungen zu den reformatorischen Ideen der franziskanischen Spiritualen. Denn das ist eine der wichtigsten und sichersten Tatsachen, wenn sie auch dem allgemeinwissenschaftlichen Bewußtsein noch fremd blieb: während der Anfänge des Humanismus und der Renaissance fließt der tiefe Strom einer Wiedergeburt der menschlichen Kultur in einem Bett mit jenem anderen, noch gewaltigeren Strom einer Reform der Kirche. Auch das Wort reformatio hatte damals noch denselben Sinn. Auch dieses Wort — ursprünglich ein antiker Mysterienausdruck, wovon natürlich weder Mittelalter noch Humanismus etwas wußte — bezeichnet die 'Umwandlung in den früheren Zustand', die 'Wiedergeburt'.

In den Jahrhunderten des Mittelalters war dieses Schlagwort der reformatio oft genug erklungen. Die reformatio imperii, die Erneuerung und Erhebung des Kaisertums zu der ursprünglichen Herrlichkeit hatten, an die offizielle Terminologie der späteren antiken Kaiser anknüpfend, die deutschen Könige so manches Mal in ihren Erlassen versprochen und durch ihre Italienfahrten erstrebt. Und die aus ältester Überlieferung schöpfende, vielquellige und vielgestaltige eschatologisch-dynastische und nationale Vatizinienliteratur hatte mit lebhaften Farben in typischen Zügen den bevorstehenden Untergang und die herrliche Wiederaufrichtung und Vollendung des universalen Kaisertums prophetisch verkündet.

Auch die andere weltbeherrschende Gewalt, die Kirche, arbeitete seit langem mit diesem vieldeutigen Stichwort der reformatio. Die Tat des heiligen Franz gab nun zum erstenmal innerhalb der Kirche selbst das Beispiel einer solchen reformatio und rief dadurch unabsehbare Konsequenzen sich steigernder Forderungen hervor: die Umwandlung der in Hierarchie und kalter Dogmatik erstarrten Kirche in den altchristlichen Stand, in die primitive, die ideale Kirche.

Das 13. Jahrhundert erfüllen die furchtbaren Kämpfe, die das letzte Ringen der beiden Gewalten um die universale Herrschaft und um eine Erneuerung ihrer ursprünglichen Größe begleiten. Humanismus und Renaissance traten auf den Plan, als die beiden alten Imperien, das des Kaisertums wie des Papsttums, ihre mittelalterliche Rolle ausgespielt, d. h. aufgehört haben, die wirklich entscheidenden politischen Faktoren zu sein.

Humanismus und Renaissance sind die Erben jener beiden absterbenden Mächte. Sie haben mit beiden den Universalitätsgedanken gemein. Sie errichten neben und über den beiden langsam versinkenden Imperien der Tat ein drittes, neues Imperium unpolitischer Art, das in der Sphäre der Phan-

tasie, der Sittlichkeit, der Lebenskunst regiert und die innere Natur des Menschen bestimmt.

Humanismus und Renaissance gelten heute vielfach als Mächte, die dem angestammten Volkstum feindlich sind. Und da mit Recht die Überzeugung besteht, daß eine echte Menschheitskultur nur aus dem Erdreich einer individuellen Volksanlage, aus der nationalen Eigenart aufwachsen kann, so erblickt man wohl oft in Humanismus und Renaissance eine Gefahr für die nationale Bildung. Demgegenüber muß auf das schärfste betont werden: *Humanismus und Renaissance sind gleichzeitig geboren mit dem Nationalitätsbegriff.* In der nationalen Prägung, in der Betonung des *lateinischen* Gedankens liegt der entscheidende Punkt, wo sich der Humanismus der Renaissance als neues, eigenartiges Gewächs ablöst von verwandten älteren Trieben des Mittelalters.

Die Geburtsstunde des Humanismus ist das Erwachen des italienischen Nationalbewußtseins zu einer selbständigen führenden Macht der europäischen Bildung.

Dieses Nationalbewußtsein unterscheidet sich freilich noch stark von dem unserer Zeit. Das ist überhaupt die größte Schwierigkeit, die sich unserem Verständnis des Humanismus und der Renaissance entgegenstellt: wir sind unwillkürlich geneigt, in seinen an moderne Bestrebungen anklingenden Elementen die Ähnlichkeit zu überschätzen, und projizieren ohne weiteres Gegenwartsbegriffe in das 13. und 14. Jahrhundert, die dieser Zeit völlig fehlten. *Alle geschichtliche Fortentwicklung bewegt sich in unsäglich kleinen Schritten*, und stets nur innig durchflochten mit den alten absterbenden Bildungen wachsen langsam die neuen hervor. Das lateinische Nationalbewußtsein, das den Humanismus schuf, war noch eingekapselt in den ererbten mittelalterlichen Universalismus. Aber der Humanismus vertiefte diesen Universalismus, indem er entschiedener auf dessen antike Grundlage zurückgriff. Kaiser Konstantin und hinter ihm mächtig emporsteigend Augustus sind die Gestalten, die nun lebendiger auftauchen, denen ein auf reicheres historisches Wissen, auf vermehrtes Studium der alten Historiker und Dichter gestützter Kultus geweiht wird.

Dieser neue italienische Nationalitätsbegriff mit universalistischer Hülle proklamiert eine neue Weltherrschaft: die Herrschaft eines absoluten Ideals menschlicher Bildung, auf dem Gebiet der Sprache, des Stils, der Beredsamkeit, der Poesie, der bildenden Kunst, der Sittlichkeit, des Staats. Darin lebt noch ein *mittelalterlicher* Gedanke: denn die Welt als Menschheitsgemeinde von einheitlicher Bildung zusammenzufassen, hat das ganze Mittelalter hindurch allen geistig höher Stehenden als Ziel vorgeschwebt. Aber jetzt wird dieser Gedanke außerhalb der kirchlichen Sphäre, außerhalb auch der imperialistischen Bestrebungen und Lehren mit neuen Mitteln verwirklicht. Hierin liegt der wirkliche *Bruch* mit dem Mittelalter.

Dieses dritte, dieses geistige Imperium, das der Humanismus errichtet, darf man das *Apollinische* heißen. Denn seine Macht ist musischer Art. Wohl bringt der Humanismus von Anfang an eminente wissenschaftliche

Fortschritte, die geschichtliche und philologische Kritik erwacht, der Wust spitzfindiger Scholastik, roher abergläubischer Empirie in der Medizin, die Kälte des Averroismus werden bekämpft. Den großen Aristoteles wagt Rienzo einen garrulator (Schwätzer) zu schelten. Aber die Quelle dieses Fortschritts, der von Einseitigkeit und Ungerechtigkeit nicht frei war, ist die neue Andacht vor dem Altertum. Das Regiment des neuen Apollinischen Imperiums dient der Schönheit und versucht, die innere Welt neu zu gestalten durch Einfachheit, Klarheit, Größe, rein künstlerische Form, durch eine Entfaltung der ursprünglichen menschlichen Kräfte. Und für alles dies gibt Beispiel und Ermutigung das römische Altertum, weil es als die italienische Vorzeit, als die primitive Stufe der nationalen lateinischen Kultur angesehen wird.

Dieses neue, dritte Imperium zerbricht die Hegemonie der bisher führenden Kulturländer: es bekämpft und überwindet die Hegemonie Frankreichs in wissenschaftlich-literarischer Hinsicht, im studium, wie das Mittelalter sagte; es entleert die Oberlehnshoheit des deutschen Kaisers mehr und mehr ihrer Bedeutung.

Die Voraussetzung dieses national-italienischen Humanismus ist der neue Begriff des Barbarentums. Franzosen und Germanen sind Barbaren. Durch die barbarische Invasion hat Italien seine Eigenart verloren. Die Wiedergeburt hat anzuknüpfen an die voraufliegenden Zeiten, an die Zeit Konstantins und des Augustus.

Wenn heute, namentlich durch Ludwig Woltmanns phantastisches Buch „Die Germanen und die Renaissance in Italien", im Kreise der sich wissenschaftlich gebärdenden Rasse-Mythologen die Meinung verbreitet ist, daß alle „jene herrlichen Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft", die den Ruhm der italienischen Renaissance ausmachen, „von den genialen Abkömmlingen der kriegerischen Barbaren hervorgebracht wurden", so steht das jedenfalls in denkbar schroffstem Widerspruch zu dem allgemeinen Bewußtsein, das die Führer des Humanismus und der Renaissance in Italien hatten und oft bekannten. Gewiß ist die Bevölkerung Italiens durchsetzt mit germanischen Elementen, und gewiß waren im 13. Jahrhundert die germanischen Adelsfamilien dort noch kenntlich. Aber ebenso gewiß ist, daß Humanismus und Renaissance aus den Gedanken der autochthonen lateinischen Rasse, der angestammten italischen Urkultur des römischen Altertums ihre eigentlichen Lebenssäfte sogen, um aus diesem Bewußtsein die nationale Kraft und die religiöse, sittliche, künstlerische Eigenart ihrer Volksgenossen neu zu befruchten und zu freier Entfaltung emporzuheben. Petrarca, den unsere Germanomanen der germanischen Rasse zurechnen, hat auf Deutsche und Franzosen mit gleicher Geringschätzung herabgeblickt, weil er sie für Barbaren ansah. Er hat, als er Rienzos römisches Tribunat und dessen Niederwerfung der römischen Barone unterstützte, gegen die Familie Colonna, der er selbst durch so viele persönliche Beziehungen nahe stand, den Vorwurf, aus Deutschland eingewandert zu sein, erhoben, um sie dadurch von jedem staatlichen Einfluß auszuschließen, ja sogar ihre Vernichtung zu rechtfertigen. Und welcher unbändige nationale Haß atmet in seinen Invektiven gegen die barbarischen

Franzosen! Freilich klar ist ihm wie den Zeitgenossen der Begriff der Nationalität noch nicht. Denn Karl IV., den er als einen Fremden seiner Abstammung nach wohl kennt, begrüßt er, um ihn zu einer Romfahrt zu bewegen, als echten Landsmann und Italiener und verkündet ihm, ganz Italien werde bei seinem Herannahen ihm mit gleicher Empfindung entgegenjauchzen. Da spielt eben die mittelalterliche Idee des universalen Imperiums noch hinein: der legitime Kaiser ist Herr des Imperiums, das Imperium aber gehört Rom, also ist der legitime Kaiser auch Römer und folglich allen Italienern ein Volksgenosse.

Die Befreiung von den Barbaren ist das Schlagwort des Humanismus seit seinem Ursprung. Eine jahrhundertalte Phraseologie lebt darin fort: die römischen Cäsaren hatten in ihren offiziellen Manifesten, ihren Triumphal- und Münzinschriften wieder und immer wieder die Bezwingung der Barbaren, deren Zurückdrängung über die Grenzen als höchste Tat und schönstes Verdienst ihrer kaiserlichen Sieghaftigkeit gepriesen. Im Zeitalter des werdenden Humanismus gewannen diese auch in der Sprache der mittelalterlichen Kaiser nicht ausgestorbenen Wendungen einen neuen Sinn. Dieser neue Sinn ist national, aber zugleich ideell. Die Barbaren sind die fremden Völker, die gefürchteten Angreifer und Sieger. Aber sie sind jetzt mehr fast noch die infolge ihrer Abstammung Ausgeschlossenen, die an italischer Größe, an dem Ruhm der römischen Vorzeit, an den Kulturleistungen des römischen Altertums nicht teilhaben.

Alle italienischen Historiker und Kunsttheoretiker, die sich im Laufe des vierzehnten bis sechzehnten Jahrhunderts über Humanismus und Renaissance in geschichtlichen und beschreibenden Rückblicken geäußert haben, fassen diese Kulturbewegung als eine Befreiung der italienischen Nation vom Barbarentum auf und setzen den Anfang dieser Befreiung in die Wende des dreizehnten Jahrhunderts. An dieser chronologischen Bestimmung dürfen wir nicht rütteln. Sie entspricht der historischen Wahrheit. Daran darf auch nicht irre machen, daß oft genug der literarische Stolz einzelne Humanisten dazu treibt, die vorhergehende humanistische Generation selbst noch eines Restes von Barbarei zu bezichtigen, um die eigene Leistung mit der volleren Glorie der wahren Befreiung und Vollendung zu umstrahlen. Diese Blindheit eines naiven Selbstgefühls, um jeden Preis auf neuer Bahn selbst der erste sein oder mindestens der ersten Generation angehören zu wollen, tritt schon in Petrarcas hochgespannten Selbstbelobigungen stark hervor. Es ist das sozusagen ein Stilelement humanistischer Panegyrik.

Freiheit von Barbaren und Barbarentum, dies war die Losung der neuen Lebensmächte, die Italien an die Spitze der Weltkultur hoben. Bekanntlich wurde die politische Seite dieser Freiheit auf Jahrhunderte hin schmählich verschüttet durch demütigende wechselnde Fremdherrschaft und namenlose innere Entzweiung. Aber Rienzos große Tat, die auch als tragisch mißglückter Versuch ihm ewigen Ruhm hätte einbringen müssen, war es, daß er Rom und Italien politisch, sozial, kirchlich wie künstlerisch-literarisch neu gestalten wollte auf dem Boden der nationalen Freiheit. Aller-

dings ging er dabei zugrunde, wie ja auch ein härter geformter Mann, Machiavelli, vergeblich rang, ein verwandtes Programm freier, nationaler Staatsbildung zu verwirklichen. Aber das mehr als fünf Jahrhunderte später in nationaler Freiheit geeinte und einem neuen Aufschwung nationalen Wohlstands und nationaler Bildung entgegengehende Italien hat alle Ursache, dieses Märtyrers der italischen Zukunft mit innigster Bewunderung und Dankbarkeit zu gedenken.

Freiheit, Barbaren — der dritte Begriff, der sich als Leitwort des werdenden Humanismus dazu gesellte, sind die Tyrannen. Auch das ein altes Schlagwort mittelalterlicher Kämpfe. In den Tagen, da die Kirche für die ideale Freiheit des von Gott stammenden Rechts gegenüber der weltlichen Gewalt der Kaiser und Fürsten stritt, hat sie ihre mächtigen Gegner stets als tyranni gebrandmarkt. Der Humanismus übernimmt das Wort wie auch die Verherrlichung des Tyrannenmordes und gibt ihm halb einen politischen Sinn mit Brutusgefühlen eines theoretischen Republikanismus, teils und überwiegend eine ethisch-ästhetische Bedeutung. So begreift es sich, daß gerade die Höfe der Renaissance-Tyrannen Sammelstätten der Humanisten werden konnten, daß Petrarca, der Lobredner der Bürgerfreiheit, sich als Schützling gewalttätiger Despoten wohl fühlte.

Nichts hat vielleicht das Problem der Entstehung und Natur des Humanismus mehr verwirrt als dieser Freiheitsbegriff, der bei seinem Aufkommen und auch später eine Rolle spielt. Mit politischer Freiheit im modernen Sinne, im Sinne des aus der französischen Revolution hervorgegangenen europäischen Liberalismus hat die humanistische Bewegung, hat die Renaissance schlechterdings nichts gemein. Es wurde daher verhängnisvoll für die wissenschaftliche Theorie des Humanismus und der Renaissance, daß der erste moderne Historiker, der ihnen eindringlicheres Studium zuwandte, der Genfer Simonde Sismondi war, ein Bannerträger des „Jungen Italiens". Wenn er in seinen Darstellungen die ruhmvolle Geschichte der italienischen Kommunen im Sinne des patriotischen Liberalismus behandelt und damit die Entstehung der Renaissance in inneren Zusammenhang bringt, wenn er Roms Befreiung durch Rienzo die „Renaissance" Roms nennt, wenn er eine Geschichte der Renaissance unter dem Titel schreibt: „Histoire de la renaissance de la liberté en Italie" und darin den Ursprung der Renaissance an Petrarca und Rienzo anknüpft, so steht er damit auf dem Boden alter italienischer Tradition, und seine Gleichsetzung von „Renaissance" und „Renaissance der Freiheit" entspricht dem Sprachgebrauch vieler alter Quellen. Aber er überzieht diesen alten traditionellen Freiheitsbegriff, der immer etwas Schillerndes gehabt hatte, nun mit einer entschieden modern liberalen Farbe, die für das Verständnis des Wesens der Renaissance wie des Humanismus von den übelsten Folgen gewesen ist und irreführende, bis auf den heutigen Tag nicht auszurottende Vorurteile erzeugt hat. Sie laufen darauf hinaus, daß der durch Humanismus und Renaissance bewirkte Kulturfortschritt sich in Parallelismus setzen lasse oder innerlich einigermaßen verwandt sei mit dem gleichzeitigen politischen Fortschritt zu größerer Freiheit

oder besserer materieller Stellung bestimmter Bevölkerungsklassen oder gar mit sogenannter Aufklärung, mit einer Steigerung vernünftiger, kritischer Beurteilung der Dinge.

Humanismus und Renaissance, *aristokratische* Bewegungen, zielen ihrer eigentlichen Tendenz nach auf die innere Welt des Individuums, auf die geistige Erhebung des einzelnen Menschen, nicht auf Organisation der Massen. Allerdings überwiegen bei Rienzo scheinbar die politischen Absichten die humanistischen. Aber sie haben jedenfalls zum Ziel nicht ein demokratisches Regiment. Rienzo hat niemals, wie fälschlich in der modernen geschichtlichen Literatur fast überall behauptet wird, die römische Republik wiederherstellen wollen. Er fing seine Wirksamkeit an im politischen Dienst des römischen Papstkönigs, als Sturmbock gegen die tyrannischen römischen Barone, die des Papstes Landeshoheit über Rom zerstörten. Er plante dann einen italischen Bundesstaat unter Roms Vormacht, aber durchaus unter der doppelten Oberhoheit des Papstes und des Kaisers. Er verließ später, durch Exkommunikation und Ketzerprozeß bedrängt, diesen guelfischen Standpunkt und warf sich als Flüchtling einer ghibellinisch-imperialistischen Politik in die Arme, für die er vergeblich in Prag um des moderner gearteten Realpolitikers Karls IV. Zustimmung und Beistand warb. Er kehrte endlich, nachdem sein Prozeß in Avignon damit geschlossen hatte, daß man ihn freisprach, weil er ein poeta sei, wieder als Werkzeug päpstlicher Rekuperationspolitik, als päpstlicher Senator nach Rom zurück und ward als solcher zum zweitenmal Herrscher des römischen Staats. Sein Leben lang focht er für die Ehre und die Macht, für Wohlstand und Ordnung der Stadt Rom und Italiens. Und er appellierte an die geistigen Kräfte, an die Phantasie, an die nationalen Erinnerungen, indem er das römische Altertum als Jungbrunnen der inneren Erneuerung seiner Volksgenossen benutzte.

Das neue, dritte Imperium, das so Dante, Petrarca, Rienzo und ihre Mitkämpfer heraufführten in der Sphäre des Geistes, nannte ich das Apollinische. Sein Symbol war auch in der Tat ein Bestandteil des antiken Apollodienstes, zugleich aber auch des antiken Cäsarenkults: der *Lorbeer*.

Von Humanismus und Renaissance ist der Lorbeer des Unsterblichkeit sichernden Ruhms, ist der Lorbeerkranz des Poeten und Künstlers nicht zu trennen. Wie ein Rausch hat der Zauber der aus antiker Mythe, Dichtung, Kunst und Sitte schöpfenden Lorbeersymbolik die Phantasie und das Gemüt der Führer des europäischen Kulturlebens Jahrhunderte durch umfangen. Wiederum läßt sich der zwingende Beweis führen, daß die Trias *Dante*, *Petrarca*, *Rienzo* dieser neuen Religion des Künstlermenschen das andachtweckende Bild geschaffen hat, in dem das höchste Streben nach dem Humanitätsideal durch die weite Reihe der nachfolgenden Generationen in allen von der neuen Bildung berührten Ländern tausendfältig immer wieder bis in unsere Zeit hinein sich wirkungsvoll aussprach.

Dante eröffnet sein Paradies mit einem inbrünstigen Ruf zum gütigen Apoll, er möge für dies Mühen des letzten, erhabensten Gesangs den Dichter

zum Gefäß seiner göttlichen Kraft machen, wie er es sein soll, damit der Gott den geliebten, ihm heiligen Lorbeer, das lebendige Symbol seiner einstigen Liebe zur Nymphe Daphne ihm verleihe. „O göttliche Kraft, wenn du dich mir gewährest, so daß ich das Schattenbild des seligen Reiches, wie es in meinem Haupte eingezeichnet ist, offenbare, dann wirst du mich zu deinem geliebten Baume kommen und bekränzt mich sehen mit jenen Blättern, deren mich würdig machen meines Liedes Stoff und du. Ach! so selten nur pflückt davon, um sich zu krönen, ein Cäsar oder ein Poet! O Schuld und Schmach des menschlichen Willens." Ich sprach früher (oben Februarheft S. 204) bereits von jenem späteren Wunsch des Dichters, am Taufborn des heimatlichen Domes, in Florenz, wo er als Kind das Sakrament der Wiedergeburt empfing, den Lorbeerkranz zu gewinnen als Zeichen einer neuen Wiedergeburt, als Zeichen der Umwandlung in den Stand der Reife, als Zeichen der Erhebung und Verklärung zum Dichter.

Petrarca erfüllte im Jahre 1341 Dantes Gebet: auf dem römischen Kapitol ward er mit dem Lorbeerkranz zum Dichter gekrönt, und zwar in höchst bemerkenswerter Weise, die man ohne Grund angezweifelt hat. Der Senator Roms nahm von seinem eigenen Haupt den Lorbeerkranz und setzte ihn dem Dichter auf im Namen des römischen Volkes, dessen Gewalt hierfür auf ihn übertragen sei; das heißt: das freie römische Volk hat durch seinen Delegierten, der statt seiner den Lorbeerkranz auf dem Haupte trug, den Dichter gekrönt mit dem Kranz des Imperiums; denn dies Imperium gehört nach antiker, auch dem Mittelalter nicht unbekannter, jetzt aber nachdrücklich wieder zur Geltung kommender Rechtsauffassung dem römischen Volk. Dazu paßt es, daß Petrarca dabei der Purpurmantel König Roberts von Neapel, also ein anderes imperiales Insigne, zierte. Antikem Triumphalbrauch nachahmend, legte er nach Beendigung des Krönungsaktes in feierlicher Prozession den Lorbeerkranz, der ja im römischen Altertum erst aus dem Ehrenzeichen des Triumphators zum Vorrecht und zur Krone des Imperators geworden war, auf dem Altar von St. Peter in die Hand Gottes zurück. So erkennt man, wie Petrarcas Dichterkrönung in derselben Anschauung wurzelt, die Dante den Lorbeerkranz als gemeinsame Auszeichnung des Cäsars und des Poeten feiern läßt. Noch deutlicher wird die Abhängigkeit von Dante aus der lateinischen Rede, die Petrarca vor seiner Krönung hielt und die in ihrem letzten Teil eingehend erörtert, daß nur den Kaisern und Dichtern, den Inhabern des höchsten politischen und ideellen Prinzipats, der Zweig des delphischen Gottes zukomme. Vollends aber enthüllt den Sinn und die epochemachende Bedeutung des Ereignisses das offenbar von Petrarca selbst verfaßte oder inspirierte Privileg, das im Namen des römischen Volkes über die Krönung ausgestellt wurde. Hierin wird die Cäsaren und Dichtern gemeinsame Ehre des Lorbeerkranzes dahin gedeutet, daß des Baumes ewiges Grün die Unvergänglichkeit des durch das Imperium und Dichterwerke erworbenen Ruhms bezeichne. Freilich sei in neuerer Zeit der Dichterlorbeer fast in Vergessenheit geraten — man bemerkt wieder den Anklang an Dantes Klage —, aber das liege nur an dem irrigen Vorurteil, das viele gegen die Dichter beseele, als

sei deren Geschäft eitel Erfinden und Lüge. Dem stellt nun Petrarca das Programm der neuen Dichtung entgegen, das Programm der Poetik des Humanismus, das im Grunde auch für die Ästhetik der Renaissance-Kunst gilt: „Wir haben von den Gelehrtesten und Weisesten als Amt des Dichters kennen gelernt, die Wahrheit der Sache unter der Hülle lieblicher Farben und gleichsam als einen in der Dichtung aufgefangenen Schattenriß zu verherrlichen und verbreiten."

Rienzo hat wahrscheinlich als Augenzeuge Petrarcas Dichterkrönung auf dem Kapitol erlebt. Sechs Jahre später (August 1347) erfüllte er auch den anderen Teil des Dantischen Wunsches: er empfing den Lorbeerkranz als Tribun der Stadt Rom, als Beauftragter des römischen Volkes, das auf ihn sein Recht am Imperium delegiert hat, als Augustus während der Vakanz des Kaisertums und der Abwesenheit des Papstes. In seiner Beschreibung des Krönungszeremoniells beruft er sich selbst, wie gesagt (vgl. Februarheft S. 204), auf Dantes Terzinen über den Lorbeerkranz. Wenige Wochen vorher (Mitte Juni 1347) hatte Petrarca Rienzos Erhebung zum Tribunen und erste Regierungshandlungen poetisch zu verherrlichen gelobt und von diesem Gedicht die Ära einer neuen Blüte der Kunst erhofft: „Mit Apollos Laub umkränzt werde ich den verlassenen hohen Helikon erklimmen, dort zum kastalischen Quell die Musen aus ihrem Exil zurückrufen und zum dauernden Gedächtnis eures Ruhmes einen volleren Gesang anstimmen."

Mit erstaunlicher Einsicht in die Tiefe der großen Kulturbewegung, deren Mitbegründer er selbst war, hat dann Boccaccio sich geäußert über die programmatische Bedeutung der neuen Lorbeer-Symbolik. In einem langen Brief an den Logotheta des Königs von Sizilien, Jacopo Pizzinghe, gibt er einen vollkommenen Abriß von der Entstehungsgeschichte des Humanismus. Petrarca habe die Helikonische Quelle gereinigt, den Lorbeerhain von Dorngestrüpp befreit, Apollo und die Pieriden in ihre alte Herrlichkeit zurückgeführt und durch Anlegung des Daphnischen Laubkranzes die eingerosteten Tore des Kapitols geöffnet. Die Triumphe freilich der Feldherren, die Erinnerungen der großen Taten, die Leistungen der Philosophen, die Myrten- und Lorbeerkränze — alles haben die Italiener vergessen oder sich von ausländischen Völkern entreißen lassen. Dies wieder einzubringen ist unmöglich. Aber durch Ausübung der neuen Kunst soll man doch wenigstens zeigen, daß in dem Glanz seines poetischen Namens Rom gegenüber den barbarischen Nationen etwas von der alten Majestät aufweisen könne. Alsdann wolle er im Festreigen den alten Spruch aus Vergils vierter Ekloge anstimmen, der auch Dante, Petrarca, Rienzo als Symbol der Ära des Friedens und des erträumten Paradiesezustandes galt, das uralte Sibyllenwort imperialistisch-eschatologischer Messias-Erwartung, die Losung des aufgehenden Zeitalters der geistigen Wiedergeburt im Zeichen Apollos: „Es kehrt die Jungfrau Astraea zurück, es kehren zurück die Zeiten der Saturnischen Herrschaft," d. h. des Standes der Unschuld, des goldenen Zeitalters (vgl. Februarheft S. 202 f.).

VII.

Humanismus und Renaissance sind von Grund aus geistige Bewegungen. Ihre Quellen sind Stimmungen, Bedürfnisse der Phantasie, die Sehnsucht nach der primitiven Urform des Menschlichen, das natürliche Gefühl für Einfachheit, Klarheit, Größe, für Licht, Schönheit, Glanz, für Freiheit und Harmonie der Form, für festliche Pracht, Schmuck und Freude des Lebens. Sie sind ihrem innersten Wesen nach idealistische Mächte. Und sie haben ihren Ursprung auf der Höhe der Bildung. Sie erwachsen aus dem Erbe alter Kulturtradition. Es sind aristokratische Triebe, die sich darin entfalten. Und darum mußte sich später die reformatorische Strömung, der dieser aristokratische Charakter durchaus fremd war, von dem Humanismus und der Renaissance schroff scheiden. Idealistisch und aristokratisch sind Humanismus und Renaissance. Es ist deshalb schlechterdings unmöglich, ihren Ursprung aus wirtschaftlichen und politischen Fortschritten herzuleiten. Die großen Umwälzungen der materiellen Kultur, die das 13. Jahrhundert gebracht hat, die Einflüsse der Kreuzzüge und des überseeischen Handels, die Ausbreitung des Kapitalismus und Bankwesens, der wirtschaftliche Aufschwung und die freiheitlichen Verfassungsänderungen der italienischen Kommunen — all dieses sind an sich bedeutsame Kulturvorgänge, die aber nur mittelbar als Voraussetzungen des Humanismus und der Renaissance gelten können. Zwischen dieser Welt des materiellen Erwerbs, des Kampfes um die Macht und der ideellen Welt des Humanismus, der Renaissance besteht kein innerer, notwendiger, unmittelbarer Zusammenhang. Wohl sind der Renaissance die finanzielle Blüte des Landes, die großen Anhäufungen von Kapitalien dienstbar gewesen. Wohl ist dem Hang der Renaissance zu Festen und Prachtbauten der wachsende Wohlstand der italienischen Städte zustatten gekommen. Aber nimmermehr sind aus diesem äußeren Wohlstand die entscheidenden Impulse, die leitenden Ideen, die neue Weltanschauung, niemals vor allem die charakteristischen literarisch-künstlerischen Formen und der neue Stil des Humanismus und der Renaissance geflossen.

Gewiß haben die verfassungsrechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen in den großen Kommunen Italiens neue Schichten der Bevölkerung in die Höhe gebracht, die sich bald nach einem Anteil an der geistigen Bildung drängten. Diese Emporkömmlinge konnten wohl als Gönner, Bauherren, Besteller und Bezahler das literarisch-künstlerische Schaffen unterstützen. Auf lange aber waren sie in ihrem eigenen Geschmack und in ihren eigenen Intentionen an die bestehende Überlieferung der Formen und des Stils gebunden. Wer sich als Neuling Bildung anzueignen hat, muß naturgemäß eine beträchtliche Lernzeit durchmachen und in dieser sich rein rezeptiv und nachahmend verhalten. Die finanzielle Blüte der großen Städte Italiens trieb wohl frisches Blut aus unverbrauchten Niederungen des Volkes in die nationale Kulturbewegung. Das war sicherlich für die Ausbreitung des Humanismus und der Renaissance von Belang. Nimmermehr aber kann man daraus die schöpferische Leistung, die Tat großer gereifter Persönlichkeiten von geschultem Geschmack herleiten, in der und durch die sich einzig das Ent-

stehen des Humanismus und der Renaissance vollzog. Es wird darüber ja furchtbar viel, von Berufenen und Unberufenen, herumgeredet. Aber in all den immer erneuten, oft recht verschwommenen Erörterungen fehlt meistens das Bewußtsein und die Beachtung des Wichtigsten. Was heißt denn Humanismus, Renaissance? Was heißt es, ihr Werden und ihre Entwicklung verfolgen? Ein reales Leben führen beide doch nur in einzelnen Hervorbringungen, die in der literarisch-künstlerischen Gestaltung, in ihrem Gedankengehalt, ihren Formen und ihrem Stil einen eigenartigen und neuen Charakter aufweisen, durch den sie sich unterscheiden von früheren humanistischen Regungen, an denen es während des ganzen Mittelalters in Italien, d. h. in seinen literarisch gebildeten oder gelehrten Kreisen, und besonders natürlich auch in Florenz, niemals gefehlt hat. Die Urheber solcher Neuerungen dürfen wir durchaus nur in denjenigen Klassen der italienischen Nation suchen, die durch Abstammung, Tradition oder durch die Besonderheit ihres Berufs sich bereits in sicherem Besitz literarisch-künstlerischer Bildung und literarisch-künstlerischen Könnens befanden. Allerdings ist ein allgemeines, bestimmtes Urteil über den Anteil der einzelnen Gruppen dieser in ererbter Bildung eingesessenen Stände vorläufig noch unmöglich. In welchem Verhältnis Mitglieder der Kurie, insbesondere des Kardinalats und der päpstlichen Kanzlei, inwieweit die Welt des hohen und niederen Adels, der fürstlichen und städtischen Notare, der Schulmeister, Grammatiker, Rechtsgelehrten bei dem Aufkommen der humanistischen Schriftstellerei und der renaissancemäßigen Produktion selbstschaffend oder doch schöpferisch anregend mitwirken, mag vielleicht künftige Forschung ermitteln.

Der Schauplatz, auf dem der junge Humanismus zuerst sich ankündigt und die Renaissance sich vorbereitet, liegt auch keineswegs so ausschließlich, als gemeinhin geglaubt wird, in Florenz, dem Hauptsitz des neuen Reichtums, der neuen Finanzaristokratie und der neuen Schichtung des Bürgertums. Er verbreitet sich von Anfang an über verschiedene Gebiete Italiens. Er liegt seit dem 13. Jahrhundert zeitweise in der römischen Kurie, in römischen Adelsfamilien, Trägern des Papsttums und des Kardinalats, aber auch in den Kreisen der niederen römischen Geistlichkeit und Beamtenschaft, namentlich auch der römischen Pilger, wo seit den Tagen Arnolds von Brescia und der zu seiner Zeit veranstalteten Redaktion der Mirabilia Romae, des mittelalterlichen Rom-Bädekers, der Romkult lebhaft gepflegt ward. Er liegt namentlich auch in Oberitalien, wo der Widerstand gegen die deutsche Herrschaft sich besonders heftig geäußert und früh auch die ideellen Momente in den Kampf geführt hatte. Früh ragt hier Padua hervor als Herd einer für die geistige Zukunft Italiens arbeitenden Bildung. Jedermann kennt den Namen Albertino Mussato, der nicht bloß durch seine Dichterkrönung als Vorläufer Petrarcas erscheint. Dann nimmt auch der Königshof von Neapel teil an dieser nationalen Bewegung, die aus dem römischen Altertum Italien neues Leben einflößen will. Zumal König Robert I. von Neapel (1309—1343), lange Zeit das Haupt der Guelfenpartei, kann als Schützer des Humanismus und als einer der ersten Mäzene der Renaissance

gelten. Auch nachdem französische Kunsthistoriker die Rolle Neapels in der Malerei des Trecento und Walther Goetz in einer feinsinnigen und gerecht abwägenden Monographie die Bedeutung dieses von Petrarca überschwenglich gefeierten Fürsten gewürdigt haben, verdient die Stellung Neapels zu den Anfängen des Humanismus fernere Untersuchung.

Seit das Papsttum nach Avignon ausgewandert war, lag der Schwerpunkt der beginnenden Renaissancebewegung in dieser Stadt. Hier, also außerhalb Italiens, tat sich eine Weltmacht geistiger Kultur auf, ein Mittelpunkt des internationalen Handschriftenverkehrs. Hier strömte die altüberlieferte französische Bildung, die Tradition höchster mittelalterlicher Kunst, Literatur, Wissenschaft zusammen mit der aufquellenden italienischen Kultur. Erstaunlich große Handschriftenmassen, auch antiker Autoren, werden hier vereinigt, aus denen mittelbar auch der junge Petrarca schöpfte. Wand- und Miniaturmalerei werden gepflegt und die großen Bahnbrecher italienischer Kunst finden hier bedeutende Aufgaben. In der Miniaturmalerei bildet sich, wie Max Dvořák nachwies, ein eigenartiger Stil, der ein Reflex ist der dort herrschenden franko-italienischen Bildung und die Brücke zur kommenden Kunst in Italien bildet. Hier gedeiht früh eine zwar noch halb mittelalterliche und von Petrarca verspottete, aber Zukunftskeime bergende Liebhaberei für Poesie. Hier gewahren wir eine in ihrer Wirkung kaum zu überschätzende Aussaat geistiger Anregungen. Der Eindruck, den das römische Papsttum in diesem Exil, das es zu politischer Abhängigkeit von Frankreich erniedrigte, auf alle Italiener machen mußte, der Eindruck des doppelt verwitweten Rom, dem Kaiser und Papst nun fern blieben, die Schar italienischer Emigranten, die der kommunale Parteihader nach Frankreich trieb, der hierdurch sich steigernde, nun über alle Parteien und Stände sich ausdehnende Enthusiasmus für Rom als geistige Hauptstadt der erhofften Italia una und der wiedergeborenen italienischen Größe — das sind im Werden des Humanismus zeugende Momente, die ich hier nur berühren kann. Petrarca hat oft gezetert über die Barbarei Frankreichs. Aber ein gutes Stück seiner Bildung empfing er eben doch hier, wo seit dem Mittelalter humanistische Regungen, reiches poetisches und rhetorisches Können, sichere sprachlich-stilistische Schulung und eine ästhetische Wertung der literarisch-künstlerischen Produktion gediehen. Dante und Petrarca waren Schüler der provenzalischen Troubadours, und zur Vita nova Dantes wie zum verwandten Dolce stil nuovo Guizinellis und Cavalcantis konnte mit gutem Recht Eduard Wechßler eine Art Vorgeschichte schreiben aus den christlichen und erotischen Elementen des romanisch-deutschen Minnesangs. Lernend von Frankreich, mit ihm wetteifernd, im Gefühl wachsender Reife den Lehrmeister leidenschaftlich zurückstoßend — so ward der Humanismus der Renaissance ein Eigengewächs. Dieser nationale Drang zur Erneuerung des lateinischen Geistes in italienischem Sinne blickte mit ähnlicher Eifersucht auch nach dem griechischen Osten. Der byzantinischen Kultur in Kirche und Wissenschaft, Kunst, Handel den Rang abzulaufen und so die aus dem Altertum ererbte Rivalität zwischen Römertum und helleniertem Orient endlich zum Austrag zu bringen, das ist ein Grundtrieb der aufsteigenden

Renaissance, den künftige Forschung in seiner vollen Bedeutung erkennen wird [1]).

Entfaltete das von Frankreich geknebelte Papsttum trotz aller Korruption, die kirchliche und außerkirchliche Oppositionsparteien heftig bekämpften, aus dem es nun umkreisenden nationalen italienischen Gedanken neue Schwingen, erreichte es jetzt durch seine materiellen Mittel, durch musterhafte Finanzwirtschaft und administrative Organisation äußerlich den Höhepunkt seiner Macht und auch eine gewisse Steigerung seines moralischen Gewichts, so erwuchs den französischen Inhabern des Stuhles Petri persönlich doch auch eine entschiedene Gefahr aus dem leidenschaftlichen nationalen Grundzug der humanistischen Bewegung. Dante und Petrarca bezeugen das aufs deutlichste. Aber die Idee des Papsttums wurde gerade hierdurch gestärkt, wie denn auch Rienzos Reformversuch und Reformpläne, im Einklang mit der Anschauung Dantes, immer mit der moralischen Autorität eines idealen Papsttums rechneten und dieser sich unterordneten.

Die Kultur des Humanismus und der Renaissance gelangte zu ihrer höchsten Blüte am päpstlichen Hof in Rom, unter Julius II. und Leo X., nachdem Nikolaus V. und Pius II. zuerst versucht hatten, die Hegemonie der Florentiner Musenrepublik zu überwinden. Aber das humanistische Interesse der Päpste ist viel älter: man kann es bei Urban V., Innocenz VI. und Clemens VI. nachweisen. Auf die ersten Anfänge des Humanismus und der Renaissance hat indessen schon der vielgehaßte Bonifaz VIII. stark gewirkt. Dante hat ihn als „Oberhaupt der Pharisäer" in die Hölle gestoßen, weil er Karl von Valois nach Florenz rief und dadurch seine nationalen Hoffnungen wie sein bürgerliches Leben zerstörte. Aber Dante nahm ihn doch in Schutz, als gegen ihn in Anagni der französische Frevel verübt ward. In diesem Gaëtani erscheinen so manche Züge des neuen Menschentypus der ruhm- und herrschsüchtigen, von Pracht umstrahlten, die Kunst als Lebensmacht benutzenden, über die Schranken der moralischen Tradition hinwegschreitenden Renaissance-Tyrannen. Durch seine Neubauten am Kapitolspalast, an der Lateranischen Basilika, im Lateranischen Baptisterium, durch die Umgestaltung des Lateranischen Domkapitels und durch die Einsetzung der römischen Jahrhundertfeier im Jahre 1300 hat er den nationalen römischen Gedanken, den Kultus Konstantins, die Erinnerung an das Säkularfest des Augustus in den Dienst seines cäsaropapistischen Imperialismus gestellt. Er hat durch die Bildsäulen, die er von sich in mehreren italienischen Städten und selbst in Kirchen aufstellen ließ, seinen Durst nach der immortalis fama,

[1]) Bernhard Patzak (Palast und Villa in Toskana, Leipzig 1912/13) berichtigt die seit Villani und Vasari herkömmliche Überschätzung des Einflusses von Florenz. Der ausgebildete Bautypus der Renaissance (Arkadenhof, Zentralbau) stammt vom Diokletianspalast und vom Dom in Spalato. Auf der Bahn, die dem Florentiner Brunelleschi in Rom Ruinen antiker Kaiserbauten wiesen, schritt der Dalmatiner Luciano da Laurana zur Vollendung. In der Nähe des zerfallenden byzantinischen Kaiserstaates erweckt, meine ich, nationaler Wetteifer die neue lateinische Kunst: aus ältester Kulturtradition und aus dem Zauber des antiken Imperiums, das sich nun umsetzt in Apollinische Werte und Kräfte.

dem Lebenselement des werdenden Humanismus bekannt, und so den Verdacht, göttliche Verehrung zu heischen, und weithin wegen solcher Verleugnung christlicher Demut lebhaften Unwillen erregt. Er hat in amtlichen Erlassen und Reden wie in privaten Äußerungen oft genug eine Doktrin des Individualismus verfochten, eine Unbefangenheit und freigeistige Auffassung dogmatischer Dinge bekundet, die den bisherigen Normen sich nicht fügte, in seiner Umgebung auffiel, beredet und dabei bis zu gröbsten, selbst atheistischen Blasphemien übertrieben wurde.

Vor allem war seine Einführung des Jubeljahrs eine epochemachende Tat von größter Bedeutung. In jenem Frühjahr 1300 kamen unter zahllosen Pilgern auch Dante und Giovanni Villani nach Rom. Dieser gewann damals angesichts der Ruinen Roms und der ihn dort umfangenden antiken Erinnerungen wie der gewaltigen festlichen Bewegung den Eindruck, daß für Rom nun eine Zeit neuen, glänzenden Lebens beginne, und den Antrieb, im Wetteifer mit Livius seine Geschichte von Florenz zu schreiben, die er im nationalen Lokalpatriotismus, wie er dem Humanismus gemäß war, verfaßt hat. Dante aber verlegt seine visionäre Reise, die ihn durch Hölle und Purgatorium zum Paradies führt, in dieses Jubeljahr. Er tat das, weil nach der Bestimmung der Jubiläumsbulle, nach der offiziellen Aufzeichnung über das Jubeljahr aus der Feder des Kardinals Jakob Stefaneschi-Gaëtani und nach der Versicherung des humanistischen Geschichtschreibers Ferreto von Vicenza dieses in Rom gefeierte erste Säkularfest ein Weltbad sein sollte, darin alle Sünden der Menschheit durch vollkommenen Ablaß abgespült werden sollten. Zu diesem Jubiläum des Jahrhunderts scheinen alte volkstümliche Sagen und Erwartungen, die außerhalb der Kirche, hauptsächlich doch wohl unter den Pilgern umliefen, den Anstoß gegeben zu haben. Mindestens sind sie von Bonifaz zur Rechtfertigung benutzt worden. Mit dem Beginn des Jahres 1300, noch ehe amtlich das Jubiläum eingeführt war, überfluteten die Andächtigen die Kirchen Roms, davon eine besondere Sühne ihrer Sünde erhoffend. Rom trat an die Stelle von Jerusalem, es erbte die durch „vollkommenen Ablaß von Schuld und Strafe" erlösende Kraft, die bis dahin den Pilgerfahrten zum heiligen Grabe des Herrn reserviert gewesen war. Je mehr die Aussicht schwand, die hehrste Erinnerungsstätte christlichen Glaubens den Mohammedanern wieder zu entreißen, desto folgenreicher mußte diese Verlegung scheinen. Wenn man nun das neue Jahrhundert feierte als heiliges Fest der Stadt Rom und ihrer Kirchen, schwebten Erinnerungen vor an das antike sakrale Säkularfest, das Kaiser Augustus in Rom begangen. Es spielte natürlich auch das Vorbild des alttestamentlichen Jubel- oder Sabbatjahrs mit, obzwar das zunächst nicht hervorgehoben wurde. Nach altjüdischem Gesetz (3. Mose 25) soll jedes fünfzigste Jahr ein Jahr der Freiheit sein. Jeder soll da wieder zu seinem Eigentum kommen, das er früher aus Not verkauft hat, d. h. es soll die frühere Schuld getilgt sein. Und jeder, der sich aus Not hat in Leibeigenschaft begeben müssen, soll dann seiner Sklaverei ledig werden. Mit symbolischer Beziehung darauf und zum Ausdruck der

religiösen Befreiung aus der Knechtschaft der Sünde ließ Bonifaz VIII. in der damals für die feierliche Erteilung des Jubiläumssegens neu erbauten Loggia der Lateranischen Kirche von Giotto, dem Bahnbrecher der italienischen Renaissancekunst, die Taufe Konstantins in einem Gemälde darstellen. Auch in dieser legendarischen Szene lebt die Idee der Wiedergeburt durch das sündentilgende Bad.

Die von echter kirchlicher Frömmigkeit beseelten Kreise erwarteten in dem neuen Generalablaß der römischen Jubiläumspilgerfahrt eine religiöse Erneuerung. Der Erfolg war freilich ein anderer: es bereicherten sich der Papst, die Kurie, die römische Bürgerschaft, und das Sakrament der Buße ward durch die in wüster Dumpfheit sich herandrängenden Scharen zu einer lukrativen Fremdenindustrie veräußerlicht und entwürdigt. Die große Masse begehrte in rohem Aberglauben ein magisches Heilbad für alle Schuld und Strafe und glaubte das nun in Rom zu gewinnen. Dante aber stellte in seiner Divina Commedia dem doppelten Mißbrauch dieses neuen kirchlichen Weltbades der Wiedergeburt das grandiose Bild einer künftigen idealen Erneuerung und Wiedergeburt der Welt wie seiner eigenen Person gegenüber. Und darum verlegte er das Gesicht seiner zum Paradies hinansteigenden Reise in jenes Jubiläumsjahr des „Obersten der Pharisäer". Die Idee des Weltbades der Wiedergeburt ward dann zum Symbol des vorwärtsdrängenden Zeitbewußtseins. Lange aber noch haftet es an der Vorstellung des römischen Jubeljahrs. Rienzos Wirksamkeit hatte zunächst durchaus das bevorstehende zweite Romjubiläum im Auge, das im Jahr 1343 Clemens VI. für 1350 mit der Bestimmung proklamierte, daß künftig genau nach alttestamentlichem Muster jedes fünfzigste Jahr gefeiert werden solle. Seine Jubiläumsbulle beruft sich ausführlich auf das Taufbad Konstantins, deutet es allegorisch als Bild des Bades, in dem die heidnische Welt die christliche Wiedergeburt empfing, und stellt nun den versprochenen vollkommenen Ablaß des alle fünfzig Jahre zu feiernden Romjubiläums damit gleich. In demselben Gedankenkreis bewegte sich Rienzo, als er sich zum Ritter und Kandidaten des heiligen Geistes durch das Bad in der Taufwanne Konstantins weihen ließ und diese Zeremonie als Symbol der Wiedergeburt Roms, der Welt und seines eigenen inneren Menschen bezeichnete. Dante erhob Bonifaz' VIII. kirchliches Weltbad der Wiedergeburt durch die Kraft seiner Kunst in die Sphäre der Poesie und vertiefte es nun zu einem Gleichnis der menschlichen Läuterung, zu jenem erhabenen Bilde des Bades persönlicher Wiedergeburt, das der Schluß seines Purgatorio hinreißend gestaltet (s. Februarheft S. 201). Rienzo verwandelte die noch deutlicher ausgeführte gleiche Symbolik der Bulle Clemens' VI., indem er sie durch seine Ritterweihe zur Tat machte und der Phantasie unverlierbar einprägte, in ein Programm persönlicher, munizipaler, universaler Reformation mit politisch-religiösen, sozialen, künstlerisch-literarischen Zielen.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Die Eroberung des Südpols.

Von

Otto Baschin.

Roald Amundsen, Die Eroberung des Südpols. Die norwegische Südpolarfahrt mit dem Fram 1910—1912. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen ins Deutsche von Pauline Klaiber. 2 Bände mit 300 Abbildungen, 8 Vierfarbendruckbildern nach Ölgemälden von Prof. W. L. Lehmann und 15 Karten und Plänen. München, J. F. Lehmanns Verlag, 1912.

Kapitän Scott, Letzte Fahrt. 2 Bände. Mit vielen Tafeln, Faksimiles und Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1913.

Zwei Werke über Reisen, die fast gleichzeitig unternommen wurden, nach dem gleichen, auch von beiden glücklich erreichten Ziel strebten und doch so verschieden endeten.

Auf der einen Seite der norwegische, in antarktischer wie arktischer Forschung gleich erfahrene Kapitän Roald Amundsen, ein Schüler Fridtjof Nansens, dessen ruhige Bedächtigkeit nur übertroffen wird von der Sorgsamkeit, mit der er seine Vorbereitungen trifft, und der Zähigkeit, mit der er sein Ziel verfolgt. Er kennt alle Schwierigkeiten, die seiner harren, im voraus und trifft dementsprechend seine Maßnahmen. Hindernisse, die er kennt, hören damit für ihn auf solche zu sein. So kann es nicht Wunder nehmen, daß er in einem Siegeszuge, wie solcher in der Geschichte der Polarforschung aller Zeiten unerhört ist, sein Ziel erreicht, dann aber nicht wie fast alle früheren Polarexpeditionen nach Verlust der Zugtiere und Verbrauch aller Lebensmittel völlig erschöpft im Winterlager wieder ankommt, sondern vielmehr auf dem Rückmarsch noch große Proviantdepots hinterlassen kann und seine vier Begleiter und elf Hunde nicht nur unversehrt, sondern sämtlich strotzend vor Gesundheit zurückbringt.

Ganz anders dagegen gestaltet sich das Los des englischen Marineoffiziers Robert Falcon Scott, der den Südpol auf einem von seinem Landsmann Shackleton 1908—1909 eingeschlagenen Wege zu erreichen gedenkt, dessen Einzelheiten ihm somit genau bekannt sind bis auf die letzten 180 km, die Shackleton nicht mehr durchmessen konnte, die jedoch auf der einförmigen, schneebedeckten Hochebene der zentralen Antarktis relativ leicht zurückzulegen waren. Aber über seiner Expedition waltete ein Unstern. Schlechtes Wetter erschwerte den Vormarsch, die Zugtiere versagten bald, und als die eigentlichen Schwierigkeiten begannen, waren die Forscher lediglich auf ihre eigenen Kräfte angewiesen. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer, unter Aufbietung aller Energie gelingt es ihnen trotzdem, ihr Werk zu krönen und den Pol zu erreichen, um dort die niederschmetternde Entdeckung zu machen, daß ihnen

andere zuvorgekommen sind. In trübseliger Stimmung wird der Rückzug angetreten, der schwierige Abstieg vom Plateau auch glücklich ausgeführt, und schon hat man die ebene Fläche des Roß-Barriere-Eises erreicht, als das Verderben hereinbricht. Der plötzliche Tod des kräftigsten Kameraden, fürchterliche Stürme und gewaltige Kälte, Mangel an Proviant und Brennmaterial sowie andere ungünstige Umstände bildeten die einzelnen Glieder einer Kette von Unglücksfällen. Schließlich wurde den Forschern das jammervolle Schicksal zuteil, daß sie, nur 20 km von dem rettenden Depot entfernt, welches sie wegen eines mehrere Tage lang anhaltenden, rasenden Schneesturms nicht erreichen konnten, dem Hunger und der Kälte zum Opfer fielen. Noch angesichts des Todes aber bewähren sie sich, wie aus den bei den Leichen gefundenen Aufzeichnungen hervorgeht, als Helden, auf die ihre Nation allen Grund hat stolz zu sein.

Vergleicht man die Fortschritte, die in der Erreichung hoher geographischer Breiten in den beiden Polargebieten gemacht worden sind, etwa an der Hand der in der „Deutschen Rundschau" früher veröffentlichten Aufsätze über die Ziele und Erfolge der Polarforschung[1]), so findet man einen überaus charakteristischen Unterschied. An dem Kampf um den Nordpol beteiligten sich zahlreiche, den verschiedensten Nationen angehörige Expeditionen, welche jedoch die höchste bis dahin erreichte Breite immer nur um ein kurzes Stück überschritten. Im Zeitraum von drei Jahrhunderten ist man von der 1607 durch Henry Hudson erreichten nördlichsten Breite von 81 Grad ganz allmählich bis zum 87. Breitengrad vorgedrungen, den Peary 1906 passieren konnte. In der Antarktis dagegen waren seit dem im Jahre 1773 erfolgten ersten Passieren des Südpolarkreises durch James Cook erst 136 Jahre verflossen, als Shackleton 1909 eine um 22 Grade höhere Breite erreichte. Auch haben wir es, im Gegensatz zu den Nordpolarfahrten, im Süden nur mit wenigen energischen Vorstößen zu tun, an denen ausschließlich Engländer und Norweger beteiligt sind, wobei fast jedesmal die Entfernung des südlichsten erreichten Punktes vom Pol erheblich verringert wurde. Am größten, nämlich von 862 auf 180 km, war diese Verminderung bei der glänzend durchgeführten Schlittenreise Shackletons, durch die er unsere Kenntnis von der Geographie des südpolaren Kontinents so grundlegend gefördert hat, daß ihm das Verdienst zukommt, den Weg nach dem Südpol gewiesen zu haben.

Amundsen aber wollte nicht von dem Vorteil profitieren, den er von einer Ausnutzung der Schrittmacherdienste Shackletons erhoffen konnte. Es ist überhaupt höchst bezeichnend für die Wesensart und den Charakter dieses Mannes, daß er, ohne vorher viel Wesens davon zu machen, die größten geographischen Entdeckungsfahrten, an denen sich zahlreiche Nationen jahrhundertelang vergeblich versucht hatten, gewissermaßen als Nebenaufgabe bei Gelegenheit einer ganz anderen Hauptarbeit in Angriff nimmt und erfolgreich durchführt.

So faßte er, nachdem er 1897—98 an der belgischen Südpolarexpedition teilgenommen und 1901 in Nordost-Grönland gewesen war, den Entschluß,

[1]) 36. Jahrgang, Heft 2, November 1909, Seite 243—264, und 37. Jahrgang, Heft 9, Juni 1911, Seite 373—395.

die jetzige Position des magnetischen Nordpols zu bestimmen, der 1831 von J. C. Roß entdeckt und seitdem nie wieder aufgesucht worden war. Da die erdmagnetischen Pole keine festen Punkte sind, sondern auf der Erdoberfläche hin- und herwandern, so bedurfte es langer Beobachtungsreihen, um aus ihnen die Richtung der Verschiebung seit 1831 abzuleiten. In den Jahren 1903 bis 1905 lag daher Amundsen mit seiner kleinen Jacht „Gjöa" 23 Monate lang an der Küste von King-Williams-Land im arktischen Nordamerika vor Anker, und als er seine Aufgabe gelöst hatte, segelte er nicht nach Osten zurück, sondern fuhr weiter nach Westen bis zur Beringstraße. Er hatte damit ganz nebenbei zum ersten Male ein Schiff durch die sogenannte nordwestliche Durchfahrt geführt, eine Fahrt, die seit drei Jahrhunderten vergeblich versucht und auf deren Ausführung in früheren Zeiten von der britischen Regierung ein Preis von 400 000 Mk. ausgesetzt worden war.

Auch die Eroberung des Südpols ist sozusagen das Nebenprodukt einer großzügigen Nordpolarexpedition, die Amundsen seit vielen Jahren plante. Er beabsichtigte mit dem, auf zwei mehrjährigen arktischen Expeditionen so glänzend bewährten norwegischen Polarschiff „Fram" eine Durchquerung des Nordpolarmeeres auszuführen, bei der er dem Nordpol möglichst nahe zu kommen hoffte. Er gedachte in ähnlicher Weise vorzugehen, wie Nansen bei seiner ersten berühmten Durchfahrung des arktischen Ozeans, durch die Beringstraße nordwärts zu steuern, das Schiff im Eise einfrieren zu lassen und nun eine Driftfahrt von vier- bis fünfjähriger Dauer über sich ergehen zu lassen.

Am 9. August 1910 verließ die Expedition Norwegen, um südlich um Amerika herum durch den Stillen Ozean nach der das Ostkap Asiens vom Westkap Amerikas trennenden Beringstraße zu fahren. Unterwegs jedoch änderte Amundsen seinen Plan in der Hoffnung, nach einem erfolgreichen Vorstoß zum Südpol die Geldmittel, die ihm zur Durchführung des Nordpolarprojektes noch fehlten, leichter zu erhalten. Am 9. September offenbarte er in Madeira seinen Gefährten den modifizierten Plan, der sofort allseitige freudige Zustimmung fand, und nun begann der Abstecher nach Süden.

Amundsen wußte, daß Scott in der Nähe seines früheren Winterquartiers auf der Roß-Insel in Süd-Viktoria-Land, am Fuße des gewaltigen, mehr als 4000 m hohen, tätigen Vulkans Mount Erebus sein Winterhaus erbauen und von dort aus den Südpol erreichen wollte. Somit war es ausgeschlossen, daß die norwegische Expedition einen in der Nähe gelegenen Ausgangspunkt für den Vorstoß nach dem Südpol benutzte und die von Shackleton erkundete Route einschlug. Es ist nun höchst interessant, zu sehen, wie Amundsen diese scheinbar ungünstige Aussicht in das Gegenteil umzukehren verstanden hat. Er ging nämlich mit dem „Fram" weiter nach Osten und wählte sich mit großem Scharfblick und klugem Vorbedacht eine Stelle aus, die eine ganze Reihe von Vorzügen vereinigt und, wie sich später herausstellte, in der Tat der geeignetste Punkt war, den er finden konnte, weil er die Möglichkeit bot, den bequemsten Weg zum Südpol einzuschlagen.

Das vorhin erwähnte Roß-Barriere-Eis bildet eine mächtige, größtenteils im Meere schwimmende Eistafel, die an Flächeninhalt etwa dem König-

reich Preußen vergleichbar ist und jene große Bucht des südlich von Neuseeland gelegenen Roß-Meeres bedeckt, die zwischen Süd-Viktoria-Land und König-Eduard VII.-Land tief nach Süden eingreift. Die Oberfläche dieser merkwürdigen, auch heute noch manche Rätsel bietenden Eisformation ist ziemlich eben und liegt in einer gleich bleibenden Höhe von etwa 50 m über dem Meeresspiegel. Es ist nun klar, daß der Weg zum Südpol um so weniger Schwierigkeit bieten muß, je größer der Teil ist, der auf dem niedrigen, ebenen Barriere-Eis verläuft, und je kleiner der auf das zentrale Plateau von 3000 m Höhe entfallende Anteil ist. Da nun bereits Shackleton festgestellt hatte, daß die Gebirgskette der Küste, von Süd-Viktoria-Land, welche das Barriere-Eis im Westen begrenzt, später nach Südosten umbiegt und damit auch die Südgrenze der Eistafel bildet, so ergab sich daraus, daß diese Südgrenze um so näher dem Pole liegen müsse, je weiter man nach Osten geht. Während auf Shackletons Route, die etwa auf dem 170. Meridian östlicher Länge verlief, das Ende der Eistafel und der Rand des Gebirges schon im 83½ Grad südlicher Breite angetroffen wurde, konnte Amundsen weiter im Osten mit einer beträchtlich südlicheren Lage dieser Grenze rechnen, und er traf sie auch in der Tat erst in 85 Grad südlicher Breite, also etwa 170 km südlicher als Shackleton. Dazu kommt, daß der im Roß-Meer endigende Nordrand der Eistafel im Osten weiter nach Süden zurückreicht als im Westen, und daß er in der Nähe des Ostendes eine leicht zugängliche Stelle aufweist, die bereits ein Landsmann von Amundsen, C. E. Borchgrevink, im Jahre 1900 zu einer Landung und einer Rekognoszierungstour auf dem Barriere-Eise benutzt hatte. Gegenüber den Stimmen aber, die trotz alledem in Amundsens Wahl seines Stützpunktes einen unberechtigten Eingriff in die Operationsbasis der britischen Südpolar-Expedition sehen wollen, genügt wohl die Feststellung, daß die Walfischbucht nicht nur von einem norwegischen Forscher entdeckt worden, sondern auch rund 700 km östlich von Scotts Winterquartier gelegen ist, eine Strecke, die der Entfernung von Berlin nach Norditalien gleichkommt.

Die Walfisch-Bucht liegt in 195½ Grad östlicher Länge, und in ihrer Nähe wurde nun in 78 Grad 38 Minuten südlicher Breite die Station „Framheim" auf dem Eise errichtet, die am 28. Januar 1911 bezogen werden konnte. Am 4. Februar sahen die Norweger zu ihrem größten Erstaunen ein fremdes Schiff ankommen. Es war Scotts Südpolarschiff „Terra Nova", das die Hauptexpedition mit Scott selbst bereits an der Roß-Insel ausgeschifft hatte. Mit herzlicher Kameradschaftlichkeit begrüßten sich die Norweger und die Engländer, bewirteten sich und besprachen ihre beiderseitigen Pläne. Am 15. Februar verließ der „Fram" die Walfisch-Bucht, nachdem er mit 78 Grad 41 Minuten südlicher Breite den südlichsten Punkt erreicht hatte, der für Schiffe hier und wahrscheinlich überhaupt auf unserer Erde zugänglich ist. Da der „Fram" bekanntlich im Jahre 1895 in 85 Grad 57 Minuten nördlicher Breite dem Nordpol näher gekommen war, als jedes andere Schiff, so gebührt ihm der Ruhm, in beiden Polargebieten der Erde alle Wettbewerber überflügelt zu haben.

Schon am 10. Februar hatte Amundsen begonnen, Vorräte nach Süden zu schaffen, und am 11. April waren drei große Depots in 80, 81 und 82 Grad südlicher Breite fertiggestellt, in denen 3000 kg Lebensmittel und 11 000 kg Seehundsfleisch als Hundefutter niedergelegt waren. Da auf der eintönigen Eisfläche ein Wiederfinden mit Schwierigkeiten verknüpft war, andererseits aber auf der Rückreise möglicherweise das Leben der Expeditionsmitglieder von diesen Depots abhängen konnte, so wurde der Ort jedes Vorratslagers mit einer Reihe von Flaggen bezeichnet, die auf eine Entfernung von je 7 km nach Osten und nach Westen reichte. Hier wie überall bei den Maßnahmen Amundsens bewundert man immer wieder die große, durch eingehende Sachkenntnis unterstützte Sorgsamkeit, die allen, auch den scheinbar geringsten Kleinigkeiten gewidmet wird. Spannend und reizvoll ist die Schilderung des täglichen Lebens in dem Überwinterungshaus, das allmählich durch Gänge und größere Räume, die im Eise ausgehöhlt werden, zu einem stattlichen Komplex erweitert wird. Schmiede und Schreinerwerkstatt, Nähstube und Kohlenlager, ja selbst ein Dampfbad werden in solchen Eisgrotten eingerichtet. Für die 110 Eskimohunde waren acht Hundehütten sowie eine Anzahl von Verbindungszelten und Schneehütten außerhalb des Hauses gebaut und im Laufe des Herbstes nicht weniger als 60 000 kg Seehundsfleisch aufgestapelt worden. Man konnte daher in Ruhe dem antarktischen Winter entgegensehen, den alle Teilnehmer in glänzender Gesundheit überstanden. Es fiel nur wenig Schnee, und auch das stürmische Wetter, auf das man vorbereitet war, blieb aus. Nur zwei Stürme von mäßiger Stärke kamen vor. Dagegen überstieg die Strenge des Frostes alle Erwartungen. Selbst im Hochsommer stieg das Thermometer nicht über den Gefrierpunkt. Fünf Monate lang, vom Mai bis September, kamen Temperaturen zwischen -50° und -60° C zur Beobachtung, und während bis dahin $-50{,}3^\circ$ als niedrigste, jemals an einer Südpolarstation gemessene Temperatur galt, konnte Amundsen in „Framheim" die unerhört niedrigen Temperaturen von $-58^1/_2{}^\circ$ am 25. Juni und am 13. August, allerdings bei Windstille, messen. Im August betrug die Mitteltemperatur $-44^1{}_2{}^\circ$, das Maximum -24°, während die Mitteltemperatur des ganzen Jahres zu -26° C angegeben wird. Um die Bedeutung dieser Zahlen zu würdigen, muß man sich vergegenwärtigen, daß selbst an den kältesten, bis jetzt bekannten Stellen der Polarzonen die Jahresmittel meist noch um 7° bis 10° wärmer sind, und daß bisher überhaupt nur bei einer einzigen Polarstation, der Lady-Franklin-Bai, in 81 Grad nördlicher Breite eine jährliche Durchschnittstemperatur von -20° erreicht worden ist, die somit immer noch um 6° höher bleibt, als diejenige von „Framheim". Diese Stelle würde also, soweit unsere Kenntnis reicht, als der kälteste Ort der ganzen Erde zu betrachten sein, denn selbst dem Nordpol kommt nur eine Mitteltemperatur von $-22{,}7^\circ$, dem Südpol ein Jahresmittel von -25° zu, wobei jedoch zu berücksichtigen ist, daß die Temperaturen dieser extremen Punkte nur auf rechnerischem Wege ermittelt werden konnten und nicht etwa beobachtet worden sind. Allerdings ist die niedrigste Temperatur Amundsens, $-58^1/_2{}^\circ$, schon gelegentlich überholt worden, und zwar im nordöstlichen Sibirien,

wo das Auftreten einer Kälte von —64,4° in Jakutsk und von —67,8° in Werchojansk sicher verbürgt ist. Es sind dies die niedrigsten, bisher an der Erdoberfläche gemessenen Lufttemperaturen, doch wird hier der strenge Frost von ziemlich hoher Sommerwärme abgelöst, so daß das Jahresmittel in jenen Gegenden noch etwa 10° wärmer ist, als in „Framheim". Es fallen eben abnorm niedrige Einzeltemperaturen nicht so sehr ins Gewicht, wie längere Perioden kalten Wetters. Dies gilt besonders für die Antarktis, welche weniger durch strenge Winterkälte als vielmehr durch die dauernd niedrige Temperatur des Sommers ihr klimatisches Gepräge erhält.

Die klimatischen Verhältnisse auf dem Roß-Barriere-Eise scheinen also ganz einzigartige zu sein, zumal trotz der strengen Kälte während des ganzen Winters das Meer dicht bei der Station offene Stellen zeigte. Auch die Beobachtungen von Scott deuten auf ein solches exzeptionelles Verhalten des Barriere-Eises hin. An seiner Winterstation konstatierte er eine Mitteltemperatur von — 18° und ein Minimum von — 45½°, dagegen wurde im Juli 1911 bei einer Schlittenreise auf dem Barriere-Eise — 60½° gemessen, also das Temperaturminimum Amundsens noch um 2° übertroffen.

Am 20. Oktober, als die Temperatur in Framheim auf etwa — 20° gestiegen war, brach Amundsen mit 5 Mann, 4 Schlitten, 52 Hunden und Proviant für 4 Monate zu seiner großen Fahrt nach dem Südpol auf. Ohne Schwierigkeit erreichte er am 5. November sein letztes Vorratslager auf dem 82. Breitengrad, wo zwei Tage gerastet wurde und noch ein Teil des Proviants für die Rückreise hinterlegt werden konnte. So hatte Amundsen ohne Schwierigkeit das erreicht, was er mit der Anlegung der Proviantdepots bezweckt hatte, nämlich den Ausgangspunkt der eigentlichen Polarfahrt von 78 Grad 38 Minuten auf 82 Grad südlicher Breite zu verlegen, d. h. sich dem Südpol um fast 400 km zu nähern.

Erst am 7. November begann dann ernstlich die Reise ins Unbekannte. Die Oberfläche des Barriere-Eises sah hier genau so aus wie überall sonst. Sie war ganz eben und bildete eine herrliche Schlittenbahn. Von jetzt ab errichtete man nach jedem fünften Kilometer Weges eine mannshohe Warte aus Schnee und auf jedem vollen Breitengrad ein Vorratslager. Amundsen hatte anfangs die Absicht, nur 20—30 km täglich zurückzulegen, um die Kräfte der Hunde zu schonen; aber die starken und willigen Tiere strebten mit solcher Energie vorwärts, daß die Reise in flotterem Tempo vor sich ging. Schon am 9. November war der 82., am 13. der 84. und am 16. der 85. Breitengrad erreicht. Hier aber hatte das Barriere-Eis sein Ende, und schroff erhob sich nun der Rand des mit Gipfeln bis zu 4500 m Höhe gekrönten Gebirges, das von hier aus völlig unzugänglich erschien. Jetzt ging es hinein in das südlichste Hochgebirge, das je von Menschen betreten worden ist. Die nach photographischen Aufnahmen hergestellten Illustrationstafeln des Reisewerkes zeigen uns, daß diese gewaltigen, fast Montblanc-Höhe erreichenden Bergriesen nicht, wie in den Alpen, kühne Gipfelpyramiden sind, sondern vielmehr aus breit hingelagerten Massiven, oft von kirchendach- oder hausgiebelähnlichen Formen, bestehen. Naturgemäß war dieser Teil der schwierigste der

ganzen Reise, und doch wurde er in wenigen, schneidig durchgeführten Tagemärschen tadellos überwunden. Mit schwer beladenen Schlitten eine horizontale Entfernung von 31 km an einem Tage zurückzulegen und dabei einen Höhenunterschied von 1600 m zu bewältigen, bedeutet bei einer Temperatur von etwa — 20° wahrhaftig eine Leistung, die schwer zu übertreffen ist. Hier zeigt sich deutlich, was man mit geübten Hunden ausrichten kann, denn dieselben waren, wie Amundsen hervorhebt, am Ende dieses Tages keineswegs erschöpft. Allerdings verbrachten sie die ganze folgende Nacht mit Fressen. Jedesmal, wenn einer der Männer erwachte, hörte er es unter ihren Zähnen krachen und knirschen. Stellenweise war das Terrain in dem Gebirge überaus gefährlich, so besonders auf dem von unzähligen Spalten und Löchern durchsetzten Teufelsgletscher, dessen Überquerung drei Tage erforderte. Aber noch schwieriger und widerwärtiger war etwas später der Marsch über eine abschüssige Eisfläche, die „Teufelstanzplatz" genannt wurde. Hier war der Boden, wie sich bei mehrfachen Einbrüchen von Mann und Hunden ergab, in höchst merkwürdiger Weise unterhöhlt, und die Schritte gaben einen Widerhall, als ob man über leere Tonnen dahinwanderte, was sehr dazu angetan war, den unheimlichen Eindruck zu erhöhen.

Es klingt sonderbar, daß die Reisenden in 86 Grad 47 Minuten ihre Fellkleider zurücklassen, weil sie deren jetzt nicht mehr bedürfen, trotzdem die Lufttemperatur zwischen — 20° und — 30° beträgt. Die Einstrahlung der Sonne, die jetzt im Dezember, dem Hochsommer der südlichen Halbkugel, in jenen Breiten überhaupt nicht mehr unter den Horizont sinkt, und die dünne Luft in 3000 m Höhe, welche eine um die Hälfte stärkere Wirkung der Sonnenstrahlen ermöglicht als unten im Meeresniveau, hebt eben den abkühlenden Einfluß der tiefen Lufttemperatur auf. In der Tat hatten unsere Reisenden auch in der Folgezeit keine Ursache, ihren Entschluß zu bereuen. Das Gebirge, das sie jetzt durchquert und Königin-Maud-Gebirge getauft hatten, ist zweifellos die Fortsetzung des auch von Shackleton weiter nordwestlich gefundenen Randgebirges von Süd-Viktoria-Land, ebenso wie die Hochfläche, über welche die Reise nun weiter ging, als Fortsetzung des von Shackleton nach König Eduard VII. benannten Plateaus aufzufassen ist.

An jedem Tage wurden ungefähr 15 Breitenminuten zurückgelegt, was einer horizontalen Erstreckung von etwa 28 km entspricht, und so erreichte man am 13. Dezember 89 Grad 45 Minuten. Shackleton hatte drei Jahre früher auf dem zentralen Plateau eine durchschnittliche Geschwindigkeit von nur 18,6 km erreicht, allerdings ohne die Hilfe von Hunden. Die von Amundsen angestellten astronomischen Messungen stimmten mit den Ergebnissen seiner Itinerarberechnung so gut überein, daß er mit der Erreichung des Südpols am 15. Dezember als einer ziemlich sicheren Tatsache rechnen konnte. Bei einer Temperatur von — 23° und guter Schlittenbahn war er denn auch an diesem Tage um 3 Uhr nachmittags seiner Rechnung nach auf 90° südlicher Breite, dem Südpol der Erde, angelangt.

Man kann sich vorstellen, welche Gefühle die Männer beseelten, als sie an dem heiß ersehnten Punkt standen, der nach der Eroberung des Nordpols

das letzte große Ziel war, das es auf unserem Planeten noch zu erreichen gegolten hatte. Vorläufig aber durften sie ihres Erfolges nicht froh werden, denn sie mußten mit der Möglichkeit rechnen, daß in ähnlicher Weise, wie dies bei Cook und Peary geschehen war, die Zuverlässigkeit ihrer astronomischen Ortsbestimmungen angezweifelt werden könnte. Amundsen ließ daher keine Vorsicht außer acht, um sich nicht dem Schicksal Pearys auszusetzen, der, wie nachträgliche Berechnungen ergeben haben, dem Nordpol nur bis auf 3 km Abstand nahe gekommen ist. Während des ganzen 15. Dezember wurden Bestimmungen der geographischen Breite ausgeführt, die das Resultat ergaben, daß die Expedition sich erst in 89 Grad 56 Minuten befand. Man drang daher noch 10 km nach Süden vor und pflanzte dort in 3200 m Höhe die norwegische Flagge und den Fram-Wimpel auf. Vier Mann stellten nun zahlreiche Messungen der Sonnenhöhe mit Sextant und künstlichem Horizont an, und außerdem durchstreiften die Forscher das umliegende Terrain bis auf 8 km Entfernung, um sicher zu sein, daß sie dem Pol wenigstens so nahe wie möglich gekommen waren. Eine wissenschaftliche Bearbeitung dieser Beobachtungen durch A. Alexander, einen hervorragenden Sachverständigen für derartige Arbeiten, ist dem Expeditionswerk im Anhang beigegeben. Aus ihr geht hervor, daß alle Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß der Südpol in einer Entfernung von nur 400—600 m passiert wurde. Daß es nicht möglich ist, diesen Punkt genau zu fixieren, konnte schon früher in der „Deutschen Rundschau" dargelegt werden[1]).

Am 17. Dezember wurde die Rückfahrt auf dem gleichen Wege angetreten. Man beschloß, während der Nachtstunden zu reisen, einmal, weil man in dieser Zeit die stark blendende Sonne im Rücken hatte, und ferner, weil dann der wärmste Teil des Tages im Zelt verbracht werden konnte, wo man ausgiebige Gelegenheit hatte, die nassen Kleider zu trocknen. Die Tagesleistung von 28 km, die man sich in weiser Beschränkung anfangs auferlegt hatte, wurde stets in der Zeit von 8 Uhr abends bis 1 Uhr morgens, also in 5 Stunden, zurückgelegt, so daß die langen Ruhepausen schließlich unerträglich wurden und man sich zu schnellerem Vorgehen entschloß. Amundsen schreibt wörtlich: „Wenn in diesen Tagen jemand über die Hochebene dahergekommen wäre und unseren Zug gesehen hätte, würde er wohl kaum geglaubt haben, daß wir seit 70 Tagen mit regelmäßigen Tagesmärschen unterwegs gewesen waren. Es ging nämlich im Galopp. Wir hatten den Wind wie immer im Rücken und den ganzen Tag hellen, warmen Sonnenschein. Die Peitsche brauchte man gar nicht mehr anzuwenden. Die Hunde strotzten vor Gesundheit, sie liefen und sprangen in ihren Geschirren, um möglichst rasch fortzukommen."

In der ersten Januarwoche des Jahres 1912 wurde das Gebirge wieder durchquert, und am 7. Januar stand man abermals auf dem Barriere-Eise bei dem Vorratslager des 85. Breitengrades. Am 26. Januar endlich traf die Expedition im besten Wohlsein bei Framheim ein, nachdem sie in 99 Tagen rund 3000 km zurückgelegt hatte, eine Strecke, die derjenigen von Berlin bis

[1]) 36. Jahrgang, Heft 2, November 1909, Seite 247.

Nord-Spitzbergen gleichkommt. In der ganzen langen Geschichte der polaren Entdeckungsreisen gibt es keine einzige Expedition, die an Länge des Weges, an Sorgsamkeit der Vorbereitung und an Schneidigkeit der Durchführung sich mit Amundsens glänzender Leistung messen könnte. Allerdings ist er auch vom Glück insofern begünstigt gewesen, als er niemals andauernde Perioden von schlechtem Wetter getroffen hat und die zahlreichen Einbrüche in Gletscherspalten nie zu Katastrophen oder auch nur zu Verlusten von Hunden oder Proviant geführt haben, die Kapitän Scott und dessen Kameraden so verderblich geworden sind.

Die englische Expedition hatte von Beginn an mit Schwierigkeiten und Fehlschlägen zu kämpfen. Das Schiff „Terra Nova", das am 1. Juni 1910 London, am 29. November Port Chalmers auf Neuseeland verlassen hatte, geriet schon in der Nacht zum 2. Dezember in einen schweren Sturm, der große Sturzwellen über das Deck rollen ließ, die das Schiff immer mehr mit Wasser füllten, so daß schließlich das Feuer unter dem Kessel gelöscht werden mußte. Das Schlimmste aber war, daß die Ansauger der Pumpen verstopft waren und 24 Mann mit Schöpfeimern arbeiten mußten, um das Schiff vor dem Sinken zu retten. Erst am Abend konnte ein Loch in den Wasserschacht der Pumpen gebrochen werden, worauf diese wieder funktionierten. Am 4. Januar 1911 war Kap Evans an der Westküste der Roß-Insel erreicht, und hier, etwa 25 km nördlich von seinem Winterquartier in den Jahren 1902 bis 1904, errichtete Scott die Station. Beim Ausladen brach einer der Motorschlitten, auf die man große Hoffnungen gesetzt hatte, durch das Eis und versank auf Nimmerwiedersehen. Bereits am 17. Januar stand das Überwinterungshaus fertig da, und nun wurde sofort mit dem Anlegen von Depots auf dem Roß-Barriere-Eise begonnen, deren südlichstes 1000 kg Vorräte enthielt und daher Ein-Tonnen-Depot genannt wurde. Es lag in 79 Grad 28½ Minute südlicher Breite. Aber schon bei diesen Depotreisen zeigten sich neue Schwierigkeiten. Das Wetter war überaus ungünstig, das Eis morsch und der Schnee weich. Die Hundeschlitten fielen öfters in Gletscherspalten, mehrere Ponies ertranken, von anderen Widerwärtigkeiten gar nicht zu reden, so daß man es versteht, wenn Scott schon am 2. März in sein Tagebuch schreibt: „Wenn es so weiter geht, wie in den letzten 48 Stunden, ist meine Expedition zugrunde gerichtet."

Der Winter verging mit wissenschaftlichen Arbeiten aller Art, und im Frühjahr rüstete man sich zu der großen Reise. Aber schlechtes Wetter, kleine Unfälle und Krankheiten einiger Mitglieder hatten zur Folge, daß erst am 1. November 1911 der Aufbruch zum Südpol erfolgen konnte. Am 15. November war das Ein-Tonnen-Depot erreicht, und weit über dieses hinaus wurden die Polfahrer von den übrigen Teilnehmern begleitet, wobei Motorschlitten, Ponies und Hunde als Zugkräfte fungierten. Jenseits des 81. Breitengrades gingen zuerst die Motorschlitten zurück, und am 9. Dezember, am Fuße des Beardmore-Gletschers, über den Shackleton 1908 den Aufstieg auf das Plateau ausgeführt hatte, mußten die letzten Ponies erschossen werden. Zwei Tage später wurden auch die Hunde zurückgeschickt, und von nun an

waren die Forscher lediglich auf ihre eigenen Kräfte angewiesen. Außerordentlich schwierig gestaltete sich der Aufstieg auf das Plateau, teils des schlechten Wetters, teils der ungünstigen Eisverhältnisse wegen; doch hatte die Expedition um Weihnachten das Gebirge überquert und kam nun auf der freien Hochebene besser vorwärts. Am 4. Januar 1912, 280 km vom Ziel, kehrte die letzte Hilfskolonne, die noch bis hierher ausgehalten hatte, um. Sie traf so rechtzeitig an der Winterstation ein, daß das Expeditionsschiff „Terra Nova" die Nachricht von der bevorstehenden Erreichung des Pols mitnehmen konnte. Über die Ereignisse der folgenden Tage geben die Tagebuchnotizen Scotts den besten Aufschluß, aus denen wir hier einige Auszüge im Wortlaut geben, weil sie auch zugleich die Gemütsstimmungen der Teilnehmer am treuesten widerspiegeln:

„15. Januar. Ein wunderbarer Gedanke, daß nur noch zwei lange Märsche uns an den Pol bringen werden. Nur noch lumpige 50 Kilometer! Wir müssen hinkommen, koste es, was es wolle! Jetzt schreckt mich nur noch die eine furchtbare Möglichkeit, daß die norwegische Flagge vor der unseren dort flattern könnte!"

„16. Januar. Das Furchtbare ist eingetreten — das Schlimmste, was uns widerfahren konnte! — Nach der zweiten Marschstunde entdeckten Bowers' scharfe Augen etwas, das er für ein Wegzeichen hielt; es beunruhigte ihn, aber schließlich sagte er sich, es werde wohl ein Saastrugus sein. In wortloser Spannung hasteten wir weiter — uns alle hatte der gleiche Gedanke, der gleiche furchtbare Verdacht durchzuckt, und mir klopfte das Herz zum Zerspringen. Eine weitere halbe Stunde verging — da erblickte Bowers vor uns einen schwarzen Fleck! Ein natürliches Schneegebilde war das nicht — konnte es nicht sein —, das sahen wir nur zu bald! Geradeswegs marschierten wir darauf los, und was fanden wir? Eine schwarze, an einem Schlittenständer befestigte Fahne! In der Nähe ein verlassener Lagerplatz — Schlittengleise und Schneeschuhspuren kommend und gehend — und die deutlich erkennbaren Eindrücke von Hundepfoten — vieler Hundepfoten — das sagte alles! —

„Die Norweger sind uns zuvorgekommen — Amundsen ist der erste am Pol! Eine furchtbare Enttäuschung! Aber nichts tut mir dabei so weh, als der Anblick meiner armen treuen Gefährten! All die Mühsal, all die Entbehrung, all die Qual — wofür? Für nichts als Träume — Träume über Tag, die jetzt — zu Ende sind. —

„Morgen müssen wir zum Pol — und dann mit der äußersten Schnelligkeit, die wir unseren Kräften abpressen können, zurück! Wir steigen jetzt abwärts — gewiß haben die Norweger auch einen leichten Weg hinauf gefunden! An Ruhe war in dieser Nacht nicht zu denken! Schon die Aufregung ließ uns nicht schlafen, die Aufregung über diese Entdeckung — des schon entdeckten Pols! Alle Gedanken, die in uns aufstiegen, alle Worte, die fielen — alles endete mit dem einen furchtbaren: Zu spät! Und als es dann stille wurde im Zelt — da brüteten wir gewiß alle über der einen finsteren Vorstellung: Mir graut vor dem Rückweg! —"

„17. Januar. — Der Südpol. —

„Unter wie anderen Umständen hatten wir diesen Augenblick seit Monaten herbeigesehnt! Ein grauenhafter Tag liegt hinter uns — einmal die Enttäuschung, dann ein Wind, der bei 30 Grad Kälte mit Stärke 4 bis 5 uns entgegenwehte.

„Wir brachen um 7 Uhr 30 auf, denn keiner von uns hatte in dieser schauderhaften Nacht geschlafen, und folgten eine Strecke weit den Schlittengleisen der Norweger. Nach den Spuren zu urteilen, waren es nur zwei Männer, und auf einer Strecke von 5 km kamen wir an zwei kleinen Wegmalen vorüber. Dann trübte sich plötzlich das Wetter, und da die Spuren immer stärker verschneit wurden und augenscheinlich auch zu weit westwärts führten, beschlossen wir, unseren Berechnungen gemäß direkt nach dem Pol zu ziehen. Aber gegen Mittag hatte Evans so eiskalte Hände, daß wir das Lager aufschlagen mußten, um unser Frühstück zurechtzumachen. Wir waren 13½ km marschiert, und die Breitenobservation ergab 89° 53′ 37″.

„Dann zogen wir weiter und legten 12 km in direkter südlicher Richtung zurück. Jetzt ist der kleine Bowers dabei, unter schrecklich schwierigen Verhältnissen zu observieren; der Wind weht heftig, die Temperatur beträgt 29 Grad, und die Luft ist voll von jener seltsamen kalten Feuchtigkeit, die binnen weniger Augenblicke das Mark in den Knochen erstarren läßt. Wir sind wieder etwas abwärts gezogen, wie mir scheint; aber vor uns geht es offenbar von neuem bergan. Sonst ist hier nichts zu sehen — nichts, was sich von der schauerlichen Eintönigkeit der letzten Tage unterschiede. Großer Gott! Und an diesen entsetzlichen Ort haben wir uns mühsam hergeschleppt, und erhalten als Lohn nicht einmal das Bewußtsein, die ersten gewesen zu sein! . . ."

„18. Januar. Nachdem wir alle unsere Observationen ausgerechnet hatten, stellten wir fest, daß wir noch ungefähr 6 km vom Pol entfernt waren — etwa 2 km geradeaus und 5½ km nach rechts. Ziemlich genau in dieser Richtung erblickte Bowers ein Wegmal oder ein Zelt.

„Dieses Zelt haben wir eben erreicht. Es ist 3½ km von unserem Lager, also 2¾ km vom Pol entfernt und enthielt einen Bericht über die Anwesenheit der Norweger, die fünf Mann hoch hier gewesen sind . . .

„Das Zelt ist hübsch — ein kleines, kräftiges Ding, das nur von einer einzigen Bambusstange gestützt wird. Ein Zettel Amundsens bittet mich, einen Brief an König Haakon zu befördern! Ich steckte ihn zu mir . . .

„Ich hinterließ in demselben Zelt einen Zettel mit der Mitteilung, daß ich mit meinen Gefährten hier gewesen sei. Bowers photographiert, und Wilson ist mit Skizzenzeichnen beschäftigt. Seit dem zweiten Frühstück sind wir 11½ km südsüdöstlich nach dem Kompaß (d. h. nordwärts) marschiert. Die Mittagsobservation ergab, daß wir nur 1 oder 1½ km vom Pol entfernt waren; daher nennen wir dieses Lager das Pollager.

„Hier errichteten wir ein Wegzeichen, steckten unsere Flagge, den armen, zu spät gekommenen 'Union Jack', auf und photographierten uns — alles eine mächtig kalte Arbeit! . . . Wir aber haben jetzt dem treulosen Ziel unseres Ehrgeizes den Rücken gekehrt. Vor uns liegt eine Strecke von

1500 Kilometern mühsamer Wanderung — 1500 Kilometern trostlosen Schlittenziehens — 1500 Kilometern Entbehrung, Hunger und Kälte. Wohlan! Traum meiner Tage — leb wohl!"

Die seelische Depression, die in diesen Tagebuchnotizen zum Ausdruck kommt, mußte jedoch bald einem anderen Gefühl weichen, das sich den kühnen Forschern immer deutlicher aufdrängte, nämlich der Sorge, ob ihnen noch eine glückliche Rückkehr beschieden sei. Bereits am 24. Januar finden wir die Eintragung in das Tagebuch: „Unsere Lage beginnt ernst zu werden.... Das ist heute der zweite regelrechte Orkan, seit wir den Pol verlassen haben, und er will mir gar nicht gefallen. Kommt ein Wettersturz? Dann möge uns Gott helfen, denn der Zug über die Höhe ist fürchterlich, und unsere Lebensmittel sind knapp...."

Immerhin ging es jetzt, wo das Terrain sich abwärts senkte, trotz des schlechten Wetters, Nahrungsmangels und immer häufiger auftretender schwerer Krankheitssymptome rüstig vorwärts. Der Abstieg über den Beardmore-Gletscher war ausgeführt und die ebene Fläche des Roß-Barriere-Eises fast erreicht, als Scott die fürchterliche Entdeckung machte, daß sein kräftigster Begleiter, der Deckoffizier E. Evans, von einer Geistesstörung ergriffen worden war. Bereits am folgenden Tage brach er auch körperlich zusammen und verschied nach wenigen Stunden. Bei dem Rückmarsch auf dem Barriere-Eise wurden nach und nach die auf dem Hinmarsch angelegten Depots aufgefunden, die jedoch sämtlich einen unerklärlichen Mangel an Petroleum aufwiesen, der zu äußerster Sparsamkeit zwang. Aber erst Anfang März nistete sich bei den Forschern immer mehr der Zweifel an einen glücklichen Ausgang ihrer Schlittenreise ein, und schließlich konnten sie ihre Augen nicht mehr der grauenvollen Tatsache verschließen, daß ein qualvoller Tod ihrer harrte. Wir lassen auch hier wieder Scott selbst das Wort:

„10. März: Oates fragte heute morgen Wilson, ob für ihn noch eine Möglichkeit der Genesung vorhanden sei; natürlich mußte Bill sagen, daß er es glaube. In Wahrheit gibt es keine mehr. Und ob wir anderen durchkommen? Im besten Falle können wir noch eine Weile ein Hundeleben führen, aber mehr auch nicht. Unsere Kleider sind so vereist, daß wir sie kaum noch an- und ausziehen können, und der arme Titus hält uns des Morgens so lange auf, daß der wärmende Einfluß des guten Frühstücks sich schon wieder verloren hat, während wir uns unbedingt sofort nach dem Aufstehen auf den Weg machen müßten; und beim zweiten Frühstück ist es dieselbe Geschichte. Der arme Mensch! Es ist zu traurig mit ihm; und doch muß man immer wieder versuchen, ihn aufzuheitern...."

„11. März: Oates ist seinem Ende nahe. Was wir tun werden — was er tun wird, weiß Gott allein. Wir besprachen die Sache nach dem ersten Frühstück; er ist ein tapferer, guter Mensch und klar über seine Lage, aber fragte uns tatsächlich um Rat. Was konnten wir ihm anders sagen, als ihn dringend bitten, so weit mit zu marschieren, wie er irgend fortkönne. Ein gutes Resultat hatte aber diese Beratung; ich befahl Wilson energisch, uns die Mittel zur Beendigung unserer Qual auszuhändigen, damit jeder wisse,

was er im Notfalle zu tun habe. Wilson blieb keine Wahl, wenn er nicht den Medizinkasten von uns geplündert sehen wollte. Wir haben jetzt jeder 30 Opiumtabletten, und er hat eine Tube Morphium behalten. Unser Spiel geht tragisch aus. . . ."

„16. oder 17. März: Ich bin mir über das Datum nicht ganz klar, glaube aber, das letztere wird richtig sein.

„Die Tragödie ist in vollem Gange. Vorgestern erklärte der arme Titus (Oates) beim zweiten Frühstück, er könne nicht mehr weiter, und machte uns den Vorschlag, ihn in seinem Schlafsack zurückzulassen. Davon konnte natürlich keine Rede sein, und wir bewogen ihn, uns noch auf dem Nachmittagsmarsch zu begleiten. Es muß eine entsetzliche Qual für ihn gewesen sein! Trotzdem taumelte er mit, und wir schleppten uns noch einige Kilometer weiter. In der Nacht wurde es mit ihm schlechter, und wir sahen, daß es zu Ende ging.

„Sollte dieses mein Tagebuch gefunden werden, so bitte ich um die Bekanntgabe folgender Tatsachen: Oates' letzte Gedanken galten seiner Mutter; unmittelbar vorher sprach er mit Stolz davon, daß sein Regiment sich über den Mut freuen werde, mit dem er dem Tode entgegengehe. Wir drei können seine Tapferkeit bezeugen. Wochenlang hat er unaussprechliche Schmerzen klaglos ertragen und war tätig und hilfsbereit bis zum letzten Augenblick. Bis zum Schluß hat er die Hoffnung nicht aufgegeben — nicht aufgeben wollen. Er war eine tapfere Seele, und dies war sein Ende: er schlief die vorletzte Nacht ein in der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen; aber er erwachte doch am Morgen — gestern! Draußen tobte ein Orkan.

‚Ich will einmal hinausgehen,' sagte er, ‚und bleibe vielleicht eine Weile draußen.'

„Dann ging er in den Orkan hinaus — und wir haben ihn nicht wieder gesehen. . . ."

„18. März: Heute beim zweiten Frühstück sind wir 39 km vom Depot entfernt. Das Unglück schreitet weiter. Gestern hatten wir Gegenwind, Nordwestwind mit Stärke 4, und der Schnee trieb uns ins Gesicht; wir mußten den Marsch unterbrechen; Temperatur 37°. Kein menschliches Wesen brächte es fertig, solch einem Wetter zu trotzen, und unsere Kraft ist fast ganz erschöpft.

„Mein rechter Fuß ist erfroren, beinahe alle Zehen — noch vor zwei Tagen war ich der stolze Besitzer der besten Füße. . . ."

„21. März: Montag abend waren wir noch 20 km vom Depot entfernt; gestern konnten wir den ganzen Tag eines wütenden Orkans wegen nicht weiter. Heute wieder eine verlorene Hoffnung — Wilson und Bowers wollen zum Depot gehen, um Brennmaterial zu holen."

„22. und 23. März: Der Orkan wütet immer fort — Wilson und Bowers konnten sich nicht hinauswagen — morgen ist die letzte Möglichkeit — kein Brennstoff mehr und nur noch auf einen, höchstens zwei Tage Nahrung — das Ende ist nahe. Wir haben beschlossen, eines natürlichen Todes zu sterben — wir wollen mit unseren Sachen oder auch ohne sie zum Depot marschieren und auf unserer Spur zusammenbrechen."

Dann folgt erst wieder eine Eintragung am 29. März.

„29. März: Seit dem 21. hat es unaufhörlich aus Südwest gestürmt. Wir hatten am 20. noch Brennstoff, um jedem zwei Tassen Tee zuzubereiten, und trockene Kost auf zwei Tage. Jeden Tag waren wir bereit, nach unserem nur noch 20 km entfernten Depot zu marschieren, aber draußen vor der Zelttür ist die ganze Landschaft ein durcheinanderwirbelndes Schneegestöber. Ich glaube nicht, daß wir jetzt irgendwie auf Besserung hoffen können. Aber wir werden bis zum Ende aushalten; freilich werden wir schwächer, und der Tod kann nicht mehr fern sein.

„Es ist ein Jammer, aber ich glaube nicht, daß ich noch weiter schreiben kann." R. Scott."

Letzte Eintragung:

„Um Gottes willen — sorgt für unsere Hinterbliebenen!"

Erst acht Monate später wurden die Leichen gefunden in einer Stellung, die keinen Zweifel darüber ließ, daß Scott später gestorben war als seine beiden letzten Begleiter Wilson und Bowers. Er hatte die kleine Tasche mit seinen Tagebüchern unter seinen Kopf gelegt. Auf der ersten Seite des letzten Tagebuchheftes stand die Bitte: „Schickt das Tagebuch meiner Frau!" Das Wort „Frau" ist ausgestrichen und „Witwe" darüber geschrieben.

Die Gründe des Unterganges seiner Expedition schreibt Scott selbst dem Zusammentreffen verschiedener Umstände zu, nämlich dem Verluste mehrerer Ponies, der ihn zwang, später aufzubrechen und die Menge mitzunehmenden Proviants zu beschränken, dem schlechten Wetter, dem weichen Schnee auf dem unteren Teil des Beardmore-Gletschers, Krankheit und Tod von Evans und Oates und dem Fehlbetrag an Petroleum in den Depots.

Es liegt eine erschütternde Tragik in dem Umstande, daß es den drei Überlebenden trotz übermenschlicher Anstrengungen nicht gelingt, das Ein-Tonnen-Depot, welches Nahrungsmittel und Brennmaterial in Fülle enthält, zu erreichen. Mehr als eine Woche lagern die Unglücklichen nur 20 km von diesem Depot entfernt, ohne daß die furchtbaren Schneestürme ihnen erlauben, das Zelt zu verlassen.

Man kann sich des Eindrucks kaum erwehren, daß sämtliche Schicksalsmächte sich verschworen hatten, den kühnen Forschern alle möglichen Hindernisse zu bereiten, und sie dabei noch bis zuletzt in trügerischen Hoffnungen zu wiegen, um sie schließlich doch dem Untergang zu weihen. —

Vielfach findet man die Ansicht vertreten, daß der unglückliche Ausgang der Schlittenreise nach Süden gleichbedeutend sei mit einem Fehlschlagen der ganzen Expedition. Es verdient daher hervorgehoben zu werden, daß eine solche Anschauung durchaus irrig ist, denn die Südexpedition war nur ein, wenn auch höchst wichtiger Teil des Gesamtunternehmens. Amundsen hatte sich allerdings die Polerreichung als einziges Ziel gesteckt und nur nebenbei noch einen Abstecher nach dem der Winterstation benachbarten König-Eduard VII.-Land machen lassen, den Prestrud mit zwei Begleitern in der Zeit vom 8. November bis 16. Dezember 1911 ausführte und dabei dieses von Scott

im Jahre 1902 entdeckte Land zum ersten Male betrat und erforschte. Die britische Expedition dagegen hatte ein umfangreicheres Programm aufgestellt und, wenn auch mit manchen Abänderungen, glücklich durchgeführt. Da diese Arbeiten unter den ungünstigsten äußeren Umständen vollbracht werden mußten und ein treffliches Zeugnis für den Mut und die Tüchtigkeit der Expeditionsmitglieder ablegen, so verdienen sie ebenfalls eine kurze Würdigung.

Einer Partie unter R. Priestley gelang es am 11. Dezember 1912, den Kratergipfel des Mount Erebus zu besteigen, wo sie zufälligerweise eine einzigartige Gelegenheit zur Beobachtung eines Ausbruchs dieses mächtigen Vulkankegels hatten. Mit lautem Krach erfolgte plötzlich eine Explosion, die alles in höchst widerwärtigen, erstickenden Rauch hüllte. Große Blöcke von Lava und vulkanischen Bomben, die in lange Bündel eines haarförmigen Glases ausliefen, wurden mit der dichten Wolke emporgeschleudert, und im Nu bedeckte sich der Schnee ringsum mit Asche. Glücklicherweise kam man mit heiler Haut davon, doch war es unmöglich, die Höhe des Berges genau zu messen. Dies ist um so bedauerlicher, als beim Mount Erebus eine auffällige Zunahme seiner Höhe zu konstatieren ist. Als J. C. Roß im Jahre 1841 den Vulkan entdeckte, gab er dessen Höhe zu 3770 m an, Scott maß 1902 bis 1903 auf trigonometrischem Wege 3940 m, und Shackletons Expedition stellte 1908 bei der ersten Besteigung des Berges eine Höhe von 4070 m fest. Es ist also die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß der Gipfel des tätigen Hauptkraters durch Aufschüttung vulkanischer Auswurfsprodukte tatsächlich an Höhe zugenommen hat.

Das im Westen gelegene Gletschergebiet wurde auf zwei Expeditionen unter der Leitung von T. G. Taylor im Januar bis März 1911 und November 1911 bis Februar 1912 erforscht. Man fand dabei ein 46 km langes und $7^1/_2$ km breites Tal ohne einen einzigen Schneefleck, ein höchst sonderbares Vorkommnis in $77^1/_2{}^0$ südlicher Breite, für das eine Erklärung bis jetzt noch nicht gefunden ist.

Von höchstem Interesse ist die von E. A. Wilson mit zwei Begleitern unternommene Schlittenfahrt nach der Ostspitze der Roß-Insel, Kap Crozier, weil sie im Juli 1911 stattfand. Es ist dies also die erste Reise, die mitten im antarktischen Winter ausgeführt wurde. Lediglich einer glücklichen Fügung ist es zu verdanken, daß die Männer mit dem Leben davon kamen. Die Kälte übertraf bei weitem alles, was selbst in der Antarktis bis dahin beobachtet worden war, denn das Thermometer sank bis unter -60^0. Im Sturm wurde ihnen ihr Zelt fortgeweht, das sie erst später zufällig einen Kilometer entfernt wiederfanden, und die aus Stein und Schnee erbaute Hütte stürzte während eines heftigen Orkans in Trümmer, so daß sie in den Schlafsäcken unter freiem Himmel dem eisigen Wind preisgegeben waren. „Was Anstrengungen, Ausdauer und Entbehrungen anbetrifft, waren diese fünf Wochen wohl zu dem Schlimmsten zu zählen, was je ein Mensch auszuhalten vermochte," berichtet Scott, und mit Entsetzen konstatiert er, daß die drei Kameraden sich in kurzer Zeit so erschreckend verändert hatten, wie er es nie für möglich gehalten. Die Gesichter waren geschwollen, voll Narben

und Runzeln, die Augen glanzlos, ihre Hände weiß wie Leichenhände mit Rissen und Frostbeulen. Ihre heroische Tat verdient höchste Bewunderung, und die Lehren, die aus ihren Erfahrungen für die Praxis von Winterreisen gezogen werden können, sind von großem Wert für künftige Expeditionen.

Besonders abenteuerlich waren die Schicksale der Nordabteilung unter L. A. Campbell, die am 18. Februar 1911 von der „Terra Nova" bei Kap Adare, der Nordostecke von Süd-Viktorialand, an Land gesetzt wurde. Während des Winters hatte sie unter orkanartigen Stürmen zu leiden, die in Gemeinschaft mit den ungünstigen Eisverhältnissen ihr Tätigkeitsgebiet sehr einschränkten. Im Januar 1912 nahm das Schiff die Teilnehmer wieder an Bord, um sie wenige Tage später etwa 550 km weiter südlich in der Terra Nova-Bucht bei 75° südlicher Breite an Land zu setzen. Das Schiff sollte sie nach sechs Wochen wieder abholen, konnte jedoch den Eisgürtel nicht durchbrechen und mußte die Kameraden daher ihrem Schicksal überlassen. Die Situation wurde nun im höchsten Grade bedrohlich. Die sechs Leute besaßen nur noch für wenige Wochen Proviant, waren lediglich mit Sommerkleidern versehen und sahen so, äußerst mangelhaft ausgerüstet, dem grimmigen antarktischen Winter entgegen. Mit Bewunderung liest man in dem Reisewerk, wie geschickt es die Forscher fertig gebracht haben, diese überaus schwere Zeit zu überstehen; wie sie trotz strenger Kälte und epidemischer Darmentzündungen in einer Höhle hausten, die sie sich im Eise gegraben hatten, und wie sie mit Pinguin- und Robbenfleisch ihr Leben fristeten. Erst im Frühling, am 30. September, traten sie die Reise südwärts nach der 400 km entfernten Hauptstation an. Es handelte sich um einen Marsch auf Leben und Tod, der jedoch glücklich auslief, da am 28. Oktober ein Lebensmittel-Depot gefunden wurde. Am 7. November trafen die Schwergeprüften vollzählig im Winterquartier ein. Daß die Nordabteilung am Leben blieb, ist der beste und bündigste Beweis für ihre Energie, ihre Umsicht und die gute Kameradschaft, welche die einzelnen Teilnehmer zusammenkittete. Nur diesem prachtvollen Heldenmut verdankten sie die Möglichkeit, jene grauenhafte und trostlose Zeit ohne dauernden Schaden zu überstehen. Neun Monate hatten sie unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen, stets in demselben Anzug, hungernd, frierend und krank größtenteils in einer Eishöhle zugebracht, von welcher der Kommandant der „Terra Nova", als das Schiff später die dort zurückgelassenen geologischen Sammlungen abholte, berichtet: „Kein Zuchthäusler hat je so scheußlich zu hausen brauchen, und es wurde uns ganz seltsam zu Mute, als wir das greuliche Loch betrachteten, das sechs unserer kühnsten Kameraden als einziger Schutz gedient hatte."

Mit tiefer Ergriffenheit wird jeder fühlende Mensch das Werk aus der Hand legen, das in schlichter, anspruchsloser Sprache von unerhörten Heldentaten erzählt, die den Männern und der Nation, der sie angehören, zu höchster Ehre gereichen. —

Sowohl Amundsens Buch, wie die Schilderung von Scotts letzter Fahrt enthalten im Anhang wissenschaftliche Abhandlungen, in denen von fachmännischer Seite die für die einzelnen Wissenszweige gewonnenen Resultate

in übersichtlicher und allgemein verständlicher Art dargestellt werden. Beide Werke ergänzen sich in glücklichster Weise, nicht nur in bezug auf die Hauptschlittenreisen nach dem Südpol, sondern auch dadurch, daß hier gleichzeitige Schilderungen aus zwei benachbarten, scheinbar gleichartigen und doch in ihren Naturverhältnissen so verschiedenen Forschungsgebieten vorliegen. Aus ihnen geht z. B. mit voller Deutlichkeit hervor, daß jene Schneestürme, die sich für die britische Expedition so verderblich erwiesen, ganz lokale Erscheinungen sind, die auf die westliche Hälfte des Roß-Barriere-Eises beschränkt sind. Wäre dies früher bekannt geworden, so hätte Scotts Expedition vermutlich einen anderen Ausgang genommen. Die doppelte Erreichung des Ziels, die beim Nordpol ein so unerquickliches Nachspiel zur Folge hatte, wurde von den in ehrlichem Wettkampf unterlegenen Engländern mit einer Würde ertragen, die vorteilhaft gegen jene amerikanische Preßfehde um die Eroberung des Nordpols absticht. Scott gesteht in selbstloser Weise ein, wie es ihm trotz der persönlichen Enttäuschung tiefe Befriedigung gewähre, daß die Frage der Priorität unerörtert bleiben konnte. Jeder, der für großzügige Entwürfe, kühne und dabei sorgfältige Durchführung schwieriger Aufgaben und nicht zuletzt für persönlichen Heldenmut und menschliche Größe Verständnis hat, wird aus der Lektüre beider Werke die Empfindung schöpfen, daß hier hochherzige Männer ihr Leben an die Erreichung eines wirklich großen Zieles gesetzt und durch ihre heroische Leistung den Schlußstein zu einer wichtigen Epoche in der Entdeckungsgeschichte gelegt haben. Denn mit der Erreichung des abgelegensten Punktes des Erdballs ist ein Wendepunkt in den Zielen der geographischen Erforschung unseres Planeten eingetreten, dessen große praktische Bedeutung für die Zukunft sich bald bemerkbar machen wird.

Wie man die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus nach dem gewaltigen Eindruck, den sie auf die zivilisierte Menschheit machte, als den Beginn des Zeitalters der großen Entdeckungen betrachten kann, obgleich dasselbe in Wirklichkeit schon früher seinen Anfang genommen hatte, so wird die Eroberung des Südpols in analoger Weise von der Mehrzahl des gebildeten Publikums als letzte der großen Entdeckungsfahrten empfunden werden, trotzdem immer noch gewaltige Gebiete der provisorischen Erkundung wie der gründlichen Erforschung harren.

Nachdem die Rätsel der Pole gelöst sind und diese von alters her mit dem Schleier des Geheimnisses umhüllten Gebiete den Nimbus des Unerreichbaren verloren haben, wird das Interesse für die Polarforschung in weiten Kreisen erheblich nachlassen. Immer schwieriger dürfte es daher künftigen Südpolarforschern werden, die zur Ausrüstung ihrer Expeditionen erforderlichen Mittel zu erhalten, weil jetzt die lebhafte Anteilnahme fehlen wird, die vor der Erreichung des Südpols die Gebildeten aller Völker dem Vordringen nach diesem ausgezeichneten Punkte entgegenbrachten, eine Anteilnahme, die zudem wirksam unterstützt wurde von einem vornehmen nationalen Ehrgeiz, der die Flagge des eigenen Landes als erste an dem letzten, für Menschen erreichbaren Ende der Welt flattern sehen wollte.

Unser gegenwärtiges Verhältnis zu den skandinavischen Nationen.

Von

Franz Fromme.

Es entspricht unserm Nationalcharakter, daß wir von den Ländern unserer nordischen Stammesverwandten das am weitesten entlegene am meisten bewundern und am richtigsten beurteilen. Aus und über Island sind mehr Werke in deutscher Sprache erschienen, als die Insel deutsche Besucher gesehen hat. Nächstdem ist Norwegen, durch Reisen und Reisebeschreibungen, durch Ibsen und Björnson bei uns am bekanntesten geworden. Erst in jüngster Zeit beginnt man, sich aus politischen und literarischen Gründen, auch für Schweden zu interessieren. Im ganzen aber lebt das deutsche Publikum in einer gewissen Halbwissenheit über dies Land und sein Volk und noch mehr über das uns am nächsten gelegene Dänemark und die Dänen. Der richtigen Einschätzung, der sich Norwegen und Island bei uns erfreuen, steht die unklare und widerspruchsvolle Auffassung gegenüber, der die Bedeutung und der Charakter der Schweden und Dänen in unserer öffentlichen Meinung unterliegt.

Nun kann zwar das große, geistige Gut, das wir vom alten Island und vom jüngeren Norwegen empfangen haben, nicht hoch genug gewertet werden; besonders der gemeinsame Schatz germanischer Sagen und Ausdrucksformen, den uns Island aufbewahrt hat, kann wie kaum ein zweites Moment dazu beitragen, unserer Nationalkultur die drohende Verwässerung durch internationale Fluida zu ersparen und unserer Kunst und Poesie, die schon manche Symptome der Dekadenz aufweist, wieder gesunde Jungkraft zuzuführen. Aber ebenso notwendig ist es, die beiden anderen Mächte nicht zu unterschätzen, die durch höhere Ziffern und unmittelbare Nachbarschaft politisch und kommerziell für Deutschland von größerer Bedeutung sind.

Vier Fünftel aller Skandinavier, über acht Millionen, sind Schweden und Dänen. Und da wir keine Proben militärischer Tüchtigkeit von der jetzigen Generation beider Völker haben — der letzte Krieg Dänemarks liegt fünfzig Jahre, der letzte Schwedens (und Norwegens) hundert Jahre zurück — so bildet man die einzigen konkreten Maßstäbe, an denen man das Gewicht dieser Länder in der intergermanischen Politik abzuschätzen geneigt ist, aus ihren Bevölkerungsziffern und den Dokumenten ihres Handels mit anderen Ländern.

Und die Statistik des Handels mit Deutschland weist diesen beiden näher gelegenen Staaten gleichfalls etwa vier Fünftel zu. Denn es betrug der Gesamthandel des Deutschen Reiches (in Mark):

	1910	1912
mit Dänemark	383 Millionen	456 Millionen
mit Schweden	355 „	411 „
mit Norwegen	170 „	209 „
demnach mit allen skandinavischen Staaten	908 Millionen	1076 Millionen

Aus der Summe geht hervor, bis zu welcher Intensität unsere Handelsbeziehungen mit dieser uns verwandten Völkergruppe gediehen sind: die zehn Millionen Skandinavier tauschen mit uns nahezu die gleiche Menge Waren aus wie die vierzig Millionen Franzosen, die örtlich nicht weiter von uns entfernt wohnen. Aus dieser wirtschaftlichen Intimität ergibt sich für Deutsche und Nordgermanen eine gegenseitige Abhängigkeit, die größer ist als die zwischen den übrigen am nordischen Handel beteiligten Nationen; wie auf anderen Märkten ist auch hier England nicht mehr mit so stark ansteigenden Ein- und Ausfuhrziffern gebunden wie das Deutsche Reich. Besonders ins Auge fallen die Zahlen für Schweden; dort hat sich seit 1871/75 die Einfuhr von England verdoppelt, die von Deutschland aber verfünffacht; und während sich auch die Ausfuhr nach England verdoppelte, hat sich im gleichen Zeitraum die Ausfuhr nach Deutschland verneunfacht; mit 411 Millionen Mark (423 nach der schwedischen Statistik) steht das Deutsche Reich jetzt an erster Stelle; mehr als ein Drittel aller in Schweden eingeführten Waren kommt aus Deutschland.

Liegt in diesem regen kommerziellen Verkehr, in dieser von Jahr zu Jahr steigenden materiellen Abhängigkeit eine Tendenz zum näheren Zusammenschluß, so leidet der geistige Austausch gerade mit diesen beiden enger an uns angeschlossenen Nationen noch immer an unerquicklichen Hemmungen. Wohl sind — Holland vielleicht ausgenommen — wenige Länder dem Einfluß deutscher Wissenschaft so ausgesetzt wie Schweden und Dänemark; nirgends wird deutsche Musik so andachtsvoll gepflegt wie dort; und umgekehrt finden H. C. Andersen und J. P. Jacobsen nirgends, selbst in ihrer eigenen Heimat nicht, so zahlreiche Leser wie in Deutschland; Hermann Bang und Johannes V. Jansen erscheinen uns wie zwei der unseren; Strindberg und Selma Lagerlöf werden im Original nicht so viel gelesen wie in der deutschen Übersetzung. In der dänischen Volksseele gibt es nichts, in der schwedischen weniges, das der echte Deutsche nicht als wesensverwandt empfindet und anerkennt. Und dennoch macht sich ein Rest von Nichtverstehen bemerkbar, den man zum Teil erklären kann, wenn man zwischen Dänen und Deutschen die politischen Reibungen, zwischen Schweden und Deutschen die Verschiedenheit der Länder in Erwägung zieht. Ganze Gebiete der Gefühlswelt, die einst uns und den Schweden gemeinsam waren und sich noch heute in Selma Lagerlöfs Werken offenbaren, werden dem Deutschen immer fremder, weil die schaurige Einsamkeit von Wald- und Felsenwildnissen dem Einwohner unseres dichtbevölkerten Landes

allmählich eine unbekannte Erscheinung geworden ist, von der er nur noch ein gefälschtes Bühnenabbild kennt.

Nun werden von Deutschland aus sowohl Dänemark wie Schweden heute mehr besucht als früher. Insbesondere Berlin entsendet jedes Jahr größere Massen von Touristen und Sommerfrischlern dahin, und jedes Jahr dringt dieser geräuschvolle Schwarm weiter nach Norden vor. Aber gerade dies Publikum — so treffliche Eindrücke es vom wissenschaftlichen und malerischen Wert der Landschaft heimbringen mag — ist doch außerstande, die tiefe seelische Einwirkung und die seltsame Prägung mitzuerleben, die der Charakter des Dänen und noch mehr der des Schweden in seiner Heimat während des ganzen nordischen Jahres erleidet. Und den Einwohner selbst wird dies Publikum auch deswegen nur oberflächlich und irrig beurteilen, weil es sich nicht in dessen Muttersprache einfühlt, sondern auf deutsch mit ihm in Meinungsaustausch und geschäftlichen Verkehr tritt. So dient seine Anwesenheit meist nur dazu, die Vorurteile, die hüben und drüben existieren, zu befestigen. Da sollen die Schweden „leicht erregbar" und „Franzosen des Nordens" sein; Stockholm wird weiter als das „nordische Venedig" zitiert und „Gösta Berling", das echteste aller Schwedenbücher, für eine psychologische Unmöglichkeit erklärt. Und wie oft habe ich andererseits von Dänen und Schweden unrichtige, abfällige Urteile über deutsches Wesen gehört, ungünstige Verallgemeinerungen, die sich aus den Erfahrungen mit diesem deutschen Sommerpublikum leider ergeben mußten. Wie oft findet der aufmerksame Leser den Niederschlag solcher Erfahrungen und Verallgemeinerungen in der dänischen und schwedischen Presse!

Schweden und Dänen verstehen einander besser. Beide haben mehr gemeinsame Anlagen, als auch der scharfsichtige Beobachter auf einer Reise wahrnehmen kann. Den Grund ihrer jetzigen Verschiedenheit, der einem zunächst in Auge und Ohr fällt, sehen viele mit Unrecht in ungleichen Beimischungen fremden Blutes; denn tatsächlich reicht, was in Dänemark an slawischem, in Schweden an finnischem Einschlag vorhanden ist, nicht hin, um den Unterschied zu erklären, den man heute bemerkt; noch weniger erwähnenswert sind die Tropfen französischen Blutes, auf die sich mancher Schwede so viel zugute tut; mit größerem Recht könnte man unter Hinweis auf die zahlreichen Refugiés die Deutschen — Franzosen nennen. Der Unterschied zwischen Dänen und Schweden hat sich auf Grund geringer Rassenuancen vor allem durch die Verschiedenheit ihrer Länder herausgebildet.

Mit Ausnahme von Island gibt es kein zweites von Germanen bewohntes Stück Land, das sein Volk so zur abgeschlossenen Einheit zwingen mußte wie *Schweden*! Vom 56. Grade nördlicher Breite bis über den Polarkreis hinaus *eine* ungeheure Felsenplatte, zumeist aus Urgestein, die unzählige Seen und unendliche Wälder trägt; das Meer trennt die Bewohner vom dauernden Einfluß andersgearteter Völker; beschwerliche Gebirgspässe bringen sie mit den nahverwandten Norwegern, unwirtliche Gelände mit den unterlegenen Finnen in Berührung. Außerdem begünstigten politische Fügungen die Erhaltung der nationalen Eigenart und Sprache. Während

Norwegen fast völlig danisiert wurde, war die Konstellation der Kräfte für Schweden glücklicher: es gewann mit Hilfe der Hansa ein eigenes Herrschergeschlecht, das ihm zur Großmachtstellung verhalf, das Haus Wasa. Was durch die Abgeschlossenheit und den einheitlichen Charakter des Landes so gut erhalten war und durch die Entlegenheit gefördert wurde, die germanische Art, der Wikingerdrang, der Zug nach dem Süden, fand nun ruhmreiche Betätigung in den europäischen Kriegen. Soldatisches Herrentum und höfischer Glanz waren die Begleiterscheinungen und Folgen dieser Feldzüge, und selbst seit dem Zusammenbruch seiner Großmachtstellung ist Schweden noch oft zu Taten erwacht, die sich eine mehr bürgerliche, auf materiellen Profit bedachte Nation nicht hätte leisten können. Das letzte, weithin sichtbare Aufflackern dieses kriegerisch-ritterlichen Geistes geschah 1808—1809, in der heldenmütigen Verteidigung Finnlands, deren Seele aus schwedischen Offizieren bestand. Daß auch heute die bequeme Lebensauffassung des gutsituierten Mitteleuropäers nicht alles durchtränken kann, dafür sorgt noch immer die Eigenart des Landes und die geringe Bevölkerungsdichte.

Vor fünf Jahren lebte der Schreiber dieser Zeilen etliche Zeit auf einem Bauernhof in Südschweden. Es gab da keine Polizei, keinen Gemeindediener und keinen Postboten, kaum ein Beförderungsmittel; die Briefe, auch Wertsendungen, nahm und brachte gelegentlich ein Nachbar, wenn er zur fernen Eisenbahnstation fuhr; amtliche Bekanntmachungen verlas der Pastor nach der Predigt, bei der einzigen Gelegenheit, die alle Bauern der Gegend zusammenführte; der nächste Arzt wohnte drei Stunden entfernt; noch weiter war's bis zu dem Stück des „Landsweges", das man für den Staat in Ordnung zu halten hatte. Nimmt man das Zehnfache dieser Weglängen, so kann man sich die stolze Einsamkeit vergegenwärtigen, die der Bewohner von Nordland genießt. Und doch werden diese Entfernungen überwunden; das ist gut möglich, weil es sich nirgends um unübersteigbare Hochgebirge handelt, und ist notwendig, weil die steinige Erde nicht alles hervorbringen kann, was der Bauer zum Leben braucht, sondern ihn auf den Verkehr anweist.

Es ist nicht schwer zu verstehen, welche Kontraste eine solche Natur in jedem Menschen ausbilden muß: Selbsthilfe und doch starkes Gemeinsamkeitsgefühl, Selbstvertrauen im Kampf mit dem furchtsamen Aberglauben dunkler Wälder und langer Nächte; Selbstdisziplin und doch launisch-herrisches Verfügen über weite Räume. Dazu die Gegensätze, die das nordische Klima bringt: die deprimierende, einschläfernde Winternacht und die übermäßige, aufregende Sommerhelle. Das ist ein Himmel, unter dem der reiche Grandseigneur und der arme Knecht, der Bauer und der Edelmann, der Poet und der Abenteurer mehr oder weniger gut gedeiht, nicht aber der Philister, der in Mitteleuropa, in Deutschland, Österreich, Frankreich und Norditalien so herrlich sein regelmäßiges Auskommen hat. Die ähnliche Natur hat bei nordischen Völkern verschiedener Rasse, bei Russen, Finnen und Schweden, Charakterzüge von sekundärer Ähnlichkeit erzeugt, die wir auch durch die späte Zivilisation dieser Länder erklären: die Neigung, von einem Extrem ins andere

umzuschlagen, zu herrischen Tollheiten, die sich über alle Möglichkeit und Gerechtigkeit hinwegsetzen, zu plötzlichen Ausbrüchen elementarer Leidenschaft, die alle Vernunft und alle Kultur ausschalten — lauter Wesenszüge, die sich im Schweden mit germanischem Beharrungsvermögen, Rechts- und Pflichtgefühl seltsam vereint finden. So hat er sich unter der Einwirkung seines Landes, dessen Gewalten er räumlich, aber nicht seelisch bezwang, zum widerspruchsvollsten Charakter des Nordens entwickelt, viel weiter als der Norweger und Isländer, die beide vergeblich gegen die Übermacht von Hochgebirge und Ozean ankämpfen. Daraus nicht weniger als aus historischen Bedingungen ergibt sich beim Schweden das unternehmungslustige, prunkvolle Herrentum und beim Norweger und Isländer der demokratisch-schweizerische Bauernsinn, der zwar prachtvolle Charakterköpfe bildet, politisch aber und sozial weniger fruchtbar ist.

Ganz anders Dänemark. Unter milderem Himmel weniger den schroffen Gegensätzen des Nordens ausgesetzt, durch die geographische Situation nicht nur zum Pförtner der Ostsee, sondern auch zum Vermittler zwischen Mitteleuropa und dem eigentlichen Skandinavien bestimmt, konnte es das ergiebige Erbe der Hansa antreten, als diese geschwächt und sein eigenes Königtum gestärkt war. Diese Gunst der Lage wies dem kleinen Dänemark eine viel bedeutendere Rolle zu als dem großen, aber entlegenen Schweden; sie gab ihm den Handel und die Schiffahrt des Nordens in die Hand; sie machte Kopenhagen zum Brennpunkt nordischer Interessen, die Dänen zu konkurrenzlosen Ausbeutern Islands, das Dänische zur Staatssprache Norwegens. Durch diese Gunst der Lage erhielt Dänemark in Kopenhagen eine Metropole, die für das kleine Land mehr bedeutet als Paris für Frankreich; ein Zehntel aller Franzosen wohnt in Paris, ein Fünftel aller Dänen in Kopenhagen, während in Stockholm vor 1900 kaum ein Zwanzigstel aller Schweden wohnte. So hat die Einheit Dänemarks einen anderen Grund als die Schwedens; sie beruht nicht auf der Einheit der Landschaft, deren südlichste Abgrenzung stets wechselte, sondern auf der Zentralisation; sie wird durch die tausend Fäden zusammengehalten, die alle Teile des Landes mit dem einen traditionellen und wirtschaftlichen Hauptort Kopenhagen verbinden. Es ist wohl zu begreifen, wie durch diese bevorzugte Stellung der Kopenhagener Großstädter immer mehr verwöhnt wurde, wie die Rückwirkung auf den Provinzler nicht ausblieb und wie daher der Däne, ohnehin in einer weicheren Atmosphäre und auf fruchtbarerer Erde lebend als der Schwede und Norweger, andere Charaktereigenschaften entfaltete als seine Brüder im steinigen, rauheren Norden.

Nun hat aber das letzte Jahrzehnt mehrere Voraussetzungen geschaffen für einen Ausgleich dieser Verschiedenheiten, wenigstens zwischen Schweden und Dänen: Schweden wird aus einem Agrarstaat allmählich ein Industrie- und Handelsstaat (eine noch schroffere Wandlung vollzieht sich in Norwegen), und umgekehrt ist Dänemark in Gefahr, seine bevorzugte Handelsposition zu verlieren, während seine Landwirtschaft besseren Zeiten entgegensieht.

Die Industrialisierung Schwedens, die an einigen Stellen amerikanische Dimensionen angenommen hat, verfehlt ihre Wirkung nicht auf die heranwachsende Generation. Eisenbahnverbindungen, die im Verhältnis zu der spärlichen Bevölkerung gut sind, und ein dichtes, vielbenutztes Telephonnetz verringern die großen Entfernungen und das Einsamkeitsgefühl im Lande, und das trotz starker Auswanderung, trotz der Tatsache, daß auf weiten Landstrecken die Bevölkerung eher ab- als zugenommen hat. Verkehr und Ideenaustausch werden immer lebhafter. Überall — und nicht nur unter dem mächtig anwachsenden Industrieproletariat — haben die Lehren der Sozialdemokratie Eingang gefunden. Und noch hat Schweden die Schätze, die es von Natur besitzt, Holz, Erz und Stromgefälle, nicht zur höchsten Ausnutzung gebracht. Es steht im Anfang einer unaufhaltsamen Entwicklung, die der Industrie und dem Handel das Übergewicht über die Landwirtschaft gibt.

Daß unter diesen Umständen die gesunde Volkskraft — trotz aller hygienischen Bestrebungen — nicht mehr die alte bleiben kann, ist unleugbar. Die steigende Bequemlichkeit des Lebens bringt — wie bei uns — eine gewisse Verweichlichung, und der achtmonatliche Militärdienst ist ein unzureichendes Mittel dagegen: er meidet die rauhe Winterszeit, obwohl, wie die Geschichte Schwedens beweist, gerade Winterfeldzüge im Norden unvermeidlich, ja die Regel sind, und fällt in die Sommerszeit, wo der schwedische Ackerbau die jungen Kräfte am wenigsten entbehren kann. Der kriegerische Geist, von ruhmreichen Erinnerungen genährt, ist zwar heute noch lebendig, wie die Panzerbootsspende (als Protest gegen die liberale Regierung) gezeigt hat; aber am erfolgreichsten betätigt sich dieser Kampfgeist — in der Organisation der sozialdemokratischen Partei und in ihrem Klassenkrieg. Da sie einen Teil ihrer Marschroute mit den Liberalen gemeinsam hat, wird eine strengere, die Nation mehr stählende Wehrordnung immer wieder in Frage gestellt durch das Hinarbeiten auf eine demokratische Verfassung — obschon das Schicksal Finnlands und die russische Gefahr eigentlich dem Schweden näher liegen.

Kurzsichtiger — zum Teil ebenfalls infolge demokratischer Problemstellungen — ist Dänemark der Gefahr gegenüber, die ihm dicht bevorsteht. Seine Pförtnerstellung vor der Ostsee wird ihm durch zwei Konkurrenten streitig gemacht; durch die wachsende Bedeutung der schwedischen Häfen, besonders Gotenburgs, und noch mehr durch den deutschen Kaiser-Wilhelm-Kanal. Säßen in Kopenhagen nicht so rührige Reeder und so tüchtige Schiffsbaumeister, so wäre vielleicht jetzt schon ein Stillstand in den Ziffern des dänischen Verkehrs eingetreten; er wächst nicht mehr in demselben Maße wie der auf und von Gotenburg; die Schiffahrt durch den Nordostseekanal aber hat in der kurzen Zeit seines Bestehens den Kopenhagener Seeverkehr schon eingeholt! Deutlicher als Worte kann die Landkarte oder eine Zahlenübersicht reden:

	Schiffsverkehr (in netto Reg.-Tons)		
	durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal (ausschließlich der Kriegsschiffe und ähnl.)	Kopenhagen	Gothenburg
1903 (resp. 1904)	4990000	6932000	3435000
1907	6423000	7626000	4255000
1910	7579000	7932000	4510000
1911	8478000	?	?

Wenn die Entwicklung ungehemmt so ihren Fortgang nimmt, wird die ertragreiche Stellung des Ostseeportiers bald von Dänemark auf Schleswig-Holstein übergegangen sein.

Was Dänemark an Pförtnerverdienst verliert, könnte ihm der zweite Beruf einbringen, der ihm durch seine geographische Lage zugewiesen ist: die Vermittelung zwischen Mitteleuropa und Schweden-Norwegen. Seine Inseln Laaland, Falster und Seeland bilden die natürliche Brücke zwischen Fehmarn und Schonen, den vorgeschobenen Pfeilern Westdeutschlands und Schwedens. Gerade für das Überlandverkehrsmittel der Neuzeit ist dies der gegebene Übergang: für die Eisenbahn etwa vier Stunden Fahrt und anderthalb für die Fähren über den Fehmarnbelt und den Sund — das bedeutet gegenüber den jetzigen Verkehrsverhältnissen eine große Ersparnis an Raum, Zeit und Reisestrapazen! Aber diese Linie, zu der schon vor fünfzig Jahren die Vorarbeiten einsetzten und aus der Dänemark wie der gesamte deutsche Westen Nutzen ziehen würde, will unter dem Widerspruch lokaler, meist preußischer Konkurrenten nicht zustandekommen. Unterdessen vervollkommnet sich die Linie Saßnitz-Trelleborg, mit der Preußen und Schweden das dänische Gebiet umgehen, und beseitigt künstlich Dänemarks von der Natur gegebene, ergiebige Vermittlerstelle. Man verkennt aber die skandinavischen Verhältnisse, wenn man aus dieser egoistischen Verkehrspolitik Schwedens eine tiefere Feindschaft zwischen Schweden und Dänemark folgert. Der Gegensatz ist nicht viel anders als die Rivalität zwischen Baden und Württemberg. Das großskandinavische Bewußtsein, aus dem heraus Schweden sowohl 1848 wie 1864 gern gegen die Schleswig-Holsteiner und Deutschen Krieg geführt hätte, ist noch nicht ganz erloschen. Es gibt noch Schweden genug, die aus ihrer Sympathie für die Dänen in Nordschleswig kein Hehl machen.

Und damit ist der Hauptgrund erwähnt, warum man in Dänemark dem Verlust der einträglichen Pförtner- und Vermittlerstelle so wenig Beachtung schenkt: Nordschleswig. Zwölf Jahre lang, von 1866 bis 1878, in der Hoffnung gehalten, daß es einen Teil des 1864 verlorenen Gebietes gemäß dem Artikel V des Prager Friedens zurückerhalten könnte, will Dänemark den Gedanken an die Wiedergewinnung dieses Teiles noch immer nicht aufgeben. Es ist auf dänischer Seite, aus den Reihen der nicht eben zahlreichen Minorität, darauf hingewiesen worden, daß es nur ein Danaergeschenk für Dänemark wäre, falls wirklich ein Plebiszit stattfände und die Distrikte mit überwiegend dänischer Bevölkerung an Dänemark zurückfielen; denn wenn den Deutschen schon diese dänischen Elemente so viel zu schaffen machen, hinter

denen die kleine dänische Nation steht, — was würden dem dänischen Staate erst für Schwierigkeiten aus der Einverleibung deutscher Minoritäten erwachsen, die ständig am Deutschen Reiche einen Rückhalt hätten! Aber weder dieser Hinweis noch irgend ein anderer hat die Dänen überzeugen und von ihrem südjütischen Ziel abbringen können. Man mag diese Ausdauer und Zähigkeit achten und darin ein Zeichen sehen, wie nahe verwandt die Dänen durch solchen unausrottbaren Partikularismus — denn Nationalismus kann man es unter den heutigen Verhältnissen kaum nennen — mit uns Deutschen sind; jeder, der etwas weiter sieht, wird bedauern, daß durch diese Ausdauer ein Riß im Germanentum offen gehalten und daß Dänemark selbst dadurch am allermeisten geschädigt wird. Denn über diesem Streit läßt es sich die Vorteile entgehen, die ihm seine Position als Vermittler zwischen Mitteleuropa und dem eigentlichen Skandinavien einbringen könnte. Die Landwirtschaft bleibt der Hauptberuf des Volkes und bringt es dadurch immer mehr in eine gewisse Abhängigkeit von seinen Abnehmern, den benachbarten Industriestaaten England und Deutschland, später auch Schweden.

Nun liegt im Beibehalten der landwirtschaftlichen Erwerbstätigkeit aber auch die Gewähr, daß Dänemark seine Volkskraft sich trotz der großstädtischen Einflüsse gesund erhalten kann, während in Schweden ein großer Teil davon durch die Industrialisierung verloren geht. Dennoch würde — da erfahrungsgemäß der Handel in viel geringerem Maße der Landwirtschaft die Arbeitskräfte entzieht als die Industrie — es für die Wohlfahrt des Landes besser sein, wenn die Minorität des dänischen Volkes ihren Willen doch noch durchsetzte, die darauf hinarbeitet, der Nation die Einkünfte des Verkehrsvermittlers wiederzuverschaffen und mit den Deutschen mehr die friedliche gemeinsame Arbeit als den erbitterten Kleinkampf betreiben möchte.

Fehlt es doch in Dänemark wie in Schweden durchaus nicht an Verständnis für die Notwendigkeit einer besseren intergermanischen Politik.

Die Verwandtschaft der Landessprachen mit dem Deutschen ist zu offensichtlich. Daraus weiß bei dem hohen Bildungsgrade beider Nationen auch der einfache Mann des Volkes seine Schlüsse zu ziehen, besonders in Dänemark, wo auf vielen Volksschulen das Deutsche gelehrt wird. Hier kommt für den gemeinen Mann eine augenfällige Äußerlichkeit hinzu: der gemeinsame Gebrauch der Schrift, der sonst bei keinem Volke mehr besteht. Wer einmal auf längere Zeit über die Grenzen seiner dänischen Heimat hinausgekommen ist und draußen genötigt war, sich einer fremden Sprache zu bedienen, weiß den Wert des Deutschen zu schätzen. Und zumal in romanischen Ländern, angesichts der so ganz fremdartigen Menschen und Sprachen, kommt mancher Däne so weit, daß er den Deutschen fast als Landsmann ansieht. Da entdeckt er, wie gut er sich — nicht nur sprachlich — mit dem Deutschen verständigen kann, und läßt manchmal die Vorurteile für immer fallen. Ich habe in Italien Dänen und Deutsche getroffen, die einander durchaus als Landsleute behandelten und dies Gefühl auch in der Heimat nicht abgelegt haben.

Bei den Schweden ist ein solches Verwandtschaftsbewußtsein erst im letzten Jahrzehnt allgemeiner lebendig geworden. Da sie in stolzem Selbst-

bewußtsein niemanden zu bedürfen wähnten, betonten sie vor allem ihre eigene Sprache, und wer die nicht verstand, wurde, auch wenn er ein Deutscher war, mit Vorliebe französisch bedient. Heute hat das Deutsche den gallischen Nebenbuhler auf den Universitäten und anderen höheren Lehranstalten zurückgedrängt und ist für den Schweden, der ins Ausland geht oder sich daheim mit Ausländern unterhält, die Weltsprache geworden, zu der er vor den anderen greift.

In jüngster Zeit sind für ihn noch die politischen Gründe hinzugekommen, die auch bei uns die öffentliche Meinung beschäftigt haben: Seit einem Jahrzehnt vollzieht sich, den Schweden dicht vor Augen, der finnländischen Tragödie letzter Akt. Tagtäglich erfahren sie, häufiger noch durch private Mitteilungen als durch Zeitungen, von neuen Beispielen russischer Gewalttätigkeit und müssen untätig zusehen, wie das starke Bollwerk ihrer germanisch-protestantischen Kultur trotz des hartnäckigsten Widerstandes Stück für Stück abgebrochen wird.

Man weiß in Deutschland weniger, wie lange schon die Besorgnis vor der russischen Gefahr im stillen das schwedische Volk beschäftigt, mit welchem Mißtrauen die slawischen 'slipare' beobachtet werden, die an manchen Orten ihrem Gewerbe nachgehen. Wer auf Grund irgendwelcher Äußerlichkeiten für einen Russen gehalten wird, kann heute erleben, daß ihm mancherorts kein Obdach gewährt wird. Es hat Zeit gebraucht, bis es vom verhaltenen Mißtrauen zu solchen Äußerungen der Resistenz kam, und es wird noch längere Zeit brauchen, bis auf den begeisterten Widerhall, den Sven Hedins 'Warnungswort' weckte, die Taten folgen. Im Schweden steckt ein seltsames Beharrungsvermögen, das derjenige ignorierte, der das Schlagwort von den 'Franzosen des Nordens' prägte.

Und dem nationalen Empfinden, das bei der Gelegenheit zutagetrat, ist der nationale Wille zur Zeit nicht gleichwertig. Er ist durch das Verlangen nach 'Volksrechten', das von den Sozialisten erhoben und von den herrschenden Liberalen genährt wird, von seiner wichtigsten Aufgabe abgelenkt worden. Und obwohl man der sozialen Fortschritte eher zu viel als zu wenig getan hat, werden von den Linksparteien immer neue Forderungen formuliert, die weniger die Gesundheit und Widerstandsfähigkeit der Nation als die Beliebtheit und Befestigung der eigenen Partei zum Ziele haben. Welche verhängnisvollen Folgen daraus entstehen, wenn durch derart 'liberale' Politik den Volksmassen nur Annehmlichkeiten gewährt, harte Pflichten aber vorenthalten werden, dafür kann man schon jetzt in Schweden warnende Beispiele genug studieren. Nun gehört freilich zu den Annehmlichkeiten, die das schwedische Volk noch niemals hat entbehren können, auch die nationale Freiheit und Ehre, und in dem Maße, wie diese der öffentlichen Meinung nach immer mehr von Rußland bedroht wird, muß auch die liberale Partei, wenn sie die Aufgabe, sich beim Volk beliebt zu erhalten, erfüllen will, früher oder später für die Wehrfähigkeit Schwedens Sorge tragen. Denn schon beschäftigen sich nicht nur die Moderaten mit allen Möglichkeiten, die der slawischen Gefahr vorbeugen könnten, sondern auch mancher Weitblickende innerhalb der liberalen Partei; ja, selbst die Sozialdemokraten geben ernsten

Diskussionen über die Landesverteidigung Raum und suchen Vorkämpfer des 'Militarismus' zu Vorträgen für ihre Versammlungen zu gewinnen. 'Försvar', Landesverteidigung, heißt das Thema, über das gegenwärtig die meisten politischen Gespräche geführt werden.

Den Kenner des schwedischen Nationalstolzes wird es nicht in Erstaunen versetzen, daß im Zusammenhang damit die Frage eines Bündnisses mit Deutschland verhältnismäßig spät und sehr vorsichtig erörtert wurde. Immerhin verdient es unsere Beachtung, daß hüben und drüben die Stimmen sich mehren, die da fragen: Entspräche nicht ein engerer Anschluß Schwedens an Deutschland dem Geiste unserer Zeit, der nicht mehr das Einzelvolk, sondern die Völkergruppe als Machtfaktor gelten läßt und der die Blutsverwandtschaft der Germanen immer wieder betont? Entspräche es nicht unserer gemeinsamen alten Tradition und der Intensität unserer neuen Handelsbeziehungen? Die Frage des Anschlusses an den Dreibund ist aber selbst zur Zeit des italienischen Königsbesuches in schwedischen Zeitungen nur mit großer Diskretion behandelt.

Ob nun ein festes Bündnis mit dem schwächeren *Staate* Schweden dem Deutschen Reiche mehr Vorteil oder Nachteil brächte, kann nur der entscheiden, der unser Verhältnis zu Rußland genau kennt; kaum wird er leugnen können, daß Rußland früher oder später einmal nach dem Besitz eines eisfreien atlantischen Hafens streben muß und daß ein solcher Hafen unseren Häfen und unserer Schiffahrt schweren Schaden zufügen würde. Und ebensowenig wird er leugnen, daß Schweden und Norwegen bei ihrer dünnen Bevölkerung und der überhandnehmenden Landflucht einer russischen Expansion bald keinen Widerstand mehr entgegensetzen könnten — ob diese nun in einem gewaltsamen Krieg erfolgen mag oder in einer friedlichen Durchdringung mit slawischen Landarbeitern (die sowohl Schweden wie Norwegen sehr bald benötigen dürften). Ob ein deutsch-skandinavisches Bündnis machtvoll genug wäre, eine derartige Verschiebung zu verhindern, bleibt dann eine zweite, schwer zu beantwortende Frage.

Was sich aber ohne weiteres bejahen läßt, ist die Frage nach einer besseren intergermanischen *Fühlung von Volk zu Volk*, einer Fühlung, die nicht auf ein politisches Ziel hin bewußt genommen wird, sondern nur als eine Forderung der Natur: Verwandte, die dicht beieinander wohnen, sollten sich gegenseitig kennen.

Untersuchen wir die *Möglichkeit* einer solchen Fühlungnahme.

Noch vor zehn Jahren hätte man sie verneint. Wohl begegnete man in schwedischen und hier und da auch in norwegischen Zeitungen spontanen Worten voll Sympathie und Anerkennung. Aber wer zwischen den Zeilen zu lesen wußte, fand beinahe noch öfter bei allen drei Nationen Äußerungen von einer Geringschätzung, als seien wir eines der rückständigsten Völker Europas, widerstandslos allen Auswüchsen des Militarismus hingegeben, mittelalterlich antisemitisch und doch just mit den Handelsgewohnheiten und Umgangsformen behaftet, die wir den Semiten zum Vorwurf machten, dazu kleinlich, pedantisch, ohne Sinn für gefällige Formen, unmanierlich, unvornehm

in mehr als einem Sinne — das alles konnte man aus dem Worte 'tysk' deutlich heraushören und herauslesen, als enthielte es den Inbegriff alles Unsympathischen.

Die Schweden äußern jetzt meist eine bessere Meinung von uns. Die gründliche Erlernung unserer Sprache, die Zunahme des Handels und Verkehrs von und nach Deutschland und die daraus folgende Bekanntschaft mit unseren Einrichtungen, Leistungen und geistigen Gütern mag dazu ein gut Teil beigesteuert haben. Die Einsicht, daß unser „Militarismus" den weltpolitischen Tatsachen klüger Rechnung trägt als alle Neutralitätserklärungen unbewaffneter Nationen, verbreitet sich in Schweden immer mehr. Und wenn 'försvar' und russische Gefahr noch längere Zeit im Mittelpunkt der öffentlichen Erörterungen stehen, ist zu erwarten, daß man dort durch eine äußere Hochschätzung hindurch auch zu einer innerlichen Würdigung des 'großen Bruders im Süden' gelangt.

Der umgekehrte Weg ist bei den Dänen möglich. Hier kann nur die intimere Fühlung von Mensch zu Mensch, vom Germanen zum Germanen, zu einem besseren Verhältnis von Nation zu Nation führen und zu der Erkenntnis, wie töricht es ist, wenn nahe Verwandte um verjährter Kleinigkeiten willen unversöhnlich einander meiden. Denn der Streit um Nordmark-Südjütland ist ein Anachronismus. Der geringe Rassen- und Sprachenunterschied, die wenigen Quadratmeilen des strittigen Gebietes wären zwischen zwei anderen gleich nahe verwandten Völkern heute längst keine Faktoren der Realpolitik mehr; sie werden es nur bei geringer politischer Begabung der beteiligten Nationen. Die Deutschen und noch mehr die Dänen sind mehr sentimentale als politische Völker; sie haben ihr Auge noch nicht auf die Perspektiven der aktuellen Weltpolitik einstellen können. Denn wer die Rivalität der modernen Weltmächte und die Emanzipation der asiatischen Völker zu betrachten gewohnt ist, dem erscheint dies intergermanische Problem, das vor fünfzig Jahren noch der höchsten Begeisterung und des Blutvergießens wert war, heute als eine partikularistische Streitfrage, die uns schon fast ein Menschenalter zu lange beschäftigt.

Es ist durch die Kleinheit und Enge des Staates wohl zu erklären, daß im dänischen Publikum die Kurzsichtigkeit größer ist als im deutschen. Der nationale Ehrgeiz, der sich einst von Hammerfest bis vor die Tore Hamburgs tummeln konnte, ist heute von jeder Expansion in die Weite abgeschnitten und wird darum von Natur und von — publizistischer Kunst und auf den einzigen Streifen Land konzentriert, an dem man glaubt, eine Rückeroberung machen zu können; immer „Sönderjydland" vor Augen, sieht man nicht, daß es heute großzügigere, weniger anachronistische Betätigung auch für kleinere Nationen gibt. Aber das Verhalten auf deutscher Seite, ein schwer berechenbares Hin und Her zwischen dem freundlichsten Entgegenkommen und den schärfsten Polizeimaßregeln, war nicht geeignet, diese Kurzsichtigkeit zu vermindern.

Es ist ein müßiges Unterfangen, zu untersuchen, welche der beiden beteiligten Nationen den größeren Schein des Rechtes für sich hat; Fragen

des Rechtes haben heute auf die Politik weniger Einfluß denn je. Und ebenso zwecklos ist es, abzuwägen, hinter welcher von beiden die größere Macht steht: innerhalb der Dynastien, deren Sympathie die Dänen ermutigte, haben Verschiebungen stattgefunden, die sich klarer Berechnung entziehen; ebenso wenig läßt sich klarlegen, wie weit der Rückhalt, den die Dänen am Dreiverbande haben, ein platonisches Verhältnis übersteigt. Deutlich vor uns liegt nur die Tatsache, daß der unerquickliche Streit seinen Fortgang nimmt und durch keines der bisher angewandten Mittel entschieden oder gar aus der Welt geschafft werden konnte; für die erfolgreiche Anwendbarkeit von Gewalt ist die Zeit vorbei; ein gutwilliges Nachgeben ist auch auf keiner Seite möglich, denn das erhöht erfahrungsgemäß die Angriffslust der Gegenpartei. Es gibt nur noch ein Mittel zur Besserung der Beziehungen zwischen Deutschland und Dänemark: möglichst viele andere Berührungsflächen herzustellen! Denn an jeder anderen Stelle läßt sich eine solche Reibung wie in Nordschleswig vermeiden und das große Gemeinsame fühlbar machen, das Gemeinsame, das nicht nur in Rasse, Sprache, Blutsverwandtschaft liegt, sondern auch in dem ständigen, durch die geographische Lage bedingten, durch die Tradition gepflegten innigen Kulturaustausch.

Diese Tradition verbindet Dänemark wie Schweden vor allem mit dem deutschen Westen. Von Westdeutschland erhielten beide das Christentum, erhielten beide in abendländischer Form alles, was im Mittelalter der Orient, Griechenland und Rom zu unserer Kultur gegeben haben. Tausend Ausdrucksformen in der Sprache und Architektur beider Länder verraten diese Gemeinsamkeit mit dem Westen; bis ins Rheinische und Flandrische hinein können wir so manchen gemeinsamen Zug zurückverfolgen, den wir im Formenschatz des Ostdeutschen vergeblich suchen. Was die Apostel des Nordens von Bremen-Hamburg aus, was die niedersächsischen Baumeister begonnen, das hat mit weniger geistlichem Ziel, aber nicht mit weniger kulturellem Erfolg, die Hansa von Lübeck aus fortgesetzt; die Renaissance und die Reformation nahmen gleichfalls ihren Weg über Westdeutschland nach den beiden Ländern. Erst mit dem Dreißigjährigen Kriege empfängt Schweden auch vom östlichen Deutschland und von anderen Teilen Europas wesentliche Kulturelemente; in Dänemark bleibt das wichtigste Ingrediens auch fernerhin das Westdeutsche, bis in die Zeiten der Eiderdänen; ja, selbst in den Jahrzehnten, da beide Reiche, sei es aus höfischen Neigungen, sei es aus Revanchegedanken, sich französischen Einflüssen hingaben, ist diese westdeutsche Vermittlung — wenn auch zeitweise nur in geographischer Hinsicht — bestehen geblieben und um so bedeutungsvoller geworden in unserem Zeitalter des Verkehrs und des modernen „Zuges nach dem Westen".

Dem Westdeutschen bringt darum der Schwede wie der Däne ein ganz anderes Verwandtschaftsgefühl, das sich an hundert Kleinigkeiten der Sprache und der Umgangsformen stützt, entgegen wie dem Ostdeutschen; er schickt seine Kinder, damit sie deutsch lernen, lieber nach einer westdeutschen Stadt, seine Schiffe bevorzugen die westdeutschen Häfen, und der Personen-

und Frachtverkehr in derselben Richtung ist auch auf der Eisenbahn größer als der nach und über Ostdeutschland.

Die Verkehrspolitik des neuen Deutschen Reiches hat diese Tatsache bisher so gut wie gar nicht beachtet. Bei Eisenbahnbauten und Herstellung von Zuganschlüssen regierte der Gedanke der mechanischen Zentralisation. Mit den Worten „Kopenhagen-Gjedser-Warnemünde-Berlin" und „Stockholm-Saßnitz-Trelleborg-Berlin" sind die einzigen großen Neuaufwendungen gekennzeichnet, die dem Verkehr mit Skandinavien gewidmet wurden. Westdeutschland mußte sich mit den alten Umwegen über Fredericia-Korsör und Kiel-Korsör begnügen und mit den ebenso weitläufigen neuen Umwegen, durch die es, als wäre es ein nebensächliches Gebiet, an die Berliner Schnellzugslinien in weiten Bögen und Winkeln angeschlossen wurde. Durch diese Verkehrsverschiebung wurden diejenigen Elemente, die seit einem Jahrtausend mit Schweden und Dänemark in Fühlung stehen, zurückgedrängt und ein neudeutsches Element vorgeschoben, dem die Rassen- und Kulturgemeinschaft mit den nordischen Völkern wohl ins theoretische Verstehen, nicht aber in Fleisch und Blut übergegangen war.

Diese neudeutschen Repräsentanten unseres Volkstums sind nicht so gut befähigt, uns in besseren Kontakt mit den Skandinaviern zu bringen; ihr Auftreten hinterläßt in der skandinavischen Öffentlichkeit Reflexe, die ein ungünstiges Gesamtbild von unserer Nation ergeben. Die Westdeutschen, die dem Dänen und dem Schweden mehr vertraut sind, müssen wieder vor die Front, und das kann nur dadurch erreicht werden, daß man ihnen die eigene direkte Verkehrslinie gewährt, die sie auf Grund ihrer alten Beziehungen und ihres modernen Handels beanspruchen: die Fehmarnroute. Dadurch wird eine der wichtigsten Berührungsflächen, vor allem zwischen Deutschtum und Dänentum, hergestellt, für die Dänen zugleich eine Möglichkeit zu großzügiger, friedlicher Betätigung, von der eine beruhigende Rückwirkung auf den Streit in der Nordmark nicht ausbleiben würde.

Wenn der Schwerpunkt unserer gemeinsamen Beziehungen mehr ins Herz von Westdeutschland verlegt wird, ist eine engere Fühlung von Volk zu Volk sicher zu erwarten. Und die Zweckmäßigkeit einer solchen zwanglosen Fühlung, die keiner der beteiligten Nationen, auch nicht bei fortschreitender Demokratisierung der nordischen Staaten, Verpflichtungen auferlegt, wird niemand bestreiten können.

Mexiko.

Von

Graf Vay von Vaya und zu Luskod. E. A. S. M. — A. P.

I.

Eine entzückendere Landschaft als das Hochtal von Mexiko wird schwer zu finden sein. Seine einzigartige Lage, mehr als achttausend Fuß über dem Meere, mit weitgedehnten Seen und gigantischen Bergen ringsum, bleibt dem Besucher unvergeßlich. Kein Wunder darum, daß alle dahin reisenden, beginnend mit dem großen Humboldt, unermüdlich in ihren begeisterten Schilderungen waren; und ebenso erklärlich, daß ein derart bevorzugtes Tal die Menschheit aller Zeiten angezogen hat. Schon die Toltec haben sich hier niedergelassen, hier ihre Hauptstadt gegründet und an der herrlichen Stätte den Gipfelpunkt ihrer Blütezeit und Kultur erreicht.

Als Cortes mit seinen rauhen Leuten hier ankam, war er aufs höchste erstaunt über die gesittete Bevölkerung und ihre Bildung. Wo er glaubte, eine Wüste und Wilde zu finden, traf er auf ein Land und Verhältnisse, die in vielen Beziehungen den heimischen Einrichtungen überlegen waren: eine Hauptstadt mit umfangreichen Tempeln und reichen, von schönen Gärten und frischen Wassern umgebenen Palästen, eine dicht bevölkerte Umgegend, zahlreiche Dörfer am Ufer der Seen oder den Berghängen entlang.

Die Eroberer erkannten bald die Vorzüge dieser Lage. Alvarado, der berühmte General, der den ganzen Süden von Mittelamerika bezwang, errichtete hier sein Haus, das bis heute seinen Namen trägt und ein reizendes Vorbild kolonialen Stiles ist. Die Außenseite erscheint reich geschmückt, der Hof von schönen Säulen umgeben — alles in großzügigen Verhältnissen. Eine der Ecken wird von der Kapelle eingenommen, und im Hintergrunde liegt der kleine traute Garten. Ringsum laufende, mit bunten „azulejos“ [1]) bedeckte Mauern; die Mosaikkiesel, mit denen er gepflastert ist, geben ihm das Ansehen eines grün belaubten Saales. Hunderterlei altmodische Blumen entfalten ihre Farbenpracht, unzählige Knospen durchduften die frische Luft, und durch dichtes Blätterwerk gebildete Lauben werfen einen geheimnisvollen Halbschatten über diesen märchenhaften Ort.

Cortes ließ sich ein Landhaus in Coyoacan erbauen, das jetzt noch bewohnt wird und als Rathaus dient. Der sogenannte Palast ist ein niederes Gebäude, wie solche in Andalusien zu finden sind. Hier hielt der „conquistador“ seinen Hof nach der Besetzung des Landes, und hier auch wurde im Jahre 1521 die Kolonie Neu-Spanien gegründet, der Anfang so vielen Ruhmes.

[1]) Farbige Kacheln, von den Arabern in Spanien eingeführt.

Durch alle Jahrhunderte, bis in unsere Tage, ist Coyoacan einer der besuchtesten Orte geblieben. Da es nur einige Kilometer von Mexiko-City entfernt liegt, haben sich zahlreiche Familien daselbst niedergelassen. Schon zu Zeiten der Azteken, als der See von Texcoco sich bis hierher erstreckte und man im Kahn herankommen konnte, hatten die Großen des Landes ihre Sommerpaläste hier, und ebenso dehnen sich noch gegenwärtig diese Villenvororte weit in die Umgebung hinaus, einer anmutiger als der andere.

Besonders ragt unter diesen Vororten San Angel hervor. Mehrere Hundert Fuß über der Hauptstadt, bietet es eine unvergleichliche Aussicht. Das ganze Tal mit seinen schimmernden Wasserflächen weitet sich vor dem Blick. Im Hintergrund zeichnen sich die schneebedeckten Häupter der mächtigen Vulkane Popocatepetl und Iztaccihuatl gleich weißen Wolken scharf gegen den tiefblauen Himmel ab.

San Angel mit seinen schattigen Plätzen, seinen unter Blumen versteckten Häuschen kann als typisches Beispiel für ein spanisches Dorf zu den Zeiten der Eroberer gelten. Trotz der bescheidenen, selten ein Stockwerk überragenden Gebäude macht es mit der alten Karmeliterkirche, einem interessanten Denkmal aus vergangenen Jahrhunderten, einen großartigen Eindruck. Die ganze Umgebung zeigt einen altertümlichen Charakter, denn in diesem Lande ist jedermann noch in gewissem Sinne Landmann, besitzt beinahe jeder Bürger ein kleineres oder größeres Stück Boden. So ist der Ackerbau eine wichtige Beschäftigung geblieben, und die reichen Grundbesitzer verbringen mehrere Monate des Jahres in ihrer Hacienda.

Diese Farmen haben das Aussehen von Festungen. Von starken Mauern umgeben, ist ihr Umfang oft so groß, daß sie mehreren Hunderten oder Tausenden von Arbeitern Aufenthalt gewähren. Die Gebäude bilden eine Art Viereck mit weitem Innenhof. Im Mittelpunkt steht ausnahmslos die Kapelle, die häufig die Ausdehnung einer Kirche hat. Eingefaßt von zwei hohen Türmen und gekrönt mit einer großen Kuppel bilden diese Gotteshäuser die Wahrzeichen in der Landschaft, und zu den Festen der Schutzheiligen strömt die Bevölkerung von nah und fern herbei.

Die vornehmlichsten Pflanzungen sind der Kaktus und das Zuckerrohr. Weite Flächen sind damit in großen, gleichförmigen Vierecken bestanden, und nirgends beschattet ein Baum oder Gebüsch die unter der heißen Sonne brütende Landschaft. Aus dem Kaktus wird das Nationalgetränk, der berühmte Pulque, der Nektar der Mexikaner, bereitet. Seinen Ursprung verdankt er, wie es scheint, den Toltec, die davon so übermäßig genossen, daß ihr Niedergang teilweise der üblen Gewohnheit zugeschrieben wird. Die Azteken setzten den Gebrauch fort, und ebenso hat er sich bis heute erhalten. Die Folgen sind beklagenswert. Sowohl die spanischen Vizekönige wie die Präsidenten der Republik suchten durch gesetzliche Vorschriften das verderbliche Laster zu bekämpfen. Solange jedoch der Kaktus im ganzen Lande gepflanzt wird, und solange der Pulque eine der stärksten Einnahmequellen bildet, wird er auch in den Schenken verkauft und vom Volke massenhaft getrunken werden.

Ein anderer reizender Ort, nahe bei San Angel, ist Tlalpan. Vielleicht noch bedeutender als jener, jedenfalls noch offenkundiger, zeigt er den andalusischen Charakter. Nirgends habe ich anmutigere und sorgfältiger gehegte Gärten gesehen. Die kleinste Behausung hat ihr zierliches, mit duftenden Blumen gefülltes Gärtchen.

Tlalpan kannte unter den spanischen Vizekönigen glänzende Tage. Die „feria“ von Tlalpan, der jährlich um Pfingsten abgehaltene Markt, war berühmt. Der große Platz erinnert noch heute an die koloniale Zeit; auch die im Jahre 1532 erbaute Kirche ist eines der vielen, von den Eroberern errichteten Monumente.

Von den sonstigen Ortschaften in der Nähe der Hauptstadt verdient Tacubaya mit etwa fünfzigtausend Einwohnern genannt zu werden. Hier finden wir die ansehnlichsten Häuser. Beinahe ausnahmslos stellen sie den alten Typ der andalusischen Gebäude dar, niedrig und langgestreckt, die Zimmer auf eine Säulenreihe mündend, ganz von Gärten umgeben. Ihr altertümliches Aussehen gibt ihnen den vornehmen Charakter, und der größte Teil der Familien wohnt seit Generationen darin.

Dieser Anstrich einer respektablen Vergangenheit verleiht dem ganzen Ort einen unbeschreiblichen Reiz. Jedes Haus hat seine Geschichte, oder wenigstens seine Überlieferungen. Jedes könnte irgendwelche Erinnerungen aus ferner Zeit erzählen, und diese Traditionen, die oft bis in die Tage der Eroberung zurückreichen, werden mit Liebe bewahrt.

Unter den kirchlichen Monumenten des Tales von Mexiko war die Missionsanstalt Tepozotlan eine der bedeutendsten Gründungen der Gesellschaft Jesu. In der Tat ist das Seminario de San Martin eines der vollkommensten Werke kolonialer Architektur, und im Geschmack des Churrigueresque[1]) wird wenig Hervorragenderes zu finden sein. Die vollständig gemeißelte Fassade, wie die sorgfältig ausgearbeitete Innenausstattung zeigen überall den gleichen außerordentlichen Reichtum und den viel besprochenen Stil in seiner Vollendung.

Leider ist die Niederlassung seit lange unbewohnt, und nur die Steine erinnern an die einstige Blütezeit. Aber selbst so, einsam in der stillen Landschaft, macht sie noch den Eindruck von Größe, und niemand wird, ohne ergriffen zu sein, vor den düsteren Gebäudemassen von San Martin stehen.

Ein ähnliches verlorenes Paradies ist El Desierto. Dieses einst recht bedeutende Kloster, ein Ort der Sammlung und Zurückgezogenheit, in undurchdringlichen Wäldern verborgen, hoch an der Bergseite gelegen, wurde von Karmelitermönchen errichtet. In seinem verfallenen Zustand, besonders in der von einer weiten Kuppel überragten Kirche, zeigt es immer noch, daß die Erbauer wahre Künstler gewesen sind, wie übrigens die Mönche meist in jener Zeit. Neben den Gebäuden dehnen sich die reizenden Gärtchen aus, deren Anlagen sich durch die Jahrhunderte und trotz aller Plünderungen er-

[1]) Churriguera, der berühmte Architekt Spaniens, nach dem das lokale Barock benannt ist.

halten haben. Ihr geringer Umfang und die zierliche Anordnung mit dem Weiher in der Mitte geben ihnen ein Aussehen voll altmodischen Zaubers.

Als dunkler Hintergrund wirkt der weitgedehnte Wald, einer der wundervollsten des Landes. Ewig grüne Baumriesen drängen sich emporstrebend ringsum, bis zu den Gipfeln der Berge. Nirgends ist eine Lichtung sichtbar, keine menschliche Wohnung zu entdecken. Wenn es je einen verlassenen Ort gab, und ein Name ihn richtig bezeichnete, so hier diese einsame Ruine von El Desierto.

Chapultepec ist die aztekische Benennung für den Palast des Staatsoberhauptes, der sich auf dem Felsen am Ufer des großen Sees erhob. Von den Aztekenkönigen war es namentlich der feinsinnige Montezuma II., der diesen Herrschersitz künstlerisch schmückte; seine jetzige Ausstattung erhielt er größtenteils für den kaiserlichen Hofhalt von Maximilian, dessen Namenszug unter der Krone die Möbel noch tragen.

Alsbald nach seiner Ankunft beschloß Maximilian, aus diesem Platz ein zweites Miramar zu machen. Mit unbegrenzten Summen wurde an die Ausführung geschritten und die Landschaft ringsum in den herrlichsten Park umgeschaffen, von dem sich trotz aller seitherigen Verwüstungen immer noch viel erhalten hat. Bei jeder Wendung stoßen wir auf Überreste des früheren Glanzes. Hier schimmert ein Weiher, dort verbergen sich die Trümmer einer Wasserleitung im Waldesdunkel, und so ist Chapultepec auf seinem Granitsockel und umgeben von halbtropischen Gärten auch heute noch ein Märchenort.

Hier begann ich das Jahr 1912 und wohnte einem Empfang bei, den der damalige Präsident den Vornehmen des Landes, den Regierungspersonen und dem diplomatischen Korps gab.

Das Innere des Schlosses ist noch ziemlich gut erhalten. Reiche Vergoldung und übertriebene Verzierungen, wie sie unter Napoleon III. beliebt waren, zeigen den Geschmack des zweiten französischen Kaiserreichs; die Säle sind mit schweren gerafften Seidenstoffen und nachgeahmten Gobelins ausgestattet. Goldene Fransen und Quasten erhöhen den theatermäßigen Eindruck. Nach dem Prunk der Empfänge unter Maximilian und selbst noch unter Porfirio Diaz herrschte jetzt die größte Einfachheit. Die Eingeladenen erschienen in Straßenkleidern. Alles, was an Dienerschaft sichtbar war, bestand aus zwei Dienern in schwarzem Frack, die sowohl beim Ablegen wie beim Büfett, das nur Limonade und filtriertes Wasser bot, behilflich sein mußten.

Die alteingesessene Gesellschaft von Mexiko schien diesen Empfängen eines Emporkömmlings ferngeblieben zu sein. So sonderbar es klingt, Diaz wußte, obgleich er Revolutionär und aus dem Volk hervorgegangen war, nach dreißigjähriger Diktatur eine Art Aristokratie oder wenigstens Plutokratie des Landes um sich zu bilden. Dieser Kreis der Reichen steht dem jetzigen Präsidenten und seiner Politik feindlich gegenüber[1]).

[1]) Kurz nach diesem Empfang brach die Revolution auch in der Hauptstadt aus. Mein Hausherr von Chapultepec wie sein Gefolge wurden verhaftet und ermordet.

II.

Alle diejenigen, die das malerische Spanien, den eigenartigen Reiz andalusischer Städte kennen, werden finden, daß solche Städte wie Puebla und Morelia denen des Mutterlandes nicht nachstehen.

Sowohl ihr Plan als der Stil der Gebäude geben Zeugnis von einer Sicherheit des Geschmackes, die man sich nicht erklären könnte, wenn man nicht bedächte, daß die Eroberung des Landes gerade in Spaniens Blütezeit fiel und daß nicht allein dessen materielle Macht auf ihrem Höhepunkt stand, sondern auch das geistige Leben des Volkes sich in vollster Entwicklung befand. Ist es doch das 16. Jahrhundert, in dem das Genie des Volkes sich in all seinem Glanz entfaltete, in dem Männer wie Calderon, Cervantes, Velasques und Murillo ihre unsterblichen Werke schufen; und wenn die Städte Mexikos auch nicht durch die heimischen Meister selbst erbaut worden, so sind sie es doch durch deren Schüler und in ihrem Geiste.

Ich kam an einem sonnigen Nachmittag in Puebla an; die Luft, die ganze Natur waren durchtränkt von blendender Klarheit. Nirgends ein Schatten, nicht ein dunkler Punkt während all der Stunden, da die Sonne den Zenit durchläuft und das ganze Firmament in ihren heißen Strahlen badet. Alles um mich her, Stadt und Umgegend, Straßen und Plätze waren überflutet von leuchtendem Sonnenschein; wer sich von einer solchen Pracht, wie man sie sich strahlender nicht denken kann, einen Begriff machen will, muß selbst einmal auf der mexikanischen Hochebene gestanden haben, den Blick geblendet von der zauberhaften Landschaft mit ihren steilen Vulkanen, den weiten, felsigen Tälern, den ausgedehnten, schlafenden Seen.

Mitten in dieser sonnendurchleuchteten Landschaft glänzen aus der Ferne die Türme der Stadt, alle bedeckt mit schimmernden Azulejos. Diese Häuser und Kirchen aus Porzellan sind auf maurischen Einfluß zurückzuführen. Die Spanier haben die Verwendung des Fayencetons von den Arabern übernommen, und ihre konservative Veranlagung hielt sich unveränderlich von Generation zu Generation an die alten Vorbilder.

So ist Puebla für uns der vollständige Typus einer spanischen Stadt aus der Zeit der Renaissance. Sie macht einen überwältigenden Eindruck von Grandezza. Man glaubt in Andalusien zu sein, beim Anblick seiner geraden, mit herrschaftlichen Palästen geschmückten Straßen, seiner großartigen Häuserfassaden, seiner zahllosen Balkone, seiner vergitterten Fenster und der prächtigen, von Palmen und anderen tropischen Pflanzen beschatteten Plätze.

Vom Bahnhofe aus schlendere ich, planlos der Menge folgend, durch die Stadt, meine Schritte nach den höchsten und glänzendsten Kirchtürmen richtend. Welche Wonne, diese Spaziergänge ins Unbekannte! Alles ist mir neu, Stadt und Bewohner, eines so fremd wie das andere. Es ist das nämliche Gefühl, wie wenn man ein neues Buch durchblättert, hin und wider bei einzelnen Stellen länger verweilend, ein Buch, aufs reichste illustriert. Bei jeder Ecke bleibe ich stehen, den Anblick irgendeines bewundernswerten Monumentes zu genießen. Endlich komme ich vor einer reizenden Kirche an, die ganz bedeckt ist mit Porzellankacheln und vergoldeten Platten, Nuestra

Señora de Guadelupe. Das Innere der Kirche freilich ist mehr reich als schön. Zum Glück legt die herrschende Dämmerung einen milderen Schleier über zu krasse Einzelheiten, und das zarte Halbdunkel umhüllt sie mit einer zur Andacht stimmenden Atmosphäre.

Der Kirche gegenüber befindet sich La Plaza nueva, eine Art öffentlichen Gartens mit blühenden Beeten, in denen sich die ganze Schönheit tropischer Vegetation entfaltet. Dicht belaubte Bäume, blühende Sträucher, duftende Rosenkörbe entzücken das Auge. Es gibt nichts Anmutigeres, als die mexikanischen Gärten, denen die symmetrischen Anlagen, die mit Steinvasen und graziösen Statuetten geschmückten Rabatten ein altertümliches Gepräge verleihen.

Eine breite Straße führt mich nach der Stadt, wie es scheint, eine der besuchtesten Verkehrsadern, gutgepflastert, mit beinahe zu schönen, besser gesagt zu modernen Häusern. Ich wende mich zur Rechten und durchirre eine Straße nach der anderen, alle gleich breit und sauber. Sämtliche Häuser in denselben hellen Farben und reich mit Kacheln belegt.

Wenn auch die eigenartige Stadt im großen Ganzen unter dem Einfluß der Renaissance erbaut wurde, so fand doch eine Anzahl der Paläste erst später ihre Vollendung. Daher herrscht auch der bei den Spaniern so beliebte, reiche, gewundene, oft übertriebene, stets aber originell wirkende Barockstil vielfach vor.

Das Churrigueresque, wie man es hier nach seinem Meister nennt, hat sich in Mexiko noch prunkender, blendender entfaltet als in Spanien selbst und kann sich in Muschelwerk und Schneckenform gar nicht Genüge tun. In welche Städte wir auch kommen, überall tritt es uns bei den hervorragenden Gebäuden entgegen. Diese reichen Paläste, diese großartigen Klöster mit ihren Kreuzgängen, die herrlichen Kathedralen mit ihren hohen Türmen, alles zeigt die gleichen komplizierten Zeichnungen, die gleiche Vorliebe für plastische Ornamentik. So könnte diese Art des Barocks als Nationalstil gelten, denn kein anderer ist durchgedrungen oder in Aufnahme gekommen. Auch sind die Liebe zur Verschwendung und zum Prunk, der Hang zum Pittoresken in der Architektur charakteristische Züge für die Bevölkerung. Das mexikanische Barock hat sich demgemäß auch nach einer ganz speziellen Richtung entwickelt. Neben seiner Verschwendung in der Ornamentik, seinen oft übertriebenen Reliefs, besitzt es eine besondere Eigenart in der lebhaften Farbenzusammenstellung. So zeigen die Fassaden oft den berühmten roten Stein von Chalco, indessen für die Säulen und Friese der gelbliche Kalkstein gewählt wurde. Das Erdgeschoß besteht fast vollständig aus Porzellan. Stein wird nur zur Umrahmung von Türen und Fenstern verwendet und ist stets mit Bildhauerarbeit versehen. Ein wahres Kleinod unter den Häusern Pueblas ist das entzückende „de Alfenique“ (Lebkuchen) genannte. Ich will damit nicht sagen in rein künstlerischem Sinne, doch macht das Häuschen mit seinen steinüberdachten Balkonen, seinen reichen Reliefdekorationen und dem schweren Schmiedeeisenschmuck einen unvergeßlichen Eindruck. Wohl kann diese Bauart vom rein künstlerischen Standpunkt aus zu wünschen übrig lassen; aber unter

der Strahlenglut dieses Himmels, im schmeichlerischen Lichte der tropischen Sonne hat sie doch etwas unendlich Anziehendes.

Die Kathedrale ganz besonders ist der Glanzpunkt Pueblas. Beinahe ebenso groß wie die der Hauptstadt, kennzeichnen wenige Bauten treffender und vollständiger den Geist ihrer Zeit. Der Entwurf stammt aus der Hand des berühmten Baumeisters des Escorial, Juan Herera, und dies allein genügt, uns die meisterhafte Vollendung der großartigen Schöpfung zu erklären. Und großartig in der Tat ist dieser Dom; die Proportionen der Fassade, das erhöhte Kirchenschiff, die prächtige Kuppel des Mittelbaues, alles wirkt gleich erhaben. Ganz aus dunkelfarbigem Stein errichtet, ist das Material von schönster Qualität, die Arbeit bewundernswürdig ausgeführt, der mächtige Bau in seiner Gesamtheit ein sprechendes Zeugnis der nationalen Macht jener Tage.

Nach den Urkunden des Domkapitels hat der Bau Millionen gekostet, doch ist das Geld im Neuen Spanien niemals in Betracht gezogen worden und ganz besonders nicht in der Stadt Puebla, die als eine der reichsten Mexikos gilt. Ihr Wohlstand zeigt sich überall, sogar in den sonst in diesen Breitengraden gewöhnlich vernachlässigten öffentlichen Gebäuden, deren hervorragendstes die Hochschule ist. Der quadratförmige Bau, das ehemalige Jesuitenkloster, steht nach vier Seiten frei. Wie alle Bauten dieses Ordens, fällt er durch seine Vornehmheit ins Auge. Der innere Hof mit seinen doppelten, von schönen Bogen überragten Säulenreihen aus Quadersteinen kann als vollkommenes Bild für die Epoche gelten.

Überall stoße ich auf Bauwerke, die mich den Schritt hemmen lassen, auf offene, in das kunstvolle Innere Einblick gewährende Türen, auf wundervolle Kirchen mit schlanken Türmen und glänzenden Fliesen als Dachbedeckung. Spiegelblanke Fliesen, leuchtende Farben überall. Einrahmungen, Häuserfassaden, Kuppeln und Kirchtürme haben metallischen Reflex, als wären sie in Feuer vergoldet.

La Plaza de la Constitution bildet den Mittelpunkt der Stadt. Unvergängliches Grün beschattet den mit seltenen Pflanzen geschmückten, rechtwinkligen Platz. Sorgfältig gepflegt und voll duftender Blumen, ist er eine wirkliche Erholungsstätte, ein Saal unter freiem Himmel in des Wortes voller Bedeutung. Hier, wo alle Welt zusammenkommt, fühlt sich ein jeder, der Arme so gut wie der Reiche, behaglich und wie zu Hause. Die Zeit des Sonnenunterganges ist die Stunde, in der es scheint, als hätte sich die ganze Stadt bei den Klängen der Musik hier Rendezvous gegeben. Aber auf Etikette wird selbst in diesen volkstümlichen Versammlungen im Freien auf das strengste geachtet, und sogar die Jugend benimmt sich mit einer Haltung, wie sie am Hofe des Vizekönigs nicht strenger hätte beobachtet werden können. Die feinen Sitten der alten Spanier haben sich bis zum heutigen Tage fast ganz erhalten. So derb sie auch anderswo mit der Zeit geworden, in Mexiko ist das Benehmen unendlich höflich geblieben. Der einfachste Peon (Bauer) begegnet uns mit vollendeter Artigkeit, und die Manieren des besseren Bürgerstandes sind geradezu bestechend. Ihr besonderer Luxusartikel ist das Pferd.

Die einen prunken mit ihren eleganten Equipagen, andere lassen ihr Vollblut, überladen mit prächtigem gold- und silberstrotzenden Sattelzeug, durch die Straßen traben. Der Reiter selbst trägt das unter dem Namen Charo bekannte Kostüm mit kurzer Jacke und großem Hut, das dem Mexikaner sein charakteristisches Aussehen gibt, wie das Ziegenfell dem römischen Landbewohner. Es ist die nationale Tracht für Reiche wie Arme, für den begüterten Grundbesitzer nicht minder als seinen bedürftigen Hirten. Man erzählte mir, daß selbst Kaiser Maximilian, wenn er ausritt, seinen Charo und dazu den großen Sombrero trug, auf den der Mexikaner sich mehr einbildet, als der Wilde auf seinen Federschmuck.

Dieser riesige mexikanische Hut stellt oft ein wirkliches Vermögen dar. Sein Preis schwankt zwischen fünf und mehreren Hundert Pesos. Der einfachste Arbeiter, dessen ganze Bekleidung nur in Hemd und Beinkleid besteht, trägt eine Kopfbedeckung von dreißig bis fünfzig Mark, das oft sein ganzes Hab und Gut ist, das einzige Besitztum, das er in bösen Zeiten nach dem Pfandhaus bringt.

Der Promenade gegenüber erhebt sich La Casa de Municipal, ein moderner Bau mit allzu reicher Ornamentik, dessen Anblick indessen durch die Arkaden des Erdgeschosses gerettet wird. Der ganze Platz ist mit Bogengängen umgeben, unter denen sich die elegantesten Läden der Stadt befinden und die Zuckerbäcker und Eislieferanten ihre Waren ausbreiten. Und wären sie in noch viel größerer Anzahl vertreten, so würde es ihnen doch nicht an Kundschaft fehlen. Nirgends auf der Welt wird mehr Zuckerwerk verzehrt als hier, aber auch nirgends sieht man in solcher Mannigfaltigkeit alle Arten von Bonbons. Auf ein Mittagsmahl wird hier wohl einmal verzichtet, niemals aber auf Kuchen und auf Zigaretten.

In den Häusern sind, wie fast überall in den heißen Ländern, kaum die notwendigsten Gebrauchsgegenstände vorhanden. Was in den nördlicheren Zonen als unerläßlich gilt, ist hier beinahe überflüssig. Räume ohne Fenster und Türen können vollkommen genügen. Auch das Mobiliar ist auf ein Minimum beschränkt. Das Leben spielt sich mit Vorliebe im Freien ab, und oft besteht die ganze Wohnung des Eingeborenen in einer Binsenmatte, die ihm als Bett dient. Er breitet sie aus und legt sie auf die Erde, da, wo er sich gerade befindet, unter einem schattigen Baume im Schutz eines Hausganges oder eines Gewölbes. So weiß auch der Gebieter niemals, wo seine Untergebenen schlafen; diese Menschen leben noch beinahe wie die Vögel in den Zweigen.

In der klaren Nacht erscheinen die Kirchtürme und die Kuppeln aus Fayence in einem anderen Licht. Die Porzellanstadt wirkt noch seltsamer, ihr metallischer Glanz wird noch intensiver. Dann erhält Puebla ein geheimnisvolles Aussehen, die Einzelheiten verschwinden, das Prosaische verhüllt sich, das Malerische allein bleibt. Die zu den Füßen der weißen Vulkane gelagerte Stadt erscheint mir wie die Illustration zu einem alten Madrigal.

Es ist begreiflich, daß der Pueblaner stolz auf seine Stadt ist. Wohlhabend, ja oft sehr reich, stammt er meistenteils von den ehemaligen Ein-

wanderern der ruhmreichen Zeiten ab. Seit den Tagen der Eroberung bis zur letzten Revolution war er Zeuge vieler dramatischer Ereignisse. Sowohl damals als während der Freiheitskriege spielte Puebla eine große Rolle, und die Armeen unter Iturbide, Santa-Anna, Juarez und Diaz haben nacheinander vor seinen Mauern gestanden.

Eine große Zahl der Stadtbewohner sind spanische Untertanen geblieben. Viele reiche Land- und Bergwerksbesitzer halten treu zu der Erde, auf der die Wiege ihrer Vorfahren gestanden; sie begeben sich alljährlich nach Kastilien oder Andalusien und stehen mit der iberischen Halbinsel fortwährend in enger Verbindung. Auch auf dem Lande werden wir vielfach an die Gegenden des Guadalquivir und der sonnigen Vega erinnert. Dort am Fuße der Sierra Nevada wie hier am Fuße des Nalinzin fällt die Gleichartigkeit des Ackerbaues ins Auge. Die zerstreut umherliegenden Haciendas mit ihren hohen, mit Schießscharten versehenen Mauern sind ebensoviele weiße Festungen. Ihre kriegerische Ausrüstung ist sehr berechtigt, denn diese Gehöfte sind in steter Gefahr, durch Banditen angegriffen und ausgeplündert zu werden. Hier herrscht noch das Mittelalter. Wie die Landschaft ihre ursprünglichen Schönheiten bewahrt hat, so behalten auch die Menschen, diese Naturkinder, ihre primitiven Instinkte. Bei ihrer im Grunde vornehmen Gesinnung fallen sie doch häufig in ihre Wildheit zurück. So sanftmütig und liebenswürdig ihr Charakter im allgemeinen ist, so erregbar sind sie bei der geringsten Ursache, und einmal in Zorn geraten, kennt ihre Leidenschaft keine Grenzen.

Landessitte, „Costumbre del pais“ ist die Antwort auf viele Fragen. Die ganz verschiedene Beschaffenheit des Bodens und des Klimas mußte auch besondere Wirkungen zeitigen. Andere Länder, andere Sitten. Aber gerade die Besonderheiten eines fremden Landes üben den größten Reiz aus; was uns am stärksten interessiert und fesselt, das sind eben diese „Costumbres del pais“.

III.

Unter allen Städten Neu-Spaniens übertrifft keine an Reiz Morelia. Wohl ist Guadalajara größer, Cuernevaca romantischer, Guanaqueto höher gelegen; jedoch die vornehmste unter ihnen ist Morelia.

Während meines Aufenthaltes dort fand die Installation des neuen Erzbischofs statt. Sie bot Gelegenheit zu großer Prachtentfaltung; sämtliche Häuser waren mit Girlanden verziert; lustig flatterten die Fahnen in der klaren Luft selbst; die Sonne half mit, das Fest zu verschönen, und vergoldete Stadt und Volk mit ihren glühenden Strahlen. Der Vizekönig Don Antonio de Mendoza hätte Grund gehabt, sich seiner Schöpfung zu freuen. Auch Morelia besitzt, wie alle anderen Städte Mexikos, im Mittelpunkt eine prächtige Kirche mit blühenden, von Spazierwegen durchzogenen Gärten zu beiden Seiten. Diese Kathedrale von Morelia ist eine der größten und schönsten im ganzen Lande. Vollständig aus Trachyt gebaut, und in ihrem wunderbar ausgeführten Renaissancestil, ist nichts an ihr gespart worden, um für diese neue Stadt, die berufen war, ein Mittelpunkt des mexikanischen Adels zu werden, einen würdigen Dom zu errichten.

Die Mendozas waren gewaltige Herren, und Don Antonio scheint diesen Familienzug geerbt zu haben. Seine Stellung als Vizekönig des neuen Spaniens gab ihm unbeschränkte Gelegenheit zur vollsten Entfaltung seiner Prunkliebe.

Ein Vizekönig besaß in damaliger Zeit in jenen fernen Kolonien die Allgewalt eines Autokraten. Der Mangel jeglicher raschen Verkehrsverbindung und die Unmöglichkeit jeden Einschreitens von außen sicherten ihm unbeschränkte Vollmacht und boten ihm die Möglichkeit, überall seinen Willen durchzusetzen. War er dabei ein tüchtiger Staatsmann, so konnte er nirgends ein günstigeres Schaffensgebiet finden, als in den zahlreichen und wertvollen überseeischen Besitzungen. Die zu solch hoher Würde Berufenen waren zumeist hervorragende Männer, und wenn nicht, so doch aus den führenden Kreisen, den vornehmsten Familien erlesen und in sorgfältigster Pflege von früher Jugend an zum Verantwortlichkeitsbewußtsein erzogen. So dunkle Seiten auch die Kolonialverwaltung Spaniens haben mag — wie sie übrigens die kolonialen Bestrebungen aller Länder haben —, zu ihrer großen Zeit war sie ausgezeichnet. Noch heute legen die Überreste der Schöpfungen jener Statthalter und Vizekönige Zeugnis von ihrer Energie und Tüchtigkeit ab.

Auch Antonio de Mendoza war einer dieser Männer. Von hohen Ideen beseelt und mit der Kunst vertraut, wollte er eine Stadt nach seinem Herzen erbauen und wählte dazu die von mächtigen Bergen eingeschlossene, auf einer Anhöhe des fruchtbaren Tales Guayangares gelegene Ebene, von der sein Zeitgenosse Diego Bassalenque sagt: „Der Vizekönig Mendoza fand eine bezaubernde Lage für eine Stadt, die die sieben Vorzüge besitzt, welche Plato für eine solche als notwendig erklärt. Und er gründete eine Stadt mit dem Namen aus seinem eigenen Heimatland, Valladolid. Er vereinigte in ihren Mauern als Bürger einige der edelsten Leute, die in der Welt gefunden werden konnten, so daß mit einmal eine kleine, aber sehr vornehme Stadt entstanden war."

So ist Morelia, wenn nicht die größte, so doch die stolzeste Stadt Mexikos geworden. Die Häuser, wenn auch im allgemeinen einstöckig, sind dennoch wahre Paläste. Jene Leute verstanden ein Vermögen weise zu nutzen. Anstatt Reichtümer zusammenzuscharren und bereits kolossale Summen noch zu vermehren, zogen sie es vor, im vollen Genusse ihres Besitzes als große Herren zu leben. Darin besteht wohl eine der hauptsächlichsten Verschiedenheiten zwischen dem Norden und dem Süden Amerikas. Hier haben selbst die geringsten Ortschaften etwas Würdiges, und alle Häuser, auch die kleinsten, sehen anmutend und freundlich aus. In den Vereinigten Staaten dagegen weisen selbst die Stadtviertel der Milliardäre trotz ihres enormen Wertes sehr gewöhnlich erscheinende Bauten auf. Die einfachste Straße Morelias wirkt herrschaftlicher, als die eleganteste New-Yorks.

Die schönsten Gebäude sind in der Calle Real: eine ununterbrochene Reihe reizender Paläste, dazwischen da und dort eine Kirche oder ein schattiger Platz. Ein Kleinod in seiner Art mit originellen Türmchen und Statuetten ist das Regierungsgebäude, das ehemalige Seminar; ein Muster-

bild des Kolonialgeschmackes der Justizpalast. Nicht minder geben dem vollständig aus Quadersteinen errichteten städtischen Rathaus seine übereinanderliegenden Säulengänge ein echt hispano-moreskes Aussehen.

Über die Innenhöfe (patios) müßte ein besonderes Kapitel geschrieben werden. Auch sie stammen aus der Zeit der Mauren und kennzeichnen die spanische Architektur in außerordentlich typischer Weise. Das Kostbarste an Material und an Arbeit enthaltend, bilden sie gewissermaßen die Verbindung zwischen dem Innern und dem Äußern des Hauses. Neben ernsten, strengen, aus dunklem Stein erbauten Höfen erblicken wir andere, phantastische, bei denen die feinsten Meißelarbeiten die Säulenbogen und Kapitäle bedecken. Die Mitte nimmt stets, wie bei den Arabern, der Springbrunnen mit seinen vollen klaren Wasserstrahlen ein. Überall blühen Blumen in köstlichen Vasen, duftende Rosen, Jasmin, Heliotrop, Azaleen, Nelken, Pensées, Vergißmeinnicht. Von den Gewölben der Säulengänge hängen Blumenkörbe voll prächtiger Orchideen herab. So vereinen sich Blumen und Pflanzen, um den architektonischen Reiz Morelias zu erhöhen.

Ein ganz im Geschmack unserer Großväter angelegter Hain, mit Ausblicken auf die Berge, sorgfältig beschnittenen grünen Laubwänden und diskret miteinander abwechselnden Lauben und Skulpturen, ist am Eingang in die Stadt das Bosque San Pedro. Wie Morelia selbst, umschwebt auch diesen Park ein gewisses Etwas von Intimität und Förmlichkeit, von Grandezza und Gemütlichkeit zugleich. Stolz und doch gemütlich, die beiden Charakterzüge dieser alten Stadt sind echt spanisch. Nirgends nimmt die Aristokratie eine höhere Stellung ein, als in Spanien, aber auch nirgends steigt sie lieber zu den Niedriggeborenen hinab. Ein spanischer Grande durfte sich in jeder sozialen Sphäre bewegen, ohne dadurch an seinem Ansehen einzubüßen.

Mit seinen prunkhaften Palästen, seinen vornehmen Kirchen und altmodischen Gartenanlagen trägt Morelia so ganz den Stempel des „ancien régime“, als wenn es niemals im Mittelpunkt revolutionärer Bewegungen gestanden hätte. Umsonst hat man seinen Namen „Neu-Valladolid“, den es bis ins 19. Jahrhundert trug, nach demjenigen des 1765 innerhalb seiner Mauern geborenen, berüchtigten Insurgenten José Maria Morilos umgeändert, der als Führer die Revolte in das neue Spanien getragen hat. Auch der erste Kaiser von Mexiko, der berühmte Augustin de Iturbide, hat in Morelia das Licht der Welt erblickt, ebenso wie Mechor Ocampo und so viele andere in der Geschichte des Landes berühmte Persönlichkeiten. Von mancher Katastrophe könnte die Stadt erzählen. Oft belagert, ist ihre Bevölkerung während der Revolution fast dezimiert worden. Immer aber erhob sie sich wieder aus der Asche, und als ob nichts ihr hätte schaden, nichts ihren Reiz hätte zerstören können, erscheint Neu-Valladolid auch heute noch unserem Auge wie eine Gemme aus dem goldenen Zeitalter der Renaissance.

IV.

Die Gärten und Blumen im Tale des Guadalquivir sind bis in die Gegenwart viel gerühmt, und die Spanier haben den nationalen Sinn dafür

auch in das neu eroberte Land übertragen. Sie legten die ersten Gärten an und pflanzten die Lieblingsblumen aus der heimatlichen Erde hinein. Das ausgezeichnete Klima und der fruchtbare Boden ließen jeden Versuch gelingen. Bald wurden die Gärten von Mexiko kleine Paradiese. Ihre Blumenpracht in der strahlenden Sonne ist einzig. Sie gleichen einander fast ausnahmslos in der Anlage, sind regelmäßig in Vierecke eingeteilt und beinahe immer diagonal gezeichnet. Diese Vierecke, manchmal auch Dreiecke, werden von sorgsam geschnittenem Buchs oder auch von Myrten eingefaßt und machen den Eindruck eines Labyrinths. Die schmalen Wege sind mit verschiedenartigen Kieselsteinen oder leuchtenden Plättchen gepflastert und geben dem Ganzen den Anblick eines Saales.

An den Kreuzungsstellen werden Vasen, Statuetten und vor allem Springbrunnen angebracht. Ein Garten ohne spielende Wasser wäre unvollständig. Auch dies, die hohe Schätzung frischen Wassers, ist eine der zahlreichen Erinnerungen an orientalische Kultur. Ganz wie in Sevilla, Granada oder Damaskus finden wir in den Städten von Mexiko neben den öffentlichen Brunnen auch die klassischen Wasserverkäufer mit den schimmernden Metallgefäßen auf dem Rücken, mit Klappern in der Hand die Aufmerksamkeit erregend.

Eines Besuches besonders wert sind die Blumenmärkte. In der Hauptstadt Mexiko werden sie neben der Kathedrale abgehalten. Um einen runden Pavillon stellen sich die Gärtner auf und breiten vor sich aus, was die Kunst ihrer Industrie hervorzubringen vermag. Nie habe ich eine gleiche Fülle von Rosen in allen Farben, von riesigen Azalien, verschiedenerlei Dahlien und Nelken aller Schattierungen gesehen, und kaum je solche Massen von Blumentöpfen, Sträußen, Kränzen, Girlanden und Gebinden jeder Art, wie sie hier täglich ausgestellt sind.

Die Ankunft der Karren und Schiffsladungen mit Blumen und Pflanzen, die jeden Morgen nach der Stadt gebracht werden, ist ein fröhliches Schauspiel. Am malerischsten wirken die großen Barken, die den langen Kanal herunter die Erzeugnisse der schwimmenden Gärten von Xochimilko bringen. Unter so vielen Eigentümlichkeiten der Hauptstadt sind diese schwimmenden Gärten nicht die am wenigsten merkwürdige. Xochimilko ist das mexikanische Venedig. Hier stehen die Häuser wie in der Königin der Adria auf Pfählen im See, und Gärten sind auf Flächen von Grund errichtet, der durch Wurzeln künstlich gehalten wird.

Neben den Blumenhändlern von Xochimilko haben die Vogelverkäufer ihre mit den seltensten Vögeln gefüllten Käfige aufgestellt. Auch das Naschwerk fehlt nicht, und an den Straßenecken laden die Pulqueria (Schenken) die Vorübergehenden zu einem Glase Kaktuswein ein.

All das geht seinen unveränderten Gang fort. Allerdings hat die Szenerie gewechselt, aber die Handlung ist im wesentlichen dieselbe geblieben, und in dieser Hinsicht bietet Mexiko ein unbegrenztes Ausbeutungsfeld. Von den Ufern des Atlantischen bis zum Stillen Ozean ist es mit Reliquien aus seiner bewegten Vergangenheit bedeckt. Die bedeutendsten archäologischen

Funde wurden in der Hauptstadt selbst ausgegraben. Noch immer trifft man überall leicht beim Durchsuchen der Erde auf interessante Bruchstücke, denn die Aztekenstadt war außerordentlich reich an Monumenten, und deren Steine wurden größtenteils von den Spaniern zu den Fundamenten ihrer Neubauten verwendet.

Die beiden wichtigsten Denkmäler, der Kalenderstein und der Opferstein, wurden auf dem Plaza Zocali gefunden. Der kolossale Kalenderstein aus Porphyr, der einem ungeheuren Mühlrad gleicht, wog ursprünglich mehr als fünfzig Tonnen, und man fragt sich, mit welchen mechanischen Mitteln ein Block von solchem Umfang bewegt werden konnte. Wenn man erwägt, daß die Indianer weder Ochsen noch Pferde hatten, so muß der Transport wie heute noch in gewissen Gebieten Zentralasiens und vor allem bei den Chinesen mittels einer wunderbaren Verflechtung von Seilen vollführt worden sein.

Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus ist dieser Stein eines der wichtigsten Dokumente indianischer Kultur. Die Scheibe von zwölf Meter Durchmesser stellt im Mittelpunkt in einem mächtigen Götzenkopf mit wilden Augen und heraushängender Zunge die Sonne dar. Ringsum laufen in regelmäßiger Anordnung die Zeichen des Zodiac. Danach sind die Monate und Tage verzeichnet und die vier Elemente: Luft, Feuer, Wasser und Erde. Die Einteilung ist so sinnreich getroffen, daß das Ganze eine Art riesiger Sonnenuhr bildet und bis zu einem gewissen Grad an die in Nürnberg oder in Italien im 15. und 16. Jahrhundert verfertigten Sonnenuhren erinnert.

So merkwürdig der sonderbare Stein an sich nun ist, weit interessanter noch ist die Tatsache einer derartig genauen astronomischen Kenntnis bei diesen abgeschiedenen Völkern. Die Azteken müssen demnach eine ziemlich vorgeschrittene Kultur besessen haben. Ihre praktischen Einrichtungen erstaunten mit Recht die Europäer. Die Verwaltung des Landes war sehr gut organisiert. Das Heer zeigte eine geschickte und tüchtige Zusammensetzung. Die Verbindungswege befanden sich in ausgezeichnetem Zustand; selbst eine Art regelmäßigen Postdienstes war eingerichtet. Ob sie eine Literatur besessen haben, ist zweifelhaft. Eine Meinung geht dahin, daß ihre schriftlichen Erzeugnisse verloren sein müssen und nur ganz wenig Unbedeutendes gerettet wurde. Die andere nimmt an, daß das, was die verschiedenen Indianerstämme von Astronomie und Astrologie wußten und übten, nur Fragmente einer noch älteren Kultur sind, die ihren Vorfahren in fernen überseeischen Ländern angehörte.

Der Opferstein, ein ungeheurer Trachytblock, ist das traurige Denkmal einer Zeit, da der Kannibalismus unter den Indianern noch weite Verbreitung hatte. Um eine tiefe Höhlung inmitten des Steines zur Aufnahme des Blutes laufen Arabesken, wie vermutet wird, astronomische Zeichen. Daneben Figuren, die den verschiedenen, durch den König Tizoc besiegten Indianerstämmen angehören. Dieser Herrscher, in der Reihe der siebente, stiftete den Stein zu Ehren des Kriegsgottes, um die zahlreichen Gefangenen zu töten und die eigenen Siege in Erinnerung zu bringen. Diesen Kriegsgott stellt das in Chapultepec aufgefundene Monument des Huitzilopochtli dar. Es ist ein entsetzliches

Götzenbild, je zur Hälfte ein Mann und eine Frau mit abstoßenden Gesichtszügen, ein Gott, der blutige Opfer, Tortur und Mord verlangte und zugleich Schutzheiliger der aztekischen Nation war. Wer aber könnte Spuren dieser Kombination im Charakter der heutigen Bevölkerung verkennen, die sich in beständigen Revolutionen und Metzeleien selbst zerfleischt?

V.

Ein Aufenthalt in der Hauptstadt bietet kaum gesellschaftliche Annehmlichkeiten. Weder das politische noch das soziale Leben üben irgendwelche Anziehung aus: das eine ist zerrüttet, das andere oberflächlich. Mexiko in eine amerikanische Stadt umzuwandeln, scheint das erstrebte Ziel, Chicago mit seinen maschinellen Einrichtungen und Fabriken das bewunderte Vorbild zu sein. Der Einfluß der Vereinigten Staaten nimmt unaufhaltsam überhand. In der Hauptstadt allein wohnen über vierzigtausend Yankees. In manchen Vierteln hört man nur englisch reden. Alle, die sich daheim keine Existenz zu gründen vermögen und denen ihr weites Vaterland zu eng wird, scheinen sich über die Grenze hierher zu retten. Vielerlei Unternehmer, Durchgänger schlimmster Art, Personen aller Klassen und jedes Alters suchen ihr Glück bei den verborgenen Schätzen der berühmten Hauptstadt des Montezuma zu machen.

Wenn es interessant ist, die an Erinnerungen reichen Armenviertel der indianischen Arbeiter zu durchstreifen, so bietet die amerikanische Neustadt nichts der Art. Die künstlerischen, malerischen Elemente fehlen gänzlich. Es ist ein dürrer und harter Boden, der in der strahlenden Sonne von Tenochtitlan beinahe unerträglich wird.

Als erstes gilt das New Porter Hotel; aber es ist schwer, demjenigen, der nie in den Vereinigten Staaten war, eine Beschreibung davon zu geben. Vor allem zählt es zu jenen Häusern, in denen eine falsche Pracht die Bequemlichkeit ersetzt; wo tausenderlei Dinge geboten werden, die man nicht verlangt, jedoch solche fehlen, die man nötig hätte.

Diese Hotels sind für andere als wohlerzogene Leute gemacht. Alles lebt daselbst durcheinander in der „Hall". Der eine raucht, der andere speist; in einer der Ecken geht es her wie in einer Schenke; bei Gin, Whisky und Cocktail werden Geschäfte gemacht. Die Halle der amerikanischen Hotels dient zu allem. Besuche werden empfangen, Stiefel werden geputzt. Die einen treiben Manicure und die anderen, mit den Beinen in der Luft, beobachten die Vorübergehenden, und dabei scheint jedermann sich vollkommen behaglich und zufrieden zu fühlen. Das gemeinschaftliche Leben ist bei den Yankees an Stelle des traulichen getreten. Die Hotelbar hat das Heim ersetzt. Personen, unter den verschiedensten Lebensbedingungen geboren und nur durch den Sinn für das Geld zusammengeführt, begegnen sich hier. Sie streben allein danach, Vermögen zu gewinnen; alles andere ist ihnen gleichgültig. Nichts außerhalb der Geschäfte interessiert sie. Diese Art von Menschen, so wohlbekannt bei den Rennen, in den Handelsstraßen oder auf den Eisenbahnen in Amerika, hat sich zu einem ganz besonderen Typus ent-

wickelt. Ihr Äußeres ist schwerfällig, der Schnitt ihrer Kleidung ständig der gleiche und eine Karikatur der englischen Mode. Die plumpen Schuhe haben übertriebene Formen und sind stets fertig gekauft. In der Krawatte und an den Fingern stecken Diamanten oder wenigstens Straßsteine. Kurz, sie zeigen den Aufwand der Emporkömmlinge.

Selbstverständlich war ein derartiger Einfluß keineswegs vorteilhaft für die mexikanische Hauptstadt. Auch ihr äußerer Anblick verlor dadurch. Neben den ungeheueren neuen „sky scrapers" nehmen sich die alten Renaissancepaläste sonderbar aus und vergrößern durch den Kontrast die Unschönheit der Riesenbauten. Ähnliches wäre über die aus den Vereinigten Staaten übernommenen Sitten und Gebräuche zu sagen, die sich immer mehr durchzusetzen scheinen. Die zahlreichen, durch unermüdliche Reklame beliebt gewordenen amerikanischen Geschäfte möblieren die Häuser, kleiden die Bewohner, und immer mehr, infolge des Eindringens aus dem Norden, beginnt die starke, eigentümliche Lokalfarbe zu verblassen. Neben den neuen Einrichtungen verwischen sich die charakteristischen Züge, die ganze Stadt verwandelt sich mehr und mehr, bis sie eines Tages all ihre Anziehungspunkte, ihren ganzen Reiz vollständig verloren haben wird.

Wenn man noch etwas Charakteristisches in der Hauptstadt finden will, muß man in ihre Vororte gehen. Wie der Peon oder mexikanische Bauer noch jetzt das alte Indianisch, vor allem die Aztekensprache spricht und in einsamen Bergen oder Urwäldern ziemlich wie vor Jahrhunderten lebt, so wird man auch hier Szenen begegnen, die an die Beschreibung von Augenzeugen der ersten Eroberung erinnern. Die Indianerinnen tragen hier wie einstens ihren bunten Kopfputz, wenn sie nicht einmal Lumpen haben, um sich zu bedecken. Viele besitzen gar keine Wohnung und verbringen die Nächte da, wo sie sich am Abend befinden. In den vornehmsten Vierteln dienen die Haustüren und Säulengänge als improvisierte Schlafräume. Und selbst in guten Häusern haben die indianischen Dienstboten oft keine eigentlichen Zimmer, sondern schlafen in den Gängen, unter den Toren oder auf dem Dach.

Diese unterwürfigen, gutmütigen Leute sind leicht zu befriedigen und werden darum noch heute, nach so vielen Generationen, vielfach schlecht behandelt und ausgenützt. Obgleich nicht unbegabt von Natur, leben sie doch gleichgültig von einem Tag auf den anderen dahin. Die Verhältnisse und das Klima haben sie träge gemacht. Sie besitzen keinen Ehrgeiz und wollen sich das Dasein nicht unnötig erschweren, da sie das unbedingt Nötige leicht erreichen können. Bei dem Vergnügen des dolce far niente genießen sie die sonnige Natur.

VI.

Wie man sich nun auch die Zukunft Mexikos vorstellen mag: sie wird mehr und mehr durch den Einfluß der Vereinigten Staaten beherrscht werden. Die amerikanischen Kapitalisten finden dort den günstigsten Boden für die Anlegung ihrer Millionen. Ihre Syndikate erwerben alles verkäufliche Terrain in der Hauptstadt sowohl wie in den Provinzen. Sie kaufen große Besitzungen, machen sich zu Eigentümern der Bergwerke und werden nach und

nach zu Herren des Landes. Ebenso verhält es sich mit Handel und Gewerbe. Der hauptsächlichste Bestand der Läden kommt aus Chicago, Pittsburg, Philadelphia, St. Louis und anderen Manufakturzentren Nordamerikas. Die Fabriken und industriellen Unternehmungen sind großenteils in den Händen der Yankees; ihnen gehören auch die Eisenbahnen, wenngleich sie dem Namen nach „national" sind. Wie der Markt ganz offenbar von ihnen abhängig ist, so macht in der Politik der Wille des Kabinetts von Washington sich latent fühlbar.

Die Journale der Opposition behaupten ohne jeden Vorbehalt, daß die gegenwärtigen Unruhen zumeist durch Agenten der Vereinigten Staaten angestiftet worden sind, und daß die augenblickliche Lage der ihrer Intervention im vorigen Jahrhundert gleiche — einer geschickten Intervention, die ihnen den Besitz von Texas, Neu-Mexiko und Kalifornien einbrachte.

Nicht wenige Mexikaner, und sogar gute Patrioten, gehen so weit, zu gestehen, daß die amerikanische Besitzergreifung kein Unglück wäre, daß sie der inneren Zerrüttung ein Ende machen und die Wohlfahrt des Landes unter dem Sternenbanner einen neuen Aufschwung nehmen würde.

Dieser Kampf zwischen dem lateinischen und dem anglo-sächsischen Element ist in der sich vollziehenden Entwicklung Zentralamerikas unstreitig die bedeutsamste Tatsache, und das Übergreifen des letzteren auf Kosten des ersteren ohne Zweifel eines der wichtigsten Ereignisse unserer Tage. Die Einmischung der mächtigen Republik des Nordens in die inneren Angelegenheiten der benachbarten Länder ist tätiger als je zuvor: friedlich oder kriegerisch, sie erreicht ihr Ziel, sichert ihre Herrschaft — Panama, Cuba, Portorico, Haiti sind die jüngsten Zeugen dafür.

Die Monroe-Doktrin ist von einer sehr bequemen Elastizität, um gegebenen Falles die Bedenken zu beseitigen, die sich erheben könnten — Bedenken übrigens, sehr selten in der Geschichte der Nationen, wo das Recht der Eroberung immer das höchste war und bleiben wird.

Der amerikanische Imperialismus ist der unabweisbare Schluß des ungeheuren Wachstums dieses jungen Volkes und seiner unermüdlichen Tätigkeit. Es ist durch absolute Notwendigkeit gezwungen, neue Felder seiner Kraftentfaltung außerhalb seiner Grenzen zu suchen. Das schwankende Verhalten gegenüber der mexikanischen Revolution verhüllt nur sehr schwach die eigentliche Tendenz der Vereinigten Staaten, wenn auch die offizielle Presse von Washington behauptet, daß die feindlichen Schritte nicht gegen Mexiko selbst, sondern nur gegen seine Usurpatoren gerichtet sind.

Doch welcher Art immer die von den Politikern vorgebrachten Gründe sein mögen: das Übergewicht des anglo-sächsischen Elements in Mexiko, und ich wage sogar zu sagen, in ganz Mittelamerika darf schon jetzt als unvermeidlich und sicher angesehen werden.

Heine, Detmold, Christiani.

(Mit ungedruckten Briefen und einem Heineschen Brouillon.)

Von

Friedrich Hirth.

In seinem Testament vom 27. September 1846 bestellte Heinrich Heine neben Heinrich Laube den Dr. Hermann Detmold zu Hannover zum Herausgeber der Gesamtausgabe seiner Werke, im Falle er diese, infolge vorzeitigen Hinscheidens, nicht selbst besorgen könnte; in dem vom 13. November 1851 übertrug er dem Dr. Rudolph Christiani die Leitung dieser Gesamtausgabe. Diese beiden Freunde, die zu Heines ältesten gehören, mit denen ihn schon in seinen Jugendjahren starke Bande verknüpft hatten, blieben die einzigen, die ihm bis zu seinem Tode die Treue wahrten, indessen ihm alle anderen, denen er als Student und junger Doktor sein jugendlich ungestümes Herz in starken freundschaftlichen Aufwallungen eröffnet hatte, nach kurzer Zeit abtrünnig wurden. Das Verdienst an dieser Beständigkeit und dem Festhalten an der Freundschaft wird man Detmold und Christiani zuerkennen müssen, nicht dem rasch wankelmütig werdenden Heine, der oft und oft bewährte Gefährten aus nichtigen Gründen zur Seite stieß. In seinem Charakter liegt ein kaum zu erklärender, fast krankhafter Gegensatz; während er an seinen beiden Brüdern, die im Leben und nach dem Tode niemals Heines Interessen, sondern nur ihre selbstischen zu wahren suchten, in unbegrenzter Zuneigung hing, so oft er auch erkennen mußte, daß ihm diese beiden Ungelegenheit über Ungelegenheit bereiteten, fühlte er sich von seinen besten Freunden, mochten sie ihm noch so häufig helfend und fördernd zur Seite gestanden sein, rasch verletzt, wenn sie einmal nicht eines Sinnes mit ihm waren, sich über eines seiner oft nur allzu schwer zu billigenden Werke abfällig aussprachen oder ihm nicht ergeben zu Diensten waren. So schied er sich unbedenklich von Sethe, von Moser, von Meyerbeer und anderen; von A. W. Schlegel, dem er zu höchstem Danke verpflichtet war, trennte er sich vorschnell; selbst mit Laube drohte noch knapp vor dem Tode der jähe Bruch. Nur die Beziehungen zu Detmold und Christiani dauerten zwar nicht ungeschwächt, aber ohne ärgeres Zerwürfnis bis zu dem Ableben Heines an, dem übrigens diese beiden Freunde, die die Gleichheit der politischen Interessen auch miteinander eng verknüpfte, und die während der hannoveranischen Verfassungskämpfe in demselben Lager standen, merkwürdig rasch im Tode nachfolgten.

Aus Heines Briefen an Detmold und Christiani sind uns die Gestalten dieser beiden tüchtigen und tatkräftigen Menschen durchaus geläufig geworden.

Hüffers und Elsters Veröffentlichungen in der „Deutschen Rundschau" veranschaulichten in voller Lebendigkeit die warmen Freundschaftsbeziehungen, in denen Heine zu ihnen stand. Diese bedeutungsvollen Publikationen sollen nunmehr ihre Ergänzung durch eine Reihe ungedruckter Briefe finden, die nicht von Heine an die Freunde gerichtet wurden, sondern von diesen teils an Heine, teils an seinen vieljährigen Verleger und Freund Julius Campe in Hamburg. Man wird diesen Dokumenten deshalb ihren starken Reiz nicht absprechen dürfen, weil sie die Vorstellungen, die wir uns von Detmold und Christiani bisher machen konnten, nach einer wichtigen Seite ergänzen, indem sie zeigen, wie diese über Heine dachten und schrieben. Und erst aus der Gegenüberstellung ihrer Äußerungen mit denen Heines wird das Bild der freundschaftlichen Beziehungen zwischen diesen drei Männern völlig erhellt, weil sie jetzt auch von einer anderen, bisher unbekannten Seite ihre Beleuchtung erfahren.

Detmolds warmes Eintreten für Heine in einer der peinlichsten Angelegenheiten seines an solchen überreichen Lebens, in der Frage der Erbschaft nach Salomon Heine, ist aus Heines Briefen an den Hannoveraner Freund vom 9., 13. und 23. Januar 1845 bekannt. Er betraute den tüchtigen, ihm unbedingt ergebenen Advokaten mit der Vertretung seiner Interessen in doppelter Hinsicht: Detmold sollte ihm juristisch und journalistisch beistehen. Er sollte gegen den Vetter Carl, der die Bezahlung der Heine von seinem Oheim alljährlich zugekommenen Rente eingestellt hatte, einen Prozeß anstrengen und gleichzeitig in den Zeitungen scharfe Angriffe gegen den knickrigen Verwandten eröffnen. Detmold war zu wirksamer Hilfe sofort bereit; schon am 20. Januar 1845 erschien in der „Kölnischen Zeitung" ein sehr wirkungsvoller Aufsatz, der Heine, trotz seines Elends, ein lautes Lachen entlockte und ihn zu warmen Worten der Bewunderung über Detmolds „Gefährlichkeit" hinriß. Aber noch war der Prozeß nicht gewonnen; weitere Angriffe in den Zeitungen sollten für den Enterbten eintreten, und Detmold wurde von Heine gebeten, namentlich Campe für die Angelegenheit zu interessieren. Wie eifrig er dieser Freundespflicht nachkam, lehrt sein erster Brief an Campe, dem er schrieb:

„Lieber Campe!

Als Heine mir vor 4 Wochen schrieb: er wolle nach Hambg. gehen um persönlich seine Sache zu betreiben, war ich sofort — u. ohne daß er mich dazu einmal aufgefordert — bereit dorthin zu kommen u. für ihn die Unterhandlungen zu führen: in diesem Sinne schrieb ich Ihnen unterm 14. Januar. — Seitdem hat Heine den Plan selbst nach Hbg. zu gehen aufgegeben u. mir mehrere Briefe — leider ebenso leidenschaftlich u. unglücklich wie Ihnen — geschrieben, um mich zu bewegen, nach Hbg. zu gehen u. für ihn die Unterhandlungen zu führen. Ich habe ihm meine wohlmotivierte Ueberzeugung auseinandergesetzt, daß wie die Sache stehe, ein solches Procedé die Sache nur verderben kann. Ich rieth, er möge nach Hamburg gehen, u. zwar da es auf 4—8 Wochen ja nicht ankommen kann, erst wenn die Dampfschiffahrt zwischen Hbg. u. Havre wieder offen: er möge in Hamburg vollständige Anstalten treffen zur Einleitung eines Prozeßes, dann wolle ich interveniren um einen Prozeß zu verhüten. Dadurch bekäme ich eine Stellung zu der Sache, die mir wenn ich jetzt ohne Heine nach Hbg. komme durchaus fehlt, denn auch, wenn

H. wirklich mit einem Prozeße droht, könne erst von Unterhandeln die Rede sein, vorher wenn ich nach Hbg. ginge um für ihn zu negociiren, sei das kein Unterhandeln sondern nur ein Suppliciren, womit er sich seine ohnehin so böse Stellung noch mehr verderbe. Ich erklärte H. dabei, daß ich wenn er es wünsche, sofort bereit sei nach Hbg. zu gehen u. wie er anfänglich verlangt für ihn zu negociiren, daß dies aber gegen meine Ueberzeugung sei u. daß er damit, wenn die Sache fehlschlage, Alles verliere. Ich habe Heine über die Sache soweit ich sie zu übersehen im Stande, sehr ausführlich geschrieben u. ich glaube meine Gründe haben ihn wenigstens einigermaßen überzeugt: ich habe seitdem (31. Jan.) keine weitere Nachricht von ihm. — Was ich vor allen Dingen von H. forderte, war daß er selbst an Präses Halle u. Carl Heine schreibe, um durch einen ruhigen u. wirkungsvollen Brief das wieder gut zu machen, was er durch einen in der ersten Paßion geschriebenen verachtungsvollen Brief verdorben.

So stehe ich zu der Sache. Sie werden einsehen, liebster Fr. daß ich daher Ihrer Aufforderung in keiner Art Folge leisten kann. Besteht H. darauf, daß ich ohne ihn nach Hbg. gehe, so bin ich dazu bereit, aber er thut sich großen Schaden, er spielt eine Karte aus unter ungünstigen Verhältnißen, die ihm unter anderen Verhältnißen unendlich beßer dienen könnte. — Käme ich nach Hbg. so müßte ich gewärtigen, daß C. Heine wenn er nur im allermindesten seinen Vortheil versteht (u. den wird Dr. Rießer ihm schon zeigen) sich mit mir auf gar nichts über die Sache einläßt. Ein Anderes ist, wenn H. selbst dort u. einen Advokaten von dort angenommen, der wirkliche Anstalten zu einem Prozeße trifft, u. ich dann intervenire. Dann müßen mir Heines Gegner dankbar sein für meine Intervention. — Wollen Sie, der als H's Verleger etc. eine anerkannte Stellung zu ihm u. seinen Interesßen hat, es versuchen, Unterhandlungen anzufangen, so rathe ich davon nicht ab, Sie können es, u. es würde gut sein es zu thun um H. etwas ruhiger zu machen, was gewiß der Fall sein wird, wenn er sieht, daß etwas gethan wird. Obendrein hören Sie wie man jenseits die Sache ansieht und das wird für die demnächstigen Unterhandlungen ein großer Gewinn sein. Reußiren werden Sie, wie ich glaube, nicht, aber diese Rücksicht darf Sie nicht abhalten. Ich würde in Ihrer Stelle dem Präses Halle ein Bilet schreiben u. ihn bitten Ihnen eine Viertelstunde zu bestimmen wo Sie mit ihm über die Sache reden könnten. Wenn er es thut, ist es gut, dann reden Sie mit ihm, indeßen möglichst allgemein u. von vornherein erklärend, daß Sie zwar keinen Auftrag von Heine dazu hätten, aber als sein Freund die Sache, die ihn tief aufrege, wo möglich à l'amiable erledigt zu sehen wünschten. Die Art u. Weise wie Halle diesen Wunsch aufnimmt, würde schon für die demnächstigen Unterhandlungen von Wichtigkeit sein u. zeigen wohinaus. — Das Wichtigste ist immer daß Heine sieht: es geschieht etwas, dies wird ihm die Ruhe geben, die durchaus nöthig ist, damit er die Situation richtig übersehe u. einsehe, wie er u. nur er selbst handeln kann. — Ich bitte Sie lieber Freund, mir durch einige Zeilen anzeigen zu wollen was Sie thun, gethan haben u. was sonst in der Sache geschehen ist.

Ganz der Ihrige

Hannover 12 Febr. 45. Detmold."

Das Schreiben ist ohne jede weitere Erläuterung verständlich; der darin erwähnte Präses Halle war Dr. Adolf Halle, Salomon Heines Schwiegersohn, der seit Jahren gegen den Dichter bei dem Millionär intrigierte. — Das Resultat dieser Affäre ist bekannt; der Prozeß wurde vermieden. Carl Heine verstand sich bei einem Besuche in Paris 1847 dazu, die von seinem Vater bezahlte Rente weiter laufen und zur Hälfte nach Heines Tode an dessen Witwe übergehen zu lassen.

In das folgende Jahr fallen zwei Briefe, die miteinander im engsten Zusammenhange stehen. Im Jahre 1846 waren in Deutschland Gerüchte von Heines tödlicher Erkrankung verbreitet, die sich im August des Jahres sogar bis zu einer vorzeitigen Todesnachricht in der „Deutschen allgemeinen Zeitung" verdichteten. Campe war bemüht, für diesen Fall seine Vorsorge zu treffen, und da er wußte, daß Detmold von Heine zum Willensvollstrecker seiner literarischen Hinterlassenschaft ausersehen war, beeilte er sich an diesen zu schreiben:

„Lieber Detmold! Hbg. d 21/6 1846.

Einliegend sende ich Ihnen die Abschrift eines Briefes, welcher über den körperlichen Zustand Heine's mir unverlangt und unerwartet die trostloseste Aussicht eröffnet. Gestern Abend erhielt ich von Heines Arzt ohne weitere Veranlassung dieses Schreiben, das seine Kranken Geschichte berichtet. Man hat ihn nach den Bädern der Pyrenäen geschleppt, die wahrscheinlich keine Reorganisation erzeugen werden, wo alles in einer körperlichen Auflösung begriffen zu sein scheint.

Die Zeitungsberichte melden stets, wie leidend er sei. Ich will es offen bekennen, daß ich diesen nicht glaubte. Heine machte sich seit 20 Jahren stets mit seinem Leidend sein interessant, so hielt ich jene Artikel für Aufschneiderei. Seine Handschrift im vorigen Herbst war sehr schlecht, man sah die Mühe, die der Brief gekostet hatte in der calligraphischen Anstrengung; das machte mich stutzig. Bald kamen neue Briefe, welche beßer, ja ganz den alten Ausdruck trugen, wie der Brief bezeugt, den ich Ihnen mit dem Mecklenburgschen Volksbuch sandte — um deßen Rückgabe ich Sie bitte, da seine Schwester ihn noch nicht gelesen hat, der ich davon sprach, welche ihn gerne sehen mögte. Genug, ich hielt ihn in guter Verfassung, allen Correspondenzen zum Trotze, die ihn krank sein ließen.

Dieser Brief von R.[1]) rüttelt mich gewaltig auf. Meine mercantile Stellung ganz bei Seite setzend, bin ich der alte und vieljährige Freund Heines. Wir haben so viele Berührungen im Leben gehabt, so manchen schönen Genuß, Freude und Leid haben wir zusammen getheilt, daß Sie mir glauben werden, wenn ich Sie versichere, daß ich auf das Schmerzlichste von diesem Berichte ergriffen bin.

Jener Brief, den ich Ihnen eingesandt habe, ging an Sie in Folge *seines* Verlangens an Sie ab. Ich kenne manche Beziehungen seiner Seits zu Ihnen und vermuthe, daß Sie der Executor seines literarischen Nachlasses sind. Täuschte ich mich in dieser Vermuthung nicht, so bin ich *Ihnen* es nur vor allen Dingen schuldig, Sie mit dem Stande der Dinge bekannt zu machen. Heine kann seine Wünsche, kurz was er mit dem Vorhandenen vorgenommen haben will, Ihnen *noch* sagen. Wer weiß wie lange wir ihn behalten! Sie und ich, wir sind die Träger der Pflicht: *seine* Interessen im weitesten Sinne des Worts, zu vertreten. Dieses Vermächtniß werde ich so weit meine Kräfte reichen mit der Pietät erfüllen, die ich dem Freunde schulde. Und deshalb versäume ich es nicht Ihnen sofort jene trostlose Kunde zu übersenden, damit von dieser Seite nichts versäumt werden möge. Dr. Simon, der bei seiner letzten Anwesenheit über seinen körperlichen Zustand mit ihm in meinem Beisein sprach — sagte ihm, wenn er sich keiner ernsten Cur unterwürfe alles im Voraus, was er zu befürchten habe, wenn das Uebel sich festsetze und chronisch werde — diesen, Dr. S., theilte ich den Brief des Dr. R. mit. Er meint: das Rückenmark sei angegriffen —; wenn jetzt ernstlich mit ihm verfahren würde, dann könne ein rasches Ende herbeigeführt werden. Jedenfalls, wenn nicht ein Wunder geschähe, wäre es mit der Geistigen productivität vorbei! — Möglich, daß ein vegetieren einträte, aber auch nur *ein vegetieren* verbliebe! —

[1]) Dr. Roth.

S. hat den Kranken nicht gesehen, wie er sich jetzt befindet, 2 Jahre liegen dazwischen, seit er ihn zuletzt gesehen hat. Hätte er nun Recht in den ausgesprochenen Hypothesen, —: Was haben Sie in dieser Voraussetzung zu thun? — Das, lieber Detmold! gebe ich Ihnen zu betrachten und bitte Sie inständigst, lieber zu viel als zu wenig, bei Zeiten zu thun, damit nicht die Ereignisse, die möglich sind, überraschen! — Es ist eine sehr ernste Sache einen solchen Genius an Grabesrand zu sehen und das Bewußtsein zu tragen, der Welt, als Executor testamenti, Rechenschaft über das abgeben zu müssen, was jener ihr vermacht oder ihr noch zu verkünden auf der Werfte liegen hatte.

Theilen Sie mir Ihre Ansicht mit, damit wir vereint unsere Mission erfüllen können." (Ohne Unterschrift.)

Drei Tage später folgte Detmolds Antwort:

„Ich schicke Ihnen verehrtester Freund, hierbei den Brief des Dr. Roth zurück, der mich mit tiefstem Schmerze erfüllt hat. Auch den früher mitgetheilten Brief von Heine selbst lege ich bei. Auf das Zeitungsgeschwätz von Heine's Krankheit hatte ich nicht viel gegeben, ebenso wenig auf seine eignen Klagen in seinen Briefen an mich, doch hatte in seinem letzten Briefe (der nun freilich schon ziemlich alt ist) der ängstlich-selbstquälerische Ton, womit er, der fast nie an die Zukunft dachte, sich über seine Zukunft aussprach, etwas wirklich beunruhigendes für mich. Da brachte mir vor etwa einem Monat ein Dr. Burkhard (aus Lüneburg) der von Paris kam u. Heine dort mehrfach gesprochen, Grüße. Der gab mir denn schlimme, sehr schlimme Kunde von Heine's Gesundheit u. ihm als Arzte mußte ich denn freilich glauben. Roths Brief giebt nun die schauerliche Bestätigung. — Was nun Ihre Frage: was zu thun sei? betrifft, so wüßte ich freilich die in keiner Weise zu beantworten. Scherzweise hat er gegen mich wie gegen andre Freunde oft geäußert, ich solle sein Execut. testamenti werden, aber Specielles hat er mir in dieser Beziehung noch nicht mitgetheilt u. ich hab das auch stets nur als Scherz betrachtet. Manuscripte werden sich schwerlich wenn er einmal stirbt bei ihm finden, wenigstens keine druckfertige; was aber an herrlichen Plänen (wenn ich nur an seine dramatischen Pläne denke!) angefangen u. unvollendet, vielleicht zum Theil noch nicht einmal angefangen, da liegt, weiß Niemand so gut als ich. Und deßhalb wird sein Verlust ein ganz ungeheurer sein, nicht nur für seine Freunde. Wie er mir vor 6—8 Monaten als ich ihn zum Arbeiten ermunterte, schrieb, fehlt ihm jetzt mehr als je die Ruhe u. der Frieden zum Arbeiten. Ob daran häuslicher Verdruß (im engeren u. eigentlichen Sinne) oder das Verhältniß zu seiner Hamburger Familie (das ich seinen Andeutungen nach für ein unangenehmes und gespanntes halten muß) Schuld sein mag, mag Gott wissen. Mit den Klagen über seine Zukunft, deren ich schon erwähnte, zusammengehalten, muß ich glauben daß es vorzugsweise das letztere Verhältniß ist welches ihn quält. Sollten Sie als sein Freund u. Verleger ihm nicht wenigstens einige Ruhe damit schaffen können, daß Sie ihm für die Zukunft Zusicherungen einer Art Pension oder drgl. gäben? Diese meine Frage ist vielleicht sehr albern, ich kenne aber weder die Verhältniße Heines zu Ihnen, noch zu seiner Familie, mich bekümmert nur die Sorge die ihn quält, die ihm in seinem jetzigen leidenden Zustande, worin er sich zur Arbeit, also zu unabhängigem Broderwerb, unfähig, also ganz allein auf auswärtigen gesicherten Zuschuß angewiesen sieht, doppelt quälend erscheinen muß. Und dieser Sorge, die ihm das Arbeiten noch mehr unmöglich machen muß, möchte ich ihn gern um jeden Preis enthoben sehen. — Bestimmter als die Frage was in Betreff seines etwaigen literar. Nachlaßes zu thun, beantworte ich Ihnen die andre: ob Sie seiner Familie von seinem traurigen Zustande Kenntniß geben sollen? mit Ja; ich meine Sie sind dazu verpflichtet. — Erhalten Sie fernere Nachricht von ihm, direkt oder indirekt, so bitte ich dringend, mir dieselbe mittheilen zu wollen. . . .

Ihr ganz ergebenster

Hannover, 24. Juni 46. Detmold."

Campes und Detmolds Befürchtungen über Heines bevorstehendes Ableben waren glücklicherweise grundlos; zwar war er von schwerstem Siechtum befallen, aber der gelähmte Körper trug noch ein Dezennium die Last des Lebens. Zwischen Campe und Detmold dauerte der briefliche Verkehr an; in anderem Zusammenhange, da ein wichtiges politisches Werk Detmolds darin seine ausführliche Erörterung findet, soll noch einmal die Rede darauf kommen. Nur zweimal, am 12. und 30. März 1847, ist in Briefen an Campe von Heine kurz die Rede:

„. . . . Von Heine bekam ich neulich in einem Briefe aus Paris Grüße, mehr u. Näheres aber nicht, wonach ich doch sehr begierig bin. Können Sie mir nichts darüber mittheilen, namentlich wie es mit seiner Gesundheit (aber in Wahrheit) steht; ebenso wie er zu seiner Familie steht u. dgl. m. . . . .

Ihr ganz ergebenster

Hannover, d. 12. März 47. Detmold."

Von größerer Bedeutung ist der hier in Betracht kommende Absatz des zweiten Briefes vom 30. März 1847, weil er beweist, daß Heine neu entstandene Gedichte gelegentlich handschriftlich an Detmold sandte. Es handelt sich um die beiden noch heute so vielfach umstrittenen Gedichte „Die schlesischen Weber" und „Schloßlegende" („Wälsche Sage"). Unklar bleibt nur, ob Campe von dem letztgenannten Poem eine an zwei Stellen von der uns geläufigen Fassung divergierende erhalten hatte, oder ob sich in die Abschrift, die er Detmold übersandte, zwei Schreibfehler, die dieser in seinem Antwortschreiben vermerkt, eingeschlichen hatten. Die Briefstelle lautet:

„. . . . . Für das Weberlied das mir neu, danke ich bestens. Das andere mitgetheilte Lied ist allerdings dasselbe, das er mir zukommen ließ, also durchaus ächt. Nur muß es — meiner, gewiß richtigen Version zufolge — in der 2. Strophe heißen: jene Dame (statt eine Dame) u. dann heißt es in meiner Abschrift noch in der letzten Strophe: ächtes Christenherz (statt rechtes Chr.) Sonst durchaus übereinstimmend. — Wenn H. diesen Sommer nach Hamburg kommt, komme ich auch ganz gewiß hin. Wäre nur die Eisenbahn fertig gewesen, so wäre ich schon zur Rödingstr. Auktion gekommen, so hab ich durch Hirsch dort kaufen laßen.

Der Ihrige

Hannover 30. März 47. Detmold."

* * *

Das Briefchen, das sich von Christiani erhalten hat, führt in Heines letzte Lebensjahre und ist bemerkenswert als das einzige Zeugnis, daß die Beziehungen zwischen beiden mit dem Jahre 1845, aus welchem Elster einen Brief Christianis an Heine veröffentlichte, nicht beendet waren, sondern noch 1854 andauerten. Die Veranlassung des Schreibens ist ergreifend; der todkranke Heine hatte seinem Patenkinde Heinrich Julius Campe, dem Sohne seines Verlegers, versprochen, ihm als Geschenk eigens gedichtete Fabeln zu übersenden. Doch verzögerte sich die Vollendung, da Heine damals durch Fertigstellung der Übersetzung der französischen Ausgabe seiner Werke völlig in Anspruch genommen war. Der alte Campe, der mit Heines Fabeln eine

besondere Spekulation vorhatte, ließ deshalb sein Söhnchen das folgende (bisher unbekannte) Schreiben an Heine richten:

„Lieber Herr Gevatter!

Sie waren früher einmal so gütig mir einige Fabeln zu versprechen, die Ihr hohes Genie hervorgebracht hat. Ich möchte Sie so gerne sehen, mein Papa hat mir so viel von Ihnen erzählt und Papa sagte mir, daß ich Sie darum bitten möchte. In der Hoffnung, daß Sie mir meine Bitte erfüllen, grüßt Sie

Heinrich Julius Campe."

An dieses Briefchen fügte Christiani ein paar Zeilen, die wegen des Bekenntnisses seiner innigen Teilnahme an Heines tragischem Geschick ihre Bedeutung haben:

„Halte Deinem Gevatter hübsch Wort. Viele Grüße von Deiner ehrwürdigen alten Mutter. Sie hat jetzt hängende Gärten auf dem Dache ihres Hauses. Vorgestern habe ich sie hinausgeführt u. mit ihr über ihr Herzblatt gesprochen. Gott erhalte Dich u. schütze Dich vor Schmerzen, die Du nicht sowohl verdient, als erworben hast.

Dein getreuer

Christiani."

Den Inhalt dieser zwei Briefe, die demselben Zwecke dienten, unterstrich Campe in dem folgenden Schreiben:

„Dr. Christiani war bei mir u. mein Junge kam mir einen Auftrag zu bestellen. C. faßte ihn an u. fragte ob er seinen Herrn Pathen kenne. Ich sagte sein Herr Pathe bekümmere sich nicht um ihn, ja er habe ihm Fabeln versprochen, die er noch immer, wie die Preußen die versprochene Constitution entgegen sähe. C. sagte: Junge, schreibe Deinem Herrn Pathen u. bitte ihm sie aus. „Das will ich" — er lief weg u. brachte während C. noch mit mir sprach die vorstehenden Zeilen, welche C. mit einigen Worten, wie er ihm versprochen, begleitet hat. Ich fügte hinzu: kommen die Fabeln wirklich, dann soll das Dein erster Verlag Artikel sein. Sie sollen sehr hübsch ausgestattet werden u. was daraus gelöst wird, gehört Dir. Nun wißen Sie Bescheid. Was man Kindern verspricht muß man halten, damit sie an das Worthalten gewöhnt werden.

Der Ihrige

Julius Campe.

Hamb. d. 8. Aug. 54."

Die Vollendung der Fabeln ließ aber noch ein halbes Jahr auf sich warten; erst am 8. Februar 1855 konnte Heines Sekretär Richard Reinhardt, der dem Dichter bis zum Mai dieses Jahres seine treue Hilfe angedeihen ließ, und von dem sich sehr wichtige Briefe an Campe erhalten haben, die einen vollwertigen Ersatz für die stockender werdende Korrespondenz des Dichters mit dem Verleger in den letzten Jahren bilden, Campe schreiben:

„. . . . Obendrein hat Heine in der letzten sehr leidenden Zeit noch manche Gedichte gemacht u. flüchtig niedergeschrieben; es ist jedoch schwer, sich in diesen zerstreut aufs Papier geworfenen Bleistiftskizzen zurecht zu finden, und nur zwei Fabeln brachte ich kürzlich ins Reine, die er mit besonders freundlichem Interesse für Ihren kleinen Sohn bestimmte, u. von denen ich Ihnen eine Abschrift für diesen beilege. . . . ."

Die Abschrift, die Reinhardt für Campe anfertigte, ist in alle Ausgaben von Heines Werken übergegangen. Glücklicherweise hat sich aber wenigstens von der einen Fabel „Pferd und Esel" Heines eigene Niederschrift erhalten. Auf zwei Foliobogen ist das Gedicht mühsam mit Bleistift aufgezeichnet; eine kaum übersehbare Anzahl von Änderungsversuchen zeigt, wie rastlos Heine an dieser Fabel feilte und bosselte. Da diese Fassung des Gedichtes bisher nicht bekannt ist, sei sie hier mit allen von Heine versuchten Änderungen mitgeteilt. Der endgültigen Betitelung waren die von Heine später verworfenen „Pferdesorgen und Eselsruhe" und „Soziale Bewegung" vorangegangen. Das Gedicht lautet in seiner Urform folgendermaßen [wobei nur bemerkt sei, daß die in Klammern gesetzten Stellen von Heine durchgestrichen und durch die endgültige Fassung, wie sie aus den Werken, Ausgabe von Elster II. Band, Seite 156 ff., bekannt ist, ersetzt wurden].

(Pfeilschnell auf den Schienen der Eisenbahn)
Dampfwagen und Dampfkutschen
Mit dem schwarzbewimpelten Rauchfangmast
(Sieht man) vorüberrutschen.

Der Troß kam einem Gehöft vorbey,
Wo über die Hecke guckte
(Der Kopf eines Pferdes); neben ihm stand
Ein Esel, der Disteln schluckte.

Mit stierem Blick sah lange das Pferd
Dem Zuge nach. Es zittert
An allen Gliedern, und seufzt: (Mich hat)
Der Anblick (der furchtbare) erschüttert!

Wahrhaftig, wär ich nicht von Natur
Bereits gewesen ein Schimmel,
Erbleichend vor Schrecken wär mir die Haut
(Ganz) weiß geworden; o Himmel!

Bedroht ist das ganze Pferdegeschlecht
Von schrecklichen Schicksalsschlägen.
Obgleich ein Schimmel, schau ich jedoch
Einer schwarzen Zukunft entgegen.

Uns Pferde tödtet die Concurrenz
Von diesen Dampfmaschinen —
Zum Reiten, zum Fahren wird sich der Mensch
(Der eisernen Bestien) bedienen.

Und kann der Mensch zum Reiten uns,
Zum Fahren uns entbehren —
Ade der Hafer! Ade das Heu!
Wer wird uns dann ernähren?

(Der Mensch giebt nichts dem Menschen umsonst)
Der Mensch giebt keinen Bissen
Umsonst. Man jagt uns (zum Stall hinaus)
Wir werden verhungern müssen.

Wir können nicht borgen und stehlen nicht (viel)[1])
Wie jene Menschenkinder,
Auch schmeicheln nicht, wie der Mensch und der Hund —
Wir sind verfallen dem Schinder[2]).

So klagte das Roß, und seufzte tief.
Der Langohr unterdessen
Hat mit der gemüthlichsten Seelenruh
Zwey Distelköpfe gefressen.

Er leckte die Schnauze mit der Zung
Und (ruhig) (gütig) begann er zu sprechen:
Ich will mir wegen der Zukunft nicht
Schon heute den Kopf zerbrechen.

(Für Euch Ihr Pferde freylich ist)
Ihr stolzen Rosse seyd freylich bedroht
Von einem schrecklichen Morgen.
Für uns bescheidne Esel jedoch
Ist (schwerlich) Gefahr zu besorgen.

(Der) Schimmel (der) Rappen, (der) Schecken, (der) Fuchs,
Ihr seyd am Ende entbehrlich;
(Doch den Esel und sein stilles Verdienst)
(Den Esel ersetzt man nicht)
(Die Dampfmaschine schwerlich.)

(Die Welt sie wird zu jeder Zeit
Die Esel nöthig haben),
Die mit den Brod (Mehl) Säcken das Lebensbrod (des Lebens bepackt)
Täglich (tagtäglich) zur Mühle traben.

(Ihr stolzen (edlen) Rosse (Pferde, Gäule) vorüber ist
Die stolzadlige Roßperiode
Ihr Pferde (steckt steigt) seyd ein adlich Geschlecht
Doch Eure Zeit ist vorüber (verflossen).

Jetzt herrscht der bürgerliche Dampf
An der Stelle von adlichen Roßen
(Es herrschet) zur Herrschaft gelangt die Demokratie
(Und die adle) und Eure Zeit ist verflossen.
Es tritt der bürgerliche Dampf
An die Stelle von adlichen Rossen.)

(Wir kennen unsre (bleiben eine) Specialität
Die Welt wird nöthig haben
Zu jeder Zeit kein Dampf ist ihm gefährlich
Ersetzt ein Dämpfer schwerlich
Hans Dampf ersetzt uns schwerlich).

[1]) Ursprüngliche Fassung (Wir können nicht stehlen wie der Mensch).
[2]) Nach dieser Strophe finden sich Ansätze zu einer unausgeführt gebliebenen:
(Ich fürchte die Zukunft des Pferde)
(Die schlimmste Zukunft bedroht das Roß)
(Die Zukunft der Pferde ist furchtbar umwölkt
Wir müßen das Schlimmste besorgen.)

Wie klug auch die Maschinen sind,
Welche die Menschen schmieden,
Dem Esel bleibt zu jeder Zeit
Sein sichres Daseyn beschieden.

(Die Welt die wird zu jeder Zeit
Auch Esel nöthig haben
Die in der alten Vaterweis
Tagtäglich zur Mühle traben) [1]).

Das Mühlrad klappert, der Müller mahlt,
Und schüttet das Mehl in die Säcke;
Das trag ich zum Bäcker, der Bäcker backt,
Und der Mensch frißt Bröte und Wecke.

In diesem (großen) Naturkreislauf
Wird ewig die Welt sich drehen,
Und ewig unwandelbar, wie die Natur,
Wird auch der Esel bestehen.

Moral.

(Schlecht wird es ergehen den adligen Rossen
Wenn ihre Ritterzeit verflossen
Kaum wird man füttern den Karrengaul
Der ohne Stolz und gar nicht faul.
Dem armen Luder, dem Esel aber,
Bleibt immer gesichert sein Heu und Haber.)

[1]) (Und nöthig wird man haben)
(Man wird uns nöthig haben)
(Wie unsere frommen Väter gethan
Im stillen Pflichtgefühle).

Wally von Meier.

Ein Gedächtniswort
von
Wolf Wilhelm Grafen Baudissin.

Die Frau, von der ich hier reden möchte, ist in einem stillen Leben niemals an die Öffentlichkeit getreten und hat niemals für die Öffentlichkeit gestrebt und gearbeitet. Ich glaube aber dennoch, es nicht nur wagen zu dürfen, sondern eine Art Verpflichtung dazu zu haben, nach ihrem Heimgang auszusprechen, was sie gewesen, weil es mit Sicherheit behauptet werden kann, daß ohne sie wir nicht besitzen würden, was ihr Gatte Ernst von Meier, der ihr im Tode vorangegangen ist, in hervorragenden Berufsstellungen und in wissenschaftlichen Werken für die Allgemeinheit geleistet hat.

Allerdings entschließe ich mich nicht ohne ein Gefühl der Zaghaftigkeit zu diesem Nachruf, und ich wäre nicht auf den Gedanken gekommen, ihn niederzuschreiben, wenn es mir nicht von anderer Seite nahegelegt worden wäre. Kaum auch fände sich ein anderer, der mit weniger Unvollkommenheit dazu imstande wäre. Die Schwierigkeit liegt nicht in dem Verfasser dieser Zeilen und nicht in der Art seiner Bekanntschaft, es darf wohl gesagt werden Freundschaft, mit der Heimgegangenen, deren Leben er durch ihre letzten 27 Jahre hindurch beobachten durfte. Die Schwierigkeit liegt auch nicht in der Art, wie sie war, wohl aber in der Art, wie sie sich gab. Und schwerlich ist anderen Menschen gegenüber eine gewisse Kargheit des Aussprechens und Mitteilens weniger hervorgetreten, als nach meinen Beobachtungen.

Ich habe — es kann ohne Übertreibung gesagt werden — bis auf Kleinigkeiten der augenblicklichen Verhältnisse nie etwas aus ihrem Munde gehört über sie selbst, über ihre Lebenserfahrungen und ihr inneres Leben, eigentlich nicht einmal über ihre Gesinnung und Lebensauffassung. Was hier von ihren Lebensdaten mitgeteilt werden kann, ist mir — soweit ich sie nicht aus eigenem Miterleben kenne — nach ihrem Heimgang durch die Angehörigen bekannt geworden[1]). Was ich über ihre Denkweise aussprechen möchte, konnte in ihren Worten nur wie zwischen den Zeilen gelesen werden. Als ich sie kennen lernte, stand sie im gereiften mittleren Lebensalter. Ich weiß nicht, ob diese Art, für die unsere Sprache nur den gerade auf Wally von Meier durchaus nicht passenden Ausdruck Zurückhaltung besitzt, ihr immer eignete, oder ob sie das Ergebnis von Lebensführungen war. Wahrscheinlich haben Naturanlage und Lebensgeschichte hier zusammengewirkt. Der Ausdruck

[1]) Die hier angegebenen Lebensdaten für Frau von Meier aus der Zeit vor 1886 verdanke ich besonders Mitteilungen ihres Neffen, des Herrn von Zakrzewski auf Oppin; die über Ernst von Meier der „Einleitung", die Friedrich Thimme der von ihm besorgten zweiten Auflage des Werkes Ernst von Meiers „Die Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und Hardenberg" (1912) vorangestellt hat.

Zurückhaltung trifft bei ihr deshalb so wenig zu, weil das, was ich nur damit zu bezeichnen weiß, ganz und gar nicht etwas Beabsichtigtes war, sondern einfache Notwendigkeit ihrer Weise des Sichgebens oder, wenn man so will, des Sichnichtgebens. Es waltete in ihr eine Ruhe, die das Individuelle, auch das Vergangene und das Momentane an ihrem Selbst wie abgestreift hatte. Dadurch verbreitete sich über ihr Wesen eine Gleichmäßigkeit, die ich nie erschüttert gesehen habe. Ich bin ihr begegnet in Zeiten, wo sie körperlich leidend war — aber sie ließ nichts davon merken —, in Zeiten nach schwerem Verlust — aber sie sprach nicht von ihrer Trauer, nur von dem, was sie besessen hatte. Diese Unbewegtheit ist einzelnen ihr nicht näher Stehenden wohl zuweilen als Kälte erschienen. Wer sie kannte, fühlte aus der Teilnahme, die sie, auch dies fast unausgesprochen, dem Erleben der anderen Seite entgegenbrachte, heraus, wie warm sie empfand.

Jenes sichere Sichselbstgleichbleiben war das, was ihr ermöglichte, restlos die Lebensaufgabe auszuführen, die sie gefunden hatte in der Ergänzung der Eigenart ihres Mannes, in der Förderung seiner Lebensarbeit. Mit der Vollendung dieser Leistung war ihr Leben wie ausgelebt; einen neuen Mittelpunkt hat es nicht mehr gefunden. Sie hat weitergelebt für die Interessen, die sie mit ihm und zum Teil doch auch neben ihm verfolgt hatte; aber sie machte den Eindruck, fertig zu sein. Sie hätte still und zufrieden ihr Leben fortgeführt, wenn es ihr länger beschieden gewesen wäre. Aber es erschien dem, der sie kannte, als eine gnädige, sich fast wie notwendig darstellende Fügung, daß sie ihren Mann nur um zwei Jahre überlebt hat, nur so lange, daß sie auch das bewährte, diesen Verlust ihres zweiten und eigentlichen Lebens tragen zu können, ohne ihren Frieden zu verlieren. Daß sie ihn sich erst wieder erarbeiten mußte, hat sie mich nie bemerken lassen, wohl auch andere nicht. Er schien von Anfang an wie ungestört. Aber es war nur Schein. Was sie innerlich durchkämpfen mußte, wollte sie, weil sie nicht anders konnte, für sich allein abmachen. Ich habe kein Wort der Klage von ihr gehört, aber Worte des Dankes für ihr ausgesprochenes Gedenken an den Verstorbenen, die im Tone fühlen ließen, was sie empfand. Als dann auch an sie die Schwäche herantrat, die vielleicht schon lange vorbereitet war, hat sie mit der ihr eigenen verständigen Pflichterfüllung getan, was zur Stärkung dienen konnte; aber dem Rufe, der ohne eigentliche Krankheit plötzlich an sie erging, ist sie wie willig und bewußt gefolgt. Still und einsam hat sie ihr Leben ausgehaucht, das nun als in sich abgeschlossen und auf dem ihm erreichbaren Höhepunkt angelangt vor denen liegt, die sie betrauern.

Von dem, was sie erlebt hat vor dem Jahre 1886, als es mir in Marburg zuteil wurde, Herrn und Frau Meier — er ist erst 1888 geadelt worden — kennen zu lernen, kann ich nur in äußerlichen Umrissen referieren. Wally von Beurmann war geboren am 23. August 1845 in Posen als Tochter des Carl Moritz von Beurmann und seiner Ehefrau Agnes, geborenen Freiin von Teubern. Der Vater war seit 1843 Oberpräsident von Posen. Er nahm 1850 als solcher seinen Abschied und lebte dann zunächst auf seinem väterlichen Gut Oppin bei Halle a. S., das seit dem Jahre 1760 im Besitz

der Familie war. Im Jahr 1862 wurde er Kurator der Universität Halle als Nachfolger des 1861 verstorbenen Pernice. Schrader in seiner Geschichte der Universität Halle rühmt an v. Beurmann, daß er „als erfahrener Verwaltungsbeamter stets sachlich, unparteiisch und einsichtig" verfuhr und „sich mit besonderem Erfolg der Entwicklung der landwirtschaftlichen Anstalt annahm". Im Jahr 1883 wurde er als lebenslängliches Mitglied ins Herrenhaus berufen. Er starb 1870. „Von der Achtung und Zuneigung, die er sich im Kreise der Universität erworben hatte", zeugte eine wenige Tage nach seinem Tode von der Universität zu seinem Gedächtnis veranstaltete Feier. In den acht Jahren seiner Hallenser Amtstätigkeit trat die jugendliche Tochter zum erstenmal in Beziehungen zu Professorenkreisen. Sie ist später durch den bedeutsamsten Teil ihres Lebens immer in Verbindung mit Universitäten geblieben.

Nach dem Tode des Vaters führte Wally von Beurmann zuerst gemeinsam mit der Mutter und nach deren 1871 erfolgtem Abscheiden für sich allein die Bewirtschaftung des Gutes Oppin weiter. Ihr einziger Bruder war 1863 auf einer Forschungsreise in Afrika ermordet worden; ihre zwei Schwestern — eine dritte starb schon 1867 — waren verheiratet. Das Gut blieb nach dem Tode der Mutter im gemeinschaftlichen Besitz der Töchter. Im Jahre 1900 ging es in den alleinigen Besitz eines Sohnes der einen Tochter, der 1873 verstorbenen Frau von Zakrzewski, über. Die Zeit, in der Wally von Beurmann es mit ihrer Mutter und dann allein bewirtschaftete, war für sie nicht leicht. Besonders bereitete eine zum Gute gehörende Zuckerfabrik Schwierigkeiten. Deshalb wurde es 1871 verpachtet. Aber eine Befähigung zu organisatorischer Tätigkeit konnte man auch in späteren Jahren Frau von Meier anmerken. Nach Aufgabe der Verwaltung des Gutes hatte sie ihren Wohnsitz in Halle. Der Aufenthalt wurde 1873 unterbrochen durch eine längere Pflege der erkrankten Frau von Zakrzewski. Nach deren Tode vermählte sich Wally von Beurmann 1874 mit Ernst Meier, ordentlichem Professor in der juristischen Fakultät der Universität Halle.

Meier stand bei seiner Verheiratung schon im zweiundvierzigsten Lebensjahr. In Braunschweig geboren, entstammte er einem alten Hildesheimer Patriziergeschlecht, das sich in allen seinen Generationen „durch stolzen Unabhängigkeitssinn und zugleich starken Gemeinsinn" ausgezeichnet hatte, Eigenschaften, die auch an Ernst Meier stark hervortraten. Er hatte vor der Heirat bereits manche Wechsel der Lebensstellung erfahren, die wesentlich durch seine kampfesfrohe Stimmung veranlaßt worden waren. Nach dem in Wolfenbüttel bestandenen ersten juristischen Examen trat er 1885 in den Vorbereitungsdienst bei dem herzoglichen Amtsgericht Riddagshausen, folgte aber bald der Neigung zur akademischen Laufbahn und habilitierte sich, nachdem er 1856 in Berlin den juristischen Doktorgrad erworben hatte, das Jahr darauf in der juristischen Fakultät der Universität Göttingen. Die Energie und Schärfe, mit der er in seiner Schrift vom Jahre 1861 „Die Rechtsbildung in Staat und Kirche" gegen herrschende Theorien Front machte, auch seine mit Eifer zur Geltung gebrachte politische Gesinnung, die gegen kleinstaatliche Verhältnisse opponierte und allein von Preußen eine Regeneration Deutschlands erwartete, verwickelten ihn an der Universität in unliebsame Gegensätze.

Er verließ deshalb, trotz günstiger Lehrerfolge, im Jahre 1866, wenige Monate vor dem Untergang des hannoverschen Königtums, Göttingen und habilitierte sich in Berlin. Auch dort fand er in der akademischen Stellung keinen sicheren Boden, absolvierte deshalb das Assessorexamen und trat 1867 als Referendar bei der Regierung in Stettin ein. Die Ernennung zum außerordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der Universität Halle führte ihn 1868 in die akademische Tätigkeit zurück, der unentwegt seine Neigung gewidmet geblieben war. In Halle hat er, seit 1871 Ordinarius, mit Erfolg achtzehn Jahre lang das Lehramt ausgeübt und in einer Reihe von streitbaren Werken auf dem Gebiet des Staatsrechts und der Verwaltungsgeschichte sich eine ehrenvolle Stellung unter den Juristen und Historikern erworben, besonders durch das Hauptwerk seines Lebens „Die Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und Hardenberg" (1880). Für seine patriotische Gesinnung und die Energie ihrer Betätigung ist charakteristisch, daß er, ohne vorher Soldat gewesen zu sein, im Kriegsjahr 1870, schon siebenunddreißigjährig, seine akademische Tätigkeit unterbrach, um als Kriegsfreiwilliger zu dienen. Er hat an der Belagerung von Paris teilgenommen und wurde bereits vor der Eroberung zum Offizier befördert.

In Ernst Meier und seiner Gattin vereinigten sich starke persönliche Gegensätze zu einem Bunde mit heilvollen Wirkungen. Diese waren für jeden unverkennbar, der beiden in späteren Lebensjahren nähergetreten ist. In ihrer kinderlos gebliebenen Ehe haben sie sich in seltener Weise ineinander eingelebt. Was dabei die Gattin gewonnen hat, kann schwer abschätzen, wer sie erst nach zwölfjähriger Ehe kennen lernte. Daß sie viel empfangen hat, dafür zeugt die innige Hingebung, mit der sie an ihrem Manne hing, das gänzliche Aufgehen ihrer Lebensbestrebungen und Lebensinteressen in den seinen. Als er heimgegangen war nach schweren letzten Monaten, in denen nicht nur die Kraft des Arbeitens ganz versagte, sondern auch das Erlöschen der Sinne ihm die Aufnahme neuer Eindrücke unmöglich machte, hat sie mir erzählt, wie schön es gewesen wäre, daß sie beide gemeinsam ihr ganzes Leben in der Erinnerung und in deren gegenseitiger Mitteilung noch einmal an sich hätten vorüberziehen lassen. Was Frau von Meier ihrerseits ihrem Manne war, lag für jeden offen, der beide zu beobachten in der Lage war. Gewiß hätte die empörte Reaktion, mit der er in seiner wissenschaftlicheu Arbeit und in seiner Lebensführung alles bekämpfte, was gerade er für unrichtig hielt, ihm die Kraft nicht so lange unangetastet lassen können, wenn nicht die sorgsame Ruhe der Gattin unmerklich über die Anstöße hinweggeleitet hätte. Seine Lebhaftigkeit und Unruhe, die im Alter noch zunahm, veranlaßte gelegentlich Situationen, die beinahe direkt lebensgefährlich waren für ihn und seine Umgebung. Außer dem beruhigenden Einfluß brachte Frau von Meier ihrem Manne Mehrung des Besitzes und in gewissem Sinn auch Hebung der Lebensstellung und damit ein neues Relief. Er hat sich mit Behagen nicht nur, sondern auch mit Verständnis in diese Umgebung eingelebt, und, obgleich er nicht so wie seine Frau sich als daraus erwachsen ausnahm, erschien diese Lebensform wie etwas ganz zu ihm Gehörendes. Hier und überhaupt in der ehelichen Gemeinschaft half zur Assimilation die beiden Teilen

gemeinsame Noblesse der Denkweise. Ich möchte hinzufügen: beide Ehegatten standen sich gleich an warmem Wohlwollen der Gesinnung — das an ihm wohl nicht alle immer bemerkt oder durchgefühlt haben — und sie gaben einander, wo es darauf ankam, nicht nach in feiner Betätigung dieser Herzensgüte. Es bestand zwischen den Ehegatten noch ein anderes Band, das überall die stärksten Gegensätze mildert und nach meinen Beobachtungen gerade einsamen Ehepaaren einigermaßen zu ersetzen vermag, was anderen der Sonnenschein heranwachsender Kinder bringt — ich meine einen beiden Teilen eignenden Humor. Er war bei Frau von Meier von großer Zartheit und Liebenswürdigkeit. Ihr zuweilen leise ironisches Lächeln hatte eine besondere Anmut und ließ über momentan schwierige Lagen und Stimmungen leicht hinweggleiten. Man kann nicht sagen, daß der Humor ihres Mannes von derselben Art war. Aber Humor hatte er auch, eine spezielle Begabung, die Komik der Situation zu erfassen. Er hatte von bestimmten Personen Sammlungen solcher Geschichten, die er immer wieder erzählen konnte, indem er sein Vergnügen daran in einem urwüchsigen Lachen äußerte. Frau von Meier hat diese Art, ohne alles Eingehen darauf, mit Verständnis gewähren lassen.

Ernst Meier nahm in Halle mehr und mehr teil an öffentlichen, besonders auch an kommunalen Bestrebungen. Seine dabei bekundete organisatorische Beanlagung veranlaßte, daß er im Jahre 1886 mit dem Amt eines Kurators der Universität Marburg betraut wurde. Seit Anfang der siebziger Jahre hatte Marburg keinen selbständigen Kurator gehabt; die Kuratorialgeschäfte wurden in dieser langen Zeit von Mitgliedern des Professorenkollegiums, zuletzt von dem jeweiligen Rektor geführt. Dadurch war die Übernahme des neuen Amtes für Meier erschwert. Er hat sich ebenso sehr mit Sachlichkeit wie mit Eifer seiner Aufgabe im Interesse der Universität angenommen und uns Marburger den zunächst vielleicht nicht von allen Seiten freudig begrüßten neuen Posten bald in seinem Werte kennen gelehrt. Ich erinnere mich aus eigenen Berührungen mit ihm in seiner amtlichen Stellung, wie umsichtig und zartfühlend er auch persönliche Wünsche und Schwierigkeiten zu behandeln wußte. Überhaupt war die Schärfe und anscheinend auch Härte seines Wesens ein Ausfluß seiner Gewissenhaftigkeit und seiner Strenge gegen sich selbst.

Auch Frau von Meier hat die Schwierigkeiten der neuen Stellung in ihrer Sphäre ein wenig empfinden müssen. In die damals noch sehr einfachen und etwas altväterlichen Verhältnisse kam durch das Meiersche Haus mit seinen gesellschaftlichen Leistungen ein neues Element. Frau von Meier trat ungefähr als die erste Dame von Welt in die Kreise, die überhaupt dem Verkehr erschlossen waren, und brachte in ihrem wohlorganisierten und fein gestalteten Haus einen größeren Stil zur Geltung, der einzelnen unbekannt war und anspruchsvoll erschien. Sie hat noch in einer ihrer letzten Berliner Gesellschaften unter vier Augen lächelnd erwähnt, sie habe nachträglich gehört, es wäre ihr zum Beispiel übel genommen worden, daß sie bei ihren Diners nicht schon vor Tische die Damen zum Sitzen aufgefordert hätte. Ich habe aber doch auch von den Marburger Damen nur mit Verehrung von Frau von Meier sprechen hören. In der vornehmen Schlichtheit ihrer Formen, in

dem wohltuenden Ausdruck ihrer Züge hatte sie ein Etwas, das nicht nur für sie gewann, sondern die Berechtigung zu einer distinguierten gesellschaftlichen Stellung unmittelbar verständlich machte und Widerspruch dagegen nicht aufkommen ließ. Der Marburger Tätigkeit folgte schon nach anderthalb Jahren die Berufung Meiers zum Kurator nach Göttingen, wo umfassendere Aufgaben in der notwendigen Hebung der Universitätsinstitute zu lösen waren. Die Göttinger Zeit dauerte länger als die Marburger, sechs Jahre, und naturgemäß haben sich wohl beide Meiers mehr mit Göttingen als mit Marburg verwachsen gefühlt. Die längere Zeit ließ aber auch Gegensätze reifen, in erster Linie zwischen Meier und der Unterrichtsverwaltung, der gegenüber er die Selbständigkeit der Universität und vielleicht zugleich einzelner kuratorialer Entschließungen betonte. Ich glaube, daneben entstanden Schwierigkeiten auch aus dem Kreise der Professoren, wenigstens in einem Falle durch einen Konflikt zwischen Institutsdirektor und Kurator. Nicht nur solche Erfahrungen, sondern auch der Wunsch, wieder ganz wissenschaftlicher Arbeit leben zu können, veranlaßten Meier, im Jahr 1892 seinen Abschied zu nehmen und nach Berlin überzusiedeln.

Hier wurden ihm und seiner Frau noch siebzehn gemeinsame Jahre geschenkt, die sie im edelsten Sinne des Wortes genossen haben. Viele Zeichen der Anerkennung und Ehrung folgten ihnen von Göttingen nach. Meier entwickelte eine reiche literarische Tätigkeit bis in sein letztes, neunundsiebzigstes Lebensjahr. In Berlin entstanden neben kleineren Schriften die beiden Bände der „Hannoverschen Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte" (1898—1899) und dann seine große letzte Leistung, die zwei ersten Bände des Werkes „Französische Einflüsse auf die Staats- und Rechtsentwickelung Preußens im neunzehnten Jahrhundert" (1907—1908), dessen dritten Band er nicht mehr bis zur Drucklegung vollenden konnte. In der Fehde, die sich, durch dies Werk veranlaßt, zwischen Meier und dem Historiker Max Lehmann entspann über die Beurteilung Steins, seine Abhängigkeit oder Nichtabhängigkeit von französischen Gedanken, entwickelte Meier noch einmal, einem Jüngling gleich, die ganze Stärke und auch Heftigkeit seines Temperaments. Wie man immer über diese allerdings tief eingreifende Differenz und über verschiedene Einzelheiten in Meiers Werken urteilen möge, es wird ihm von allen Seiten zugestanden, daß er für die von ihm gepflegten Gebiete der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, der Staats- und Rechtsentwicklung umfassendes neues Material beigebracht und daß dies Material seinem Blicke Pfade erschlossen hat, die sich großenteils als zum Ziele führend herausgestellt haben. Diese wissenschaftlichen Arbeiten bildeten den Mittelpunkt seines Berliner Lebens; in ihnen fühlte er sich glücklich, und Frau von Meier sah es als ihre wichtigste Aufgabe an, alles in den gemeinsamen Lebenseinrichtungen so zu ordnen, daß Störendes ihm ferngehalten, Anregendes ihm zugeführt wurde. An ein Ausruhen hat er nie gedacht, und wenn gelegentlich jemand davon reden wollte, betonte Frau von Meier im Sinne ihres Mannes und beinahe mit dessen Energie, daß er eben durch diese Arbeiten sich seine Frische und Lebenskraft erhalte.

Die zwischen der Arbeit nötigen Erholungszeiten hatten Meiers von Marburg und Göttingen aus größtenteils auf dem Gut Oppin zugebracht.

Ich weiß nicht, ob es auch von Berlin aus, nachdem die Besitzverhältnisse sich geändert hatten, noch ebenso oft der Fall gewesen ist. Von Hochgebirgstouren in der Schweiz ist mir aus verschiedenen Zeiten berichtet worden, und in den späteren Jahren brachte ihnen besonders wohltuende Erholung eine wiederholt unternommene Seereise um die europäischen Küsten bis Genua. Die früheren Strapazen der Gebirgstouren hat Frau von Meier sicher vorzugsweise ihm zuliebe auf sich genommen. Er war des Bergsteigens sehr bedürftig, hatte in Marburg die Gewohnheit, zweimal am Tage den steilen Schloßberg hinauf und hinunter zu gehen.

In den Berliner Wintern entfalteten Meiers eine ausgedehnte Gastlichkeit. Sehr regelmäßig an bestimmten Terminen zu Anfang und am Ende der Saison kamen ihre Diner-Einladungen. Ihr Haus war der Sammelpunkt der Universitätsbekannten aus den verschiedenen Lebensperioden, besonders der in Berlin zahlreichen alten Marburger und Göttinger, und dieser Kreis wurde gemischt mit Angehörigen der Verwaltung und der Justiz, denen Meier durch seine Bestrebungen und Arbeiten nahe getreten war. Ich kenne in Berlin keinen anderen Sammelpunkt dieser verschiedenen Berufe und darf annehmen, daß mit mir alle Besucher des Meierschen Hauses die einstigen Zusammenkünfte in ihm schmerzlich vermissen. Meier war des geselligen Austausches sehr bedürftig und fand ihn für seine Person mit besonderer Befriedigung in einer „Graeca", einem alle vierzehn Tage zusammenkommenden Verein gebildeter Männer. Frau von Meier entfaltete in den gesellschaftlichen Veranstaltungen ihre vielgeübten Talente als Hausfrau. In der Unterhaltung wußte sie jedem liebenswürdig zu begegnen, ohne gerade eine hervortretende Begabung zu entfalten für das, was man eine anregende Unterhaltung nennt. Sie hatte eine bestimmte Anlage zur Kritik der Persönlichkeiten und bildete sich ein zuweilen sehr dezidiert ablehnendes, aber immer, wie mir schien, wohl begründetes Urteil über die Menschen. Sie hat aber gewiß nur selten von dieser Kritik etwas verlauten lassen, auch mir gegenüber nur sehr vereinzelt und immer in kurzen Andeutungen. Ihres Mannes abrupten, unbedingt absprechenden, im Wortsinn vernichtenden Verdikten gegenüber, die aber nicht immer wörtlich verstanden sein wollten — wo er ernsthaft verurteilte, pflegte er zu schweigen —, besaß sie die feinere und vielleicht auch die sicherere Menschenkenntnis.

Ich darf mich einer Art des Umgangs rühmen, die ganz ebenso kaum einem anderen zuteil geworden ist und mir viel wertvoller war als alles gesellschaftliche Zusammensein, nämlich gemeinsamer Spaziergänge im Tiergarten. Besonders an winterlich kurzen Nachmittagen hat mich in den früheren Jahren — in den letzten mußte es leider fortfallen — mein Weg oft in der Gegend um die Luiseninsel mit dem Meierschen Ehepaar zusammengeführt. Er war der einzige unter meinen Berliner Bekannten, der Zeit hatte, und wenn wir uns trafen, habe auch ich meinen kurzen Weg weiter ausgedehnt. Als ich einmal bemerkte, daß ich nicht verfehlte, jede dieser Begegnungen in mein gewohntes Tagebuch einzutragen, habe ich zu meiner Freude erfahren, daß dasselbe auch von der Meierschen Seite geschehe. Er war dann sehr aufgeräumt und bereit, über alle Angelegenheiten des Tages und auch ferner gelegene sich zu äußern. Es geschah das oft mit so lauter Stimme und im

Maße so unbegrenzt, daß ich zuweilen lachend gebeten habe, das an das Staatsgefährliche Rührende mit etwas mehr Reserve kund zu tun. Frau von Meier ihrerseits war auf diesen gemeinsamen Gängen freundlich teilnehmend für meine Angelegenheiten und mit Verständnis interessiert für die von uns Männern aufgenommenen Themata. Eine eigentliche Unterhaltung zu dritt war allerdings unmöglich, da Meier immer eine Person ganz okkupierte. Ich und mein mich meist begleitender Pflegesohn hatten deshalb ein bestimmtes System der Abwechselung mit ihm und Frau von Meier eingerichtet und der Gespräche von einem Paare zum anderen. Von diesen Unterredungen über allgemein Menschliches, Literarisches — worin Meier sehr bewandert war —, Wissenschaftliches und Politisches habe ich großen Gewinn gehabt. Es war mir sehr schmerzlich, als in den letzten Jahren die Begegnungen immer seltener wurden und zuletzt ganz aufhörten, weil sich bei Meier zunehmende Beschwerden im Gehen herausstellten. Die Lücke, die mir dann durch das Erlöschen allen Verkehrs mit diesen vortrefflichen Menschen entstanden ist, läßt sich nicht wieder ausfüllen.

Über Religiöses habe ich mit beiden Meiers nur ganz aus der Peripherie heraus gesprochen. Ich weiß, daß Frau von Meier ernst kirchlich gesinnt war. Sie besuchte mit Vorliebe die Predigten Stöckers und auch nach seinem Tode die von der Stadtmission veranstalteten. Sie tat es, so viel ich weiß, ohne ihren Mann, und mir ist sein kirchlicher Standpunkt nicht ganz deutlich geworden. Sein späterer muß wohl etwas anders geworden sein als in jüngeren Jahren, war jedenfalls sehr konservativ im Punkte der Handhabung einer Lehrordnung. Er hatte, wie ich mich aus einer auf einen bestimmten Fall gemünzten Bemerkung erinnere, mit vielen anderen kirchlich interessierten Juristen die Meinung, daß sich mit gesetzlichem Verfahren Ordnung und auch Eintracht bei Bekenntnisdifferenzen herstellen lasse.

Wie Frau von Meier in der Befriedigung ihrer gottesdienstlichen Bedürfnisse einen selbständigen Weg ging, so hat sie auch sonst eigene Interessen neben denen ihres Mannes verfolgt. Davon ist mir bei der Art unseres Verkehrs nicht viel bekannt geworden. Ich habe von anderen erfahren, daß sie für wohltätige Bestrebungen in großem Stil eine offene Hand hatte.

In den zwei Jahren ihres Alleinseins habe ich sie nicht oft mehr gesehen. Im letzten Jahre war ich durch Berufspflichten zu sehr in Anspruch genommen, um sie aufsuchen zu können. Ich habe sie aber doch zuweilen getroffen. Es war mir immer wohltuend, und auch sie freute sich sichtlich der Begegnung. Sie hat sich nicht mehr, wie ich, wenn ihr ein längeres Leben bestimmt gewesen wäre, erwartet hatte, einen selbständigen Wirkungskreis geschaffen. An Berlin band sie neben dem Grab ihres Mannes die Gemeinschaft mit der einzigen Schwester, die noch unter den Lebenden weilt, der Generalin von Bergius. Wie Frau von Meier in ihrer ganzen Lebensart immer bestrebt war, nicht mehr als das Gebotene zu beanspruchen, bezog sie eine kleinere Wohnung und richtete sie nach Möglichkeit so ein, wie sie es gewohnt gewesen war. Sie hat mir mit Befriedigung in den neuen Räumen die alten Sachen gezeigt, die sie an das Vergangene erinnerten. Mit warmer Erkenntlichkeit hob sie an Bekannten hervor, daß sie ihrem

Mann Anhänglichkeit bezeigt hätten, und hat mir gegenüber nicht unterlassen, den Dank für seinem Gedächtnis erwiesene Treue direkt zum Ausdruck zu bringen. Es war ihr eine Befriedigung, daß sie Gelegenheit hatte, eine zweite Ausgabe des vergriffenen Werkes ihres Mannes „Die Reform" erscheinen zu lassen. Sie hat für die Voraufstellung einer kurzen Biographie und einer Charakterisierung der wissenschaftlichen Tätigkeit des Verstorbenen von befreundeter Seite gesorgt. Der schon großenteils fertige dritte Band der „Französischen Einflüsse" konnte nicht von anderer Hand vollendet werden, weil Meier, davon durchdrungen, daß das Vorhandene seinen eigenen Ansprüchen nicht genüge, in heroischem Entschluß vor seinem Ende das ganze Manuskript vernichten ließ. Von meinen letzten Begegnungen mit Frau von Meier ist mir namentlich in Erinnerung die bei der Beerdigung ihrer besonderen Freundin, der Frau des Mediziners v. Olshausen, wenige Monate nach dem Tode Meiers. Es war auf dem Matthäikirchhof, wo auch Meier ruht. Ich habe sie von der Kapelle bis zum Grabe geführt, vorüber an dem großen, von Passionsblumen überrankten Kreuz in der Mitte des Kirchhofes. Sie blickte dankbar zu dem Kreuz auf und sprach davon, wie lieb ihr dieser Kirchhof sei. An allem, was die Universität betraf, nahm sie mit altem Interesse teil und ist gern einer Einladung zu meiner Einführung als Rektor im Oktober 1912 gefolgt. Zuletzt habe ich sie gesehen am 23. Januar 1913 auf einem Diner bei dem verwitweten v. Olshausen. Sie machte einen frischen, wie heiteren Eindruck, und ich sprach ihr meine Freude darüber aus, daß sie sich wieder entschlossen habe, eine Gesellschaft zu besuchen. Sie hat es freilich gewiß nur aus Rücksicht auf den gleich ihr vereinsamten Gastgeber getan. Nach dieser Begegnung kam mir ganz unerwartet die Nachricht von ihrem Heimgang am 29. Mai. Eine Influenza hatte sie geschwächt. Sie ging zur Erholung nach Wiesbaden, ohne eine Begleitung nötig zu finden. Dort ist sie am selben Tag, an dem ein Schlaganfall sie traf, unter der Pflege einer Krankenschwester sanft verschieden. Am 2. Juni fand sie in Berlin die Ruhestätte neben ihrem Manne.

Ein ruhiges und einfaches Leben war damit vollendet. Neben der in seltenem Maße verständnisvollen Hingebung für ihren Mann erscheint mir an diesem Leben zweierlei beachtenswert, das es hinaushebt über das Leben der Mehrzahl auch der edlen Menschen. Beides, was ich erwähnen will, wird verständlich machen, daß sie für ihren Mann so viel gewesen ist.

Das eine, was ich meine, ist nur bei Frauen zu finden. Ich habe viele Frauen gekannt, deren Nähe einen unmittelbar hebenden und veredelnden Einfluß ausgehen ließ; aber unter denen, deren Leben als ein abgeschlossenes vor meinen Augen liegt, wüßte ich neben Frau von Meier nur eine Frau zu nennen, bei der dieser Einfluß da war ohne Vermittelung durch Worte, nur durch die persönliche Gegenwart. Diese andere hat solchen Einfluß nicht nur in einzelnen Fällen ausgeübt; sie hat ihn in weitem Umfang bildend auf die weibliche Jugend ausgehen lassen, ohne daß sie irgend etwas Besonderes für die Jugend getan oder zu ihr gesagt hätte. Bei ihr wurde der Eindruck des Persönlichen gefördert durch das ästhetisch zur Höhe Führende in der Idealität der Erscheinung und Form. Die mütterliche Freundin meiner

Jugendjahre, deren ich hier gedenke, war die auch weiteren Kreisen als Malerin durch ihre Initialen und Arabesken bekannte Angelika von Woringen, geborene Schleiden, der vorzugsweise für ihr Alter das galt, was ich von ihrem Äußeren gesagt habe. Frau von Meier hatte in der wohl sehr angenehmen Art, wie sie sich zeigte, doch nichts, was sie sich abheben ließ von der Ähnlichkeit vieler anderen, und trotzdem war bei ihr derselbe Einfluß da, von dem ich eben geredet habe. Ich bin ihr ein oder zweimal in der Zeit ihres Alleinseins unter kurzer Begrüßung in einem Geschäftshause der Stadt begegnet. Es waren nur die auch mit anderen gewechselten Formen, die uns in diesem Moment verbanden, und doch war mir damit etwas wie eine Fülle nicht nur von Verständnis, sondern auch von innerlicher Förderung gegeben, als ob eine ausgedehnte Mitteilung stattgefunden hätte.

Das andere, woran ich denke, gehört in irgendwelchem Grade allen strebenden Menschen zu. Man kann diese unterscheiden in solche, deren Wille gebrochen, und solche, deren Wille noch nicht gebrochen ist, ich meine in solche, die sich der ihr Leben leitenden Macht ergeben haben, und solche, die es noch nicht getan haben. Die es überhaupt nicht tun wollen, kommen für eine ethische Beurteilung nicht in Betracht. Das Sichbeugenmüssen unter ein Etwas, dem wir nicht gebieten, ist neben dem Kampf in unserer Brust die Gewalt, die unser aller Leben entweder in die Höhe führt oder in den Abgrund stößt. Wer auf dem Wege des Sichunterwerfens vorwärts schreitet, geht wie einem leuchtenden Gestirn entgegen, das ihm des Lebens Pfade weist. Viele unter uns schreiten auf dieser Bahn einige Schritte weiter, aber auch einmal einen Schritt zurück; viele — es können sehr edle Menschen sein — haben noch nicht den festen Willen, ihrer Selbständigkeit dem Schicksal gegenüber zu entsagen, und gewinnen ihn vielleicht nie. Wenige nur sind es, die sich ihres Willens enteignet haben, nicht des Willens zum Guten, aber des Willens zur Selbstbestimmung und Selbstherrlichkeit. Das Mittel, dem ewigen Konflikt zu entgehen, den das Beharren auf diesem Eigenwillen mit sich bringt, hat der größte Lebenskünstler unseres Volkes in dem Worte ausgesprochen:

Wir müssen uns im hohen Sinne fassen
Und was geschieht, getrost geschehen lassen.

Das ist der Weg für alle. Das Verständnis des „hohen Sinnes" und des „getrost" ist bei den Einzelnen sehr verschieden, aber das Bestreben, wo es vorhanden, ist gleich an Wert und Ziel.

Was ich mit solchen Erwägungen an dieser Stelle sagen will, liegt nach der voranstehenden Lebensskizze auf der Hand. Das Leben, von dem ich geredet habe, gilt mir als vorbildlich für das „im hohen Sinne fassen" und „getrost geschehen lassen". Wie die Heimgegangene beides gemeint hat, kann ich nur durch eine Art Intuition aus dem herauslesen, was ich aus ihrem Munde gehört oder nicht gehört habe. Aber fest steht mir, daß sie beides geübt hat. Eben dies gibt mir, wie ich hoffen darf, die Berechtigung, zu anderen zu reden von einem Leben, das nichts hervorgebracht hat als eben diese Darstellung seines Selbst, das damit aber mindestens einem anderen Leben Kraft zugeführt und erhalten hat, aus sich heraus Selbständiges zu schaffen.

Der Wettermacher.

Von

Georg Hirschfeld.

An dem Königlichen Postamt zu Rosenhainichen war neben dem Eingang ein vergittertes Kästchen angebracht, und an die Wand dieses Kästchens befestigte der Sekretär Peter Kernmichel jeden Nachmittag die Wetterprognose für den nächsten Tag. Der Zettel, der die Meldung des meteorologischen Amtes in Kernmichels zierlichen Schriftzügen wiedergab, hatte täglich neue Bedeutung. Niemand betrat das Postamt, ohne einen Seitenblick auf das Kästchen zu werfen, ob es nun Bankier Grützner war, der oft tausend Mark fortschickte, oder ein kleines Schulmädchen, das eine „Finfermarke" holte. Vor dem Wettergott waren alle gleich. Verschieden nur gestalteten sich die Hoffnungen, die sich an eine gute Prognose knüpften. Diese Erkenntnis erfüllte die Seele Peter Kernmichels, der gleichsam des Wettergottes Mittler war. Was er da täglich schrieb für Rosenhainichen, seine Vaterstadt, kam aus ungeheuren Weiten und Höhen. Männer der Wissenschaft hatten es dem Mutterschoße der Natur abgelistet. Peter Kernmichel mußte die amtliche Meldung Wort für Wort kopieren — es war seine heilige Pflicht, vom Vorsteher ihm, nicht Herrn Krumme, dem älteren Sekretär, übertragen. Der Vorsteher mußte wohl wissen, wie zart und tief die Prophezeiung in Peter Kernmichels Herzen mitschwang — auch in dem Sekretär wechselten Nebel und Heiterkeit, Regen und Sonnenschein. Nur Gewitter lagen ihm fern. Peter Kernmichel war eine idyllische Natur. Nicht um seiner eigenen Person willen war ihm eine günstige Prognose so wertvoll — er wünschte sie innig seinen Mitmenschen. Dieser kleine Rotkopf mit dem zarten Sommersprossengesicht und den wehmütig lächelnden blauen Augen hatte ein Herz der Nächstenliebe. Er kannte sie alle, die an sein Schalterfenster kamen, mit dem trockenen Einerlei ihrer Postanweisungen und eingeschriebenen Briefe. Besonders das Publikum weiblichen Geschlechts umschloß seine Menschenfreundschaft. Daß ihn von diesem besonders die Jungen und Hübschen interessierten, braucht nicht weiter versichert zu werden. Ja, er erriet die zartesten Geheimnisse und kannte die verschwiegensten Wünsche. Die Mädchen sahen es ihm an, wenn er so drollig mit dem fuchsigen Köpfchen nickte und dazu seufzte: „Nu ja! Nu äben!" Dann wurden sie rot und kicherten — Kernmichel aber besann sich auf seine amtliche Würde und machte der lyrischen Stimmung durch harte Stempelschläge ein Ende.

An den Sonnabenden vor Feiertagen, besonders aber vor Ostern und Pfingsten, steigerte er sich mächtig in fremde Hoffnungen hinein. Peter Kernmichel hatte keine Braut, die er zu Ostern und Pfingsten ausführte — er

glaubte sich selbst zu unscheinbar für ein „göttliches Weib", und für den irdischen Schlag von Rosenhainichen war er sich zu schade. Ihm lag am meisten die heitere Resignation eines philosophischen Spaziergängers, der überall Bekannte traf und von jedem, der ihm begegnete, gern gesehen wurde. Er orientierte sich lieber am Ufer, ob die Elbdampfer dicht besetzt waren, als daß er auf ihnen fuhr — er war lieber wohlwollender Zaungast der Gartenlokale, als daß er sich zwischen den lärmenden Menschen niederließ. Seine Abende endeten ja doch am Stammtisch im „Elefanten", wo der Postsekretär zwischen dem Bergamtsassessor und dem Kreisschulinspektor seinen Platz hatte. Nein, er dachte vor Ostern und Pfingsten nicht an sich.

Wie oft hatte es ihn tief ergriffen, wenn die arme, sehnsüchtige Jugend sich so innig auf die Feiertage gefreut hatte, sich so reizende Kleider dazu gemacht (blau und rosa Batist, aber am meisten liebte er die unschuldsvollen weißen) — und dann hatte die böse Prognose alle Hoffnungen geknickt. Die Väter, die das Geld für die Ausflüge hergeben mußten, erschütterten ihn nicht so. Auch die Mütter, die täglich in der Küche standen und endlich einmal hinauskamen, konnten ihn so nicht rühren. Eltern waren eben nicht jung, Eltern blieben doch am liebsten zu Hause. Aber die Kinder, die Kinder . . .

In dieser Pfingstwoche gestaltete sich Rosenhainichens Spannung auf die Sonnabend-Prognose zu einer wahrhaft dramatischen. Man sprach nur noch vom Wetter. Die drei „gestrengen Herren" hatten ein frostiges Gefolge nach sich gezogen, kalte Regenschauer hielten bis zum Himmelfahrtstage an, und das meteorologische Amt hielt Nachtfrost für möglich. Nachtfrost vor Pfingsten — wenn es dazu kam — dann ade Kirschblüte! ade Gartenherrlichkeit! Peter Kernmichel hörte alle diese Klagen am Schalterfenster, aber er dachte düster: Ihr Wirte und Krämer, ihr denkt ja nur an euer Geschäft. Wer kümmert sich um die Schönheit des Lebens, um das große Jugend- und Frühlingsfest? Die Liebe soll an Maitagen erblühen! Die ist wichtiger als eure Bäume und Geldsäcke! Aber Peter Kernmichel fürchtete diesmal für die Liebe. Am Donnerstag noch miserabel — Freitag erfahrungsgemäß keine Änderung — Sonnabend ein Umschwung vielleicht — aber ein kleiner nur . . .! Das Barometer rückte nicht vorwärts.

Da kam sie schon, die es wohl am meisten anging: die schöne Lena Pisch. Der Vatersname Pisch war das einzige nicht Schöne an ihr. Es war reizend, wie sie ihr Köpfchen mit dem breiten Strohhut zum Schalterfenster niederbeugte, ganz nahe an Peter Kernmichel heran. Rührend waren ihre besorgten, braunen Augen. „Ach Gott, Herr Sekretär — was wird denn nu bloß am Sonntag für'n Wetter werden?" — Kernmichel faltete die Hände und sah mit dem Blick eines stattlichen Gelehrten zu Lena auf: „Heute ist Freitag, liebes Fräulein. Hoffen wir auf Sonnabend. Es ist ja möglich. Die Erfahrung lehrt . . ." — „Ach, wissen Sie, was die Erfahrung lehrt — es kommt denn immer ganz anders. Es fällt mir nämlich garnich ein — mein Bräutigam will Sonntag früh mit'n Dampfer nach Wiesau machen. Mein Bräutigam, der is doch so für die Ausflüche. Nu ja, man kann es ja verstehen — der Mann sitzt 'n ganzen lieben Tag im Bureau. Da will er auch mal raus. Aber ich soll mir denn mein Bestes anziehn.

Und wenn's nu regnet, Herr Sekretär . . ." — Kernmichel lächelte mitleidig. „Wie ist denn das Beste?" — „Weiß — ganz weiß mit Rüschen!" — „Ach, du lieber Gott! . . ." — „Nich wahr?" — „Nu ja. Nu äben. Aber Ihr Herr Bräutigam wird doch ein Einsehen haben." — „Ein Einsehn hat er eben nich. Ach, ich möchte ja auch ganz gern nach Wiesau —" — „Na, wie is et denn? Ick habe hier 'n Telejramm! Von's Reden wird det Wetter ooch nich besser!" Herr Lemke, ein nicht sehr beliebter Berliner, wartete hinter Lena Pisch. Das Amtliche mußte wieder beginnen. In trübem Zweifel zog das schöne Mädchen ab.

Bald kamen noch zwei, die den Sekretär als Propheten anriefen. Aber sie kamen nicht zusammen. Vielleicht kannten sie sich gar nicht. Beide wurden von Peter Kernmichel schneller abgefertigt als die schöne Lena Pisch. Fräulein Krummbieg war eine blasse, abgearbeitete Näherin, die ihre Mutter und ihre blinde Schwester ernährte. Kernmichel hegte Hochachtung für sie, aber kein lebhaftes Interesse. — „Glauben Sie, daß es Sonntag schön wird, Herr Sekretär?" — „Wer kann das wissen, Fräulein Krummbieg. Ich wünsche es Ihnen. Sie wollen wohl gern hinaus?" — „Ja. Mit dem Dampfer nach Wiesau . . ." — „Das wollen viele! Sonnabend, Fräulein Krummbieg! Sonnabend! Wollen sehn, was sich machen läßt!" — Kernmichel kicherte, und die blasse Näherin entfernte sich, sehnsüchtig seufzend. Fünf Minuten nach ihr erschien Herr Leonhard Funk, Provisor in der Apotheke, ein äußerst nervöser, aber vornehmer junger Mensch. Peter Kernmichel liebte es nicht, wenn Herr Funk erschien. Er richtete immer etwas an. Das Geld stimmte nicht, oder er klebte die Marken falsch. Es gab jedesmal eine kleine Revolution im Postamt. Außerdem litt der arme Provisor an einem erschreckenden nervösen Husten, der ihn sehr menschenscheu machte. „Ob es wohl Sonntag schön wird, Herr Sekretär?" fragte er, sein Leiden gewaltsam niederzwingend. — „Wir werden es Sonnabend erfahren, Herr Funk. Haben Sie einen gemeinsamen Ausflug vor?" Kernmichel konnte sich diese etwas taktlose Frage nicht versagen. — „Nein . . . das doch nicht . . . Ich gehe ja immer allein . . . Ich will blos nach Roseneck fahren und botanisieren." — „Also, dann viel Glück. Was wünschen Sie, meine Dame?" — Leonhard Funk war abgefertigt. Während er sich entfernte, dachte der rotköpfige Sekretär ingrimmig: Na, für dich braucht es auch nicht schön zu werden. —

Am Sonnabend um 2 Uhr hielt Peter Kernmichel das schicksalsvolle Telegramm des meteorologischen Amtes in der Hand. Es lautete: „Langsame Erwärmung. Keine wesentliche Besserung. Starke Niederschläge zu erwarten." Also das war das Pfingstsonntagswetter. Diese Prognose klang bis auf die langsame Erwärmung vernichtend. Keine wesentliche Besserung! Starke Niederschläge! Die liebe Jugend würde verzweifeln, wenn sie das am Postamt las! Peter Kernmichel ging außer sich mit dem Telegramm umher. Herr Krumme, ein älterer Kollege, hatte heute Schalterdienst — er konnte also außer sich umhergehen. Sollte nun Pfingsten wieder verdorben sein, wie voriges Jahr? Oder irrte sich diesmal das meteorologische Amt? Man mußte doch ein kleines bißchen auf den lieben Gott bauen! Wo so viele Gebete aus jungen, liebenden Seelen zum Himmel emporschollen! Es

war unerhört! Fast hätte Peter Kernmichel in seinem etwas selbstgefälligen Zorn das Telegramm in der Hand zerknüllt. Aber das durfte er nicht — er hatte ja die Pflicht, es in dem Kästchen draußen zu befestigen. Übrigens mußte er es noch abschreiben — er hatte das Original in der Hand. Da plötzlich durchfuhr ihn ein gewaltiger Gedanke: War *er* nicht im Grunde das Schicksal, der Prophet? Fragten *ihn* nicht die lieben jungen Seelen in richtigem Instinkt nach der Prognose? Was er schrieb, galt, und eines war vor allem nicht zu vergessen: die Freude auf den kommenden Genuß ist des Menschen wahre Freude. Peter Kernmichel dankte seiner rettenden Philosophie. Wer wußte, was der Sonntag brachte? Persönliches Ungemach, Gedränge, Erschöpfung, Zank. Das meteorologische Amt wußte es auch nicht. Nur Peter Kernmichel dachte für seine Mitmenschen.

Sein Entschluß war gefaßt. Der Spaß war auch nicht übel — kecken Wagemut hatte er immer besessen. Er riskierte nicht viel. Der Vorsteher kümmerte sich überhaupt nicht um die Wetterprognose, und kein Rosenhainicher konnte die Fälschung nachprüfen. Was galt das Wetter eines vergangenen Tages? Lediglich seine Menschenfreundschaft diktierte ihm das kleine amtliche Vergehen. Einen ganz positiven Dienst aber erwies er den Wirten in Wiesau und Roseneck. Die konnten ihm für das Pfingstgeschäft auf den Knien danken. Die Jugend aber hatte ihre Freude voraus. Wenn sie Sonntag vielleicht ein bißchen naß wurde — nun, das nahm sie für das Glück am Sonnabend in Kauf. Außerdem glaubte Peter Kernmichel, der sich allmählich als Gewaltiger fühlte, durch seinen Geniestreich den Himmel beeinflussen zu können. Auf den eisernen Willen kam alles an. Er *wollte*, daß das Wetter gut würde — darum schrieb er eine andere Prognose, als ihm telegraphiert worden: „Langsame Erwärmung. Wesentliche Besserung. Geringe Niederschläge zu erwarten." Das klang zwar dem Stil nach etwas wohlwollender, als das meteorologische Amt zu melden pflegte, aber die dankbaren Rosenhainicher nahmen es nicht so genau.

Bald hing die Dichtung Peter Kernmichels im Kasten draußen. Das gab eine Sensation! Man umlagerte die Prognose. Die jungen Leute wurden fast fromm und sahen mit feuchten Augen zum Himmel auf. Also doch! — — Leonhard Funk stand zufällig zwischen der schönen Lena Pisch und Fräulein Krummbieg. In seiner Freude bekam er einen besonders heftigen Hustenanfall, was ihm einen indignierten Seitenblick Lenas eintrug. Beschämt entfernte er sich, ohne den erbarmungsvollen Blick zu bemerken, den ihm die kleine Näherin nachsandte. Fräulein Krummbieg schlug das Herz vor Freude, als sie die Prognose gelesen. Sie verstand es so gut, daß der arme Provisor einen Hustenanfall bekommen hatte. Bald aber erschien Lena Pisch mit ihrem Bräutigam, dem flotten Bankbuchhalter Nostiz. Peter Kernmichel trat mit stolzer Bescheidenheit an den Schalter. Den Dank des schönen Mädchens, der eigentlich dem Himmel galt, wollte er entgegennehmen. Sie wußte nicht, was er für sie getan hatte, aber sie fühlte es. Ungehindert konnte Herr Nostiz von dem kommenden Sonntag schwärmen: „Da wollen wir mal tüchtig die Beine werfen — was, Lena? Herrgott, kann das fein werden! So'n Pfingstwetter! Wer hätte das gedacht!"

Ja, wer hätte das gedacht ... Den Abend über blieb Peter Kernmichel in dem erhebenden Gefühl, was er für seine Vaterstadt geleistet hatte. Aber als die Nacht kam, wurde er doch etwas schlaflos. Das war ihm noch nie passiert. Er kletterte von Stunde zu Stunde aus dem Bett und sah nach dem Himmel. Es war dunkel, ohne Stern — aber es regnete nicht. Noch nicht. Wer wußte es denn — vielleicht strahlte morgen früh die schönste Sonne. Peter Kernmichel klopfte das Herz; diese Unbehaglichkeit ließ ihn seine Tat fast bereuen. Dann aber überlegte er, wie töricht das war. Wenn die Rosenhainicher wie begossene Pudel würden — sie konnten ja unmöglich dem Postsekretär, der die Prognose abgeschrieben, eine Schuld geben.

Diese Erwägung brachte ihm endlich Schlaf. Als er morgens aufwachte und jäh aus dem Bett fuhr, da sah er, daß das Wetter leidlich war. „Abwartend", wie man es wohl nannte. Die Sonne stand im Dunst. Es war etwas zu warm für die Morgenfrühe. Aber die Rosenhainicher zogen in fröhlichen Scharen ins Freie hinaus. Die gute Prognose gab ihnen vollkommene Sicherheit. Peter Kernmichel folgte ihnen langsam, wie ein Mann, der kein gutes Gewissen hat. Er sah Lena Pisch am Arm ihres Bräutigams. Dieser Anblick machte ihn wieder froh und sicher. Wie schön war dieses Paar in seiner Feiertagsfreude. Lenas weißes Kleid mit den Rüschen war entzückend. Sie hatte sogar weiße Stiefel angezogen, und auf dem Kopf trug sie einen zarten, neuen Hut mit rosa Rosen. Glücklich nickte sie Peter Kernmichel zu — der Bankbuchhalter grüßte emphatisch. Alle schienen dem Postsekretär für das gute Wetter zu danken. Er stand an der Brücke, die auf den Elbdampfer führte. Wieder ging er selbst nicht hinauf, wieder sah er sie zu Hunderten auf das Schiff drängen. Hinter Lena und ihrem Bräutigam kam Fräulein Krummbieg mit ihrer alten Mutter. Sogar die blinde Schwester war mitgekommen. Bald erschien auch der bellende, aber sehr vergnügte Herr Funk.

Das Schiff war überfüllt. Peter Kernmichel, auf den sich die Suggestion der Masse übertragen, hatte bis jetzt keinen Blick zum Himmel aufgetan. Nun erst, als der Dampfer stromaufwärts glitt, sah er empor. Wie seltsam ... der Himmel war plötzlich ganz grau geworden. Schwere Wolken hingen herab. Trotzdem lachte und schwatzte man in seliger Unbekümmertheit. Wirkte jetzt noch die Prognose nach? Ja, es mußte wohl die Freude vom Sonnabend sein. Der Postsekretär entfernte sich und begann eine Vogelstraußpolitik. Während er die Uferstraße entlang schritt, ignorierte er jeden Regentropfen, der auf seinen Strohhut klatschte. Er atmete freudig den Staub, den ein arger Sturmwind ihm entgegenwirbelte. Er spannte erst seinen Schirm auf, als es wie aus Mulden goß. Spaziergänger traf er heute nicht. Nur der Dampfer war noch sichtbar, der Hunderte nach Wiesau und Roseneck führte. Plötzlich kam eine Hemmung über Peter Kernmichel. Er erstarrte. Er dachte nicht mehr daran, daß er sich eines Amtsvergehens schuldig gemacht, daß er frivol mit der Gesundheit seiner Mitbürger umgegangen — er sah nur das weiße Kleid von Lena Pisch vor seinen entsetzten Augen — dann den Rosenhut und die weißen Stiefel. Das arme Mädchen! Sie wollte ja eigentlich nicht hinaus! Sie hatte böse Ahnungen gehabt! Sein Wahnwitz hatte es verschuldet! Er konnte sich verraten, wenn sie wieder an den Schalter

kam! Er liebte ja Lena Pisch auf seine platonische Weise! An Fräulein Krummbieg und den kränklichen Herrn Funk dachte er nicht.

Als er zu triefen begann, machte Peter Kernmichel plötzlich kehrt. Von den Dämonen des rachsüchtigen Himmels gejagt, rannte er in seine Wohnung zurück. Er warf sich aufs Bett, nachdem er die Vorhänge vor die Fenster gezogen. Er ließ sich den ganzen Sonntag nicht blicken. Am zweiten Feiertage ging er nur in Grunows Wirtshaus, wo er auch alltags sein Mittagsmahl einnahm. Es regnete noch in Strömen. „Na, so'n Pfingstwetter, Herr Sekretär!" meinte der Wirt. „Und die Prognose war doch gut? Man sollte sich wirklich mal beschweren! Wohin wendet man sich denn da, Herr Sekretär?" — Kernmichel knurrte etwas Unverständliches und löffelte seine Suppe. „Beschweren müssen Sie sich beim lieben Gott. Sonst kann ich Ihnen nicht raten, an wen Sie sich wenden sollen." — Der Wirt war eingeschüchtert und fragte nicht weiter. Abends aber am Stammtisch im „Elefanten" wagten es die Herren sogar, den armen Postsekretär aufzuziehen. Sie kamen immer wieder auf die unglückselige Prognose, und Doktor Schultheiß, der boshafte Kreisarzt, fand plötzlich einen Spitznamen für Peter Kernmichel. Er nannte ihn den „Wettermacher". Das wurde mit großem Beifall aufgenommen. Dabei wußten die Herren gar nicht, wie recht sie hatten. —

Am Dienstag hieß es wieder, ins Amt zu gehen. Peter Kernmichel war auf alles gefaßt. Jeder Rosenhainicher würde an sein Schalterfenster kommen und ihm erzählen, daß er oder ein lieber Anverwandter sich Sonntag auf den Tod erkältet habe. Fräulein Krummbieg erwartete er in tiefer Trauer, denn entweder war ihre alte Mutter oder ihre blinde Schwester gestorben. Von dem Zustande des Provisors Funk gar nicht zu reden. Der einzige Trost war, daß Lena Pisch so wohlhabende Eltern hatte. Was machte es denen aus, wenn ein Kleid und ein Hut verdorben waren? Wer weiß — vielleicht war es der Liebe des Brautpaares um so besser bekommen, mal tüchtig beregnet zu werden. Er sah sie, unter einen Schirm gedrängt, lachend den Elementen preisgegeben. Er träumte von ihren Küssen . . .

Plötzlich stand Lena Pisch am Schalter. Sie sah finster und verweint aus — Kernmichel sah es sofort. „Zwei Zehnermarken, wenn ich bitten darf — und hier is'n eingeschriebener Brief." — Kernmichel bediente das Fräulein und wagte keine Privatbemerkung zu machen. Es mußte furchtbar schlimm stehen. Lena war gealtert. Ihre braunen Augen streiften den Sekretär mit nie gekannter Verachtung. Als sie aber mit der Quittung kehrt machen wollte, hielt er sie fest — er konnte nicht anders: „Wie geht's denn, Fräulein Lena? Hoffentlich haben Sie am Sonntag keinen Schaden genommen?" — „Ich?" fuhr sie giftig los — es war eben niemand außer ihr im Postamt. „O nein, Herr Sekretär! Ich nich! Der Einziche, der da in Frache kommt, wird wohl der Herr Nostiz sein!" — Der Herr Nostiz? Wie sprach sie denn von ihrem Bräutigam? — „Was ist, um Gotteswillen, Herrn Nostiz passiert?" — „Nu, daß er keine Braut mehr hat — weiter nichts! Vielleicht is es für ihn gar nich so schlimm! Für mich ja auch nich! Nein! So'n launischen Menschen, so'n Menschen, der einfach grob wird — den will ich nich! Morgen kommt die Anzeiche, daß wir uns entlobt haben!" Kernmichel

sank in seinen Stuhl zurück: „Aber sagen Sie bloß, Fräulein Lena — warum denn?“ — „I, er wollte durchaus nach Wiesau, und ich wollte nich! Die dämliche Prognose, die imponiert mir gar nich! Ich wußte, daß es regnet! Dann, auf dem Dampfer wollte Herr Nostiz durchaus am Kiel sitzen, wissen Sie, ganz vorne, wo kein Verdeck is — da bekamen wir natürlich keinen Platz mehr untern Verdeck und wurden naß bis auf de Knochen! Mein Kleid, mein Hut, meine Schuhe — alles hin!“ Jetzt weinte Lena Pisch. — Von Pein gefoltert, beschwor sie Peter Kernmichel: „Aber was bedeutet denn das — die Sachen? Ich bitte Sie, Fräulein — Ihre Liebe —!“ — „Ach, was! Liebe! Das is es ja eben! Er war so grob — vor allen Leuten! Er hat mir alle Schuld gegeben! Er hat dumme Gans zu mir gesagt! Das soll ich mir bieten lassen? Nein, Herr Sekretär, jetzt is es aus! Er soll sich 'ne andre suchen! 'ne dumme Gans! Adjö, Herr Sekretär!“

Das schöne Mädchen rannte fort. Der Wettermacher blickte ihr erschüttert nach. Zum erstenmal gefiel sie ihm nicht. Es kam ihm fast so vor, als ob auch er sich mit Lena Pisch „entlobt“ hätte. Liebe — er hatte es um der Liebe willen getan. — — Das war keine Liebe . . .

Er mußte sich wieder fassen, denn neues Publikum kam an das Schalterfenster. Als er düster aufblickte, erkannte er Fräulein Krummbieg. Die hatte ihm gerade noch gefehlt. Die hörte er überhaupt nicht an. — „Bitte schön, drei Postkarten, Herr Sekretär.“ — Er horchte auf. Wie seltsam hatte sich die Stimme dieses Mädchens verändert! Weich war sie geworden, glückdurchzittert, wirklich schön. Er sah sie an, ob sie es auch wirklich war. Da bemerkte er die Veränderung ihres Gesichts, ihre Haltung. „Nanu, Fräulein Krummbieg? Was ist denn mit Ihnen los? Sie sind ja förmlich 'n paar Jahre jünger geworden?“ — Mit geröteten Wangen blickte sie schamhaft lächelnd vor sich hin. „Ich habe auch Grund dazu, Herr Sekretär.“ — „Warum denn?“ — „Ich habe mich verlobt.“ — „Mit wem?“ — „Mit Herrn Provisor Funk.“ — „Wann ist denn das passiert?“ — „Am Sonntag, auf dem Dampfer nach Wiesau.“ — „Wahrhaftig? In dem Regen? In dem scheußlichen Wetter?“ — Da lachte die Näherin — es war ein helles, glückseliges Lachen. „Eben drum! Wir mußten uns zusammen unter einen Schirm retten! So kam es! Ach, wir passen so gut zusammen! Ich kann es Ihnen gar nicht sagen, Herr Sekretär! Wir beide wollen immer füreinander sorgen! Erst hatte ich ja Angst um Mama und Beate — aber denen ist es sehr gut bekommen, weil es mir so gut bekommen ist! Für mich war es doch das schönste Wetter, das sein konnte!“ Nach diesen jauchzenden Worten lief Fräulein Krummbieg leichtfüßig fort.

Der Wettermacher blieb still an seinem Schalterfenster zurück. Diese Töne waren ihm ins Herz gedrungen. Er reckte sich, und ein stolzes Lächeln umspielte seine Lippen. „Na also,“ sagte er, indem er sich den dünnen Schnurrbart strich.

Neues Leben auf dem Palatin.

Als Giacomo Boni vor einigen Jahren den Schauplatz seines Wirkens vom Forum hinauf zum Palatin verlegte, waren die Augen aller Archäologen und aller Freunde des Altertums mit Spannung auf ihn gerichtet. Man fragte sich, ob sein Name auch für den Palatin eine Ausgrabungsepoche bedeuten würde, wie auf dem Forum. Man erwartete mit Ungeduld, zu erfahren, wo er den Spaten ansetzen würde. Man forschte begierig nach dem Programm, das sich sein zielbewußter Geist für die neue Aufgabe entworfen haben mochte.

Boni selbst hüllte sich damals in Schweigen; aber was er wünschte und was er hoffte, das stand klar und unverrückbar vor seiner Seele. Man kann wohl sagen, daß er die neue Aufgabe sofort so weit und groß gefaßt hat, wie sie überhaupt zu fassen war. Die neuen Ausgrabungen sollten die Schicksale des palatinischen Hügels erhellen, beginnend bei den prähistorischen Zeiten und endend bei dem Kaiser Septimius Severus, der zuletzt auf dem Palatin ein Palatium errichtet hat.

Also die ganze geologische Struktur dieses Hügels galt es festzulegen. Die Spuren der ersten palatinischen Bewohner sollten gefunden werden. Das Hüttendorf auf dem Palatin sollte wieder vor unserem geistigen Auge entstehen, und wie sich aus der Hütte das Haus entwickelte und aus dem Haus der Palast, alles das hoffte Boni durch seine Forschungen festzustellen. Er hatte sich sofort die Aufgabe gestellt, daß Problem bis zum äußersten zu erschöpfen. Er sah einen Weg wie Dante vor sich, der ihn aus dem Licht in die Finsternis, aus Palästen und wohnlichen Gemächern in den tiefen Grund der Erde, in die schauerlichen Höhlen und Schlupfwinkel prähistorischen Daseins führen sollte.

Und jener Zufall, der als Vorsehung wirkt, wenn er bestimmend in das Leben einer starken Persönlichkeit eingreift, jener Zufall, der als Gesetz erscheinen kann, das Menschen und Verhältnisse bestimmt, kam auch Boni zuhilfe. Gerade damals wurde im streng gehüteten Garten der Villa Mills das Nonnenkloster aufgehoben. Tore und Türen öffneten sich, durch die seit Jahrzehnten kein Mensch mehr gegangen war. Eine neue Epoche in der Geschichte der Ausgrabungen des Kaiserhügels sollte beginnen!

Man kann schon heute sagen, daß der Auserwählte, dem die stolze Aufgabe zugefallen ist, mit völlig freier Hand an dieser zeitgeweihten Stätte zu schalten, der Welt gehalten hat, was er sich selbst versprach. Allerdings sind ja die Ausgrabungen heute noch keineswegs abgeschlossen. Im Gegenteil! Sie haben gerade in der Villa Mills noch kaum begonnen. Aber schon jetzt hat Bonis Spaten Licht in das Dunkel gebracht, das Jahrtausende verhüllte. Schon jetzt ist die Fülle der wieder aufgedeckten Denkmäler überwältigend. Schon jetzt kann man sagen, daß die Geschichte des palatinischen Hügels völlig neu geschrieben werden muß.

Boni begann sein Werk zunächst in jenem großen Ruinenkomplex hart an der Villa Mills, den man als Domus Flavia bezeichnet, und legte die Umfassungsmauern der ersten Kaiserpaläste bloß. Unter dem Paviment des Triclinium fand er Privatgemächer und Badeanlagen, die durch eine Inschrift auf einem Marmorfragment mit dem Namen des Tiberius bezeichnet werden. Und hier fanden sich an den Wänden auch noch Reste höchst merkwürdiger Gemälde, die man als Darstellungen aus der Ilias erklären konnte: Agamemnons Streit mit Achill und das Schiedsgericht zwischen Ajax und Ulysses lassen sich unschwer erkennen.

Wohlerhaltene Fresken fanden sich auch in den neuentdeckten Gemächern unter der Basilica privata eben dieses Palastes. In den ornamentalen Malereien entdeckt man mit Erstaunen ägyptische Symbole, in den figürlichen Darstellungen findet man Schilderungen aus der griechischen Tragödie.

Die großartigste Entdeckung aber machte man auf der anderen Seite des Tablinum unter dem Fußboden des Lararium. Hier wurde jener merkwürdige Komplex von Gemächern gefunden, den Boni als „Haus des Catilina" bezeichnet

hat. Nichts läßt sich dem Eindruck vergleichen, den man erhält, wenn man durch diese engen unterirdischen Räume und Gänge plötzlich in einen geräumigen, mit Tonnengewölben überdeckten Speisesaal gelangt. Hier leuchten uns von den Wänden dekorative Malereien entgegen, als wären sie gestern gemalt; hier breitet sich auf dem Boden ein Steinmosaik aus, an dem nicht ein Körnlein zu fehlen scheint. Wer wird uns zu erklären wissen, warum an den Wänden und auf dem Fußboden das Schachbrettornament eine so große Rolle spielt?

Und nun galt es weiter vorzudringen in den tiefen Schoß der Erde, um unter dem historischen Boden verborgen den prähistorischen zu finden. Hier auf der Höhe des Hügels entdeckte Boni die Spuren eines ersten Hüttendorfes, das er zu finden gehofft hatte. Er fand hier unter den Scherben vor allem Reste von Herdanlagen in der Form jener Hüttenurnen, wie sie vor Jahren im Sepulcretum auf dem Forum entdeckt worden sind. Und weiter unter dieser Schicht stieß der rastlose Spaten auf einen Speicherraum mit einer Gewölbekonstruktion, wie man sie noch heute am Carcer Mamertinus sieht.

Am Ende dieses Speichers fand man einen Brunnen, und auch diesen Brunnen begann man auszugraben, denn er mußte den Zugang bilden zu jenen Gängen und Höhlen, in denen die ersten Bewohner des Palatins gehaust hatten. Und in der Tat fand Boni hier 12 Meter unter der Oberfläche ein Netz unterirdischer Gänge in den Tuffstein gehauen und mit weißem Stuck geglättet. Diese spitzenbogenartig gewölbten Gänge sind fast 3 m hoch und mehr als 1 m breit. Sie sind zum großen Teil noch heute vollständig durch eine feine, allmählich versteinerte Staubmasse verschüttet, die schichtenweise aufgetürmt ist. Kein Menschenfuß hatte seit Jahrtausenden diese Schlupfwinkel betreten, deren Erforschung noch lange nicht abgeschlossen ist. Und hier glaubt Boni den „Mundus" entdeckt zu haben, jenes uralte den Göttern der Unterwelt geweihte Sacrarium, in dem die ältesten Bewohner Roms das Saatkorn bewahrten.

Während unten die Arbeiter beschäftigt sind, in tiefster Finsternis die Eingeweide des Palatins zu durchwühlen, bereitet oben in Sonne und Licht der nahende Frühling ein nie geschautes Wunder vor. Fast drei Jahrhunderte sind verflossen seitdem auf dem Kaiserhügel die erste Akazie dem Samen entsproßte — nun läßt ein moderner Archäolog den Gedanken des Kardinals Alessandro Farnese, die Trümmer versunkener Weltherrschaft mit grünen Bäumen und bunten Blumen zu schmücken, noch einmal wieder Wirklichkeit werden.

Wie haben die alten Römer die Bäume und die Blumen geliebt! „Ach," seufzt Horaz, „von allen Bäumen, die er gepflanzt, wird nur die verhaßte Zypresse ihrem kurzlebigen Herrn zum Grabe folgen!" Properz beschreibt die Waldeinsamkeiten, durch die sich die Wasser des Clitumnus schlängeln, und wünscht sich seine letzte Ruhestätte unter den Zweigen eines Baumes oder an der Küste eines unbekannten Meeres. Und Plinius empfiehlt seinem Freunde Tacitus, bei seinen Jagdstreifzügen durch die Wälder seine Tafeln nicht zu vergessen. „Du kannst mir glauben," schreibt er, „man kann mit Minerva ebensowohl über die Hügel schweifen wie mit Diana. Es ist wunderbar, wie der Geist angeregt wird durch die frische Bewegung des Körpers. Und wie sehr die Wälder überall und die Einsamkeit und das Schweigen die Gedanken vertiefen!" Und der liebeskranke Tibull wünscht sich nichts anderes als Shakespeares melancholischer Narr: fern von dem rastlosen und ehrgeizigen Treiben der Welt am Ufer eines Baches unter grünen Bäumen zu ruhen! Ovid beschreibt die Begegnung mit der Muse der Elegie und der Muse der Tragödie in einem heiligen Hain, in deren Mitte eine Quelle entspringt und wo die Vögel in den Zweigen singen. Aber niemand hat die Bäume mehr gepriesen als Virgil: die Buchen und die Weiden, die Ulmen und Kastanienbäume, die Eichen und die Tannen, die Pinien und Zypressen — das waren seine besten Freunde. Und die hohe Pinie, die sein eigenes Landhaus beschattete, weihte er dem Schutze der Diana!

Diesen Dichterstimmen hat auch Boni, der Dichter-Archäolog, sein Ohr geliehen.

Den Manen von Virgil und Ovid, von Horaz und Tibull hat er auf dem Palatin Bäume und Blumen gepflanzt, wie sie heute kaum ein anderer Garten in Rom besitzt. Hier haben sich Buchen und Edelkastanien zu den Steineichen und Zypressen gesellt, und längs des Weges, der am Cryptoporticus des Caligula entlang zum Flavierpalast hinaufführt, heben bereits Hunderte von Pinien die immergrünen Häupter empor. Sie werden einst die Ruinen der Kaiserpaläste beschatten wie heute das zerbröckelnde Gestein in der Villa Hadrians. Und wo Ginster und Weißdorn, Goldregen und Granatbäume den belebenden Hauch des Frühlings erwarten, da grünen die Hecken von Buchsbaum und Myrten.

Dieses neue Viridarium Palatinum zieht sich über den Antoninischen Mauern am Clivus Victoriae bis zum Kasino Farnese hin und breitet sich über die ganze sogenannte Domus Tiberiana bis zum Hause der Livia und dem Tempel der Magna mater aus. Auf dem völlig ebenen Plateau wurde auch ein besonderes Ziergärtlein angelegt, wie es in Primaporta in der Villa der Livia gemalt ist. Und hier wuchern auf dem urbargemachten Boden, der die Häuser des Catulus, des Octavius, des Cicero und des Clodius bedeckt, Lavendel und Trachelium, Salbei und Beifuß, Schafgarbe und Tymian, Melissenkraut, Majoran und Rosmarin.

Unter der stämmigen Palme, deren hochragende Krone zu den Wahrzeichen des Palatins gehört, hat die Lippia repens einen dunkelgrünen Teppich von feinster Filigranarbeit ausgebreitet. Das smaragdfarbene Immergrün bedeckt die Abhänge am Cryptoporticus des Caligula, wo Boni mit verschwenderischer Hand Tausende von Blumenzwiebeln und Wurzelstöcken in die fruchtbare Erde gesenkt hat. Hier werden Regen und Sonnenschein in wenig Monaten die ganze vielgestaltige Farbenpracht der klassischen Flora aus dem Boden locken. Hyazinthen, Narzissen, Krokus, Anemonen, blaßrote Malven, himmelblaue Iris, Tulpen und Lilien warten dort der Auferstehung, wo vor kurzem Unkraut und Brennessel den steinigen Boden bedeckten.

Und endlich werden im April auch die Rosen auf dem Palatin in nie zuvor geschauter Fülle ihre leuchtenden Kelche öffnen. Wir wissen, welche Rosenfeste Cleopatra dem Marc Anton gegeben hat. Lampridius berichtet, daß bei den Festen des Heliogabal die Gäste auf Teppichen frischer Rosen wandelten. Vom Kaiser Carinus weiß Vopiscus zu erzählen, daß er die Säle und Gemächer der Kaiserpaläste mit Rosen aus Mailand bestreute. So hat auch Boni, der Gärtner-Archäolog, über das Viridarium, das einst Palatium gewesen ist, unzählige Rosenblüten ausgestreut. Die wilden Hunderosen, die keltischen Moosrosen, die Rosen von Damaskus und die Zentifolien, deren Farbenpracht einst schon die Augen der Römer entzückte, werden auch uns wieder den Zauber eines römischen Frühlings verkünden.

Ragende Trümmer und zerbrochener Marmor, umgestürzte Säulen und verstümmelte Statuen werden nach wie vor auf dem Palatin die ernste Sprache reden von unübertrefflicher Größe und unausdenkbarem Verfall. Aber auch eine klassische Blumenpracht wird das Auge erfreuen und den Sinn ablenken von den tiefsten Rätseln des Lebens. Wir werden uns, in diesen Gärten wandelnd, auch der Feiertage erinnern, an denen sich die Römer ihre Häupter mit Rosen und Efeu umkränzten, an denen die Sieger in den Wettspielen mit Kränzen von Laubwerk und Blumen belohnt wurden, an denen die heiligen Straßen und die Tempel der Götter mit üppigen Girlanden sich schmückten.

Und auch in diesem Sinne ist jener seltsame Mann, dem das Schicksal eine Spanne von Jahren die Hut der höchsten Heiligtümer Roms vertraut hat, wohl ein Archäolog, wie es seinesgleichen noch nicht gegeben hat. Seine epochemachenden Ausgrabungen auf Palatin und Forum wird wohl erst die leidenschaftslos richtende Nachwelt in ihrem ganzen Umfange würdigen. An der Flora der Alten aber, die er mit schöpferischer Hand diesem zeitgeweihten Boden entlockte, wird auch schon die Mitwelt mit neidloser Bewunderung sich freuen.

Ernst Steinmann.

Kunst und Kunstgeschichte.

Impressionismus.

Impressionismus. Ein Problem der Malerei in der Antike und Neuzeit. Von Werner Weisbach. Band II. Mit 8 Farbentafeln, 2 Kupferätzungen, 1 Lichtdruck und 102 Textbildern. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1911.

Wenn man die Malerei des vergangenen Jahrhunderts, besonders in der zweiten Hälfte, überschaut und in ihrer charakteristischen Erscheinungsform mit allem, was vorherging, vergleicht, so muß man zu dem Schluß kommen, daß der Impressionismus der früheren Epochen, so wie ihn Weisbach in dem ersten Bande (vgl. Deutsche Rundschau, April 1911) seines Werkes historisch darzustellen unternommen hatte, doch nur eine untergeordnete Erscheinung geblieben war. Bei mehreren der großen Koloristen (Tizian, Hals, Rembrandt) war er, könnte man sagen, ein Befreiungsakt gewesen, ein Sichloslösen von den Hemmnissen, die das langsame Vollenden — Dürer hat es einmal „das fleißige Kläubeln" genannt — dem leidenschaftlichen Schaffensdrang in den Weg legte. Impressionismus als bewußtes künstlerisches Ausdrucksmittel, sozusagen als Selbstzweck, aber ist der Vergangenheit fremd geblieben.

Eine Reihe äußerer Momente ist hinzugekommen, dem impressionistischen Sehen eine so außerordentliche Stellung in der malerischen Ausdrucksform der letzten fünf, sechs Jahrzehnte zu geben. Ein Anstoß von der größten Bedeutung kam der europäischen Kunst von Ostasien her. Obschon dieser neue Einfluß greifbar deutlich erst später wird — namentlich Whistler ist ohne ihn undenkbar —, so darf man es doch verständlich finden, wenn Weisbach einen kurzen Überblick über die ostasiatische Malerei an die Spitze seines zweiten Bandes stellt.

Dem Europäer ist es nicht leicht gemacht, sich eine einigermaßen richtige Vorstellung von der Entwicklung der ostasiatischen Malerei zu bilden. Die Schwierigkeiten, hier einen Überblick zu gewinnen, sind ungleich größer als auf irgendeinem anderen Gebiet; auch können wir uns naturgemäß nicht davon frei machen, von unserem — europäischen — Standpunkt aus die Dinge zu betrachten. Daher so rasche Peripetien der Ansichten, wie wir sie binnen wenigen Jahren erlebten: erst die Verherrlichung japanischer Kunst, der späteren Ausläufer einer glanzvollen Entwicklung, wie wir jetzt wissen, dann erst das wachsende Verständnis für die Größe Chinas und das Begreifen von Epochen, die unserm großen Zeitalter der Malerei weit vorangehen. Wir können nach dem heutigen Stand unseres Wissens sagen, daß die höchste Vollendung des ostasiatischen Impressionismus schon um das Jahr 1000 erreicht wird. Damals und in den nächstfolgenden Jahrhunderten findet man hier eine Abstraktion in der Formengebung, wie sie in Europa vielleicht nur an Rembrandts Federzeichnungen Analogien hat. Zu einer Zeit ferner, wo in Europa noch nicht einmal von den ersten Anfängen landschaftlicher Malerei die Rede sein kann, zeichnet im Anfang des 9. Jahrhunderts ein großer chinesischer Maler Beobachtungen von einer Feinheit auf, daß man sich an Leonardos Traktat von der Malerei erinnert fühlt. Und damit hält die künstlerische Tat Schritt: wie

der Ostasiate sein Land zu schildern versteht, den Duft ferner Berge, Hügellinien, Bäume, wie etwa ein in die Bildfläche hineinragender Baumast ihm zur Gewinnung klarer räumlicher Vorstellung genügt, beweist neben höchster künstlerischer Begabung der Nation das klarste Verstehen impressionistischer Darstellungsweise.

Im Anschluß an China, immer wieder von dorther angeregt und beeinflußt, hat sich die japanische Malerei entwickelt. Auch hier wird (aber erst im 15. Jahrhundert) im Monochrom das Höchste geleistet. Diejenige Ausdrucksform, die auf Europa zuerst und am stärksten gewirkt hat, der Holzschnitt, gehört erst an das Ende einer langen Entwicklung; ja die uns am meisten vertraut gewordenen Künstler, Hokusai und Hiroshige, haben bis weit ins 19. Jahrhundert hinein gearbeitet. Sie schaffen einen „impressionistischen Holzschnittstil auf dekorativer Grundlage". Die Bekanntschaft mit diesen Werken, die die Weltausstellungen in London 1862 und in Paris 1867 vermitteln, ist von der größten Bedeutung für die Künstler, namentlich Frankreichs, durch deren Vermittlung dann des übrigen Europas geworden. Daß ohne diese Anregungen eine besondere künstlerische Ausdrucksform der neuesten Zeit, das Plakat, gar nicht zu denken ist, daran sei nur im Vorbeigehen erinnert.

Die große Entwicklungslinie der modernen Malerei hat ihren Anfang in England. Maßgebende Stimmen Frankreichs — des Landes, dem in der Kunst des 19. Jahrhunderts, historisch gesprochen, die erste Stelle gebührt — haben der Anregungen gedacht, die ihnen von dorther, durch Vermittlung Boningtons, gekommen sind. England hat noch im 18. Jahrhundert in Hogarth einen Mann von bewußtem Realismus als Kolorist hervorgebracht, dessen europäischer Ruhm als scharfer Satiriker seine großen malerischen Qualitäten zu Unrecht fast hat vergessen lassen; England hat der Welt den „großen befreienden Geist in der Landschaftsmalerei", John Constable, geschenkt. Nach „Helligkeit und Klarheit", in denen er das Wesen der Landschaft begriff, strebte er; aber freilich vermochte er das nur in seinen Studien ganz zu geben, was ihm als das Richtige vorschwebte. In seinen Bildern verfährt auch er noch nach den alten Rezepten; er wird aber gegen Ende seines Lebens († 1837) immer impressionistischer. Über ihn hinaus geht Turner, dessen Anfänge den engsten Zusammenhang mit der Tradition verraten — seine Kompositionen sind oft durchaus im Stil des Claude Lorrain gehalten —, der aber endlich zu einer Phase gelangt, wo „er alles daran setzt, die Farbigkeit von Natureindrücken möglichst suggestiv wieder aufleben zu lassen". Für die neuen Aufgaben, die er der Kunst stellt, findet er auch technisch neue Ausdrucksmöglichkeiten. Die Probleme, die er in seiner Spätzeit zu lösen unternimmt, werden so impressionistisch wiedergegeben, daß sein Biograph Armstrong mit Recht bemerkt hat, er könne zwischen einem Bild von Turner, wie „Rain, Steam and Speed" — ein Eisenbahnzug passiert bei Unwetter eine Brücke — und einem guten Monet kaum einen Unterschied finden. So weit eilte er mit seinen Lichtproblemen seiner Zeit voraus, daß er ihr unverständlich und sein Einfluß daher gering blieb.

Dem schon genannten Bonington, vielleicht mehr geschickt als schöpferisch vom höchsten Rang, gebührt das Verdienst, Frankreich die neuen Naturbeobachtungen vermittelt zu haben. Ein Frühreifer — Bonington ist nur 26 Jahre alt geworden —, besaß er eine seltene Frische impressionistischer Anschauung, verband aber mit ihr eine Zartheit, die seinen Bildern einen unvergänglichen Zauber verleiht. Auf Delacroix hat er entscheidend eingewirkt.

Neben den großen Landschaftern gebührt dem Zeichner Charles Keene — berühmt geworden durch seine Illustrationen für den „Punch" — besondere Bedeutung. Der Schilderer der bürgerlichen Gesellschaft Englands bildet eine Freiheit der Betrachtung und des Vortrags aus, die ihn als unmittelbaren Vorläufer Whistlers erkennen läßt; ja es gibt Zeichnungen von ihm, die sich etwa mit Max Liebermanns Art vergleichen lassen.

Ihren Höhepunkt aber hat die impressionistische Malerei doch erst in Frankreich erreicht. Wie Frankreich das Land ist, das das Wort für die künstlerische

Richtung geprägt hat, so ist hier der eigentliche Stil des Impressionismus gefunden und bewußt ausgebildet worden; wie Frankreich ferner der Boden ist, der die berühmtesten Vertreter dieses Stils gezeugt hat, so ist es das Land, in dem die Künstler der anderen Kulturvölker sich zum Impressionismus bekehrt haben.

Eine Reihe von Vorgängern haben den zielbewußtesten Vertretern den Weg bereitet und gewiesen, die ersten noch eng mit der Romantik verwachsen: die Romantik, die Baudelaire in seinem Salon von 1846 schlechthin mit moderner Kunst identifizierte. Der erste Rang unter diesen Vorgängern gebührt Honoré Daumier, dem glänzenden satirischen Zeichner, dessen Bilder immer mehr in ihrer außerordentlichen koloristischen Bedeutung geschätzt werden. Dann Millet, der durch seine neue Auffassung des Menschen einer der größten Anreger der modernen Kunst geworden ist, wie Weisbach treffend bemerkt. Allerdings steht die Frage noch offen, ob eine spätere Nachwelt ihn so unbedingt zu den Realisten rechnen wird. Als dritten nennt Weisbach Eugène Lami, dem als Schlachtenmaler und Darsteller historischer und gesellschaftlicher Ereignisse eine größere Beachtung gebührt, als er bisher gefunden hat.

Neben dem höchsten Streben nach sachlicher Wirklichkeitsbeobachtung findet sich in dieser Übergangszeit extrem phantastisches Ausschweifen: der schon genannte Baudelaire mag auf dem Gebiet der Literatur als der stärkste Ausdruck dieser in Höhen und Tiefen ausschweifenden Epoche sein. Seine Kunstkritiken sind für den Historiker von der allergrößten Bedeutung, da er die Aufgaben impressionistischer Kunstanschauung wohl früher begriffen und präzisiert hat als irgend ein anderer.

Wie im Figurenbild, so entwickelt sich in der Landschaftsmalerei allmählich eine immer bewußter impressionistische Richtung. L. G. Moreau, Georges Michel, der in den einfachen Motiven, die er bevorzugt, wieder den Ahnherren der modernen Landschaftsmalerei, den großen Holländern des 17. Jahrhunderts, sich anschließt, zeigen neue Vertiefung in die Natur; Théodore Rousseau malt neben großen arrangierten Bildern Landschaften, bei denen es ihm zuerst um die optischen Phänomene zu tun ist. Die Schule von Barbizon schließt sich ihm an, andererseits aufs stärkste durch Corot angeregt. Nennt man diesen Namen, so tauchen vor unserem Auge zwei verschiedene Gruppen von Bildern auf: jene frühen Bilder aus Italien, die „Corots d'Italie" mit ihren unvergleichlich zarten, wie hingehauchten Farben, und die duftigen Landschaftsbilder aus Arkadien, mit silberigem Wasser und sanft bewegten hochragenden Bäumen, unter deren Schatten leicht beschwingte Nymphen ihr Spiel treiben: „Je cherche à rendre le frémissement de la nature." Daß die Poetennatur, die er im Innersten seines Wesens war, mit dem eigentlichen Impressionismus und Naturalismus, der neben ihm in die Höhe schoß, nichts zu tun haben mochte, ist nur allzu begreiflich. „J'interprête avec mon cœur autant qu'avec mon œil."

Gegen eine Auffassung der Kunst, wie sie sich nicht glücklicher umschreiben läßt, als durch diesen Ausspruch Corots, ist das ganze Leben und Schaffen Courbets ein einziger Protest. Um die Notwendigkeit einer solchen Persönlichkeit und ihres programmatischen Wirkens zu verstehen, muß man freilich nicht die edlen Größen der Kunst der vorhergehenden Epoche im Auge haben, sondern das, was in ihrem Gefolge an Banalität und widerlicher Süßlichkeit sich als Kunst in die breiten Kreise des Volks Eingang zu verschaffen wußte. Für uns, denen der Streit, der 1850 in Paris ausgefochten wurde, schon weit in der Vergangenheit liegt, ist die leidenschaftliche Empörung gegen Courbet doch nicht mehr ganz verständlich. Wir sind seither durch den Naturalismus an viel stärkere Emotionen gewöhnt worden, als es die waren, denen Courbet das gewaltige Aufsehen zu verdanken gehabt hat. Den großen persönlichen Stil seiner Kunst empfinden wir in allen seinen Werken, namentlich seinen grandiosen Landschaften. Wenn Baudelaire als Courbets Grundsatz hingestellt hat, daß er die Natur so wiedergeben wolle, als ob er selbst nicht existierte, so kann jedes seiner Werke den handgreiflichen Beweis dafür abgeben, wie wenig im Grunde auf Aussprüche und Theorien großer Künstler (bildender

wohlverstanden) etwas zu geben ist. Aus allen seinen Bildern spricht doch zuerst das Ich: Courbet.

Und nun kommt der Mann, dessen Name sich wohl am ehesten und vollständigsten mit dem Begriff Impressionismus deckt — Edouard Manet. Bei seinem ersten, von geräuschvoller Opposition begleiteten öffentlichen Auftreten erschien er den Zeitgenossen wie ein von aller Tradition losgelöster Künstler: und nichts vertragen Menschen weniger als das Neue, die Eigenart. Wir dagegen wissen heute, wieviele Fäden Manet mit der Vergangenheit verbinden; der Name Velazquez drängt sich auf die Lippen. In allmählichem Ringen macht sich Manet frei von der „traditionellen Braunmalerei" und findet in einer „mit Flecken arbeitenden Valeurmalerei" das Ausdrucksmittel für das, was ihn vorzüglich beschäftigt, die Wiedergabe der von ihm in der Natur beobachteten Helligkeit. Diese, das an die kernigen Bilder der früheren Epochen gewöhnte Auge verletzende Neuheit der Lichtwiedergabe rief eben solche Empörung hervor, wie seine ungeschminkte Wiedergabe des Menschen, die im stärksten Kontrast zu jeder idealisierenden Auffassung stand. Wir Nachlebenden können das alles schwer nachempfinden, weil wir die farbige und die dekorative Schönheit in Manets Werken aufs stärkste herausfühlen. Diese und seine koloristische Einfachheit bestricken uns; sein wahrhaft meisterlicher Pinselstrich zwingt uns zu immer neuer Bewunderung. Weite Gebiete umfaßt sein Streben; in allem — ob Bildnis oder Landschaft, Impression einer reich bewegten Szene oder Stilleben — entdeckt er ungeahnte malerische Werte; wer ein für koloristische Kunst geschultes Auge besitzt, wird nicht anstehen, Manet einen ganz hohen Rang einzuräumen. Daß ein Mann mit wesentlich formalistischen Vorstellungen wie Jakob Burckhardt ihn nicht verstanden hat, ist eine Notwendigkeit; daß aber der Biograph des großen Ahnherrn Manets in Spanien ihn geradezu haßte, das ist so unverständlich als — schmerzlich.

Um Manet scharen sich alle die französischen Künstler, deren Namen die Nachwelt sich gewöhnt hat mit Ehren zu nennen, und deren Schöpfungen sie mit Summen bezahlt, wie sie sonst nur für die besten „alten Meister" bezahlt zu werden pflegen. In diesem Kreis wird die impressionistische Technik ausgebildet, weil alle Mitglieder sich gewöhnen, ihre Bilder ganz im Freien zu malen, statt sie nach draußen gefertigten Skizzen im Atelier zu vollenden. Die hohe Bedeutung dieser Generation muß man namentlich auch darin erblicken, daß sie den nachkommenden Geschlechtern neues Sehen gelehrt und das Auge in einer Weise für koloristische Probleme verfeinert hat, wie nie zuvor. Es gehört, um diese Tatsache zu leugnen, schon ein gut Teil Unverständnis für künstlerische Dinge überhaupt oder böser Wille dazu. Weiter: ohne impressionistisches Sehen und ohne impressionistische Technik wäre eine ganze Reihe von Aufgaben der Kunst überhaupt verschlossen geblieben: gerade die Aufgaben, die das gewaltig gesteigerte Tempo unseres Lebens, die Fülle von Bewegung, die uns umflutet, uns aufdrängen.

Unter Manets Einfluß, mit ihm entwickeln sich Claude Monet, Pissarro, Sisley, Renoir. Monet bildet seine Technik immer konsequenter impressionistisch aus, indem ihn das Unbestimmte, Schwebende, das Vorübergehende von Lichteffekten, vom bewegten Spiel der Luft zum Festhalten lockt. Die Landschaft interessiert ihn vorzüglich und immer ausschließlicher. In ihrem Studium entwickelt sich seine pleinairistische Technik, die sich nur der reinen Farben bedient. Charakteristisch für ihn ist, daß er in Serien ein und dasselbe Motiv in verschiedenen Stimmungen, wie sie durch die Tageszeit und das Licht bedingt werden, malt. Das Motiv als solches mag höchst bescheiden sein; einen Heuschober hat er in zwanzig Bildern behandelt. Intime Beobachtung der Natur als solche ohne Rücksicht auf die Bedeutung des Motivs, das sie mit Vorliebe ganz einfach wählen, haben Pissarro und Sisley mit Monet gemeinsam; sie entdecken in allem, was sie in der Natur umgibt, malerische Werte. Renoir dagegen bevorzugt die Darstellung großstädtischen Lebens und bildet eine farbige Palette aus, die an Reich-

tum nicht leicht ihresgleichen hat. Sein Interesse für das rein Koloristische eines Gegenstandes ist so groß, daß alles andere oft zu kurz kommt. Daher das etwas Stereotype der Physiognomien, die er malt. Auch ist seine Farbengebung oft von einer gewissen Süßigkeit, die sich in der späteren Zeit bis zum Unerträglichen gesteigert hat. Er bereitet daher dem Verständnis größere Schwierigkeit als die anderen Vertreter des Kreises um Manet.

Wenn Weisbach hier einen Abschnitt über Cézanne anfügt, so greift er etwas über sein Thema hinaus. Cézanne ist zwar „durch die Schule des Impressionismus hindurchgegangen", aber nicht als deren Vertreter ist er uns bedeutsam. „Sein Ziel ist nicht, etwas Flüchtiges, sondern etwas Konstantes zu verwirklichen." Er sucht nach einem Rhythmus in seinen Kompositionen. Er ist ein Experimentator, dessen Können freilich oft und vielfach hinter dem zurückbleibt, was er anstrebt. Mit einer fleckigen Technik, unter Verzicht auf den Pinselstrich, arbeitet er auf eine Gesamtharmonie hin. Dabei will er mehr als nur Malen können. „Malen heißt seine farbigen Empfindungen registrieren." Es ist charakteristisch, daß mit solchen Vorstellungen von Kunst er in der Gegenwart, die sich vom Impressionismus zu befreien sucht, das viel bewunderte und (leider!) viel nachgeahmte Vorbild der jungen Künstler der ganzen Welt geworden ist.

Auf Manets Impressionismus beruht diejenige malerische Form, die man Neoimpressionismus getauft hat. Seurat hat die Technik ausgebildet, deren bekanntester Vertreter Signac geworden ist. Aus einzelnen kleinen Farbenteilen soll im Auge selbst sich die Mischung der Farben vollziehen. Mit Recht nennt Weisbach diese Technik „ein echtes Erzeugnis des naturwissenschaftlichen Zeitalters" (Spuren davon wird man übrigens gelegentlich schon bei alten Meistern beobachten können). Selten jedoch gelingt es dieser „von des Gedankens Bläße angekränkelten" Kunst, den Beschauer zu überzeugen und ihn mit hohen künstlerischen Eindrücken zu erfüllen.

Eine Sonderstellung gebührt unter den Impressionisten Degas, mit dem das Kapitel über Frankreich beschlossen wird. Man merkt ihm die strenge akademische Schulung an, durch die er hindurchgegangen ist. Von den Japanern hat er gelernt und brachte für die Malerei eine Beobachtungsgabe mit, die Weisbach mit der von Menzel vergleicht. Rein realistische Tendenz gibt er später in dem Streben nach dem dekorativen Ensemble auf. Was er zum Ausdruck bringen will, drängt er mehr und mehr in einen sehr engen Motivenschatz zusammen. Seine Gabe, rein malerische Dinge zu sehen ohne seelischen Affekt, die rasche Schärfe, mit der sein Auge beobachtet (man hat ihn da gelegentlich mit Leonardo verglichen) und der die Hand zu folgen imstande ist, setzt immer wieder in Erstaunen. Momentane Bewegung hat wohl keiner so fixiert wie Degas. Das rein Formale tritt bei ihm dem rein Koloristischen mindestens gleichberechtigt an die Seite.

England spielt in der Geschichte dieser Phase des Impressionismus gar keine Rolle; aber die Rasse stellt in dem gebürtigen Amerikaner Whistler einen Kämpen von höchstem Rang ins Feld. Freilich als Impressionisten schlechthin darf man ihn nicht hinstellen; ja, er, der in seiner Jugend zu Courbet in engen Beziehungen gestanden hat, ist in seiner späteren Entwicklung vom Impressionismus an sich weit entfernt. Am ehesten ist er Impressionist in seinen Radierungen: namentlich die venezianischen Blätter, in denen man nirgends eine feste Form findet, vermitteln aufs vollkommenste die Vorstellung des fluktuierenden Lichts der Lagunenstadt. Als Maler aber ist er, wie Weisbach treffend es nennt, Harmonist; nicht die Natur zu kopieren, wie sie ist, scheint ihm das Wesentliche, sondern aus ihr die Elemente zu seinen Bildern auszuwählen. „Die Natur ist gewöhnlich nicht richtig," zu diesem kühnen Satz versteigt sich seine Theorie. Seinem harmonistischen Streben gibt er dadurch Ausdruck, daß er seinen Bildern häufig Titel gibt, wie „Arrangement in Grau und Schwarz", „Harmonie in Grün und Rosa". Mit einem farbigen Geschmack begabt, wie wohl kein anderer Künstler des vorigen

Jahrhunderts, hat er Schöpfungen hinterlassen, in denen ein Wohllaut der Farbe von einer unglaublichen Süße und Zartheit erklingt.

Die ausgezeichnete, in deutschen modernen Galerien völlig ungenügend vertretene holländische Malerei hat in Bosboom, Israels, Mauve, den Maris, Breitner treffliche Meister hervorgebracht, die die neuen Anschauungen ihrer Heimat zuführen, dabei einen sehr starken nationalen Einschlag aufzuweisen haben; jedoch bedeuten sie keinen Fortschritt in der Entwicklung impressionistischen Sehens und impressionistischer Technik. Anders Jongkind, der auf die französischen Maler starken Einfluß gehabt hat. Namentlich Monet hat ihm viel zu verdanken. Und dann van Gogh, dessen Namen die Welt erst seit kurzem kennen gelernt hat, dessen Eindruck und Einfluß aber immer weitere Kreise zieht: darf man doch geradezu ihn und Cézanne als die beiden Meister bezeichnen, von denen die jüngste Phase europäischer Malerei ihren Ausgangspunkt genommen hat. In Paris ist van Gogh, schon in den Dreißigern stehend, Pleinairist geworden. Auf die Dauer aber vermag ihn der Impressionismus allein nicht zu befriedigen; er strebt nach Klarheit in Form und Farbe zugleich, will in seine Arbeit alles hineinlegen, was er fühlt. Darum malt er mit einer Furie, „als ob der Teufel hinter ihm stünde". Um bestimmte Wirkungen zu erzielen, übertreibt er. Er erstrebt, durch Vereinfachung ein höchstes Maß von Ausdruck zu erreichen. Als Maler wie als Zeichner bildet er einen eigenen, höchst persönlichen Stil aus, den man nie vergißt, wenn man je etwas von ihm gesehen hat.

In Deutschland hat man zu Unrecht in Philipp Otto Runge einen Bahnbrecher des modernen Kolorismus sehen wollen; erst Caspar David Friedrichs Landschaften zeigen hier Bestrebungen, die man als impressionistisch ansprechen darf. Weit über ihn hinaus geht Karl Blechen, den ein starkes Naturgefühl zu einer intensiven Beobachtung der Wirklichkeit führt; jedoch entwickelt er seine farbigen Vorstellungen nur in seinen Studien, während der Eindruck der Bilder unter der Glätte der Ausführung leidet. Noch erstaunlicher für ihre Zeit sind die Landschaftsstudien von Wasmann.

Als großen Bahnbrecher dagegen wird der deutsche Impressionismus Adolph Menzel in Anspruch nehmen dürfen. Der in die Epoche seiner Jugend fallende Realismus führte ihn frühzeitig zu glänzenden Eroberungen auf dem Gebiet des Kolorismus, bei denen das Studium der großen Koloristen der Vergangenheit ihm die Wege gewiesen hat. Er prüft die Dinge, die ihn umgeben, auf die farbigen Eindrücke hin und malt, in der Blütezeit der anekdotischen Malerei, Gegenstände ohne inhaltliches Interesse, aber von der höchsten malerischen Kraft und Wirkung. Später hat er sich von den Bestrebungen seiner Jugendzeit immer mehr abgekehrt.

In Süddeutschland hat Leibl durch Courbet starke Anregung erfahren, war aber schon durch eigene Begabung auf Verwandtes hingelenkt worden. Man kann ihn in großem Sinne als eine deutsche Parallelerscheinung zu Courbet bezeichnen. Der Impressionismus als Zweck und Aufgabe war nicht seine Sache.

Erst mit Max Liebermann tritt nun „eine energische Schwenkung nach der impressionistischen Seite" ein. Von Anfang an bestrebt, nach der Natur zu arbeiten, empfängt er anfangs der siebziger Jahre in Paris die für seine Kunst entscheidenden Anregungen. Immer stärker tritt das Lichtproblem in den Vordergrund des Interesses bei ihm. Weisbach legt verständnisvoll dar, wie die Entwicklung sich bei ihm schrittweise vollzieht, wie er, um den ersten Eindruck wiederzugeben, immer skizzenhafter malt. „Er ist die größte impressionistische Begabung, die Deutschland bisher gesehen hatte." Neben ihm hat Uhde mehr sekundäre Bedeutung.

Indem Weisbach an den Schluß dieses Abschnittes Hans von Marées stellt, greift er abermals bewußt über sein Thema hinaus; denn dieser hat „den Zwiespalt zwischen farbiger Impression und konstruktiver Form durch eine neue Stilsynthese zu lösen gesucht". Ihm gebührt unter den Deutschen etwa eine Stellung wie Cézanne unter den Franzosen; daher sind auch von ihm gerade in der neuesten Zeit so starke Einwirkungen auf die Jugend ausgegangen.

In einem „Ergebnisse und Betrachtungen" überschriebenen Schlußkapitel faßt Weisbach die Resultate seiner Darlegungen zusammen. Zu vieles wird hier in gedrängter Form berührt und erörtert, als daß versucht werden könnte, von diesem sehr bedeutungsvollen Schlußkapitel eine Inhaltsangabe zu machen. Zu des Verfassers Auffassung mag ein Zitat aus Goethes Farbenlehre den Schlüssel geben: „Es ist zuletzt doch nur der Geist, der alle Technik lebendig macht."

Es ist nicht mehr als billig, der schön ausgewählten, überaus anregenden Illustrierung des Bandes am Schluß zu gedenken, die Verfasser und Verlag gleichermaßen zur Ehre gereicht. Georg Gronau.

Segantini.

Giovanni Segantinis Schriften und Briefe. Volksausgabe. Herausgegeben und bearbeitet von Bianca Zehder-Segantini. Deutsch von Prof. Dr. G. Biermann. Verlag von Klinkhardt & Biermann in Leipzig. 1913.

Die Annahme, daß beim Künstler Werk und Persönlichkeit die gleichen, auf den ersten Blick erkennbaren Merkmale zeigen müssen, eine Voraussetzung, die so oft zu Enttäuschungen und Überraschungen führt, wird bei Segantini, soweit sein Wesen aus Briefen, Aufsätzen und Tagebüchern erkenntlich ist, voll bestätigt. — Die ehrliche, gerade, aufs Wesentliche denkende Art, die ihn zu einem Neuerer in der Kunst machte, die Unverbildetheit, die ihm ein instinktives Verständnis der Kreatur ermöglichte, die heitere Innerlichkeit, ja Frömmigkeit, die seinen Bildern einen unnachweislichen, aber fühlbaren, schon in der Konzeption des Werkes vorhandenen höheren Gehalt gibt, alle diese Eigenschaften sprechen auch aus den schriftlichen Äußerungen seines Wesens. — Ein ganzer Mensch, eine einfache, großzügige Natur ohne Brüchigkeit, ein Mann, aber von dem Schimmer freudiger, tatkräftiger und unblasierter Jugend umgeben bis zu seinem Tode, mit einer gesunden, klaren und schlichten Gedankenwelt und dem liebevollen Allempfinden des Künstlers, so gibt er sich in seinen persönlichen Äußerungen. Ein wahres Kunstwerk, gegen das man gerne manchen modernen Novellenband eintauschen möchte, sind seine autobiographischen Aufsätze. Mit dem liebevollen, unsentimentalen Verständnis, das er jedem Geschöpf in seinen Bildwerken entgegenbringt, denkt er sich hier in seine eigene verlassene, mutterlose Jugend zurück und erzählt seine Kindererlebnisse anschaulich, lebhaft und natürlich, wie Maler zu schildern verstehen. Seine trübe Jugend — der kleine Segantini wurde bei einer Schwester erzogen, die tagsüber auf Arbeit ging und ihn im Zimmer einschloß, bis er mit sechs Jahren davonlief und bei einem Bauer Schweinehirt wurde — betrachtet er mit dem heiteren, neidlosen Sichbescheiden einer reichen und kräftigen Natur. Sein späteres Leben lernen wir aus den Briefen kennen. Zuhöchst in den Bündner Alpen, in Maloja, lebte der große Maler seinem Werk in Naturnähe und Einsamkeit, nur in Gesellschaft seiner Gattin und seiner Kinder. Er selber teilt sein Leben in drei Perioden ein (Brief an den Grafen Sormani): „Mailand, technische Studien; Brianza, Naturstudien; Graubünden, immer tiefergehende Studien der Natur, die mit einigen symbolisch-phantastischen Schöpfungen abwechselten. Endzweck meines beharrlichen Studiums: absolute und restlose Kenntnis der ganzen Natur in allen ihren Abstufungen, von der Morgenröte bis zum Sonnenuntergang, vom Sonnenuntergang zur Morgenröte, in ihrem Aufbau und

der Form alles Seins, sowohl was Menschen wie Tiere anlangt, um im Besitz dieser Mittel, kraftvoll einer inneren Begeisterung folgend, das Werk zu schaffen, das ganz ideal sein wird." Segantini, der Neuerer der Form, spricht hier selber aus, was aus seinem Werk hervorgeht, daß die Form ihm immer Mittel blieb. In der gesunden und großartigen Bergnatur, in einem einfachen Leben ohne kleinliche Nebenzwecke, wie sie in den Städten die Gesellschaft mit sich bringt, mußte sich Segantinis Idealität, das Aufgehen der Persönlichkeit in der Aufgabe, vollends entwickeln. Man kann sich kaum ein konsequenteres, strengeres und glücklicheres Künsterleben denken als das Segantinis, wie es sich in seinen Briefen und Aufzeichnungen darstellt. Nicht, daß es von allerlei Nöten und von der gewöhnlichen Existenzsorge verschont geblieben wäre — mit dieser hat der bedürfnislose, aber von Haus aus arme Künstler oft genug gerungen; aber das, worauf es ihm ankam, gab ihm die Vergeinsamkeit, die er kaum anders als berufshalber verließ, in hohem Maße. Wie sehr er diese Abgeschlossenheit schätzte, geht aus einer Briefstelle an Mailänder Freunde hervor: „Jeder Gedanke, jede starke Empfindung sollte sich in der Einsamkeit heranbilden, denkend, beobachtend und zerlegend. Nur auf die Weise können die eigenen Empfindungen genährt und gestärkt werden; das Leben inmitten der Welt und das Horchen auf fremde Gedanken entnervt und schwächt die eigenen." — Segantini gehörte zu jenen Künstlern, denen es Bedürfnis ist, ihre künstlerischen Theorien auch schriftlich präzisiert als ein Glaubensbekenntnis niederzulegen. Über seine spezielle Methode der Farbenwirkung, nicht durch Mischung auf der Palette, sondern durch enges Nebeneinanderstreichen der nötigen Farben auf der Leinwand, gibt er genaue, einleuchtende Auskunft; viele Fragen, die in das weitere Gebiet der Kunst überhaupt gehören, erörtert er mit gesundem, geradem Sinn und einer schönen, warmen, unangekränkelten Empfindung, die sein südliches Blut verrät. — Besonders reizvoll sind die gefühlsechten Briefe an seine Gattin. — Das Schriftdenkmal des prächtigen Menschen und Künstlers ist auch äußerlich gut ausgestattet und enthält sieben gelungene Reproduktionen von Bildnissen und Aufenthaltsorten Segantinis. R. W.

Neue Briefe von Jakob Burckhardt.

Jakob Burckhardts Briefwechsel mit Heinrich von Geymüller. Mit einer Einleitung über Heinrich von Geymüller und mit Erläuterungen von Dr. Carl Neumann, ord. Professor der Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg. München 1914. Verlegt bei Georg Müller und Eugen Rentsch.

Nach Jahresfrist sind den Briefen Jakob Burckhardts an Max Alioth die an Heinrich v. Geymüller gefolgt. Auch dieser stammt aus altem Baseler Geschlecht, war ein Vetter Aliothś, beinahe gleichaltrig (1839—1909) und ebenfalls Architekt. Aber einer, der all sein Lebtag eigentlich nie zum Bauen kam, weil er sich frühzeitig der Erforschung geschichtlicher Architekturprobleme zuwandte. Sein besonderes Arbeitsfeld war die Baukunst der Renaissance, namentlich Bramante und St. Peter, und sein bleibendes Verdienst liegt darin, daß er zuerst planmäßig den Handzeichnungen der Baumeister nachging und aus ihnen nicht bloß das halb oder gar nicht Vollbrachte ablas, sondern daß er neben dem Gewordenen das nicht Gewordene erblickte, auch das nur Gedachte und Geplante, durch die Mißlaune der Verhältnisse Erstickte, Verkümmerte, Verunstaltete, daß er also zuerst wertvolle Dokumente in ungewöhnlichem Maße hob und verwertete. Unermüdlicher, durch

glückliche Funde belohnter Spürsinn, die Vorzüge des Kunsthistorikers und des geschulten Architekten durchdrangen sich in ihm mit merkwürdigen religiösen Elementen, die ihn seltsamerweise in der Kunst der Renaissance Krone und Erfüllung aller christlichen Kunst erblicken ließen. Er war ein frommer, begeisterungsfähiger, im besten Sinne vornehmer und sympathischer Mensch, eine schwärmerische Apostelnatur. Der leuchtende Stern über seinen Forscherwegen war Jakob Burckhardt, seine Freundschaft das Glück seines Lebens. Er bewunderte, was ihm selbst einigermaßen fehlte, den Scharfblick, die Intuition und das geniale Vermögen Burckhardts, Einsichten und Ideen zu formen. Trotz verschiedener Anläufe gelangte er nie dazu, ein Bildnis des verehrten Meisters zu zeichnen, vielleicht weil er ihn nicht häufig von Angesicht sah, nur bei gelegentlichen Besuchen in der Rheinstadt. Denn der internationale Geymüller, der in vier Sprachen publizierte, war weder in Basel geboren noch jemals daselbst wohnhaft. Ihm standen die hundert und aberhundert Stadtgeschichten fern, die Jakob Burckhardt und seine Tafelrunde auf die Nägel brannten. So blieb der Briefwechsel der zwischen Fachleuten. Geymüller hatte nämlich für die Neubearbeitung des „Cicerone" den Abschnitt über die Renaissancearchitektur übernommen, und Burckhardt schickte die Korrekturbogen mit Bemerkungen, Zusätzen usw. zurück. Dann wurde etwa jahrelanges Schweigen unterbrochen durch den Dank für eine zugesandte Publikation des Jüngeren. Man staunt über das profunde Wissen Burckhardts, das er bis ans Ende zu mehren und zu vertiefen suchte, noch mehr über die wahrhaft dämonische Witterung für alles Architektonische, wie denn unter Fachleuten die Architekturpartien des „Cicerone" das Pfadfinderische seines Geistes zuerst offenbarten.

Die merkwürdige und bedeutsame Persönlichkeit Burckhardts, die in den Briefen an Max Alioth scharfumrissen, zuweilen sogar hemdärmlig im Vordergrund steht, tritt hier nur selten unter das Fenster eines Palazzo oder unter ein Kirchenportal. Nicht zu reden von der vornehmen Diskretion, womit er Kontroversen berührt, auch wenn er offenbare Versehen zurechtrückt; er spricht ein paarmal Worte, die wie Gedichte leuchten, so sehr sind sie gesättigt von Empfindung und Persönlichkeit. Erhebend, wie aus dem Munde Goethes beinahe, klingt es: „Nun bleiben Sie heiter! Aufrechtgehaltene ehrliche Arbeitskraft ist auch ein Gottesdienst!" Der Dreiundsiebzigjährige bekennt unter Altersgebrechen: „Das Hinscheiden hat für mich zwar nicht die Hoffnungen, womit Sie, lieber Herr und Freund, erfüllt sind, aber ich sehe demselben doch ohne Furcht und Grauen entgegen und hoffe auf das Unverdiente!" Die letzte Äußerung des Neunundsiebzigjährigen an seinen jüngeren Freund ist ein Zeugnis seiner Bescheidenheit: „Nun leben Sie wohl und bleiben Sie Ihrem alten ‚Cicerone' freundlich gewogen, nachdem unser Leben nun einmal so oft und freundlich zusammengetroffen ist; nehmen Sie mich auch nach meinem Tode ein wenig (nicht zu viel) in Schutz, es soll ein gutes Werk sein!"

Karl Neumann hat dem Büchlein eine treffliche Monographie über Geymüller voraufgeschickt. Sie enthält aus dessen nachgelassenen Papieren eine Reihe von Notizen über Burckhardt, so die, daß ihn Geymüller bei seinen Besuchen nie anders als am Schreibtisch getroffen hat. Adolf Frey.

Literarische Rundschau.

Ein neuer Schweizer Roman.

Die Geschichte der Anna Waser, Roman aus der Wende des 17. Jahrhunderts, von Maria Waser. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1913.

Dieser Roman war mir von der Verfasserin zugeschickt worden, und jeder Kritiker wird mir einräumen (und dabei habe ich nicht einmal die Entschuldigung des abgehärteten Berufskritikers), daß eine derartige Zusendung geeignet ist, uns von vornherein gegen ein solches Buch einzunehmen.

Wenn auch eine Besprechung nicht in Frage kam, mußte ich doch dieser jungen Schriftstellerin etwas über ihr erstes Prosawerk sagen. Aber ich hätte ihr gar zu ungern weh getan, und Unwahrheiten zu schreiben, ging doch auch nicht an.

„Der Schluß ist ganz wundervoll," sagte mir eine befreundete Leserin, die mit der ihr eigenen Mißachtung gediegener Grundsätze das Buch durchflogen hatte, um erst einmal festzustellen, „ob sie sich kriegten". „Lies den Schluß und schreib über den Schluß." Das tat ich denn auch. Ich schrieb einen Brief über das letzte Kapitel, so lange mir das möglich war, das heißt so lange ich nur so wenig vom Anfang gelesen hatte, daß ich dessen Mängel stillschweigend übergehen konnte.

„Der Schluß", so schrieb ich der Verfasserin, „ist so außerordentlich schön, daß ich bezweifle, ob Sie fähig gewesen sein werden, an anderen Stellen Ähnliches hervorzubringen, geschweige denn den ganzen Band auf gleicher Höhe zu halten. Aber kaum irgendein lebender Schriftsteller vermöchte das; und es genügt, etwas geschrieben zu haben, was so hoch über anderer Menschen Können steht, auch wenn es Ihnen vielleicht nicht gelang, alles Übrige gleich ausgezeichnet zu bilden."

Und damit, dachte ich, sollte die Sache, soweit sie meine Schuldigkeit gegen die Verfasserin betraf, ihr Bewenden haben. Aber man ist oft methodischer als vorsichtig und läßt die Dinge nicht abgetan sein. Darum — und obgleich ich genug vom ersten Kapitel gelesen hatte, um es — wie soll ich sagen — etwas kindlich-unbeholfen zu finden, und jener Wirksamkeit ermangelnd, der wir bei dem hohen Durchschnittsmaß unseres literarischen Mittelgutes nicht selten begegnen — las ich träg-behaglich weiter, denn mein ehrliches Lob des Schlußkapitels hatte mich ja der Pflicht enthoben, meine Ansicht über das Ganze auszusprechen.

Ich möchte hier einschalten, daß der Hintergrund, auf dem sich der Roman abspielt, für mich besonders reizvoll war. Diese alten Schweizerstädte, ihre mächtigen, bemalten Giebel, ihre Laubengänge, von trotzigen Türmen unterbrochen, diese Gärten, die terrassenförmig sich hinunterstrecken bis zu den grünen, rauschenden Strömen, die von den Gletschern herkommen — all dies, was mich in der Erinnerung zum Mitgehen nötigte, war mir unendlich befreundet und willkommen, wenn mir auch vielleicht der Versuch, diese ehrwürdigen Räume mit allerhand erfunden-historischen Gestalten zu füllen, anfangs gegen den Strich ging. Ach, die Junkerstraße und der Lindenhof, Alt-Bern und Alt-Zürich, jedes so anheimelnd in seiner Eigenart, wie wohl wurde mir beim Lesen! Und dann auch, wie sehr zog einen diese altertümliche Schweizer Sprache, ähnlich der feierlich-anmutigen Begleitmusik

eines Rezitativs jener Zeit, mit sich fort: gemessene Rhythmen, herbe Modulationen, deren Kargheit gerade, nach all den Spitzfindigkeiten und Künsteleien der modernen, literarischen Instrumentation, so zauberisch-fremd anmutet. So las ich weiter und weiter, ohne inne zu werden, daß es an sich doch seltsam war, wenn man schon gemeint hatte, das Buch sei eigentlich nicht so gut geschrieben wie ... nun ja — wie man sich einbildete, es selbst haben fertig bringen zu können. Ja, immer weiter las ich. Und plötzlich war's wie eine Erleuchtung, unerwartet, aber ganz unwiderlegbar: Mein Gott, das Buch war ja wundervoll! Und was nun die Möglichkeit betraf, daß ich oder irgendeiner meiner schreibenden Freunde (mit einer einzigen Ausnahme vielleicht: Romain Rolland) es je besser machen könnten, so war die Freude eben die, daß keiner von uns etwas gleich Gutes zu schaffen imstande sei.

Es ist jetzt eine Woche her, daß ich das Buch gelesen habe, aber es ist mir, als hätte ich es immer gekannt, so wie man meint, Werther oder Waverley von jeher gekannt zu haben, und deshalb bin ich mir auch nicht mehr bewußt, wie es kam (ich glaube aber, es war bei der ersten Liebesepisode zwischen der kleinen Miniaturmalerin und dem poetisch-brutalen Lukas), daß ich plötzlich in der „Geschichte der Anna Waser jene unbestimmbare Eigenschaft zu spüren meinte, die den Werken der Meister ihr besonderes Zeichen gibt.

Worin dieses Merkmal besteht, ist ja nun eine Frage, die ich befriedigend zu beantworten nicht imstande bin; nur mutmaßen kann ich, daß das völlige Aufgesogenwerden des Verfassers durch das Werk viel damit zu tun haben mag. Die moderne Schweizerin Maria Waser, die, wie uns die Widmung sagt, über eine wirkliche Vorfahrin ihres Gatten schreibt, verschwindet vollständig hinter der mehr oder minder erfundenen Anna Waser von siebzehnhundert und soundso viel und ihrer, wie ich annehme, gänzlich erfundenen Sippe, Freundinnen und Anbeter. Dies ist aber nicht eine Folge der sogenannten Objektivität der Flaubertschule, die so oft in aufdringlichster Weise die Manieren des Autors an Stelle seiner Persönlichkeit setzt. Nein, es rührt vielmehr wohl daher, daß alle Energie, alle Erfahrung und Leidenschaft in die Gestalten seiner Phantasie ergossen wurden, so daß es ist, als ob überhaupt kein Autor mehr übrig bliebe. Die Gewalt des Buches, anfangs noch langsam und leise, hängt irgendwie mit der Tatsache zusammen, daß es nicht einzelne Episoden oder Beobachtungen aus dem Leben der Verfasserin sind, die sie darin zusammengestellt, sondern daß sie die Kraft und Fülle ihrer Erfahrungen, Bestrebungen und Neigungen als Ganzes auf den Roman und seine Personen übertragen hat: daß Hunderte von kleinen Rinnsalen lebendigen Gefühls, zusammenstrebend eins werden in diesem überlaufenden, unentwegten Strom, ohne Merkmal seines hundertfachen Ursprungs: von Schneedächern herab, aus Quellchen und Teichen, vielleicht von Alpenfirnen her ...

Damit zusammen geht zweifellos auch eine besondere Eigenschaft tiefen, steten Glühens, wie von Kirchenfenstern, deren Grün und Purpur die Farben junger Kornfelder im Frühling und leuchtender Sommergärten besiegt, gerade weil sie Glas sind, nicht den Zufälligkeiten der Natur entstammend, sondern aus menschlicher Sehnsucht und Leidenschaft gemacht.

Diese Leute alle, diese Bürger, Amtmänner und Pfarrer, Landvögte und Fähnriche, Bewohner einer Schweizerstadt zur Zeit, da Ludwig XIV. alt war, Eltern und Geschwister, Freundschaft und Liebhaber Annas, ja auch die prächtige Gestalt der Anna Waserin selbst, haben sicherlich nie, wie sie da gehen und stehen, in einem wirklichen Bern oder Zürich gelebt, weil eben wirkliche Menschen — ob vergangene oder gegenwärtige — nie diese ununterbrochene Konzentration des Lebens haben können. Sie stellen vielmehr die Menschen dar, wie wir sie uns als die rechten Einwohner solcher alten Städte vorstellen, wenn sich unser Gemüt der Suggestion von deren strenger und doch phantastischer, schlichter und doch adliger Architektur hingibt. Denn diese Gestalten sind wahrhaftig aus derselben

Seelenkraft geformt, welche die alten Schweizer Baumeister einst in die Musik ihrer Linien und Kurven gelegt haben.

Alles dies mag zum Teil den Eindruck erklären, den „die Geschichte der Anna Waser" in mir hinterließ, und der es mir so unglaubhaft macht, daß die Verfasserin derselben eine junge Frau ist, die ich seit ihrer frühesten Mädchenzeit gekannt habe, ja, daß das Buch überhaupt einen bestimmten Verfasser hat. Denn sicherlich hat die ganz große Kunst — auch wenn wir zufällig eine Menge über den Künstler wissen — stets etwas seltsam Anonymes an sich; vielleicht weil bei dem Entstehen eines solchen Kunstwerkes so viel, viel mehr mitwirkt, als eine einzige Person aufbringen kann.

Es mag sein, daß diese Bemerkung weder das Buch noch meine eigenen Ansichten über Kunst denjenigen empfehlen wird, die mit dem Schlagwort „künstlerische Ehrlichkeit" die getreue Wiedergabe echter, oft recht uninteressanter Persönlichkeiten verstehen.

Eine andere Art Kritiker wird hingegen dieses Buches merkliche Mängel nicht verzeihen, besonders den Anfang nicht, wo es eine Weile dauert, bis die Verfasserin in Schritt kommt, ihre eigene rhythmische Gangart findet. Hierzu möchte ich bemerken, daß auch bei Walter Scott, in seinen meisten Romanen, die Anfänge oft unerträglich sind, daß er übervoll ist von unbegreiflichen Wiederholungen und Unbeholfenheiten, und dennoch eine Größe besitzt, an welche Stevenson, ob er auch ganz ähnliche Themen mit beinahe gleicher Genialität und all dem künstlerischen Vorbedacht eines modernen Schriftstellers behandelt, nur selten heranreicht.

Ein großes, ein bedeutendes Buch braucht durchaus nicht immer ein gut komponiertes Buch zu sein. Und was nun die „Geschichte der Anna Waser" angeht, so ist auch sie weit weniger ein gutgeschriebenes (was man so landläufig künstlerisch geschrieben nennt) als vielmehr ein großes Buch.

Und deshalb habe ich, anstatt noch einmal seiner Verfasserin darüber zu schreiben, es vorgezogen, mich an seine möglichen Leser zu wenden.

Vernon Lee.

Bernhard Suphan

und das Goethe-Schiller-Archiv in Weimar.

Vor einigen Wochen ging eine Nachricht durch die Tageszeitungen, welche viele, die das Geistesleben Weimars kennen und für einen wichtigen Faktor in der Kulturentwicklung unseres Volkes halten, in große Beunruhigung versetzte. Die Notiz teilte mit, daß der schriftliche Nachlaß Bernhard Suphans wegen persönlicher Differenzen seiner Söhne mit dem jetzigen Direktor des Goethe-Schiller-Archivs zu Weimar nicht an dieses Institut fallen würde, sondern daß die Papiere, unter denen sich viele Briefe des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen und seiner Gemahlin, der Frau Großherzogin Sophie, befänden, wahrscheinlich in das Ausland verkauft werden würden, wenn nicht in letzter Stunde es dem preußischen Staate gelingen sollte, die Schriftstücke zu erwerben, worüber noch Verhandlungen mit den Erben schweben. — Ich sah auf diese Zeilen, als läse ich Unverständliches.

Kann es wegen persönlicher Differenzen eine Möglichkeit geben, ein anderes Heim für den Nachlaß des langjährigen Direktors des Weimarer Goethe-Schiller-Archivs zu ersinnen, als dieses selbst? Die Jahre versinken, die mich von jenen Zeiten trennen, da ich als Hoffräulein der Stifterin und ersten Besitzerin dieses Instituts

in Weimar lebte und Bernhard Suphan manchmal täglich aus und ein ging bei mir, und indem ich von jenen Tagen berichte, möchte ich zeigen, wie unnatürlich es wäre, diese Schätze sich an einem anderen Orte zu denken, als wohin sie nach dem ganzen Sein Suphans gehören. Ist es mir doch, als würde der arme, in den letzten Jahren so schwergeprüfte Tote keine Ruhe finden, wenn diese Dokumente seiner Arbeit, seines Fleißes und seiner Vertrauensstellung anderswo bleiben sollten als in dem geheimnisvollen, weißen Gebäude, das hoch hinüber schaut über Weimars Häuser, über Ilmtal und Park, und also nach dem ausgesprochenen Willen seiner Erbauerin auch symbolisch ausdrückt, daß der Stern Schillers und Goethes und aller Denker und Dichter des deutschen Volkes, deren Manuskripte hier ein Asyl finden würden, schweben solle über Weimars klassischen Stätten bis in die fernsten Zeiten!

Diese Zeilen sind geschrieben für Freunde, die da wissen, was das Goethe-Schiller-Archiv ist und wer Bernhard Suphan war. — Als ich im Dezember 1893 meinen Dienst in Weimar bei der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen antrat, war der Direktor Geheimrat Suphan schon mehrere Jahre in seiner Stellung als Verwalter des Goetheschen literarischen Nachlasses, und ich lernte ihn auf einem kleinen Hofdiner bei meiner Herrin kennen. Ich kam vom Lande aus dem tiefsten Hinterpommern, das sich heute Ostpommern nennt, und trat in einen Kreis ein, dessen geistige Interessen durch eine sorgfältige Bildung, die ich sowohl im Elternhause wie im Kaiserin-Augusta-Stift genossen hatte, mir zwar verständlich waren, die aber doch in ihrer Vertiefung und mit dem besonderen Einschlage genauester Goetheforschung und -kenntnisse für mich fesselndes Neuland boten. Aber die Frau Großherzogin Sophie verstand es, ihrer Umgebung den Wunsch einzuflößen, auf jedem Gebiete, das Gegenstand ihres Interesses war, selbst genau unterrichtet zu sein, und ein Wink von ihr an Suphan, „Fräulein von Puttkamer möchte von Ihnen hören und lernen" genügte, um ein Entgegenkommen des gelehrten Herrn der jungen Dame gegenüber hervorzurufen, dem ich eine große Bereicherung meines Wissens verdanke.

Die Geschichte des Goethe-Archivs besteht aus Tatsachen, die jedem gebildeten Deutschen bekannt sein sollten — und doch ist vielen der Name fast noch fremd!

Als der letzte Enkel Goethes starb, vermachte er den gesamten handschriftlichen Nachlaß seines Großvaters nicht dem großherzoglichen Hause von Sachsen oder dem Staate, sondern der ausländischen Fürstin, welche den Thron Weimars zierte und ihn so würdig und echt deutsch vertrat, wie es nur je eine deutsche Prinzessin getan hat. Als Privatbesitz erbte die Frau Großherzogin von Sachsen diese Schätze, und als ihr Privateigentum wollte sie sie angesehen wissen, doch als ein solches, das ihr hohe Pflichten auferlegte. Wörtlich erinnere ich mich der Schilderungen meiner Herrin, wie sie davon erzählte, in welcher Verfassung diese Papiere übernommen wurden. Sie trieben sich auf dem Boden und in verstaubten Ecken, in Kisten und Kasten der Goetheschen Wohnung herum. Waschkorbweise wurden sie zusammengelegt und von der Frau Großherzogin Stück für Stück, Papier für Papier selber geprüft. Mit Vorliebe erzählte sie davon, wie sie jedes einzelne Blatt in die mit schwedischen Handschuhen bekleideten Hände genommen und sich auch auf das peinlichste um den Transport nach den Räumen des Residenzschlosses gekümmert habe, wo die Sachen vorläufig untergebracht wurden. Die Zimmer waren wenig bequem zu erreichen, wurden auch im täglichen Leben bei dem für zwei Hofhaltungen ohnehin nicht zuviel Platz bietenden Schloß sehr entbehrt. Da sogleich ein Gelehrter und mehrere Mitarbeiter zur Sichtung und Bearbeitung des Materials berufen wurden, faßte die hohe Frau im Anschlusse hieran sehr bald den Plan, den kostbaren Dokumenten ein eigenes Heim zu errichten und ein Institut ins Leben zu rufen, welchem, in ihrem Auftrage und von ihr pekuniär auf eigene Füße gestellt, die Aufgabe zuteil werden sollte, nicht nur den Goetheschen Nachlaß für immer zu sichern, sondern auch alle dem

Archiv anvertrauten oder erreichbaren Manuskripte deutscher Denker, Dichter und Geistesheroen aufzubewahren und in treuen Schutz zu nehmen. „Ein Mittelpunkt und Asyl für die geistigen Güter des deutschen Volkes" — so formulierte die Fürstin ihr Vorhaben. Es war ihre Art, von Plänen nichts verlautbaren zu lassen, bevor sie nicht lebensfähig und im Entwurf fertig waren. In diesem Falle jedoch ging sie davon ab, indem sie den von ihr hochgeschätzten Herman Grimm über ihr Vorhaben zu Rate zog. Hier allerdings schien sie zunächst nicht das Verständnis zu finden, das sie erwartet hatte. „Das störte mich nicht, so sehr ich es bedauerte", sagte sie und leitete, ohne weiter davon zu sprechen, alles in die Wege. Der Bauplan wurde schweigend weiter erwogen und das Hauptaugenmerk auf den zu wählenden Platz gerichtet. Inzwischen walteten die Ordner ihres Amtes im Weimarer Schlosse. Loeper und der unvergeßliche Erich Schmidt stellten ihre Kräfte zur Verfügung. Als Nachfolger des letzteren, welcher dem Rufe an die Berliner Universität nachkam, trat der Herderforscher Bernhard Suphan ein, der sich nur „als einen sehr kleinen Mann dem großen Erich Schmidt" gegenüber zu bezeichnen pflegte, dem er und der ihm doch Freundschaft und Treue bis zuletzt hielt. — Das Gleichnis paßte schon äußerlich. Wer die elegante Gestalt Erich Schmidts mit dem klassisch schönen Kopfe gewohnt war zu sehen, seine glänzende und blendende Persönlichkeit, sein sicheres Auftreten, seine Herrenart, — dem erschien der von der Natur nicht ausgezeichnete Gelehrte wohl als ein seltsamer Gegensatz. Aber Suphan wollte auch äußerlich nichts darstellen, er wollte nur forschen, erhalten, dienen. — „Die Frau Großherzogin hat einen alten Nordhäuser zu sich genommen", pflegte er scherzend zu sagen, indem er auf seine Berufung aus Nordhausen anspielte —, „ich bin nur ein einfacher Trunk, kein feiner Likör für Gesellschaften." Er arbeitete mit nie erlahmendem Eifer und weit über seine Kräfte wie ein treuer Fridolin „des Winkes der Herrin gewärtig." Seiner Pflichttreue schien das Kleine groß und das Große klein, durfte er es für sein Archiv oder seine Gebieterin tun. Ob er unermüdlich an der Herausgabe der großen Sophienausgabe wirkte, ob er auf der Suche nach Mitarbeitern oder verborgenen Goetheschätzen unterwegs war, ob es gelang, ganze Nachlässe deutscher Dichter zu erringen oder mit Erich Schmidt gemeinsam die Bedingungen für den Erwerb der berühmten Briefe Goethes an Frau von Stein zu sichern — der Triumph seines Lebens, wie er es bezeichnete —, ob er Lektüre für den Großherzog empfahl, Neuanschaffungen für die Schloßbibliothek von Heinrichau oder gar bloß Bücher für das jüngste bildungshungrige Hoffräulein herausstuchte — immer leitete ihn der Wunsch, der Frau Großherzogin sich nützlich zu erweisen. Dabei ließ er den Gesichtspunkt nie aus den Augen, daß seine Sammel- und Forscherarbeit in Weimar doch im Grunde eine Arbeit sei, welche er der Gesamtheit des deutschen Volkes leistete. Als der Nachlaß Freiligraths von dessen ältester Tochter, Frau Käte Freiligrath-Kroeker, aus London überbracht ward — als Treitschkes Handschriften geborgen wurden, als Ulrike von Levetzow ihre Erinnerungen zusagte —, welche Freudenstunden, welche Gefühle bescheidensten Dankes und bewußten Stolzes gab das! Und reicher Dank wurde ihm. Die Frau Großherzogin von Sachsen war eine Frau realster Tätigkeit. Bei aller Verfeinerung und Hochkultur ihres Geistes lagen ihr im Grunde die praktischen Fragen ihrer umfangreichen Tätigkeit näher als Gelehrtenmühe. Für Bernhard Suphans Arbeit jedoch fand sie stets Zeit — und wie rar und kostbar war dieser Artikel nicht bei der Vielbeschäftigten! Das wußte der engere Dienst am besten. Selbst die kleinsten Fragen von Suphan wurden sofort beantwortet — ich glaube bestimmt, daß sehr wertvolle Aufschlüsse sich in den nachgelassenen Privatpapieren finden werden. Nicht nur, wenn er oben im Archiv am dienstlichen Schreibtisch weilte, auf Reisen und in Urlaubszeiten, in seine Wohnung und nach Berlin folgten ihm die Anweisungen und Zettel oder freundliche private Briefchen der hohen Frau. Denn auch ihre Fürsorge und Teilnahme an den persönlichen Verhältnissen des Professors war stets eine rege

und herzliche. Der früh Verwitwete durfte ihres warmen Interesses gewiß sein. Stand er, der mit den feinsten Listen und zielbewußtesten Überlegungen es vermochte, verborgene literarische Schätze aufzuspüren und heranzuschaffen, doch allen Fragen des täglichen Lebens recht weltfremd gegenüber, und mit Fug und Recht hätte man ihn als das Vorbild des zerstreuten deutschen Professors unserer Witzblätter ansehen können. Das zeigte sich an jenem schönen Sommertage, als er nach einem mehrtägigen Besuche Helgoland verließ, wo die Frau Großherzogin mit Begleitung, zu der ich gehörte, sich befand. Da konnte der Herr Geh. Hofrat nicht abreisen, weil er sowohl Geld wie das damals noch übliche Rundreiseheft in den Tiefen seines schon auf den Dampfer vorausgeschickten Koffers sicher verstaut hatte und nun ratlos von der Helgoländer Landungsbrücke aus dem verschwundenen Portemonnaie und Billett nachsah, bis der Kammerherr ihm das nötige Geld zum Anbooten an die Kobra lieh. Mit welchem herzlichen Vergnügen nahm die Fürstin die Beschreibung dieser Abreise entgegen, dem sich ein fast mütterlich zu nennendes Besorgtsein beimischte! Ganz heimlich und zielbewußt reiften indessen die Pläne, und als es nun wirklich so weit war und der stolze Bau über der Kegeltorbrücke in Weimar in Angriff genommen wurde, habe ich gesehen, mit welcher Sachkenntnis, Ausdauer und größtem Vertrauen die Großherzogin wieder und wieder den Bauplan prüfte und seine Ausführung bis ins Kleinste überwachte. Ich sehe noch mein Erstaunen, wie mit einem recht handfesten rotbraunen En-tout-cas dem Architekten an Ort und Stelle einige einschneidende Änderungen aufgezeichnet wurden. Das war ganz in der ersten Zeit bei einer Ausfahrt — und häufig bezogen sich diese Bestimmungen gerade auf Fragen der Bequemlichkeit für den Direktor des Archivs. Die Ausgestaltung seines Arbeits- und Empfangszimmers war eine der Fürstin besonders liebe Aufgabe; eines Tages kostete sie uns die ganze Zeit, die wir für die ohnehin schon immer knappe Spazierfahrt übrig hatten. Wichtig war alles bei diesem Werk, von der Vitrine an, welche die köstlichen Handschriften barg, bis zu dem Detail des Gartens und jeder Anpflanzung.

Am 28. Juni 1896 stand das Gebäude vollendet da und wurde feierlich seiner Bestimmung übergeben in Gegenwart einer Schar erlesener Geistesgrößen Deutschlands. Vor mir liegt eine wundervoll geprägte, silberne Medaille, die in nur 100 Exemplaren an dem Tage ausgeteilt wurde, und die ich als eine der wenigen teilnehmenden Damen empfangen durfte — sie erweckt die Erinnerung an jenen fabelhaft heißen Tag, der einen Höhepunkt in Weimars geistigem Leben bedeutet. Von den wenigen Exemplaren, die verschenkt wurden, erhielt auch Fürst Bismarck eins. Das Schreiben, in welchem der eiserne Kanzler für dieses Zeichen wohlwollendsten Gedenkens dankte, bereitete der hohen Frau eine besondere Freude. Unter den zahllosen Glückwünschen fehlte auch der von Herman Grimm nicht, welcher der Frau Großherzogin zu dem vollendeten, von ihm einst nicht in seiner vollen künftigen Bedeutung gewürdigten Werke seine Bewunderung und die besten Wünsche aussprach. Der Einweihungstag war der Gipfel in Bernhard Suphans dienstlichem, literarischem und, ich möchte es als eine ihm Befreundete versichern, auch in seinem persönlichen Leben.

Als die Freiherren Ludwig und Alexander von Gleichen-Rußwurm — Schillers Enkel und Urenkel — den schriftlichen Nachlaß des Ahnen als Schenkung der Frau Großherzogin darbrachten und die Marmortafeln, das Ehrendenkmal für die hochherzigen Stifter, enthüllt wurden, als Erich Schmidt die Briefe Goethes an Frau von Stein überreichte, zu deren Erwerb sehr beträchtliche Kosten von Gebern aufgebracht waren, an deren Spitze der Name Kaiser Wilhelms II. sich befand: da war der kleine Professor so bewegt, daß es ihm kaum möglich war, die Tränen zurückzuhalten. Und sein Stolz, als die Schöpferin mit Dankesworten, welche den Aufgaben des Archivs den Weg wiesen, klar und wundervoll, jede einzelne Gabe entgegennahm, kannte keine Grenzen. Was er an jenem Tage der Herrin nun auch öffentlich in seiner Rede zur Übernahme des Baues gelobte: alle seine Kräfte

auch ferner in den Dienst dieser neuen Stätte zu stellen, das hat er gehalten. So treu, daß vielleicht daher eine gewisse Sorglosigkeit in seinen Privatsachen stammt und es hierdurch zu erklären ist, daß er keine klaren Bestimmungen für seine Handschriften getroffen hat. Nun aber sollen Teile seiner Lebensarbeit in alle Winde verwehen, kostbare Papiere Weimar verlassen, die einzig und allein dorthin gehören! Der Mund und die Feder, denen es so oft gelang, die hartnäckigsten Besitzer zur Hergabe seltenster literarischer Schätze zu bereden — sie sind verstummt und können das unerhört Pietätlose dieses Vorganges nicht mehr hindern! Aber wenn es heißt, daß persönliche Differenzen mit der jetzigen Leitung des Archivs die Ursache dafür sind, so ist anzunehmen, daß nicht diese die Schuld hieran trägt. Deutsche Gelehrte pflegen, wenn es sich um Dokumente von Wert handelt, von ihrer Person abzusehen und lediglich den Zweck im Auge zu behalten. Wertvoll aber wird hier wohl alles sein; gewiß findet sich mancherlei Material darunter für die immer noch fehlende, schmerzlich entbehrte Biographie der Frau Großherzogin Sophie selbst. Die jetzigen Besitzer des Suphanschen handschriftlichen Nachlasses sollten keine andere persönliche Rücksicht kennen, als die auf ihn allein. Er würde bedingungslos verlangen, daß seine Papiere dort geborgen werden, wo er, seine Seele und seine Arbeit ein Heim gefunden hatten. Diese überfeinerte Seele eines Kindes, welche, als ihr die schützende und stützende Hand seiner Herrin fehlte, ihren Weg verlor und daher auch in kindlichem Vertrauen es versäumte, ideale Reichtümer zu bergen, deren Bedeutung seine momentan verdunkelte Gemütsstimmung übersah.

In Erinnerung alter Freundschaft und in der ehrfürchtigen Empfindung, welche stets Naturen auslösen, die sich einem Lebensziel ganz, voll und mit Aufopferung alles Eigenen hingeben, möchte ich versuchen, Bernhard Suphans Andenken vor diesem — Mißgriff zu schützen und spreche es hier aus, daß es seinem Wunsch und Willen niemals entsprochen hätte, wenn auch nur ein Jota seiner Handschriften nach auswärts gegangen wäre. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, seine Freunde und die in Betracht kommenden Faktoren noch einmal auf die Gefahr dieser Veräußerung und ihre Pietätlosigkeit aufmerksam zu machen. Wo ein Wille ist, pflegt auch ein Weg sich zu finden — und so ist zu hoffen, daß doch noch diese Handschriften dort enden, wohin sie einzig und allein gehören, weil von dort jede Lebensregung Bernhard Suphans stammte: im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar!

Loffin, Kreis Stolp i. P., den 10. Januar 1914.

Wanda von Puttkamer, geb. v. Puttkamer.

γ. **Des britischen Reiches Schicksalsstunde.** Mahnwort eines Angelsachsen. Von Homer Lea. Aus dem Englischen, und mit einer Einführung von Graf Ernst Reventlow. Berlin, E. S. Mittler. 1913.

Unter dem Titel „The day of the Saxon" hat der Amerikaner Homer Lea, der Verfasser der Schrift „The valor of ignorance", ein zweites Buch ausgehen lassen, das mit dem ersten den Stolz des Angelsachsen auf seine Macht und Kraft als gemeinsamen Grundton hat. Wenn er sich aber in der ersten Schrift an seine Landsleute wandte, um ihnen zu sagen, daß ohne den Geist der Einfachheit und der Verachtung des Reichtums, ohne die Annahme der allgemeinen Wehrpflicht und ohne die Zurückdrängung des Einflusses der Massen auf die auswärtige Politik die Vereinigten Staaten mit Notwendigkeit die Beute des militärisch geschulten Japan werden müßten, so richtet er diesmal an England den Warnruf, auf der Bahn einzuhalten, auf der es dahin gekommen, daß seine Weltherrschaft ein Koloß mit tönernen Füßen ist. Diese Weltherrschaft ist nach Leas Ansicht weniger durch die eigene Tüchtigkeit der Angelsachsen entstanden, als vielmehr „durch die außerordentliche Untüchtigkeit der übrigen Nationen, besonders der europäischen". Jetzt aber ist die Zeit dahin, wo der Brite allein die endlose Wasserwüste befuhr; drei Nationen, die japanische, die russische und die deutsche, drängen aus immer unabweisbarerer Notwendigkeit heraus nach Ausdehnung über den Planeten. Soll das britische Reich, „das größte und lebenswerteste politische Gebilde aller Zeiten", sich dieser Gegner erwehren, so genügt die Flotte nicht mehr; es muß auch ein mächtiges Heer haben, also die allgemeine Wehrpflicht bei sich und in allen Kolonien durchführen. Sonst wird es die Wahrheit des Naturgesetzes an sich erfahren, daß die Starken die Schwachen zu beherrschen bestimmt sind.

ϱω. **Die Nation und die Friedensbewegung.** Von Geheimrat Prof. Karl Lamprecht. Berlin, Verlag der „Friedenswarte". 1913.

Es ist von allgemeinem Interesse, zu hören, was ein Historiker von Lamprechts Rang über die neuerlich stark propagierte Idee des Weltfriedens zu sagen hat. Man hofft, hier ein Urteil zu hören, das aus einem weiteren Gesichtskreis stammt als die oft gehörten Entgegnungen und billigen Verspöttelungen, deren Gegenstand die Friedensidee und die Friedensbewegung sind. Und diese Hoffnung wird durch die zwar sehr knapp gehaltenen Ausführungen Professor Lamprechts erfüllt. Der Verfasser verschmäht es, „allen Trugschlüssen der absoluten Gegner des Pazifismus nachzugehen," und fragt zunächst „nach den Faktoren, denen die Friedensbewegung von heute ihre auch von den Gegnern nicht mehr geleugnete Stärke verdankt". Unter diesen nennt der Verfasser vor allem die neue Schattierung des Patriotismus und des Kosmopolitismus, die sich namentlich in Amerika, England und Frankreich zeigt und bedingt ist durch den modernen Verkehrs- und Handelsapparat, der wichtige soziale, kulturelle und merkantile Fragen nicht mehr nur nach nationalen Gesichtspunkten entscheiden, sondern mehr und mehr die Wünschbarkeit einer internationalen Arbeitsteilung aufkommen läßt. Diese setzt aber im Gegensatz zu dem alten exklusiven und selbstüberhebenden Patriotismus die Vorstellung von der spezifischen Veranlagung der Nationen voraus. In Deutschland treten allerdings dieser Wandlung der Gesinnungen besondere Hindernisse entgegen: durch seine eingeschlossene Lage muß es erfahrungsgemäß auf kombinierte Angriffe gefaßt sein und bedarf darum einer starken Schutzwehr. In der Einrichtung eines Staatenverbandes wie der Dreibund sieht der Verfasser diese verwirklicht. Er glaubt, daß die Erweiterung des Friedensprogramms in der tiefsten Tendenz dieser zentraleuropäischen Beziehungen liegt. Daß der jugendlichen Vormacht Deutschlands, Preußen, der Charakter des Militarismus anhaftet, hält Lamprecht für eine vorübergehende notwendige Entwicklungserscheinung, die in der Geschichte ihre Parallelen hat. Doch darf man hier ruhig die Zeit walten lassen, da „der Militarismus heute vielfach mehr Äußerlichkeiten deckt als lebendigstes Wesen". Weiter bekämpft Lamprecht den Vorwurf, die Friedensbewegung bedrohe die kriegerische Tüchtigkeit und entmännliche die Nation. Im Zeitalter des Sports einerseits und der höchsten Anforderungen an Energie im Berufsleben andererseits hält er die Vorstellung für grotesk, daß nur der Krieg zum Manne bilde. Daß gewisse Eigenschaften, Verachtung des eigenen Lebens, Brutalität, nur im Kriege ganz zum Ausbruch kommen, räumt der Verfasser ein; doch erinnert er daran, daß die geschichtliche Erfahrung einen menschlichen Fortschritt aus der Übung dieser Eigenschaften nicht bestätige. Endlich bemerkt Lamprecht, auf Deutschland hinweisend, daß es für jede Nation förderlich sei, vollen Anteil zu nehmen an den unvermeidlichen Fortschritten im Bereiche des allgemein Menschlichen, damit sich in der Verwirklichung solcher Ideale „die Ingredienzien der Auffassung aller großen Nationen" mischen. Die kurze Broschüre, die, stilistisch betrachtet, ein Schulbeispiel von höchst gedrängter, klarer Gedankenfassung ist, sei zur Lektüre empfohlen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näher es Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aus Natur und Geisteswelt. — Nr. 123, 124: Von Luther zu Bismarck. Zwölf Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Von Prof. Dr. Ottokar Weber. Zwei Bände. Zweite Auflage — Nr. 144: Das Eisenbahnwesen. Von E. Biedermann. Zweite, verbesserte Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. — Nr. 462: Die geistige Kultur der Naturvölker. Von Prof. Dr. K. Th. Preuß. Mit neun Abbildungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1914.

Bardoux. — Croquis d'outre-Manche. Par Jacques Bardoux. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1914.

Berlepsch. — Trinken will ich dein Gold . . . Gedichte von Karl Freiherr von Berlepsch. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1914.

Bleyer. — Friedrich Schlegel am Bundestage in Frankfurt. Ungedruckte Briefe Friedrich und Dorothea Schlegels nebst amtlichen Berichten und Denkschriften aus den Jahren 1815 bis 1818. Von Professor Dr. Jakob Bleyer. München, Duncker und Humblot. 1913.

Burger. — Handbuch der Kunstwissenschaft. Herausgegeben von Privatdozent Dr. Fritz Burger. Lieferung 10—12. Berlin-Neubabelsberg, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. O. J.

Cellarier. — La métaphysique et sa méthode. Par Félix Cellarier. Préface de Emile Boutroux. Paris, Félix Alcan. 1914.

Cid. — Poema de mio Cid. Edición y notas de Ramon Menendez Pidal. Clasicos castellanos. Madrid, ediciones de „La Lectura". 1913.

Clasen. — Der Salutismus. Eine sozialwissenschaftliche Monographie über General Booth und seine Heilsarmee. Von P. A. Clasen. Zweiter Band der „Schriften zur Soziologie der Kultur", herausgegeben von Alfred Weber-Heidelberg. Jena, Eugen Diederichs. 1913.

Disraeli. — Whigs and Whiggism. Political writings. By Benjamin Disraeli. Edited, with an introduction, by William Hutcheson. With illustrations London, John Murray. 1913.

Eichendorff-Kalender für das Jahr 1914. Ein romantisches Jahrbuch. Organ der Deutschen Eichendorff-Gesellschaft. Herausgegeben von Wilhelm Kosch. Fünfter Jahrgang. Regensburg, J. Habbel. 1914.

Epstein. — Hiob. Erzählung aus dem jüdischen Leben. Von Gertrud Epstein. Dresden, Heinrich Minden. O. J.

Essig. — Der Held vom Wald. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Hermann Essig. Stuttgart, J. G. Cotta. 1913.

Eucken. — Zur Sammlung der Geister. Von Rudolf Eucken. Leipzig, Quelle und Meyer. 1913.

Fauconnet. — L'esthétique de Schopenhauer. Par André Fauconnet. Paris, Félix Alcan. 1914.

Finnbogason. — L'intelligence sympathique. Par Gudmundur Finnbogason. Traduit en collaboration avec l'auteur par André Courmont. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1913.

Flur und Kahm. — Wie jede Familie im Eigenhause billiger als zur Miete wohnen kann. Ein Büchlein zum Lust- und Planmachen von Kgl. Bauinspektor F. Flur und Ph. Kahm, Architekt. Mit 160 Abbildungen. 9. Auflage. Wiesbaden, Westdeutsche Verlagsgesellschaft. O. J.

Fould. — Un diplomate au dix-huitième siècle: Louis-Augustin Blondel. Par Paul Fould. Paris, Librairie Plon-Nourrit. 1914.

Francke. — Deutsche und amerikanische Ideale. Von Prof. Dr. Kuno Francke. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Baronin Elvire von Stempel. Berlin, Verlag der „Deutschen Bücherei", Otto Koobs. O. J.

Fraser. — Der Panamakanal. Seine Entstehung und Bedeutung. Von John Foster Fraser. Autorisierte Übersetzung. Mit 2 Karten und 46 Illustrationen nach Originalaufnahmen. Erstes bis zehntes Tausend. Berlin, Vong und Co. O. J.

Frey. — Neue Gedichte. Von Adolf Frey. Stuttgart, J. G. Cotta. 1913.

Fribourg. — Les questions actuelles et le passé (1913). Par André Fribourg. Paris, Librairie Alcan. 1914.

Goethe. — Goethes sämtliche Werke. Propyläen-Ausgabe. Fünfundzwanzigster Band. München, Georg Müller. O. J.

Hamann. — Die deutsche Malerei im 19. Jahrhundert. Von Prof. Dr. Richard Hamann. Mit 257 Abbildungen. Leipzig, B. G. Teubner. 1914.

Hasse. — Nikolaus von Kues. Von lic. theol. Karl Paul Hasse. Zweiter Band der „Religion der Klassiker". Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb. 1913.

Hauser. — Der liebe Augustin. Altwiener Schelmenroman. Von Otto Hauser. Stuttgart, Adolf Bonz und Co. 1913.

Herzog. — Ralf Waldo Emerson. Von Johannes Herzog, Stadtpfarrer in Eßlingen. Vierter Band der „Religion der Klassiker". Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb. 1913.

Hirschfeld. — Überwinder. Drama in vier Aufzügen. Von Georg Hirschfeld. Universalbibliothek Nr. 5622. Leipzig, Philipp Reclam jun. O. J.

Huggenberger. — Bauernland. Erzählungen von Alfred Huggenberger. Mit Zeichnungen von Rudolf Münger und Einleitung von Dr. Kuno v. d. Schalk. Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1913.

Kauders. — Spiel der Gestaltung. Roman. Von Walter Kauders. Zweite Auflage. Berlin, Prometheus. 1914.

Kautzsch. — Der internationale Tabaktrust — eine internationale Gefahr. Von Dr. von Kautzsch. 1. Heft der „Wirtschaftswissenschaftlichen Zeit- und Streitfragen". Herausgegeben vom Vorstande der soziologischen Gesellschaft in Berlin. Leipzig, Wilhelm Opetz. 1913.

Kipling. — Spiel und Gegenspiel. Von Rudyard Kipling. Einzige berechtigte Übersetzung von Ellen Eidlitz und Kurt Felix. 1.—5. Tausend. Berlin-Charlottenburg, Vita Deutsches Verlagshaus. O. J.

Kleiber. — Studien zu Goethes Egmont. Von L. Kleiber. Berlin, Reinhold Kühn. 1913.

Kohut. — Friedrich der Große. Studien und Skizzen. Von Dr. Adolph Kohut. Breslau, Walter Markgraf. 1913.

Kohut. — König Maximilian II. von Bayern und der Philosoph F. W. J. von Schelling. Von Dr. Adolph Kohut. Mit einem Bilde Maximilians II. und dreizehn bisher ungedruckten Briefen. Leipzig, Walter Markgraf. 1914.

Kühnemann. — Vom Weltreich des deutschen Geistes. Reden und Aufsätze von Eugen Kühnemann. München, C. H. Beck. 1914.

Landsberg. — Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Zeit. Herausgegeben von Hans Landsberg. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1913.

Lehmann. — Sören Kierkegaard. Von Prof. D. Dr. Edward Lehmann. Achter und neunter Band der „Klassiker der Religion". Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb. 1913.

Lenz. — Kleine historische Schriften. Von Max Lenz. Zweite, vermehrte Auflage. München, R. Oldenbourg. 1913.

Lienert. — Bergdorfgeschichten. Von Meinrad Lienert. Frauenfeld, Huber und Co. 1914.

Leune. — Une revanche une étappe. Avec les Grecs, de Paris à Salonique par Athènes et la Macédoine. Campagne de 1912. Par Jean Leune. Préface de M. Gaston Deschamps. Paris, Librairie Chapelot. 1914.

Leuthold. — Gesammelte Dichtungen. Von Heinrich Leuthold. In drei Bänden. Eingeleitet und nach den Handschriften herausgegeben von Gotfried Bohnenblust. Mit drei Bildnissen und zwei Faksimiles. Frauenfeld, Huber und Co. 1914.

Masaryk. — Rußland und Europa. Studien über die geistigen Strömungen in Rußland. Erste Folge: Zur russischen Geschichts- und Religionsphilosophie. Soziologische Skizzen. Von Th. G. Masaryk. Erster Band. Jena, Eugen Diederichs. 1913.

Minnich. — Die Sängerin. Schauspiel in drei Akten. Von Sergius Minnich. Leipzig, Bruno Volger. 1913.

Morawitz. — Fünfzig Jahre Geschichte einer Wiener Bank. Vortrag, gehalten in der Gesellschaft österreichischer Volkswirte anläßlich des fünfzigjährigen Bestehens der Anglo-österreichischen Bank. Wien, Hugo Heller und Co. 1913.

Most. — Bevölkerungswissenschaft. Eine Einführung in die Bevölkerungsprobleme der Gegenwart. Von Dr. Otto Most. Sammlung Göschen Nr. 696. Leipzig, G. J. Göschen. 1913.

Müller. — Fröhliches aus dem Kaufmannsleben. Von Fritz Müller. Mit Schattenrissen von Wilhelm Nepfold. Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1913.

Müller. — Das Recht bei Richard Wagner. Von Georg Müller, Oberlandesgerichtsrat. Berlin, Carl Heymann. 1914.

Münsterberg. — Wandlungen im Handel. Von Otto Münsterberg-Danzig. Lissa i. P., Oskar Eulitz. 1914.

Nogaro et Oualid. — L'évolution du commerce du crédit et des transports depuis cent cinquante ans. Par B. Nogaro et W. Oualid. Avec 28 gravures dans le texte. Histoire universelle du travail. Paris, Librairie Félix Alcan. 1914.

Olschki. — Der ideale Mittelpunkt Frankreichs im Mittelalter in Wirklichkeit und Dichtung. Von Privatdozent Dr. Leonardo Olschki. Heidelberg, Carl Winter. 1913.

Osborne. — Die Gefahren der Kultur für die Rasse und Mittel zu deren Abwehr. Gemeinfaßlich dargestellt von W. Osborne. Würzburg, Curt Kabitzsch. O. J.

Ostertag. — Friedrich der Große. Von Pfarrer Dr. Heinrich Ostertag. Fünfter Band der „Religion der Klassiker". Herausgegeben von Prof. Lic. Gustav Pfannmüller. Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb. 1913.

Padovan. — Naufraghi e Vittoriosi. Episodi di uomini celebri. Di Adolfo Padovan. Milano, Ulrico Hoepli. 1914.

Paulhan. — Les types intellectuels. Esprits logiques et esprits faux. Par Fr. Paulhan. Deuxième édition. Paris, Félix Alcan. 1914.

Penennrun. — 40 jours de guerre dans les Balkans. La campagne Serbo-Bulgare en juillet 1913. Par Alain de Penennrun. Paris, Librairie Chapelot. 1914.

Penn. — Früchte der Einsamkeit. Von William Penn. (1693, 1718.) Ins Deutsche übertragen von Siegfried Grafen v. Dönhoff. Mit einem Begleitworte von Professor Schröer. Heidelberg, Carl Winter. O. J.

Peukert. — Erinnerungen eines Proletariers aus der revolutionären Arbeiterbewegung. Von Josef Peukert. Berlin, Verlag des sozialistischen Bundes. 1913.

Philippovich. — Nikolaus von Philippovich. Das Leben und Wirken eines österreichischen Offiziers. Mit 15 farbigen und 17 Schwarz-Weiß-Zeichnungen. Wien, Gerold und Co.; Tübingen, J. C. B. Mohr. 1913.

Poincaré. — Wie Frankreich regiert wird. Gemeinfaßlich dargestellt. Von Raymond Poincaré, Präsident der französischen Republik. Berlin, Erich Reiß. 1913.

Portius. — Schachspielkunst. Von K. J. S. Portius. Dreizehnte, vermehrte und verbesserte Auflage von Dr. Hermann v. Gottschall. Mit vielen Textabbildungen. Leipzig, J. J. Weber. 1913.

Presber. — Vom Weg eines Weltkindes. Ein Buch Sprüche von Rudolf Presber. Zweite Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

Preyer. — Lebensänderungen. Das Problem der Veränderungen lebender Strukturen. Von Dr. A. Th. Preyer. Leipzig, Th. Grieben (L. Fernau). 1914.

Property, its duties and rights; historically, philosophically and religiously regarded. Essays by various writers. With an introduction by the bishop of Oxford. London, Macmillan and Co. 1913.

Quantin. — La Corse. La nature, les hommes, le présent, l'avenir. Par Albert Quantin. Paris, Librairie académique Perrin et Cie. 1914.

Reik. — Arthur Schnitzler als Psycholog. Von Dr. Theodor Reik. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Reuter. — Fritz Reuters Briefe. Gesamtausgabe in einem Bande. Herausgegeben von Otto Weltzien. Mit einer Wiedergabe des Reuter-Denkmals in Stavenhagen. Leipzig, Hesse und Becker. O. J.

Rodocanachi. — Les monuments de Rome après la chute de l'empire. Par E. Rodocanachi. Le colisée, le panthéon, le mausolée d'Auguste, basilique de Constantin, théatres, arènes. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1914.

Rosenfeld. — Die doppelte Wahrheit mit besonderer Rücksicht auf Leibniz und Hume. Von Dr. J. Rosenfeld. Bern, Scheitlin und Co. 1913.

Rosenkranz. — Das Buch der Witze. Von Hermann Rosenkranz. Dresden, „Die Sonne", Belletristische Verlagsanstalt. O. J.

Schaub. — Gerhart Hauptmann. Versuch einer Charakteristik. Von Heinrich Maria Schaub. Köln, J. W. Boisserée. 1914.

Schmidt. — Der Männerchor auf natürlicher Grundlage. Herausgegeben von Dr. Heinrich Schmidt. Nach einer Abhandlung über Stimmbildung von Heinrich Frankenberger. München, R. Oldenbourg. O. J.

Schmitz. — Das Land der Wirklichkeit. Französische Gesellschaftsprobleme. Von Oskar A. H. Schmitz. München, Georg Müller. 1914.

Schmitz. — Das Land ohne Musik. Englische Gesellschaftsprobleme. Von Oskar A. H. Schmitz. München, Georg Müller. 1914.

Sonntag. — Mark von Babrings Freundinnen. Roman von Hedwig Sonntag. Dresden, „Die Sonne", Belletristische Verlagsanstalt. O. J.

Sorge. — Frauenlieder. Von Marie Sorge. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

Standinger. — Individuum und Gemeinschaft in der Kulturorganisation des Vereins. Erster Teil: Formen und Schichten, dargestellt am Werdegang der musikalisch-geselligen Organisation. Zweiter Teil: Schichten und Welten heutiger Zeit. Erster Band der „Schriften zur Soziologie der Kultur". Herausgegeben von Alfred Weber-Heidelberg. Jena, Eugen Diederichs. 1913.

Storm. — Theodor Storms Sämtliche Werke. Band 9: Spukgeschichten und andere Nachträge zu seinen Werken. Mit Erlaubnis der Erben des Dichters herausgegeben von Fritz Böhme. Braunschweig, George Westermann. 1913.

Stryk. — Über Freiheit. Von Gustav von Stryk. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1913.

Svensson. — Nonni. Erlebnisse eines jungen Isländers, von ihm selbst erzählt. Von Jón Svensson. Mit 12 Bildern. Freiburg i. Br., Herder. O. J.

Törngren. — L'évolution de la Russie pendant les années 1904—1907. Par Dr. Adolf Törngren. Traduit du Suédois par Frédérique Pluche. Paris, Librairie Plon. 1914.

Traumann. — Goethes Faust. Nach Entstehung und Inhalt erklärt von Ernst Traumann. In zwei Bänden. Zweiter Band: Der Tragödie zweiter Teil. München, C. H. Beck. 1914.

Trotha. — Halali! Roman von Wilhelm v. Trotha. Dresden, „Die Sonne", Belletristische Verlagsanstalt. O. J.

Tyrolt. — Vom Lebenswege eines alten Schauspielers. Von Dr. Rudolf Tyrolt. Wien, Schwarella und Heyck. 1914.

Valentich. — Einsame Lieder. Von Ludwig Valentich. Dresden, „Die Sonne", Belletristische Verlagsanstalt. 1913.

Wagner. — Richard Wagners gesammelte Schriften und Dichtungen in zehn Bänden. Herausgegeben, mit Einleitung, Anmerkungen und Registern versehen von Wolfgang Golther. Mit 24 Beilagen in Kunstdruck und zwei Faksimilebeilagen. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong und Co. O. J.

Walz. — Der Kanari und andere kleine Sachen. Von Gallus Walz. Buchschmuck von Ernst Georg Ruegg. Zürich, Arnold Bopp und Co. O. J.

Welcker. — Zoegas Leben. Von Friedrich Gottlieb Welcker. Zweiter Teil. Band IV der Klassiker der Archäologie, im Neudruck herausgegeben von Hiller von Gaertringen, G. Karo, O. Kern, C. Robert. Halle a. S., Max Niemeyer. 1913.

Wieland. — Wielands gesammelte Schriften. Herausgegeben von der Deutschen Kommission der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Erste Abteilung: Werke. Zehnter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1913.

Wilbois. — Les nouvelles méthodes de l'éducation. L'éducation de la volonté et du cœur. Par J. Wilbois. Paris, Félix Alcan. 1914.

Wisser. — Plattdeutsche Volksmärchen. Ausgabe für Erwachsene. Gesammelt und bearbeitet von Wilhelm Wisser. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

Wittner. — Drei Frauen. Das Liebesleben Napoleons. Roman. Von Doris Wittner. Leipzig, Grethlein und Co. O. J.

Woermann. — Erlebtes und Erschautes. Ausgewählte Gedichte aus fünf Jahrzehnten von Karl Woermann. Dresden, L. Ehlermann. 1913.

Zenker. — Der Parlamentarismus, sein Wesen und seine Entwicklung. Von Ernst Viktor Zenker. Wien, A. Hartlebens Verlag. 1914.

Zeromski. — Auf dem Heidehügel. Gedichte. Von Anna von Zeromski. Leipzig, Xenien-Verlag. 1914.

Zschimmer. — Philosophie der Technik. Vom Sinn der Technik und Kritik des Unsinns über die Technik. Von Eberhard Zschimmer. Jena, Eug. Diederichs. 1914.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.158

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY